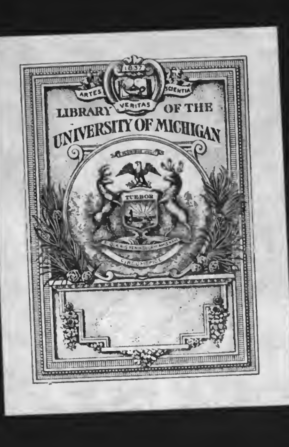
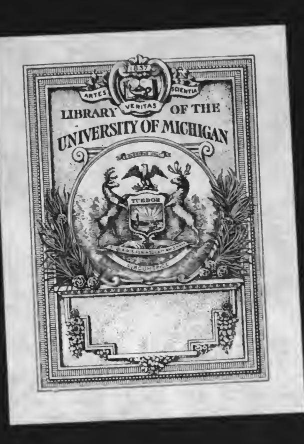
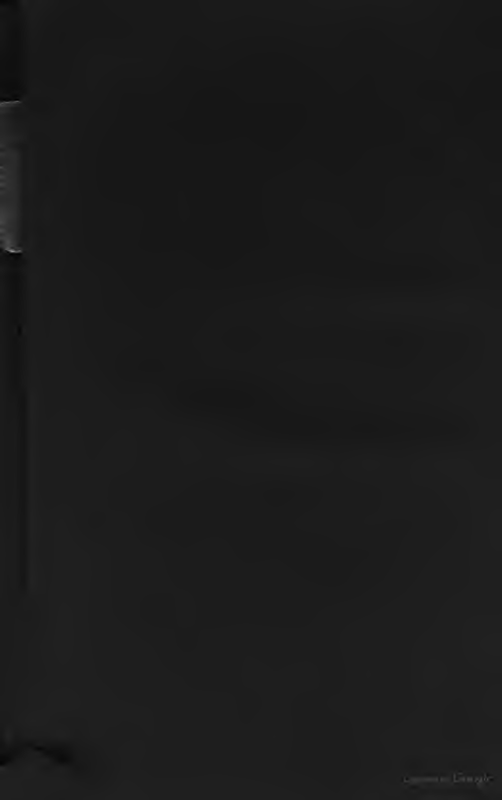

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Allgemeine

Kulturgeschichte

von der Urzeit

bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Zweiter Band.

Die Hellenen und Römer und ihr Machtgebiet.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1877.

Kulturgeschichte

der

Hellenen und Römer

und ihres Machtgebietes

bis zum

Siege des Christentums.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Ist die Leier Apollons das Symbol des Griechentums, so mögen wir in Schwert und Wage das Wahrzeichen der Römer erkennen. Durch die Gewalt der Waffen arbeiten sie sich empor, erst zum Bundeshaupt ihres Stammes, dann zur Führerschaft Italiens, dann zur Beherrschung der Erde. . . . . . Wenn der Grieche das Gute in der Form des Schönen, in der natürlichen Harmonie des Geistigen und Sinnlichen erstrebt, so sollte dem Römer das Sittliche und das Nützliche identisch sein.

Carriere.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1877.

Inhalt.

Erstes Buch.

Der Hellenen Land und Volk.

Zweites Buch.

Die hellenischen Staaten.

Drittes Buch.

Die hellenische Religion.

Viertes Buch.

Das geistige Schaffen der Hellenen.

Fünftes Buch.

Die Reiche Alexanders und seiner Nachfolger.

Sechstes Buch.

Das alte Italien und die Römer.

Siebentes Buch.

Das römische Weltreich.

Achtes Buch.

Das Christentum.

Erstes Buch.

Der Hellenen Land und Volk.

Erster Abschnitt.

Land und Leute.

A. Die Pindos-Halbinsel und ihre Inseln.

Hellas! Welcher Zauber von Schönheit der Natur und der Kunst ist für den fein fühlenden, wie für den tief denkenden Menschen in diesem klangvollen Namen geborgen! Welcher überwältigende Schatz von Weisheit und welche ergreifende Macht der Freiheits- und Vaterlandsliebe verschwistert und verbindet sich mit der Begeisterung für das Schöne im Geiste des Hellenenvolkes! Hier unter wundervollem Himmel, wo das Land reicher an Meer und das Meer reicher an Land ist als irgendwo auf der Erde, hier im Mittelpunkte des Festlandes, das „die alte Welt" heißt, hier zeigen sich die ersten und ältesten Spuren einer Geschichte und einer höhern Bildung in jenem Inbegriffe von reichgegliederten und schön geformten Halbinseln des nordwestlichen Asien, welcher aus Rücksicht auf den in seinem Umfange errungenen Grad geistiger Bildung der Menschheit zum eigenen Erdtheil Europa erhoben worden. Und kein Theil dieses schicksalreichen Länderbaumes ist durch manigfache Gliederung so sehr geeignet, ein Bild desselben im Kleinen darzustellen, wie gerade jenes sein ältestes Kulturland Hellas, das gleich ihm als eine Ansammlung von Halbinseln und Inseln, von Buchten und Binnenmeeren erscheint. Hellas ist ein Europa im Kleinen, wie es auch das Eingangsthor unseres Erdtheiles aus Asien und aus Afrika's einzigem Kulturland am Nil bildet. Dies herrliche Land umfaßt zwar im hergebrachten geographischen und geschichtlichen Sinne nur die südliche Abtheilung oder Hälfte der östlichsten von Europas drei großen südlichen Halbinseln; aber

als kulturgeschichtliches und selbst zeitweise politisches Ganzes schließt es das gesammte sogenannte ägeische Meer ein, mit allen Küstenländern und allen Inseln desselben, welche letzteren gleich denen des Großen Oceans ihre Abstammung als Bergkuppen eines vom Meere überschwemmten Landes nicht verleugnen können, so daß Kleinasien, dessen westliche Uferländer in kulturgeschichtlicher Beziehung zu Hellas gehören, auch geographisch einst mit diesem zusammengehangen haben muß. Passen ja jetzt noch beide Ufer des Bosporos sowol, wie des Hellespontos so genau zusammen, daß das sie trennende Wasser mehr einem Strom als einer Meerenge gleicht und die Propontis als ein kleinerer, der Norden des ägeischen Meeres aber als ein größerer See erscheint, während im Archipelagos der Kykladen und Sporaden von Wasserfläche kaum mehr die Rede ist und Kreta nebst Kythera, Karpathos und Rodos in schön geschwungenem Bogen gleichsam eine Nehrung vor dem Haff des „kretischen Meeres" bilden. So gibt es in dem ganzen Umkreise von Land und Wasser zwischen den ionischen Inseln und Phrygien, wie zwischen Kreta und Thrake, wol kaum ein Fleckchen, selbst in den scheinbar weitesten nassen Theilen, von welchem aus nicht Land gesehen wird, von welchem aus die nächste Küste nicht in kurzer Zeit erreicht werden kann. Auch in der Geschichte hat sich die Zusammengehörigkeit beider Ufer des Ägeus-Meeres stets bestätigt. Die Bewohner der einen Seite waren mit denen der andern stets in engerm Verkehr, als mit denen des Hinterlandes. Kolonien wurden von der einen auf die andere Seite gesandt und wirkten mit ihrer Kultur wieder auf die erste zurück. Mächtige Herrscher, welche auf der einen Seite walteten, suchten stets auch die andere zu besitzen, so Xerxes von Osten, so Alexander von Westen her. Und nachdem es dem Letztern gelungen, gelang es auch den Späteren, den Römern von Westen und den Türken wieder von Osten her, und wenn der Letzteren unausweichliches Verhängniß einst geschlagen hat, so werden zuverlässig ihre Nachfolger von Westen her auch Kleinasien wieder dem natürlichen Ganzen einverleiben.

So liegt denn die Eigentümlichkeit der hellenischen Kultur, soviel auch diese von der morgenländischen geborgt und gelernt hat, gegenüber der letztern in dem Umstande begründet, daß Hellas kein Stromthal bildet, gleich den orientalischen Kulturstaaten, sondern daß die Stelle eines Stromes und seiner Nebenflüsse hier von Buchten, Straßen und Binnenmeeren eingenommen wird. Diese „thalattische" statt einer „potamischen" Gestaltung begründet Manigfaltigkeit in der Einheit und Einheit in der Manigfaltigkeit und setzt an die Stelle der Monotonie eines Stromthales die Harmonie grünender Gestade und weißschäumender blauer Meereswellen. Diese Harmonie wäre aber nicht vollständig, wenn das vom Meer umflossene und in dasselbe verstreute Land eben wäre, wie etwa die Korallen-Eilande der Südsee. Das ist vielmehr gerade

das Imposante und den Sinn der Bewohner für Schönheit Nährende in den Landschaften aller hellenischen Gestade, daß sie von hochragenden Gebirgen, mit lieblichen Thälern dazwischen, erfüllt sind. Es gibt hier nirgends, wie im Nordosten Europa's, Ebenen, auf denen keine Erhöhung wahrgenommen wird; selbst auf den Meerflächen wird das Auge überall durch ragende Höhen erquickt, deren Zacken den tiefblauen Horizont manigfach zeichnen.

Die Berghöhen des asiatischen Theiles von Hellas im weitern Sinne (Mysien, Lydien und Karien, mit ihren aiolischen, ionischen und dorischen Küsten) sind bereits (Bd. I. S. 561) genannt. Im europäischen Theile, welcher seine etwas schwankende nördliche Grenze gegen Makedonien und Illyrien (die erst in später Zeit in den hellenischen Kulturkreis eintreten) etwa unter dem vierzigsten Grade nördlicher Breite hat, bildet der nördlich mit dem Haimos (Balkan) lose zusammenhängende Pindos, von Norden nach Süden ziehend, gewissermaßen den Rückgrat des Landes und sendet nach Osten und Westen gleichsam Rippen an das Meeresufer. So, von Norden her, zuerst ostwärts die kambunischen Berge, die mit ihrer Fortsetzung, dem gegen 10,000 Fuß hohen Götterfitze Olympos, Makedonien vom alt- und rein hellenischen Thessalien trennen. Der Haupttheil dieser Landschaft, das Kesselthal des Peneios, im Hintergrunde vom Pindos und dessen nächster östlicher Verzweigung, dem Othrys eingeschlossen, hat eine Verbindung mit dem Meere nur durch das gefeierte enge Tempe-Thal, aus welchem der Peneios abfließt, indem er sich zwischen dem Olymp und dessen südöstlicher Fortsetzung, der Reihe des Ossa und Pelion, seinen Ausweg bahnt. Die westlichen Rippen des Pindos in Epeiros haben keine hervorragenden Namen, wie denn überhaupt die hellenische Abdachung zum ionischen Meere in ihrem Antheile an der Kultur des Landes weit hinter der östlichen, gegen die Inselwelt und Asien hin offenen zurückgeblieben ist. Unter dem 39. Breitegrade nimmt der Pindos eine südöstliche Richtung an und bildet den Gebirgsknoten des Oita, der im engen Thermopylen-Passe das Meer berührt, und welchen das Spercheios-Thal vom Othrys trennt, wie im Westen das Acheloos-Thal vom akarnanischen Vorgebirgslande, während die Zweiggebirge Panaitolikon und Korax in Aitolien und bei den ozolischen Lokrern das Euenos-Thal einschließen. Weiter nach Südosten setzt sich der Oita in dem 7500 Fuß hohen schneebedeckten Parnassos durch Phokis, im Helikon und Kithairon durch Boiotien, im Parnes, im marmorreichen Brilessos-Pentelikos und Hymettos und im silberhaltigen Laurion durch Attika bis zum Vorgebirge Sunion fort, welche Landschaften eine Halbinsel zwischen dem Euripos einer- und dem korinthischen und saronischen Meerbusen andererseits bilden, eine Halbinsel, welche die Hauptsitze des religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Hellas umschließt. Bewässert

von den beiden Kephisos, dem phokisch-boiotischen, der im Altertum nur theilweise im Sumpfe Kopais versiegte, theilweise aber unterirdisch in den Euripos abfloß, und dem attischen, der nebst dem Ilissos die Stätte der höchsten hellenischen Blüte benetzt, entsendet jene Halbinsel zwischen den beiden genannten Meeresbuchten den Istmos von Korinth nach der inselartigen und platanenblattförmigen Halbinsel Peloponnesos (Pelops-Insel), welche mit ihren manigfaltigen Gegensätzen das Kulturbild der oben genannten Landschaften vervollständigt und nahezu abschließt. Ein gegen Westen sich senkendes Plateau — Arkadien — nimmt die Mitte ein, im Norden getrennt durch die Kyllene und den Erymanthos von Achaia, dem Uferlande des korinthischen Busens, im Westen den Alpheios nach Elis und Triphylia in's ionische Meer sendend, nach Süden durch den über 7000 Fuß hohen Ausläufer Taygetos die zackigen Landschaften Messenien und Lakonien (das breite Eurotas-Thal) scheidend, im Osten durch das Gebirge Parthenion von Kynuria und der an das gegenüberliegende Attika erinnernden Halbinsel Argolis abgeschlossen.

Um diese reichgegliederten Festlandstheile scharen sich die griechischen Inseln in schönem Kranze. Gleichlaufend mit der boiotisch-attischen Halbinsel erstreckt sich weiter nordöstlich, durch den Euripos von ihr getrennt, Euboia, eigentlich eine Fortsetzung der thessalischen Ossa-Pelion-Kette, die sich wieder in den nördlichen Kykladen, Andros, Tenos, Mykonos fortsetzt, wie Attika in den mittleren Keos, Syros, Paros, Naxos u. s. w. und Argolis in den südlicheren Melos, Thera u. s. w. Abgerissene Theile der Westküste sind die ionischen Eilande: Korkyra, Leukas, Kephallenia, Zakynthos, solche der hellenisch-asiatischen Küste Kos, Samos, Chios, Lesbos; Lemnos ein Mittelglied zwischen der thrakischen Halbinsel am Hellespont und der chalkidischen mit ihren drei Zacken und dem hohen Athos. Die kretische Insel mit ihren Fortsetzungen ist bereits genannt.

Die Halbinsel des Balkan und Pindos hat, weil dem durch seinen Golfstrom Europa erwärmenden Ocean die fernste und den von Nordwinden gepeitschten asiatischen Steppen die nächste, ein weit weniger mildes K l i m a als die der Apenninen. Das südliche Hellas hat seine Isothermen mit dem mittlern und nördlichen Italien gemein, während die nördlicheren Landschaften, Makedonien und Thrake, das Klima von Mitteleuropa haben. Eigentlich südliche Vegetation, wie sie ganz Italien schmückt, hat Griechenland nur vom 39. Grade südwärts, die hohen Berggegenden immerhin ausgenommen. Nur da gedeihen Wein, Ölbaum, Feigen (besonders in Attika), Reis, Baumwolle, in Argolis und auf den Kykladen auch Orangen, Citronen, Dattelpalmen. Die Berge und das nördlichere Thessalien-Epeiros nähren nur Buchenwälder, freilich immergrüne, und unser Getreide. Doch ist überall in Hellas, mit Ausnahme nebelreicher Berggegenden in Arkadien und im Pindos, der Himmel klar und tiefblau und stralt von demselben am Tage die Sonne warm,

wie Nachts die Sterne wunderhell leuchten. Wind und Wetter sind nur in kurzer Winterszeit lästig und stürmisch und dann von letzteren der Südsüdost (*Φοινιxίας*, Scirocco) und der Südsüdwest (*Λίψ*) von großer Gewalt und bisweilen verheerend; aber die „Etesien" sind regelmäßig und daher der Schifffahrt günstig und trotz ihrer Heftigkeit, welche die Meereswogen hoch aufbäumen macht, nicht gefährlich. Außerdem sind die Winde lau und kühlend, das Meer mild und überhaupt die Naturbeschaffenheit im Ganzen von einer ruhigen Harmonie, welche die Erziehung des hellenischen Volkes zur Weisheit und Schönheit ungemein befördern mußte. Der im eigentlichen Hellas durch den gebirgigen Boden herbeigeführte Mangel an einer das Volk hinlänglich nährenden Fruchtbarkeit wurde durch das östliche (asiatische) Hellas und die übrigen hellenischen Kolonien ersetzt, welche die Kornkammern des Mutterlandes wurden. Aber auch an Brennholz und an Wasserquellen hatte Hellas Mangel, während zugleich im Sommer wenig Regen fiel und die Flüsse versiegten, — und so war demnach von der Natur dafür gesorgt, daß die Menschen in diesem Lande arbeiten und sich rühren mußten, um sich nähren zu können und dadurch verhindert wurden, in Unthätigkeit zu verkommen und in selbstgenügsamer Stabilität der Nachwelt unnütz zu werden.

B. Herkunft und äußere Erscheinung des Volkes.

Über das Verhältniß der Hellenen zu den übrigen Völkerzweigen der großen indogermanischen Familie gibt es zwar sehr verschiedene Ansichten; die meiste Wahrscheinlichkeit hat aber diejenige für sich, welche das genannte Volk in engere Beziehung zu den alten Bewohnern Italiens setzt, als zu anderen Völkern. Hierfür spricht schon die bedeutende Nähe der Länder, in welchen sich Hellenen und Italer niedergelassen haben, zweier Halbinseln von ähnlicher Richtung und nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, — noch mehr aber die innige Verwandtschaft der Sprache, an welcher kein drittes indogermanisches Volk in diesem Grade Antheil nimmt*). Beide Völker haben dieselben Namen für die zum Ackerbau, Mahlen, Weben, Schmieden gehörenden Gegenstände, für Wein (*οἶνος* = vinum) und Öl (*ἔλαιον* = oleum), für die Gottheit des Herdfeuers (Hestia = Vesta) u. s. w., sowie dieselben Gesetze der Wortbeugung, des Geschlechterunterschiedes und der Betonung.

Die Ahnen der Völker, welche wir im Altertum als Bewohner der Haimos- und der Apenninen-Halbinsel finden, sind daher wahrscheinlich als ein Volk aus Mittel- nach Vorder-Asien gekommen. Als der Punkt, auf welchem sie sich von den übrigen Indogermanen trennten,

*) Curtius, Griech. Gesch. I. S. 16 ff.

scheint das Kernland Kleinasiens, Phrygien angenommen werden zu sollen, dessen Sprache der griechischen näher verwandt ist, als irgend einer andern. Von hier aus müssen erst die nachherigen Italer und dann später ein Theil der nachherigen Griechen nach Europa herüber gewandert sein. Ein Theil, sagen wir; denn es scheint wol unzweifelhaft, daß die asiatischen Hellenen nicht aus Europa herübergekommen, sondern in Asien zurückgeblieben sind, d. h. in ihrem Grundstocke, die späteren Kolonisationen in geschichtlicher Zeit natürlich abgerechnet. Diese theilweise Auswanderung über den griechischen See, „ägeisches Meer“ genannt, zog sich durch Jahrhunderte fort. Die in Asien Bleibenden vom phrygisch-griechischen Volksstamm erhielten verschiedene Namen, wie Tyrrener, Leleger, Dardaner (s. Bd. I. S. 566), und weiter nördlich, mit Verzweigung nach dem nichtgriechischen Europa, Myser und Thraker. In Lydien gehörte jenen Stämmen das Reich der Tantaliden am Sipylos an. Dagegen waren es vorzugsweise die ältesten Ansiedler auf der Pindos-Halbinsel, welche den Namen der Pelasger erhielten; die ihnen später dahin folgenden sind die eigentlichen Hellenen*). Zwar galten Jene Diesen immerfort als ihre Ahnen und Vorgänger, aber mit der Zeit verschmolzen beide Theile zu einem einzigen Volke unter dem letztern Namen. Schon früh jedoch zerfiel dasselbe in mehrere deutlich geschiedene Stämme, und das gemeinsame, charakteristische Eigentum, das es in seiner edeln, vollen, kräftigen und höchst bildungsfähigen Sprache besaß, in ebensoviele Dialekte oder Mundarten. Die Hauptabtheilungen sind die der Dorier und der Ionier. Jene sprachen knapper, voller und rauher, Diese leichter, breiter und wolklingender. Was nicht zu diesen beiden Hauptgegensätzen gehörte, faßte man unter dem Namen des Aiolischen zusammen, ohne daß es durchgreifende gemeinsame Eigenschaften besaß. Es scheint, daß die Ionier und Dorier diejenigen Stämme waren, welche sich am eigentümlichsten entwickelten und einen besonders ausgeprägten Charakter gewannen, während die sog. Aiolier dem Urstamme der vereinigten Griechen und Italer am treuesten blieben und am wenigsten deutliches Stammgepräge erhielten, so daß sie sich hier mehr den Ioniern, dort mehr den Doriern näherten, im Ganzen aber mehr den Letzteren, indem die Ionier sich weiter von dem gemeinsamen hellenischen Volkscharakter entfernten als die übrigen Stämme.

Die frühe Scheidung der Dorier und Ionier rührt ohne Zweifel von verschiedenen Wegen her, welche ihre Vorfahren aus Asien nach Europa genommen. Den Weg der Dorier kennt man; sie kamen im Anfange der geschichtlichen Zeit von Norden her, aus Makedonien und Thessalien nach dem eigentlichen Hellas, sind also gewiß den Landweg,

*) Curtius a. a. O. S. 32. 33.

über eine der Meerengen, Bosporos oder Hellespont gewandert. Die Verbreitung der Jonier über die Inseln des ägeischen Meeres von Lydien nach Attika zeigt, daß der Seeweg der ihrige war. Dafür spricht, daß die Inseln des Archipelagos schon in der Zeit vor Homer ionische Kulte und entschieden ionische Sitten und Gebräuche hatten, als dies in Attika noch nicht der Fall war. Die Jonier waren die ältesten Einwanderer in Hellas und gehören daher in ihren älteren Ansiedelungen zu den Pelasgern. Während diese Wanderungen über das Meer im Gange waren, fand auf die Griechen bedeutende Einwirkung statt von Seite der den Archipelagos schon früh zu Zwecken des Handels und — Seeraubes besuchenden Phöniker (Bd. I. S. 450). Zuerst war dies in Asien, später aber auch in Europa der Fall. Dort besaßen ja jene Seefahrer bereits Stammverwandte, wie die Kiliker, die Solymer in den Gebirgen ob Lykien, wahrscheinlich auch die Lyder (Bd. I. S. 567), und mit der Zeit gaben ihre Ansiedler durch Vermischung mit den arischen Bewohnern neuen Völkern, wie den Karern das Dasein. Durch sie wurden die asiatischen Griechen zu so gewandten Seefahrern, daß sie später ihre Lehrmeister überflügeln konnten. Ja sie wetteiferten mit denselben schon anderthalb Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Beherrschung der östlichen Mittelmeerküsten, und die ägyptischen Denkmäler nennen die Leka (Lykier), Tursa (Tyrrener), Pelashas (Pelasger), Hanebu (Jonier?) u. a. als Eindringlinge im Delta, sogar als Söldner der Faraonen von der neunzehnten Dynastie. So wurden die Griechen schon früh den Semiten bekannt und von ihnen Javan (Jonier, *Ἰάωνες*) genannt*). Und wenn die späteren Griechen ihre ältesten Kulturbringer, einen Kekrops als Ägypter, einen Kadmos als Phöniker darstellten, so zeigt dies, daß schon in alten Zeiten durch die im Morgenlande sich herumtummelnden Griechen dortige Kultur in die neuen Ansiedelungen der Pindos-Halbinsel gebracht wurde, die aber bereits entschieden griechisch gefärbt war. Denn die Griechen haben keine wollüstige Astarte, keine steife Hathor oder Nebti, sondern eine entzückende, reizvolle Aphrodite. Kanaaniter waren wol als Kaufleute in Hellas, aber, weil auch Seeräuber, nur widerwillig und endlich gar nicht mehr geduldet; Staaten haben sie so wenig dort gegründet, wie ihre klotzigen und kinderfressenden Götzen in deren orientalischer Gestalt eingeführt. Allerdings sind die Götter der ursprünglich monotheistischen Griechen, wie wir später sehen werden, vielfach Übersetzungen der morgenländischen Gestalten in's schönere Hellenische, aber von den Hellenen selbst in Hellas heimisch gemacht, und nur vereinzelte Spuren deuten auf unmittelbare phönikische Einwirkung im Götterdienste.

Der älteste griechische Kulturplatz in Europa ist wahrscheinlich das

*) Curtius a. a. O. S. 40 f. u. 626 (Note 18).

an seinem Busen so günstig gelegene Argos mit seiner Umgebung (Tiryns, Mykenai u. s. w.), die Herrschaft der sagenreichen Danaer. Mit ihnen wetteifern an Alter einerseits die Leleger in Lakonien, anderseits die Minyer in Boiotien, besonders in den beiden Orchomenos, in der Seefahrt wie im Städtebau erfahren und Erbauer des unterirdischen Kephisos-Abflusses*). Nach ihnen kommen, mit besonders starker semitischer Einwirkung, die kadmeischen Thebäer im östlichen Boiotien. Weit ausgebreitetere Sitze hatten aber in grauer Zeit schon die, nach ihrer Kultur zu schließen, aus Lydien herübergekommenen Achaier, und zwar zuerst an den Meeresküsten und auf den Inseln, doch nicht als Volksmasse, sondern als mächtige Herrscher, so namentlich in Thessalien zwischen Oita und Othrys (Phthiotis), von weit größerer Bedeutung aber in der nach ihrem Ahnen Pelops benannten Peloponnesos, besonders in Argolis, wo sie die Danaer unterwarfen, wie sie später auch in Lakonien und Messenien herrschend wurden. Neben diesen Stämmen wohnten seit unbekannter Zeit Ionier an den Küsten zu beiden Seiten des saronischen Busens, auf der Insel Aigina und im jetzigen Achaia.

Eine völlige Umgestaltung in dieser Landesvertheilung wurde hervorgerufen durch Einwanderungen von Norden her, also derjenigen Stämme, welche aus Asien kommend den Landweg eingeschlagen hatten. Zuerst geschah dies aus Epeiros, wo um das älteste griechische Orakel zu Dodona eine uralte Kultur blühte und der älteste Name der griechischen Stämme seine Heimat hat; Gräker (*Γραῖκοι*) hießen sie dort und unter diesem Namen waren sie auch den Italern bekannt; auch der spätere Name des Volkes wurde dort zuerst gehört: die Priester und Vornehmen hießen *Ἕλλοι* oder *Σελλοι* und das Land nach ihnen Hellas (Hellopia)**). Die Züge der Gräker gingen zunächst nach Thessalien hinüber, wo sie die aiolische Bevölkerung unterjochten und sich selbst Thessaler nannten. Ein Theil der Unterworfenen floh darauf; es waren die Boioten, deren Zufluchtsort in Südosten dann ihren Namen erhielt: Boiotien, wo nun vor ihnen die Minyer und Kadmeer nach Attika und der Peloponnesos entwichen. Ein zweiter Stamm, welcher dem neuen Joche in Thessalien durch Auswanderung entging, waren die Dorier, deren Sitzwechsel nun die folgenreichsten Veränderungen in Hellas veranlaßte. Ein erster Ruhepunkt war das kleine Bergländchen zwischen Oita und Parnassos, das nun den Namen Doris erhielt. Hier gründeten sie einen neuen Kulturkreis, den des Orakels von Delphoi; aber die neue Heimat ward ihnen mit der Zeit zu eng, und sie brachen daher, auf alte Sagen ihr Herrscherrecht über die Peloponnesos stützend,

*) Curtius a. a. O. I. S. 76 ff.
**) Curtius a. a. O. S. 92.

nach dieser auf und eroberten sie nach und nach zum größern Theile. Nur Arkadien blieb den alten pelasgischen Bewohnern. Elis kam unter die Herrschaft einwandernder Aitoler; Triphylia fiel den Minyern zu. Aber Argolis, Lakonien und Messenien wurden dorische Staaten. Die Achaier mußten ihre bisherige Herrschaft aufgeben und sich nach der Küstengegend am korinthischen Golf zurückziehen, die seitdem nach ihnen Achaia hieß. Dort verdrängten sie die bisherigen ionischen Bewohner, die nun ihrerseits nach Attika auswanderten und hier wieder wegen Übervölkerung theils Weiterzüge nach Euboia und den Kykladen, theils sogar eine große Rückwanderung nach den ältesten ionischen Sitzen in Süd-Lydien und Nord-Karien veranlaßten. Ebenso wanderten damals noch weitere griechische Schaaren nach Asien aus, und zwar Aiolier nach Mysien und Nord-Lydien und Dorier nach Süd-Karien, Letztere aber auch nach den Inseln Kythera, Kreta, Karpathos, Rodos u. a., welche sie völlig in Besitz nahmen. Diese Wanderungen, welche die Bevölkerung Griechenlands und seiner asiatischen Schwesterlande bis zum Verluste seiner Unabhängigkeit feststellten, fanden in der Zeit von 1124 bis 1044 vor Chr. statt*). Schon als die Dorier im alten Doris saßen, sammelten sie die umliegenden Stämme von Delphoi bis zum Olympos unter dem Namen der Hellenen um sich, und als sie in die Peloponnesos einwanderten, verbreiteten sie denselben auch über dieses Land. Seitdem wurden die Hellenen immer mehr zu einem Volke, doch nicht so, daß sie es zu gemeinsamen politischen Einrichtungen brachten, sondern einerseits in der Liebe zum Vaterlande und anderseits in den Errungenschaften ihrer Kultur: in übereinstimmender Sitte und Religion und in gleichmäßigem Wirken für Kunst und Wissenschaft.

Dies war schon durch den geographischen Zusammenhang ihres Wohngebietes und durch ihre Stammes- und Sprachverwandtschaft bedingt. Es waren dies natürliche Grundlagen der Notwendigkeit regen Zusammenwirkens. Eine nicht unwichtige Frage ist dabei die Volkszahl zur Zeit ihrer Blüte und Unabhängigkeit. Man ist hier fast nur auf Vermutungen und im besten Falle auf Schätzungen aus der Zahl der Wehrmannschaft angewiesen. Man glaubt, die Peloponnesos habe zwei Millionen Einwohner gehabt. Nordgriechenland hatte, aus seiner Geschichte zu schließen, wol ungefähr ebensoviel und die sehr stark bevölkerten Inseln gewiß die Hälfte, ganz Hellas also etwa fünf Millionen**).

*) Curtius a. a. O. und Zeittafel, S. 1.

**) Curtius, Griech. Gesch. II. S. 50. Jetzt hat das Gebiet des alten Hellas:

1.	Königreich Griechenland	1,458,000
2.	Vilajet Janina (Epeiros und Thessalien)	711,250
3.	„ Kreta	200,000
4.	„ der Inseln des Weißen Meeres	431,200
		2,800,450

Ein untrügliches Zeichen nationaler Einheit der Hellenen war auch ihre in den Hauptzügen ähnliche äußere Erscheinung und Lebensweise.

Die persönliche Erscheinung der Hellenen kennen wir aus den unsterblichen Schöpfungen ihrer bildenden Kunst. Sie waren von mittlerer Größe und Stärke, nicht fett und fleischig, harmonisch gestaltet; sie hatten einen schön gerundeten Kopf, eine mittelhohe Stirne, große Augen, eine gerade Nase, einen feinen Mund, elastische Glieder, gerade Haltung. Sie hielten in höchstem Maße auf Schönheit und waren stolz darauf, ein schönes Volk zu sein. Befördert wurde diese Eigenschaft namentlich durch große Reinlichkeit. Bäder gehörten zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Hellenen. Sie waren daher auch im Ganzen gesund und erreichten ein hohes Alter; namentlich waren Schriftsteller von achtzig bis hundert Jahren nicht selten. Neben der Schönheit war ihnen die Freiheit das Höchste und nichts so verhaßt wie die Knechtschaft und sklavischer Sinn. Aus diesen Eigenschaften entwickelte sich notwendig die Leichtigkeit, mit welcher sie das Schönste und Freieste aus den Kulturkreisen des Morgenlandes auffaßten und eigentümlich verarbeiteten, die Vollkommenheit, welche sie durch diese Gaben in der Kunst und in der Philosophie errangen und der hohe Grad von Kultur, durch den sie den Europäern und deren Kolonien bis auf den heutigen Tag die gefeiertsten Vorbilder geblieben sind. Daneben waren die Hellenen aber auch ein reges und fleißiges Handelsvolk, welches in dieser Eigenschaft den Phönikern über den Kopf wuchs und das gesammte Mittelmeer besiedelte. Aber während sie den Verkehr mit keinem fremden Volke scheuten, vergaßen sie doch nie, Alle Barbaren zu nennen, welche außerhalb des geweihten Kreises hellenischer Kultur blieben, ja sogar nicht selten die Angehörigen eines Stammes (z. B. die Athener) ihre eigenen Landsleute andern Stammes. Und bei dieser Selbstüberhebung sind dann auch die Schattenseiten des Charakters der Griechen nicht außer Acht zu lassen. Die abstoßendste derselben ist der Mangel an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Schon in den ältesten Zeiten wurde der „Dulder“ Odysseus, der sich durch List und Lügen aus allen Nöten zu retten wußte, als nationaler Held gefeiert und Schlauheit, ja in Sparta sogar Diebstahl, bei welchem solche bewiesen wurde, galt als lobenswert. Nicht zu reden wie man denkt, war bei den Griechen nicht tadelnswert, sondern ein Gebot der Klugheit. Dieser Grundfehler hatte denn auch die Folge, daß das allen Menschen und allen Völkern angeborene Streben nach Besitz und Macht in Hellas zu einer maßlosen Habsucht und Ehrsucht wurde, welcher man sich ohne Gewissensbisse hingab und der man ohne Rücksicht auf das Wol der Mitmenschen und Landsleute nachjagte. Ränke bezeichnen die ganze politische Geschichte der Griechen und ein Staat suchte den andern zu überlisten und dadurch zu unterjochen, bis ihm selbst das nämliche Schicksal widerfuhr. Doch ist nicht

zu verkennen, daß durch diesen Ehrgeiz auch Kunst und Wissenschaft gehoben wurden, deren Jünger durch Hingabe an diese Leidenschaft die höchsten Stufen geistiger That erklommen.

Harmonisch mit der körperlichen Schönheit und geistigen Freiheit der Hellenen stimmte die die erstere mehr hervorhebende als verhüllende, und die letztere verbildlichende Tracht und Kleidung. Dieselbe war vor allem durch das milde Klima des Landes auf die größte Einfachheit angewiesen. Da Schönheit etwas gewöhnliches bei den Hellenen war, so bedurften sie in dieser Hinsicht keiner Nachhilfe durch die Kleidung und den Schmuck. Zudem erlaubte das Klima meistens auch, völlig unbekleidet sich im Freien aufzuhalten, und die Griechen hatten von Schamhaftigkeit ganz andere Begriffe als wir. Diese Tugend hing für sie mit dem Sehenlassen irgend welcher Körpertheile durchaus nicht zusammen; die Menschen sahen daher dort von Jugend auf in der Nacktheit etwas ganz natürliches und selbstverständliches, und Niemand stieß sich daran, den Körper so zu sehen, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen war. Allerdings galt dies unbedingt blos von Männern und Kindern; nicht weil das weibliche Geschlecht etwa andere Begriffe von Schamhaftigkeit gehabt hätte als das männliche, sondern es war dies in der Stellung der Frauen begründet, welche ja auch im Hause eingezogener lebten als die Männer. Die Töchter durften daher, als ausschließlich den Eltern, und die Frauen als ausschließlich den Männern gehörend, ihre Reize nicht öffentlich zur Schau tragen; die Männer gehörten der Welt an und durften es. Doch geschah dies in der Regel in vollem Maße nur bei den Kampfspielen, wo es als eine unumgängliche Notwendigkeit betrachtet wurde.

Die griechische Tracht war in ihrer Gesammtheit darauf eingerichtet, dem Körper volle Freiheit zu gewähren und ihn in keiner Weise zu belästigen. Nichts lag eng an, nichts hing schwer um die Glieder, keine knappen Schuhe verursachten Hühneraugen und verkrüppelten die Zehen. Die Hellenen hatten und brauchten keine Schneider und Schneiderinnen; denn sie trugen nur ganze Stücke Zeug, wie sie vom Weber kamen, die mit Gewandtheit um sich zu werfen und in Falten zu legen sie bei Zeiten lernten. Der Stoff der Kleidung war bei den Doriern vorzüglich Wolle, bei den Joniern Leinwand, und zwar im Winter von dichterm, im Sommer von leichterm Gewebe. Die Frauen kleideten sich außerdem auch in Byssos, einen aus Pflanzenfasern gefertigten Stoff, wahrscheinlich der Baumwolle verwandt, in „amorgische Gewänder" aus feinem Flachs, der Mousseline oder dem Battist ähnlich, erst in spätester Zeit auch in Seide. Solche feinere Gewebe gehören überhaupt erst einer verfeinerten Zeit an; sie machten auch die weibliche Schamhaftigkeit wieder zur Täuschung, indem sie durch ihr enges Anschmiegen an den Körper das, was sie verhüllen sollten, nur noch herausfordernder

und berückender durchschimmern ließen. Was die Farbe betrifft, so trugen sich namentlich die Frauen vorherrschend weiß; doch kamen auch die verschiedensten Farben, mit Vorliebe indessen heitere solche zur Anwendung. Männer dagegen waren öfter in dunkle Farben gekleidet.

Auf dem Körper unmittelbar trugen beide Geschlechter den Chiton, ein längliches Stück Zeug, das um den Leib gelegt, auf der Schulter mit Spange oder Knopf und um die Hüfte mit Gürtel oder Band festgehalten wurde. Von Ärmeln war dabei keine Rede, wenn nicht, was nicht allgemein geschah, welche angefügt wurden. In Athen und dem asiatischen Ionien war der Chiton bis auf Perikles länger als im übrigen Griechenland; später wurde die kürzere dorische Form herrschend. Frauen trugen ihn länger, meist bis zu den Füßen, doch konnte er durch den Leibgurt aufgeschürzt und verkürzt werden. Arbeiter und Sklaven trugen einen Chiton, der den rechten Arm und die rechte Brust, zum Zwecke freierer Bewegung, unbedeckt ließ. Ja der längere „Doppel-Chiton" der Frauen späterer Zeit ließ sogar oft an der ganzen einen Seite herunter, oder wenigstens an einem Theile derselben den nackten Leib sehen. Über dem Chiton wurde oft ein kürzeres Obergewand, Diploïs oder Diploïdion, getragen und bildete mit jenem den anmutigen Faltenwurf, welcher den Stolz der griechischen Schönen und Stutzer ausmachte und den zu regeln man kleine Gewichte an den Zipfeln der Kleidungsstücke anbrachte. Ein umfangreicheres Obergewand, ebenfalls aus einem länglich-viereckigen Stücke Zeug bestehend, war das Himation, das über die Schulter geworfen, mit dem linken Arm am Körper festgehalten wurde und die rechte Seite, doch in der Regel mit Ausnahme des Armes, vollkommen einhüllte. Frauen waren von dem Himation oft vollkommen nonnenartig, sogar über den Kopf bis auf das Gesicht, verhüllt; als eleganter galt aber auch bei ihnen die Form, welche den rechten Arm freiließ. Kleiner waren der mantelartige Tribon der dorischen Jünglinge und Männer und die Chlamys, welche aus Makedonien und Thessalien in Attika als Reise- und Kriegermantel Eingang fanden.

Aus dem Osten kam nach Hellas die Sitte, Stickereien auf den Gewändern anzubringen, deren Gegenstand mit Vorliebe Sterne und Blumen oder auch verzierte Linien bildeten. Besonders reich geschmückt waren die den Göttern dargebrachten Gewänder, πέπλοι genannt (Bd. I. S. 314). Nur in Sparta enthielt man sich aller Ausschmückung und that sich sogar darauf gut, recht schäbig und zierlos aufzutreten.

Kopfbedeckungen trugen die Griechen im gewöhnlichen Leben nicht. Auf Reisen und Jagden dagegen diente die κυνῆ, eine Kappe aus Thierfell oder der πῖλος, eine Art Hut aus Filz, oder die sog. phrygische Mütze, oder die helmartige wollene oder lederne Mitra, oder der niedere breitkrempige Hut, πέτασος, welchen auf Abbildungen Kastor und Hermes (dieser geflügelt) trugen. Bei Frauen kam nur auf Reisen

der Petasos vor. Das Haar wurde in Hellas den Knaben und den Sklaven kurz geschnitten; freie Männer trugen es kürzer oder länger, je nach Neigung und Mode; nur Stutzer gefielen sich in langen wallenden Locken. In älterer Zeit, bis zu den Perserkriegen, band man das Haar auf dem Scheitel in einem Knoten oder Büschel verschlungen und mit einer Haarnadel in Form einer Zikade befestigt. Der Bart wurde bis auf Alexander den Großen wachsen gelassen und in Locken gelegt oder gestutzt; erst nachher kam das Rasiren in Übung. Dem weiblichen Kopfhaar wurde außerordentliche Sorgfalt zutheil und eine Menge von verschiedenen Arten der Flechten- und Lockenanordnung war in Gebrauch, welche fast sämmtlich bei uns, in Nachahmung der Hellenen, noch vorkommen. Brenneisen, Salben und Öle waren zur Herstellung des Hauptschmuckes im Gebrauche, in Sparta aber durchaus verpönt.

Fußbekleidungen wurden im Hause gar nicht getragen, zum Ausgehen aber meist blose Sandalen, mit Riemen zierlich befestigt; doch wurden mit der Zeit die Riemen breiter und nach und nach kamen so erst theilweise, dann ganze Schuhe und endlich auch Stiefel aus Leder oder Filz in Aufnahme. Unter den Schmuckgegenständen spielten Kränze die bedeutendste Rolle. Den Kranz aus natürlichen Blumen trugen Bräutigam und Braut, Opfernde und Zechende beider Geschlechter, die Sieger im Wettkampfe, die Archonten im Amte, die Redner vor der Volksversammlung, und die Todten im Grabe. Mit Zunahme des Aufwandes kamen goldene, kunstvoll gearbeitete Kränze, Blumen und Genien darstellend, anstatt der natürlichen in Gebrauch. Nur Frauen trugen Diademe, Ohrringe, Ohrgehänge, Arm- und Fußknöchelringe, Spangen und Fibeln verschiedener Art, meist aus Gold. Männer bedienten sich der Fingerringe zum Schmuck und zum Sigeln des Petschafts aus geschnittenen Steinen gefertigt, und zwar aus Edel- oder Halbedelsteinen, mitunter auch unächten. Frauen trugen bei großer Hitze und bei Festen Sonnenschirme, auch Fächer, und benutzten zur Toilette Schminken, sowie Spiegel aus blank polirter Bronze, oft mit reichverziertem Griff. Stöcke führten ältere Männer zur Stütze, jüngere aus Übermut. Zierlicher war das Skeptron, das die Richter und die Redner trugen.

C. Die Häuslichkeit der Hellenen*).

Über die Wohnungen der Griechen in ihrer ältesten Zeit sind wir nicht unterrichtet, ausgenommen was diejenigen der Fürsten und Volkshäupter, die eigentlichen Paläste betrifft. Ein solcher Palast, wie z. B.

*) Arthur Winckler, die Wohnhäuser der Hellenen, Berlin 1868.

der des Odysseus auf Ithaka, nach den Schilderungen der Odyssee, war nebst den dazu gehörigen Ställen, Scheuern und anderen Wirtschaftsgebäuden, u. a. auch Mühlen, von einer Mauer mit Zinnen umgeben, die in bergigen Gegenden wegen der starken, alles niederwerfenden Stürme aus ungeheuern Steinblöcken (Kyklopenmauern), sonst aber aus Lehmziegeln bestand. Den Zugang von der Straße bildete das Hofthor (πρόθυρα), auf dessen beiden Seiten steinerne Sitzbänke angebracht waren. Der Raum innerhalb der Mauer zerfiel in den Wirtschaftshof (αὐλή) und die Wohngebäude (δόμοι), welche wieder aus der Männer- und der Frauenwohnung (μέγαρον und θάλαμος) bestanden. Mitten im Hofe stand ein Altar des Zeus als Schützers der Gehöfte, dessen Priester der Hausherr war. Die dem Eingange gegenüberliegende Männerwohnung hatte ein Vorhaus (πρόδομος) und dieses wieder eine Vorhalle, die als Beratungsplatz diente, und von welcher Treppen zu abgesonderten Vorgemächern erwachsener Söhne des Hauses, z. B. des Telemachos, führten.

Der Männersal, in den man aus dem Vorhause kam, war sehr geräumig und diente als Speise-, Unterhaltungs- und eigentlicher Wohnraum. Man denke sich das Treiben der Freier auf Ithaka und deren Schießübungen, was gewiß eines weiten Platzes bedurfte. Erhellt war dieser auf Säulen ruhende und mit Nischen versehene Raum der Sommerhitze wegen spärlich, blos durch hoch angebrachte Lichtöffnungen mit verschließbaren hölzernen Läden. An den mit Metallplatten geschmückten Wänden waren die Waffen aufgehängt. Der Fußboden war mit bunten Steinen ausgelegt. Bei reichen Fürsten gab es vergoldete Thürflügel an silbernen Pfosten auf eherner Schwelle, mit goldenem Ringgriff. Ja der Palast des Phaiakenherrschers Alkinoos wird von Homer völlig märchenhaft ausgeschmückt, mit goldenen Bildsäulen, die leuchtende Fackeln in den Händen trugen.

Hinter dem Männersale, der kein höheres Geschoß hatte und ein flaches Dach trug, auf dem man frische Luft schöpfte, — befand sich die Frauenabtheilung. Es wäre durchaus falsch, dieselbe mit dem asiatischen Harem zu vergleichen; im letztern befanden sich Sklavinnen, im griechischen Frauenhause aber geehrte Frauen, welche die Sitte der Hellenen eben deshalb vom öffentlichen Leben abhielt, damit sie in demselben die edle Sitte des Hauses nicht verlören und ihrem wahren Berufe, den häuslichen Herd zu schmücken, treu blieben. Der Thalamos bestand aus zwei Stockwerken. Im untern, dem Erdgeschoß, war der große Arbeitssal, wo die Frauen webten und spannen, und an den Wänden desselben zu beiden Seiten lagen abgesonderte Gemächer für die weibliche Dienerschaft. Im Hintergrunde aber befand sich in der Mitte das Ehegemach, bei Odysseus um einen mächtigen Ölbaum herum gebaut, das er selbst auszimmerte und den abgehauenen und geglätteten Stamm selbst zum

Bettgestell bearbeitete, das mit Gold, Silber und Elfenbein verziert und mit purpurbesetzten Ledergurten umspannt wurde. Auf beiden Seiten des Ehegemaches lagen die Waffenkammer und die Schatzkammer; letztere war, wie die noch vorhandenen des Atreus in Mykenai und des Minyas in Orchomenos zeigen, gewölbt, sehr fest und die Mauern mit Erz bekleidet. Im obern Geschosse schliefen die Töchter des Hauses und ihre Wärterinnen, im Palaste des Priamos dessen Söhne und Töchter mit ihren Ehehälften; auf Ithaka schlief und arbeitete dort die züchtige Penelopeia an ihrem Gewebe, während der vielgereiste Gatte ferne war. Hinter dem Frauenhause wurde der Hof zum bäume- und blumenreichen Garten, in dem erfrischende Quellen sprudelten. Eine Küche hatte das homerische Anaktenhaus nicht; sowol im Männer- als im Frauensale selbst wurden für das betreffende Geschlecht die Speisen bereitet.

Das hellenische Wohnhaus der geschichtlichen Zeit war in den älteren Perioden, etwa bis zu den Perserkriegen, höchst einfach und schmucklos. Künstlerische Zierde war allein den Tempeln und Heiligtümern gestattet und es galt als Profanation, wenn es die Privathäuser ihnen hätten gleich thun wollen. In Sparta sollten nach des Lykurgos Gesetzen die Thüren nur mit der Säge zubereitet, die Deckbalken nur mit der Axt zugehauen sein. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. aber, als der alte Götterglaube reißend abnahm, hörten die religiösen Bedenklichkeiten auf und man machte sich kein Gewissen mehr daraus, in verschwenderischer und prachtvoller Ausstattung der Wohnhäuser mit den heiligen Gebäuden zu wetteifern. Während der athenischen Hegemonie und des peloponnesischen Krieges galt dies indessen in Attika vornehmlich von den Landhäusern, welche die Bürger zum gewöhnlichen Aufenthalte den Stadtwohnungen vorzogen, in denen wegen der Nähe der Tempel die alte Sitte noch beobachtet werden mußte. Hier waren die Häuser eng und unansehnlich und unregelmäßig gebaut, so daß die einen weiter in die Straßen vorragten als die andern, ja sogar die oberen Geschosse über die unteren vorhingen, während die nach außen sich öffnenden Thüren und außen hinaufführenden Treppen den Verkehr störten, so daß Athen im eigentlichen Altertum nichts weniger als eine schöne Stadt genannt werden konnte. Es zählte damals zehntausend Häuser, und diese waren entweder Besitz einer einzigen Familie, *οἰκίαι*, oder von Mehreren zusammen gemietet, *συνοικίαι*. Mit der Vermietung befaßten sich besondere Unternehmer, *ναύκληροι*, was notwendig war, da die in das Bürgerrecht nicht Aufgenommenen, *μέτοικοι*, auch keinen Grundbesitz erwerben durften. Die Stadthäuser bildeten in den Straßen ununterbrochene Reihen; von einander waren sie nur durch Mauern getrennt, die zum Zwecke heimlichen Verkehrs leicht durchbrochen werden konnten; so waren auch die flachen Dächer der Häuser miteinander in Verbindung. Gebaut wurde theils

in Holz*), theils in Fachwerk, welch letzteres mit mehrfarbigem Stuck beworfen wurde. Die Hauseinrichtung im Einzelnen ist noch Gegenstand mancher Meinungsverschiedenheiten unter den Altertumsforschern, so namentlich die Beschaffenheit des Haupteinganges, *πρόθυρον*, der wahrscheinlich in den besseren Häusern, die wir hier allein berücksichtigen, zwar nicht in die Straße vorsprang, aber eine Art kleiner Vorhalle mit Säulen bildete. Zu seinen beiden Seiten befanden sich Hausheiligtümer und davor in der Straße steinerne Hermesbilder. In der Hinterwand des Prothyron lag die Hausthüre, *αὔλεια*, darüber eine Inschrift stand, z. B. „dem guten Geschicke", oder: „kein Schlechter trete ein". Der Thürverschluß bestand in einem Querriegel, der von einem Pfosten zum andern reichte und außen war bei den Joniern ein Klopfer angebracht, während bei den Doriern der Besucher um Einlaß rief. Mittels eines Bolzens, *βάλανος*, der die Stelle unserer Schlüssel vertrat, konnte man den Riegel der fast stets verschlossenen Thüre auch von außen öffnen. Durch die Hausthüre kam man in die Hausflur (*θυρωρεῖον*), in welcher ein Heiligtum des Hermes zum Schutze gegen die Diebe stand, und auf deren beiden Seiten theils die Wohnung des Thürhüters, theils Läden eingerichtet waren, und dann in den Säulenhof der die ganze vordere Hälfte des länglich viereckigen Hauses einnehmenden Männerwohnung (*ἀνδρωνῖτις*); derselbe war von den Männergemächern und Speichern umgeben, in seiner Mitte hatte er den Altar des Hausschützers (*Ζεὺς ἑρκεῖος*) und er diente zu Unterhaltungen und Spielen. In späterer verfeinerter Zeit enthielt die Andronitis auch einen Speisesal, eine Konversationshalle (*ἐξέδρα*), eine Bibliothek und eine Pinakothek. Hinter dem Säulenhofe lag der Männersal, Andron, im Mittelpunkte des Hauses, und in dessen Mitte stand dessen höchstes Heiligtum, der Altar der Hestia. Hier fanden die Gastmäler statt. Zwischen dem Andron und der seitwärts gelegenen Küche führte ein Gang, *μέταυλος* oder *μέσαυλος*, nach der Frauenabtheilung, *γυναικωνῖτις*. Auch diese bestand aus einer Säulenhalle und den selbe umgebenden Frauengemächern, deren eines, im Hintergrunde, das eheliche Schlafgemach, *θάλαμος*, war, worin die Ehe- und Zeugungsgötter ihre geweihte Stätte hatten, zugleich aber auch die Schatzkammer, in welcher die Kostbarkeiten, *κειμήλια*, des Hauses in wolverschlossenen Kisten und Kasten aufbewahrt

*) Irrtümlich ist die Hypothese Klenze's (s. Winckler a. a. O. S. 76) von einem Zusammenhange der Holzbaukunst in den Alpen mit derjenigen der Griechen und Etrusker. Diese Holzbauten im sog. Schweizerstil kommen ausschließlich und allein bei deutscher Bevölkerung vor. Die romanischen Alpenbewohner, die doch allein mit den Italern und Griechen verwandt sind, wohnen, wie man in der Schweiz sehen kann, sobald man die Grenze der frühern Verbreitung des Romanischen, das jetzt bedeutend südlicher gewichen ist, überschreitet, in Steinhäusern, die oft wie Schwalbennester übereinander geschichtet sind, ganz wie die Städtchen der Apenninen und Pyrenäen.

wurden. In reichen Häusern dienten aber diesen beiden Zwecken ohne Zweifel verschiedene Räume. Dahinter lagen die Arbeitssäle für Weberei und Spinnerei, aus welchen in Mitte der hintersten Hauswand eine Thüre in den Garten führte, der meist dem Küchenbedürfniß diente, aber auch Blumenbete und Lustplätzchen enthielt. Hatte das Haus auch ein oberes Stockwerk, so diente dies der Dienerschaft und den Gästen zur Wohnung. In weniger begüterten Häusern war die Gynaikonitis im obern Stockwerke, die Andronitis im Erdgeschoß. Unter den Gemächern befanden sich Keller zur Aufbewahrung der Lebensmittel und Getränke.

Die Wände der Gemächer waren blos mit Kalkanwurf bekleidet, der Fußboden gestampfte Erde. In späterer Zeit aber, in Athen namentlich seit Alkibiades, kamen Gemälde und Statuen, gemalte Wände und Decken und Mosaikböden, noch später, seit Alexander dem Großen, Fußteppiche, Thürvorhänge und Draperien mit Stickereien zwischen den Säulen in Aufnahme. Zwischen den Gemächern befanden sich theils verschließbare Thüren, die in wichtigeren Fällen auch versiegelt wurden (doch weiß man nicht bestimmt wie), theils Vorhänge. Schlüssel gab es von den verschiedensten Formen, auch den unsrigen ähnliche, mit wunderlichen Bärten. Luft und Licht drangen meist durch Öffnungen von oben her in die Wohnräume; seltener kommen Fenster vor, welche durch gitterartige Holzläden verschlossen wurden. Der Rauch ging wahrscheinlich durch eine Öffnung im Dache ab. Die Heizung, soweit sie nötig war, bewerkstelligte man durch tragbare Heizapparate, später durch Kohlenbecken. Ungewiß ist die Art und Weise, wie es sich mit den Aborten verhielt. Wahrscheinlich war es wie noch jetzt im Süden Europa's, wo man keine besonderen Räumlichkeiten dafür hat, sondern sich großer Gefäße bedient und diese auswärts ausleert, während das gemeine Volk die Sache noch einfacher besorgt.

Da Athen, welches in der Zeit seiner höchsten Blüte kaum mehr als hunderttausend Einwohner gehabt haben kann, nicht nur die größte griechische Stadt war, sondern ihr auch keine andere an Größe nahe kam, so fehlte das eigentliche Großstadtum, wie es Ägypten, Mesopotamien und Rom hatten, Indien, China und das moderne Europa und Nordamerika haben, den Griechen vollständig, was für ihre Kulturentwickelung von großer Bedeutung war, indem diese sich mehr in die einzelnen Landschaften vertheilte, statt an einem riesigen Mittelpunkte sich anzusammeln und die Außengegenden verwaist zu lassen.

In den Geräten zum Gebrauche im häuslichen Leben der Hellenen und zur Ausschmückung ihrer Wohnungen erblicken wir, nach dem zu schließen, was davon erhalten ist, zugleich eine Veredlung der ägyptischen und assyrischen Formen und zugleich die Grundlage und das Vorbild aller entsprechenden Leistungen des neuern Europa.

Wir beginnen mit den als Stütze des Körpers dienenden Geräten

und zwar vorab mit den zum Sitzen bestimmten. Es gab niedrige, lehnenlose, leichte Sitze aus Riemengeflecht mit gekreuzten (Klappstühle) oder senkrechten Beinen (δίφροι), Stühle mit Rücklehnen nach Art unserer heutigen (κλισμοί), doch vorzugsweise mit halbkreisförmig ausgeschweifter Lehne, Sessel mit hoher Rücklehne und Seitenlehnen (θρόνοι). Die ersten ließ man sich nachtragen, die zweiten waren zum gewöhnlichen Gebrauche im Hause bestimmt, die dritten dienten, den Hausherrn und hohe Gäste zu ehren. Alle waren aus Holz, die Sitze der Götter in den Tempeln aber und die der Richter und anderen hohen Beamten in deren Amtslokalen aus Marmor. Belegt wurden die Sitze mit Fellen, Decken oder Kissen; zu den Tronen bediente man sich auch der Fußschemel, welche noch jetzt übliche Formen hatten.

Als ältestes bekanntes Beispiel eines Bettes haben wir bereits das des Odysseus und der Penelopeia genannt. Das gewöhnlichste griechische Bett war eine Verlängerung des Diphros, und zwar entweder des Klappstuhls, so daß das Gestell zusammengelegt und leicht von Ort zu Ort gebracht werden konnte, oder des festen Stuhls. In späterer Zeit kam daran noch eine Rücklehne, so daß es einem modernen Langstuhl (Chaise-longue) glich. Zum Gestelle kamen in älterer Zeit Teppiche oder Decken, zur Unterlage sowol als zum Zudecken. Später bediente man sich verschiedener aus Asien entlehnter Arten von Decken und Matratzen, sowie der mit Wolle oder Federn gefüllten Kissen. Ähnlich den Bettgestellen oder auch wol abwechselnd als solche gebraucht, waren die Klinen, auf denen man zum Schreiben und Lesen und zur Malzeit lag, und die oft beinahe genau die Gestalt unserer Sofas annahmen und mit reichen Teppichen oder Polstern ausgestattet waren.

Tische benutzten die Griechen einzig und allein zur Aufstellung der Speisen und Getränke bei den Malzeiten; sie waren entweder viereckig und vierbeinig oder rund und drei-, später auch einbeinig (die Beine stellten sehr oft Thierfüße dar); ihre Höhe war gering und nicht bedeutender als die der Klinen, worauf die Speisenden lagen. In der Regel stand, wol nur bei Reichen, vor jedem Gaste ein eigenes Tischchen. Dagegen hatte nicht jeder solche sein besonderes Geschirr, sondern es wurde die ihm bestimmte Portion unmittelbar auf den Tisch gelegt und mit den Händen ohne Messer und Gabel gegessen.

Zur Aufbewahrung von Kleidern, Schmuckgegenständen, Schriftrollen u. s. w. hatte man Laden und Kasten aus Holz, oft kunstvoll geschnitzt oder mit Metall, Elfenbein und dergleichen verziert, meist eckig, aber auch rund, die Deckel flach oder giebelförmig, mit Schlössern und Schlüsseln verschließbar. Die höchste Kunst und Eleganz im Fache der Geräte trat bei den Vasen zu Tage, welche zum häuslichen Gebrauche sowol, als zu heiligen Handlungen in den Tempeln verwendet, auch den Todten in die Grabstätten mitgegeben wurden. Ihr Stoff war meistens

Thon und die griechische Töpferei erlangte hohe Vollendung, namentlich in Athen. Die Gefäße wurden mit Hilfe der Töpferscheibe geformt und auf den roten Thon mit schwarzer Lackfarbe Abbildungen gemalt, in späterer Zeit aber die Farbe so aufgetragen, daß die darzustellenden Figuren und Scenen aus dem Leben und der Mythe Griechenlands in der Farbe des Thones und der leere Raum schwarz erschien. Bei beiden Manieren wurden die Schattirungen von der Farbe des leeren Raumes innerhalb der Bilder gezeichnet. Nach der zweiten Brennung wurden auch wol anderweitige Farben aufgetragen*).

Die Form der griechischen Vasen ist bekannt; es sind namentlich die zart und kühn zugleich geschwungenen, schön gerundeten Linien des Leibes und der Henkel, welche an denen der Blütezeit griechischer Kunst so sehr bewundert zu werden verdienen (in älteren Perioden waren sie noch roh und plump). Es gibt unzählige verschiedene Formen, solche mit einem, solche mit zwei Henkeln, solche mit bloßen Hörnern zum Anfassen, becher-, schüssel-, kannen-, krug-, tassen-, flaschen-, topf-, urnenförmige u. a., die kannenförmigen mit einem bis zu drei Schnäbeln. Die Größe bewegte sich zwischen einer unseren Fässern entsprechenden und der winzigsten türkischer Kaffeetäßchen. Das Faß der Danaiden und die Tonne des Diogenes waren keine Böttcherarbeit, sondern irdene Töpfe von ungeheurer Größe, zur Aufbewahrung von Getränken dienend (πίϑοι). Die bekanntesten zweihenkeligen und weitbauchigen Gefäße hießen Amphoren (ἀμφορεῖς). Manigfache andere Formen dienten zum Wasserholen, als Aschenurnen, Feldflaschen, Salbölfläschchen u. s. w. Krater (κρατῆρες) hießen die Mischgefäße zum Mischen des Weins, beim Male und bei Opfern, von denen sich wieder allerlei Schöpf- und Trinkgefäße, Trinkschalen und Trinkbecher unterschieden. Zum Trinken dienten außerdem Trinkhörner aus Thon oder Metall, welche kein Fußgestell hatten und also nicht abgelegt werden konnten, bis sie leer waren; sie hatten die Form von Schlangen-, Wolfs-, Hirsch-, Greifen- und anderen Thierköpfen und wurden auch nach diesen Thieren benannt. Zur Aufbewahrung von Getränken wurden auch lederne Schläuche verwendet. Wir übergehen die manigfaltigen Kochgeräte. Schüsseln waren oft mit den Bildern der Thiere bemalt, deren Fleisch zu fassen sie bestimmt waren. Badewannen aus polirten Steinen wurden später durch Badebecken in Form von Schalen auf Fußgestellen und durch größere Badebehälter unter verschiedenen Namen verdrängt.

Andere Gefäßstoffe als Thon waren Metall, Stein (Alabaster, Onyx, Achat) und das erst seit Mitte des fünften Jahrhunderts vorkommende und meist aus Ägypten und Phönikien eingeführte Glas. Die

*) Vergl. Jahn, die griech. bemalten Vasen, in dessen Aufsätzen „aus der Altertumswissenschaft“, Bonn 1868, S. 307 ff.

Namen der Thonvasen wurden je nach Gestalt und Gebrauch auch auf diese Gefäße übertragen. Auf ihnen trat jedoch an Stelle der Malerei die Plastik. Zu häuslichen und gottesdienstlichen Zwecken, wie zum Sammeln der Früchte und zum Hintragen solcher zu den Opfern gebrauchte man auch mehrere Arten von Körben, theilweise in Vasenform; auch wurde in Metall Flechtwerk nachgeahmt.

Die Beleuchtung in den Häusern wurde durch Feuerbecken oder Feuerkörbe hervorgebracht, die man auf hohe Ständer stellte, ferner durch Kien- und andere Fackeln, aus deren einer Gestalt die Form der Kandelaber abzuleiten ist, endlich durch Öllampen aus Terracotta oder Metall, in verschiedenen kunstreichen Formen. Solche stellte man auch in Laternen aus durchscheinendem Horn. Zum Erzeugen des Feuers dienten noch in später Zeit die aus der Urgeschichte der Menschheit stammenden Reibhölzer. —

Zweiter Abschnitt.

Das Familienleben.

A. Ehe und Hochzeit.

Die Auffassung der Ehe war schon in den ältesten Zeiten, aus denen wir Nachrichten von den Griechen haben, in denen der homerischen Gedichte, eine erhabene und würdige. Zwar fehlte ihr damals noch der nur aus dem Kult der Schönheit hervorgehende süßeste Reiz, ihre Begründung durch die Liebe. Dafür aber war die eheliche Hingebung und Treue ein Gegenstand hoher Achtung und Begeisterung, wie wir aus den Beispielen von Andromache und Penelopeia, aus der rührend standhaften Liebe des Menelaos zur untreuen Helena u. s. w. sehen. Vom Standpunkte des Staates aus war die Auffassung hingegen trockener und wurde die Ehe als Rechtsgeschäft behandelt. Der Vater suchte die Gattin für den Sohn und bot einen Preis für dieselbe, meist in Vieh bestehend (in einem Falle hundert Rinder und tausend Ziegen und Schafe). Auch wurde wol in der heldenhaften Zeit die Hand eines Mädchens von ihrem Vater als Preis für eine bedeutende That ausgesetzt, oder auch einem mächtigen Gegner als Pfand der Aussöhnung angeboten. Als Gegengabe für den Brautkauf war von Seite des

Brautvaters eine Mitgift von Gelt, Kleidern, Schmuck und Sklaven im Gebrauche und beide Gaben hatten denselben Namen: ἕδνα*). Die natürliche Folge dieser Einrichtung war, daß Ehen in der Regel nur zwischen Familien von annähernd demselben Grade der Wolhabenheit geschlossen wurden. Ausnahmen begründete wol nur besondere Tüchtigkeit eines ärmern Bewerbers. Die Verwandtschaft war kein Hinderniß; nur vor der Heirat zwischen Eltern und Kindern hatten die Hellenen eine schaudernde Abneigung. Zwischen Geschwistern war die Ehe nicht eigentlich verpönt, ja zwischen Halbgeschwistern von demselben Vater aber verschiedenen Müttern kam sie sogar öfter vor, wie das Beispiel des Archeptolis (Themistokles' Sohn) u. A. zeigt, während es scheint, daß Kimon und Elpinike richtige Geschwister waren, indem Kimon aus des Miltiades zweiter Ehe stammte, eine dritte desselben nicht bekannt ist und aus den Umständen hervorgeht, daß Elpinike nicht älter als Kimon sein konnte, auch die Verbindung Beider vielen Anstoß und Widerspruch erregte**).

Von Vielweiberei finden wir unter den Griechen keine Spur, wenn auch solche von der Sage hinsichtlich stammverwandter Nachbarvölker aus alter Zeit (Priamos von Troia) berichtet wird. Eine Ausnahme kam bei einigen spartischen Königen vor, welchen die Ephoren eine zweite Frau erlaubten, wenn die erste unfruchtbar war; dann wohnten aber die Beiden in verschiedenen Häusern***). Das Halten von Sklavinnen zu vertrautem Umgange war nicht verwehrt, aber von den Frauen sehr ungern gesehen. In der geschichtlichen Zeit war es in Sparta Pflicht, mit dem dreißigsten Jahre zu heiraten; erlaubt war es auch früher. Wer sich diesem Gesetze des Lykurgos nicht fügte, mußte nackt um den Marktplatz herumgehen und ein Lied singen, das gegen Fehlbare dieser Art gerichtet war, und es wurden ihm die Ehren versagt, welche Jüngere den Älteren zollten. Die heiratsfähigen jungen Sparter pflegten ihre Auserwählten zu entführen, bei welcher Gelegenheit Letzteren die Haare abgeschnitten wurden, — jedenfalls ein Rest des alten Weiberraubes (Bd. I. S. 68 f.) — und die Brautleute durften sich längere Zeit nur heimlich und bei Nacht sehen. Mit dieser übertriebenen Keuschheit kontrastiren seltsam andere spartische Gebräuche, welche dies Volk in einer eigentümlichen Naivetät zeigen. Es wird berichtet, daß ein verheirateter Mann, der seine jüngeren Brüder unterhielt, auch seine Frau mit diesen theilte, ferner, daß der bejahrte Mann einer jungen Frau, welche ihm keine Kinder gebar, ihr einen jungen Freund zuführte und die Frucht dieses Umganges als sein Kind behandelte, und endlich daß der Lieb-

*) Schoemann, griech. Alterth. I. S. 52 f.

**) Plut. Kim. 4, Themist. 32. Demosth. Rede geg. Eubulides p. 1304, 1305. Wolicka, griech. Frauengestalten I. Zür. 1875, S. 54 ff.

***) Schoemann, griech. Alterth. I. S. 275.

haber einer Frau ganz ungescheut von dem Manne die Erlaubniß einholen konnte, seine Sehnsucht in vollem Maße zu befriedigen*). Man sieht aus diesen Sitten, daß den Spartern, so rauh sie waren, das in der Heroenzeit noch wenig bekannte Gefühl der Liebe sehr geläufig war, wenn auch die erwähnten Verhältnisse ebenso sehr den Zwecken des Staates dienten, um dessen Bürgerschaft zu vermehren und rein zu halten. Denn die Ehe mit Fremden war streng verboten. Die Folge dieser Einrichtungen soll denn auch gewesen sein, daß es keinen Ehebruch in Sparta gab. Das Geben einer Mitgift war vom Gesetze verpönt, wurde aber in späterer Zeit dennoch geübt.

Wie in Sparta, so waren auch im dorischen Kreta die Jünglinge — aber schon mit 27 Jahren — verpflichtet zu heiraten. Auch hier lebten die jungen Eheleute eine zeitlang getrennt; aber Mitgiften waren nicht untersagt, sondern die Töchter bekamen die Hälfte vom Erbtheile eines Sohnes.

In Athen waren nur die Ehen zwischen Bürgern und Bürgerinnen rechtsgiltig, die mit Fremden nur, wenn diesen ausdrücklich die Epigamie, das Recht der Verheiratung mit bürgerlichen Personen, ertheilt wurde. Ferner war ein förmlicher Ehevertrag erforderlich, wenn die Ehe nicht als bloßes Beisammenleben (Konkubinat) betrachtet werden sollte. Erbtöchter zu heiraten war der nächste Verwandte berechtigt, mußte aber einen der Söhne zum Erben des mütterlichen Vermögens einsetzen, damit kein Geschlecht unterging, was für höchst unheilvoll gehalten worden wäre. Liebesverhältnisse wurden in Athen nicht geduldet, die Eltern wählten die Gatten der Kinder. Die Mitgift durfte der Mann nur nießbrauchen, und wenn er vor der Frau starb, nahm letztere sie mit nach Hause zurück; die Aussteuer, welche die Frau mitbrachte, blieb ihr Eigentum unter des Mannes Vormundschaft.

Selten kam es vor, daß über ein außereheliches Zusammenleben ein Vertrag abgeschlossen wurde. Die daraus entspringenden Kinder waren als *νόθοι* vom Erbrechte ausgeschlossen, behielten aber das Bürgerrecht, wenn es beide Eltern besessen hatten. Vor der Hochzeit wurden den Schutzgöttern der Ehe Opfer gebracht, und Braut und Bräutigam mußten sich baden. In Athen diente hierzu Wasser aus der Quelle Kallirroe, welches von einem Kinde oder einer Jungfrau geholt wurde. Die Wohnungen beider Brautleute waren mit Laubgewinden bekränzt. Am Hochzeittage wurde vom Brautvater ein Festmal gegeben, nach dessen Beendigung ein festlicher Zug mit Fackeln, die am heimischen Herd angezündet waren, die Braut zu Wagen, zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer sitzend, nach der künftigen Wohnung führte, wobei Jünglinge ein Brautlied (Hymenaios) sangen und dazu tanzten, wofür

*) Plutarch. Lykurg. 15. Schoemann a. a. O. S. 221. 273 ff.

sie von der Braut Festkleider erhielten. Freundinnen und Verwandte trugen in Körben die Mitgift. Die Begegnenden warfen Früchte und Blumen in den Wagen und riefen dem Paare Glückwünsche zu. Manchmal fand der Brautschmaus auch im Hause des Gatten nach der Ankunft daselbst statt. Vor der Thüre des Thalamos, in welchen sich die Neuvermälten zurückzogen, wurden die Epithalamien angestimmt und auch mit solchen das Paar am Morgen geweckt. Am Hochzeits- und am folgenden Tage erhielt das Paar Geschenke von Verwandten und Freunden. Die Braut war während der ganzen Feier verschleiert, bis sie mit dem Gatten im Thalamos allein war; vom nächsten Tage an zeigte sie sich unverschleiert.

Als Zeit die Ehen zu schließen war in Athen der Monat Gamelion (Theilen des Januar und Februar entsprechend) vorgeschrieben.

Das Verhältniß zwischen den Eheleuten war in Griechenland auf die Bestimmung der Geschlechter gegründet. Der Mann gehörte dem Staate und die Frau dem Hause an und Beide achteten daher einander in Rücksicht auf ihre Sphäre. Die Frau waltete im Frauenhause als Gebieterin desselben und hier lebten gleich ihr auch die Töchter und die Sklavinnen, während keinem Manne außer dem Hausherrn der Eintritt gestattet war. Dies trug, namentlich in verderbter Zeit, sehr viel zur Reinhaltung des Familienlebens bei, so hinderlich es der geistigen Bildung der Frauen war. In Sparta zeigten sich die Ehefrauen öffentlich nur verschleiert; desto freier waren dort die nicht wie im übrigen Hellas in das Frauenhaus eingeschlossenen Jungfrauen. Die spartischen Frauen überließen alle Handarbeit den Sklavinnen und beschränkten ihre Thätigkeit auf Beaufsichtigung dieser Arbeit und Handhabung der Ordnung im Hause. Die Griechinnen anderer Staaten dagegen, und zwar schon seit der ältesten bekannten Zeit, verfertigten selbst mit Hilfe der Dienerschaft alle für den Bedarf des Hauses notwendigen Kleidungsstücke, sie spannen (mit Spindel und Rocken), woben, stickten und bereiteten sie zu, bis eine verfeinerte Zeit Fabriken zu diesen Zwecken hervorrief. Die Kunstfertigkeit der Frauen war besonders in Athen bedeutend, wo sie für die Bilder der Göttinnen, namentlich der Athena, kunstvolle Peplen fertigten und in selbe die Bildnisse verdienter Männer einwoben. Auch in anderen griechischen Städten waren solche heilige Widmungen üblich. Die Zubereitung der Lebensmittel, das Mahlen, Backen und Kochen wurde dem dienenden Personal überlassen und nahm überhaupt eine untergeordnete Stelle ein. Sehr eifrig waren die griechischen Frauen auf Handhabung der Reinlichkeit zum Zwecke der Erhaltung von Gesundheit und Schönheit bedacht und badeten daher fleißig im Hause, welches namentlich bei Wolhabenden vollständige Badeeinrichtungen enthielt. Auf das Bad folgte das Kämmen und die Anwendung von Salben und Ölen. Auch beschäftigten sich die Frauen zu Hause mit

Musik, Gesang und Tanz, sowie Schaukeln und Ballspiel. Am höchsten aber standen unter den griechischen Frauen die Aiolierinnen, namentlich auf Lesbos, wo sie um den Lorbeer der Dichtung rangen, — eine Folge der freiern Bewegung, die ihnen dort gegönnt war. Auch andere aiolische Gegenden, sowie dorische (Argos, Sikyon, Byzanz) und ionische (Chios, Samos, Smyrna) brachten Dichterinnen hervor. Die Scheidung der Ehe war in Griechenland leicht, besonders in Sparta, wo schon bloße Unfruchtbarkeit der Frau, natürlich im Interesse des Staates, dazu berechtigte. In Athen genügte dazu nicht in allen Fällen die Willkür des Mannes, sondern oft war beiderseitiges Einverständniß erforderlich; doch mußte die Mitgift zurückgegeben werden, außer wenn die Frau durch anstößiges Betragen die Schuld an der Scheidung trug. Kimon trat seine Schwester Elpinike, die nach Manchen seine Gattin war, nach Manchen aber blos mit ihm zusammenlebte, gegen Bezahlung der seinem Vater auferlegten Strafe mit ihrer Einwilligung dem in sie verliebten Kallias für 50 Talente (225,000 Mark) ab, um vor dem Schuldgefängniß bewahrt zu bleiben*). Gerichtliche Entscheidung erfolgte nur, wenn die Frau die Trennung verlangte.

Besondere Vorschriften gab es in Athen zum Schutze der Erbtöchter, welche begreiflich oft mehr um ihres Vermögens als um ihrer Person willen geheiratet wurden. Es war sogar geboten, daß der Gatte ihnen dreimal monatlich beizuwohnen hatte, und wenn er Unfähigkeit bewies, so durften sie einen Stellvertreter aus den Verwandten wählen (Plut. Solon 20). Ehebrecherinnen traf Ehrlosigkeit nicht nur allein, sondern auch die Männer, welche mit solchen verheiratet blieben; die Schuldige durfte keinen Schmuck tragen; und wenn sie es doch that, durfte ihr jeder Begegnende denselben abreißen. Der Ehemann hatte das Recht, einen ertappten Ehebrecher zu tödten oder zu mißhandeln und zu einer Buße zu zwingen oder gerichtlich zu verklagen. Gegen einen untreuen Mann hatte dagegen die Frau keine andere Waffe als die Scheidungsklage, die aber wol nur in schweren Fällen Erfolg hatte.

B. Kindererziehung.

Im griechischen Hause wurde, was die Behandlung betrifft, zwischen ehelichen und unehelichen Kindern, die beide bei dem Vater erzogen wurden, kein Unterschied gemacht; nur hatten erstere ein bedeutenderes Erbrecht. Ähnlich war das Verhältniß der Söhne und Töchter. Ein Erbtheil erhielten nur Jene, diese aber, wenn sie sich verheirateten, ein

*) Wolicka, griech. Frauengestalten a. a. O. S. 44 ff. und oben S. 21. Plut. Kim. 4, Corn. Nep. Cim. 1.

halbes. Es war auch kein Schimpf, unehelich, d. h. von einer Beihälterin des Vaters geboren zu sein, und die *Νόθοι* schämten sich dieser Bezeichnung nicht. Der Vater hatte volles Recht über Leben und Tod der Kinder, das jedoch durch die Gesetze so beschränkt war, daß es in Wahrheit nicht bestand. Aussetzung war straflos, Verpfändung und Verkauf der Kinder verboten, in Athen durch Solons Gesetze, ausgenommen bei ledigen Töchtern, die sich geschlechtlich vergangen hatten.

Im heroischen Zeitalter war die Erziehung höchst einfach. Alle Mütter, selbst die fürstlichen, nährten ihre Kinder selbst; Ammen wurden daher nicht verwendet, ausgenommen etwa wenn die Mutter krank war oder früh starb, wol aber Wärterinnen. In geschichtlicher Zeit wurde nach dem ersten Bade das Kind eingewickelt, ausgenommen in dem auf Abhärtung bedachten Sparta. Am fünften, in späterer Zeit aber am siebenten oder (öfter) am zehnten Tage wurde eine der christlichen Taufe oder jüdischen Beschneidung entsprechende Ceremonie vorgenommen, die Amphidromien genannt, hauptsächlich zum Zwecke der Reinigung der Wöchnerin, des Kindes und der bei der Entbindung beschäftigten Personen. Die Feier begann damit, daß die Hebamme mit dem Kinde (wahrscheinlich dreimal) den lodernden Hausaltar umschritt, worauf die Hausgenossen ein Festmal einnahmen, das in besonderen seltenen Speisen (z. B. Polypen und Sepien) bestand, und diesem ein Trinkgelage folgen ließen. War das Kind ein Knabe, so wurde die Thüre mit einem Olivenkranz, war es ein Mädchen, mit Wolle geschmückt. Zugleich wurde dem Kinde der Name gegeben, womit die Anerkennung von Seite des Vaters verbunden war, welche Feierlichkeit Manche mit Unrecht von der vorigen trennen und auf den zehnten Tag nach der Geburt verlegen wollten*). — Mit Vorliebe wurde der Name des Großvaters, oder ein dem Vaternamen ähnlicher, oder ein solcher gewählt, der an eine Gottheit oder deren Attribute erinnerte. Geschlechts- oder Familiennamen hatten die Griechen nicht, sondern nannten sich nach dem Vater, z. B. *Κίμων Μιλτιάδους*. Doch wurde der Mangel an Familiennamen reichlich ersetzt durch den wirklich staunenswerten Reichtum von Personennamen, welche noch dazu, der dichterischen Eigenart des Volkes gemäß, sich durch Wolklang und tiefe Bedeutung auszeichneten. Bisweilen waren auch Spitznamen gebräuchlich. Mit der Namengebung war ein Opfer verbunden, worauf Eltern, Sklaven, Freunde und Verwandte dem Kinde Spielsachen und Letztere der Mutter Vasen zum Geschenke brachten. Das mit einer Wiege nicht zu verwechselnde Kindesbettchen bestand aus Korbgeflecht und wurde oft aufgehängt, das Kind darin durch Lieder eingeschläfert. Genährt wurde es in der nachhomerischen Zeit bei wol-

*) Petersen, üb. d. Geburtstagsfeier bei den Griechen, Jahrb. f. klass. Philologie, Leipz. 1857, S. 289.



habenden Eltern meist von einer Amme, nach der Entwöhnung aber von der Wärterin mit Brei und Honig und unappetitlicher Weise auch mit vorgekauten Speisen. Das Kind wurde nicht zu früh zum Gehen gezwungen und blieb dadurch mit den bei uns leider allzu häufigen krummen Beinen verschont. Es spielte zuerst mit Klappern, später mit Thonpuppen (κόραι) und aus Thon geformten Thieren, die hohl waren und in ihrem Innern Steinchen bargen, so daß sie ein Kindern zusagendes Geräusch verursachten, sowie mit hölzernen Wägelchen, Kreiseln und manigfachem andern Spielzeug, das sich die Kinder auch zum Theil selbst aus Leder und dergleichen machten. Zur Unterhaltung trieben sie auch gesellschaftliche Spiele, wie z. B. Blindekuh, und die Eltern liebten es oft, selbst mit ihnen nach ihrer Weise zu spielen. Weniger günstig wirkten auf die Kleinen Schreckbilder (μορμολυκεῖα) und Ammenmärchen, mit denen man sie im Zaume zu halten suchte. Bis zum sechsten Jahre blieben die Kinder der weiblichen Pflege überlassen; dann wurden die Geschlechter getrennt, der Knabe außer, das Mädchen in dem Hause erzogen. Jener erhielt einen der älteren und bewährten Sklaven (der freilich oft genug diesem Amte nicht gewachsen war) als Pädagogen, der ihn aber nur zu beaufsichtigen, in den Regeln des Anstandes zu unterrichten und zur Schule zu führen hatte. Diese war stets eine Privatschule, da der Staat für Erziehungsanstalten nicht sorgte, sondern dies dem freien Wetteifer der Einzelnen überließ. Der Unterricht bestand vorzüglich in Schreibekunst (γράμματα), in welcher auch das Lesen und Rechnen inbegriffen war, Musik und Gymnastik, welche Fächer zusammen die ἐγκύκλιος παιδεία (daher: Enkyklopädie) hießen. In Athen bestand gesetzliche Verpflichtung, die Söhne dieselben lernen zu lassen; ferner schrieben die Gesetze vor, wie viele Knaben in eine Schule aufgenommen werden durften, wann letztere eröffnet und geschlossen werden solle, nämlich nicht vor Auf- und nicht nach Untergang der Sonne, wie alt der Lehrer sein müsse (vierzig Jahre u. s. w.); Erwachsenen, mit Ausnahme der männlichen Verwandten des Lehrers, war der Besuch der Schule verboten. Die athenischen Schulen erfreuten sich großen Rufes und wurden von Auswärtigen stark besucht. Von der Methode wissen wir nicht viel, außer daß beim Lesen laut buchstabirt oder sillabirt und beim Rechnen an den Fingern oder mit Rechensteinen, ψῆφοι, (Platon schlug Äpfel vor) gezählt wurde. Für den Schulbesuch wurde natürlich ein Schulgelt bezahlt, und es gab Schulen mit verschiedenen Preisen und Lehrer für verschiedene Honorare, von den bescheidensten bis zu den höchsten Ansprüchen jener Zeit. Höhere Schulen hielten in der Blützeit Athens die Philosophen (Retoren und Sophisten), und zu den schon genannten Fächern kamen überdies in der gebildetern Zeit die Zeichenkunst, Redekunst, Taktik und Strategie u. s. w., d. h. jeweilen für Solche, die sich denselben besonders widmen wollten. Die „Gym-

nasien" dienten beinahe ausschließlich der Gymnastik, und zwar vom sechszehnten Jahre, in welchem der gewöhnliche Schulunterricht endete, bis zum achtzehnten. Im letztern Alter wurde der Jüngling, jetzt Ephebe genannt, für den Kriegsdienst in Anspruch genommen, auf welchen er schon früher durch die Hoplomachie, den Waffenunterricht als Theil der Gymnastik, vorbereitet worden.

Die Mädchen hatten keine Schulen und wurden in der Regel zu Hause nur in den weiblichen Arbeiten unterrichtet, im Nähen, Spinnen, Weben, Sticken u. s. w. Bessere Familien in der gebildetern Zeit ließen die Töchter jedoch auch lesen und schreiben, sowie Religion und Sitte lehren. War dies im elterlichen Hause unterblieben und der erwählte Gatte ein gebildeter Mann, so holte er selbst das Versäumte nach.

Anders war die Erziehung in dem rauhen Sparta beschaffen. Da verfiel das Kind schon gleich nach der Geburt dem Staate. Ein Ausschuß der Ältesten des Geschlechtes untersuchte den kleinen Weltbürger und verdammte ihn, wenn er schwächlich oder gar kränklich befunden wurde, zum Tode der Verschmachtung auf dem Aussetzungsplatze (Ἀποθέται) im wilden Taygetos. Die gesunden Kinder wurden bis zum siebenten Jahre im Hause gepflegt, aber dabei jede Verweichlichung ausgeschlossen. Daher wurden die lakonischen Wärterinnen im übrigen Griechenland gesucht und Ammen von dorther verschrieben. Nach Verfluß der angegebenen Zeit wurde der Knabe aus dem elterlichen Hause weggenommen und einer Ila oder Rotte seiner Altersgenossen eingereiht, deren mehrere unter „Ilarchen" eine Schaar (ἀγέλα, spart. βοῦα) unter einem Biagoren ausmachten und zusammen unter der Aufsicht und Leitung des Paidonomen standen. Was in diesen jugendlichen Körperschaften vorzugsweise getrieben wurde, war die Gymnastik, an welcher die Männer Lakedaimons stets großen Antheil nahmen, indem sie die Übungen fleißig besuchten. Fehlbare wurden von den Mastigophoren auf Befehl des Paidonomen körperlich gezüchtigt. Die Zöglinge gingen ohne Kopf- und Fußbekleidung, das ganze Jahr im blosen Oberkleide, mit kurzgeschnittenem Haar, schliefen ohne Decken auf Heu oder Stroh und vom fünfzehnten Jahr an auf Schilf oder Rohr, erhielten ungenügende Kost, wobei es ihnen aber nicht nur erlaubt war, Lebensmittel zu stehlen, sondern sie sogar gerühmt wurden, wenn sie dabei Geschicklichkeit bewiesen, aber bestraft, wenn sie sich ertappen ließen. Jährlich einmal wurden sie am Altare der Artemis bis aufs Blut gepeitscht, wobei Manche starben. Diese Strenge der Erziehung hat allerdings die Sparter tapfer gemacht, aber sie nicht vor dem Untergange bewahrt. Die Königssöhne wurden übrigens milder behandelt. Für geistige Ausbildung wurde in Sparta wenig gethan. Nur ausnahmsweise und auf besondere Anordnung der Eltern lernten die jungen Spartiaten lesen und schreiben, und auch dies blos für den notwendigen Verkehr mit anderen Griechen.

Musik hingegen wurde ziemlich allgemein gelernt, namentlich der Gesa vaterländischer Lieder. Es ist uns ein Wechselgesang der Greise, Män und Knaben aufbewahrt, welche sich ihrer vergangenen, gegenwärtig und zukünftigen Kraft rühmen (Plut. Lyk. 21). Als Ersatz t Schulen galt es, die Knaben zu den Malzeiten der Männer mitz nehmen, wo sie sich an deren Gesprächen erbauen sollten und zu treffe den und witzigen Antworten veranlaßt wurden. Jeder Ältere hatte übe haupt gegenüber jedem Jüngern das Recht des Lehrers oder Vorgesetzte und konnte auf Gehorsam und Achtung Anspruch machen. Mit achtzeh Jahren verließen die jungen Männer die Knabenschaaren und wurde als Melleirenen zur Krypteia, d. h. zum Polizeidienste gege die Heloten verwendet, und im zwanzigsten als Eirenen zum Kriegs dienste gezogen. Auch die Mädchen wurden in Sparta in Gymnasti und Musik unterrichtet und beide Geschlechter durften ihren Übunger wechselseitig zusehen und der Kritik freien Lauf lassen. Abgehärtet wurde das weibliche Geschlecht ebenfalls, wenngleich in milderer Weise, und war auch bis zur Verehelichung sehr leicht und kurz gekleidet, doch ohne daß dies, da man es gewohnt war, der Sittenreinheit nachtheilig wurde.

Im Ganzen hielt man in Hellas streng darauf, daß die Jugend dem Alter Ehrerbietung zollte und sich nicht um Staatsangelegenheiten bekümmerte. In Gegenwart Älterer mußten die Jungen schweigen, wenn man sie nicht fragte.

C. Lebensweise.

Im Ganzen war es im alten Hellas die Regel, daß die Männer den Tag außer dem Hause zubrachten, um ihre Dienste oder ihr Interesse dem Staate zu widmen. In ältester Zeit freilich, als das Land noch keine volkstümlichen Verfassungen hatte, bestand die Beschäftigung der Männer statt dessen in Kriegsdienst, Fürstendienst, Jagd, Sorge für die Ländereien, Kampfspielen, Würfel- und Bretspiel u. s. w. Es war allgemeine Sitte, und wie es scheint bis in späte Zeit, früh aufzustehen, und nicht, wie in jetziger Zeit, Nachts zu wachen und Tags zu schlafen. Schon damals waren die Hauptabschnitte des Tages durch Malzeiten bezeichnet. In der homerischen Zeit gab es deren drei täglich, das Frühstück (*ἄριστον*), das Mittagessen (*δεῖπνον*) und das Abendessen (*δόρπον*) und es wurde dabei ausgedehnte Gastfreundschaft geübt, ja der Gast nicht eher nach Namen und Herkunft gefragt, als bis er sich gesättigt hatte. Letzteres geschah in sehr reichlichem Maße, und zur Hauptsache der Tafel, Essen und Trinken, gehörten als ergänzende Genüsse das Anhören von Gesängen und der Anblick von Tänzen, wofür besondere Personen angestellt wurden. In jener Zeit speisten die Griechen

sitzend und ihre Hauptspeisen waren Brot, sowie Rind-, Ziegen-, Schaf- und Schweinefleisch.

In der geschichtlichen Zeit unterschieden sich die hellenischen Malzeiten wesentlich nach den verschiedenen Staaten. In Sparta lebte man mehr als karg, in Athen mäßig, in Boiotien reichlich und lecker, in Korinth verschwenderisch und in vielen Kolonien, namentlich in Sicilien, schwelgerisch. In dieser spätern Zeit nahm man nach dem Aufstehn das Frühstück, ἀκράτισμα, ein, bestehend aus in ungemischten Wein getauchtem Brote. Unter dem Vormittag oder zu Mittag folgte das ἄριστον, zum Theil mit warmen Speisen, und zu Abend die Hauptmalzeit, das δεῖπνον. Alle diese Mäler wurden gemeinsam eingenommen; wenn Jemand allein aß, so zählte dies nicht als Malzeit. Oft vereinigten sich Mehrere und ließen auf gemeinsame Kosten ein Mal herrichten; auch geschah dies in Form eines Picknick und der Ort war das Haus eines Theilnehmers oder eines Wirtes oder einer Hetäre. Meistentheils aber geschahen die Malzeiten auf Veranstaltung eines Gastgebers in dessen Hause, wohin derselbe auf dem Markte oder im Gymnasion seine Freunde einlud. Zu guten Bekannten indessen ging man ohne Scheu auch uneingeladen und war willkommen, wenn man eine beliebte Persönlichkeit war, oder Eingeladene brachten Ungeladene mit, auf deren gute Aufnahme sie rechnen mochten. Hierdurch kam aber die Klasse der Parasiten auf, welche mit der Zeit immer zudringlicher und verhaßter wurden. Es galt als schicklich, sauber gekleidet und gebadet und überdies nicht zu spät an der Tafel zu erscheinen. In der geschichtlichen Zeit war es allgemein üblich, bei Tische zu liegen; nur Frauen und Kinder saßen. In der Regel lagen auf einer Kline zwei Personen, und zwar mit dem linken Arm auf dem Kissen, den rechten frei. Wenn das Mal beginnen sollte, so ließ man sich zuerst von den Sklaven die Sandalen abnehmen und die Füße waschen, und zwar in Zeiten der Verschwendung mit Wein und wolriechenden Wassern. Nachdem man sich dann gelegt, wusch man die Hände, was auch nach Schluß der Tafel um so eher geschehen mußte, als man weder Messer noch Gabeln kannte, sondern nur Löffel aus Metall für flüssige Speisen, deren Stelle indessen auch oft ausgehöhlte Brote vertraten. Brot diente auch zum Reinigen der Hände von Speisetheilen, da man weder Tischtücher noch Servietten hatte. Die Bedienung geschah entweder durch die Sklaven des Hausherrn oder durch mitgebrachte eigene. Einer der ersteren hatte oft die Anordnung der Tafel und dessen, was dazu gehörte, zu seiner Aufgabe. Es kam schon damals vor, daß den Gästen ein Speisezettel (menu) vorgelegt wurde.

Was in der geschichtlichen Zeit bei den Griechen gespeist wurde, bestand bei den gewöhnlichen Bürgern in folgendem: μάζα, wahrscheinlich eine Art Polenta aus Gerste, Brot aus Weizen, grüne Gemüse

(Salat, Lattich, Kohl, Bohnen, Linsen u. s. w.), Fleisch von Lämmern, Ziegen und Schweinen, Blutwürste, Fische (frische und eingesalzene), Wildpret (Hasen, verschiedene Vögel u. s. w.). Knochen, Schalen und andern Abgang warf man ungescheut auf den Fußboden. Bereitet wurden die Speisen von Sklavinnen unter Aufsicht der Hausfrau; in der verfeinerten Zeit ließ man auch wol einen gelernten Koch kommen, deren es besonders in Sicilien berühmte gab. Auch hatte man bereits Kochbücher und Werke über Gastronomie. Meist wurde im Hause mit Handmühlen verschiedener Größe, doch auch mit umfangreicheren, von Thieren getriebenen Mühlen gemahlen und gebacken, wenigstens bis in ziemlich späte Zeit. Wasser- oder Windmühlen kannten die Griechen nicht.

Nach beendeter Tafel wurden die Tische hinweggeräumt, der Boden gereinigt, Wasser nebst wolriechender Seife zum Händewaschen gereicht, bisweilen auch Salben und Kränze vertheilt und dem „guten Geiste" ein Trankopfer unter Gesang und Flötenspiel gebracht. Damit war aber die Sache nicht zu Ende bei größeren Malzeiten; bei solchen begann nun vielmehr das auf das Deipnon folgende Gelage, das Symposion. Dieses bestand aus dem Genusse von Nachtisch und Wein und ersterer wie bei uns aus Früchten und Näschereien (wozu indessen außer Käse und Kuchen mitunter auch Geflügel und Wildpret gehörte). Der Wein, der vor dem Trankopfer nicht genossen wurde, war nur bei diesem ungemischt; bei der Stärke der griechischen Weine konnten sie nur mit Wasser in größerm Maße getrunken werden. Ein durch das Los oder Würfelspiel gewählter Symposiarch bestimmte das Mischungsverhältniß und legte den Theilnehmenden Strafen auf. Es wurde in ungeheuern Mengen vor- und nachgetrunken, außerdem aber das Symposion durch Musik, Tanz und Spiele erheitert oder durch ernste Gespräche gewürzt. Letzteres war jedenfalls selten und in der tief philosophischen Weise, wie Platon und Xenophon erzählen, wol gar nie der Fall. Desto häufiger waren die sinnlicheren Unterhaltungen. Flötenspielerinnen, Tänzerinnen und sogar Gauklerinnen, die auf den Händen stehend die Beine rückwärts über den Kopf brachten und damit Pfeile abschossen, Wein schöpften, zwischen Schwertern tanzten u. dgl., belustigten die Gäste und dienten auch wol zu weiterm Vergnügen. Dazu kamen als Unterhaltung unter den Gästen selbst theils von diesen gesungene Lieder, wol auch erzählte Geschichten und Anekdoten, theils manigfache Spiele, und zwar sowol harmlosere, wie Rätsel und Scherzfragen mit Belohnungen und Strafen für Erraten und Nichterraten, als solche, die uns weniger ansprechen. Dazu gehörte das sehr wenig reinliche Spritzen des Weines aus dem Becher oder sogar aus dem Munde in Schalen, die entweder an einem Wagebalken hingen oder in einem Wassergefäß schwammen, um sie sinken zu machen, und dann das Würfelspiel mit knöchernen Würfeln, auf denen die Augen wie bei uns vertheilt waren, oder mit länglichen, sog.

Astragalen. Auch das Mora-Spiel war in Hellas sehr gebräuchlich. Über griechische, dem Schach oder der Dame ähnliche Bretspiele haben wir keine zuverlässigen und genauen Nachrichten. Taschenspieler-Kunststücke waren den Griechen sehr wol bekannt. Endlich huldigten dieselben noch dem grausamen Vergnügen von Hahnen- und Wachtelkämpfen. Über Tanz und Musik werden wir bei Anlaß der Künste handeln.

Auch in Hinsicht der Gastmäler wich Sparta von dem übrigen Hellas durchaus ab. Das politische Interesse hatte hier, wie die besonderen Heiratsgebräuche, so auch die eigentümliche Art der Speisung in's Leben geführt. Diese bestand in der Einrichtung, daß die Männer, getrennt von ihren Familien, sogar mit Einschluß der Könige, gemeinsam speisten. An diesen „Syssitien“ oder „Phiditien“ mußten alle Spartiaten vom zwanzigsten Jahre an theilnehmen, ausgenommen nur die Aufseher der Knabenrotten, welche mit diesen aßen. Die Syssitien zerfielen in eine Anzahl von Tischen. An dem königlichen nahmen die beiden Könige mit ihrer nächsten Umgebung auf Staatskosten theil und jeder König erhielt zwei Portionen, von denen er eine dem geben konnte, den er besonders ehren wollte. Zu den übrigen Tischen mußte jeder Theilnehmer einen monatlichen Beitrag von einem Medimnos Gerstengraupe oder Mehl, acht Choen Wein, fünf Minen Käse, zwei und ein halb Pfund Feigen und etwa zehn äginetische Obolen an Gelt liefern. Wer dies nicht geben konnte oder wollte, wurde aus dem Kreise der Vollbürger (ὅμοιοι) ausgestoßen. Nur durch wichtige Abhaltungsgründe außerhalb der Stadt war man vom Besuche der Syssitien befreit. Auch die Sparter hatten in älterer Zeit bei Tische gesessen; seit unbekannter Zeit lagen sie, aber nicht auf Polstern, sondern auf hölzernen Pritschen. An jedem Tische speisten in der Regel durchschnittlich fünfzehn Männer, deren Theilnahme durch eine Art von Kugelung bestimmt wurde, indem bei Aufnahmegesuchen Jeder eine Brotkrume in ein Gefäß warf, die aber der für Abweisung stimmende vorher zusammendrückte; zur Aufnahme war Einstimmigkeit erforderlich. Die Speiselokale hießen σκηναί und die Tischgenossen waren im Kriege auch Zeltgenossen und trennten sich niemals. Die Kost war höchst einfach und das Lieblingsgericht der Sparter war bekanntlich die berühmte schwarze Suppe, αἱματία oder βαφά, ein Gericht aus Schweinefleisch, in Blut gekocht und mit Essig und Salz gewürzt. Wie hieraus und aus den erwähnten monatlichen Beiträgen zu ersehen, gehörten eigentliche Fleischspeisen nicht zum gewöhnlichen Tische; aber die Tischgenossen waren berechtigt, Wildpret oder Fische u. dergl. als Extragericht, ἐπαικλον, zum Besten zu geben. Reichlicher als die gewöhnlichen Syssitien waren Opfermalzeiten an gewissen religiösen Festen, κοπίδες, Schlachtgerichte genannt.

Wie in Sparta, so waren auch in Kreta die Männermale, ἀνδρεῖα, eingeführt. Die Männer waren zu diesem Zwecke in Hetairien

eingetheilt und für jede derselben war ein gemeinsames Lokal bestimmt, dessen Besucher sich in mehrere Tische theilten. Man speiste größtentheils auf Staatskosten, und zwar nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, Kinder und Sklaven zu Hause; doch mußte für jeden der letzteren ein jährlicher Beitrag von einem äginetischen Stater bezahlt werden. Überdies trug Jeder den zehnten Theil seiner Früchte zu den Kosten der Speisung bei. Die Kost war sehr einfach und wurde in jeder Hetairie durch eine dafür angestellte Köchin nebst Gehilfen und Sklaven bereitet. Das Liegen bei Tische kam in Kreta nie auf; vor dem Essen wurde gebetet und ein Trankopfer gebracht und nachher Gespräche über öffentliche und andere Angelegenheiten geführt. Symposien waren weder in Sparta noch in Kreta gestattet.

Einen für Haus und Familie noch bedeutsamern Charakter als die meist blos von Männern gefeierten Gastmäler hatten die häuslichen Feste. Dem bereits (oben S. 25) genannten nach der Geburt eines Kindes entsprach die Geburtstagsfeier*). Die Geburtstage wurden mindestens seit dem fünften Jahrhundert sehr beachtet und diejenigen von bedeutenden Personen waren allgemein bekannt. Man hat auch Spuren von fortgeführten Geschlechtsregistern mit Angabe der Tage, an denen die Mitglieder derselben geboren waren; die Kenntniß des Geburtstages war überdies notwendig in einem Lande, wo so viele Verhältnisse vom Alter der Menschen abhängig waren, und es fehlt nicht an einzelnen Beispielen der Wahrheit dieses Umstandes. So ist auch bekannt, daß ganz Sicilien den Geburtstag Timoleons feierte (Corn. Nep. Tim. 5) und zu Herodots Zeit war es allgemein Sitte, daß der Sohn den Geburtstag des verstorbenen Vaters mit Opfern feierte (Herod. IV. 26), was man die Genesien nannte; so hieß indessen in Athen auch ein allgemeines Fest zu Ehren der Todten am 5. Boedromion. Besonders feierten die Philosophenschulen den Geburtstag ihres Stifters, so z. B. die Akademiker den des Platon, die Peripatetiker den des Aristoteles u. s. w. Man ging so weit, den Charakter und die Schicksale eines Menschen, der an einem Tage geboren war, den man zu Ehren eines Gottes feierte, mit diesem letztern in Verbindung zu bringen; so ging z. B. die Sage, daß Platon ein Sohn Apollons sei, weil er an dessen Tage geboren war. Aus alledem geht hervor, daß die Geburtstagsfeier eine vorwiegend religiöse war; doch machte sich auch das weltliche Element geltend in Geburtstagsgedichten, deren die Anthologie enthält und mit welchen in sinniger Weise Geschenke begleitet wurden. Nach der Zeit Alexanders des Großen kamen auch Geburtstagsschmäuse und noch später Geburtstagsreden in Aufnahme.

Die tägliche Lebensweise eines Atheners zur Zeit der Blüte

*) Petersen, Geburtstagsfeier a. a. O. S. 292 ff.

des Staates in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Chr. war folgende: Am Morgen nach dem Aufstehen besuchte man Freunde und besorgte zugleich, gemächlich durch die Stadt schlendernd, seine Geschäfte. Hatte man keine weiteren solchen, so spazirte man auf das Land, um auf dem Gute die ländlichen Arbeiten zu beaufsichtigen. Dann machte man etwa einen Ritt, schickte das Pferd in die Schwemme und frühstückte darauf gehörig. Nach dieser That begab man sich auf den Markt und erwartete seine Gastfreunde u. s. w. Vielfach stand man auch in den Leschen (Orten, wo man plauderte) und in den Xysten (bedeckten Gängen der Gymnasien) umher, und wenn man es weniger genau nahm, in Weinschenken, Bade-, Barbier- und Salbenbuden, in Läden und Werkstätten u. s. w. Man schwatzte da über wichtige politische Angelegenheiten, wie über die wichtigsten Stadtneuigkeiten. Der Tag endete mit dem bis in die Nacht verlängerten Abendmal und Symposion.

D. Tod und Bestattung.

Den Griechen zeichnete treue Anhänglichkeit gegen Alles aus, woran ihn die Natur band, gegen das Vaterland, die engere Heimat und die Familie, — so auch namentlich gegen die Todten seiner Umgebung. Es war eine allgemeine heilige Pflicht, dieselben ehrenvoll zu bestatten, selbst die in der Schlacht gefallenen Feinde; nur eine Ausnahme wurde gemacht: mit den Landesverrätern, welche unbestattet den Raubthieren und Vögeln zum Fraße preisgegeben wurden, und dies ist wieder ein ehrendes Zeugniß für die Vaterlandsliebe der Hellenen. Selbst den schuldbeladenen Vater mußte der Sohn, der sonst von allen Pflichten gegen ihn entbunden war, doch wenigstens mit Ehren bestatten.

Schon in den heroischen Zeiten war es der erste Liebesdienst nach entschwundenem Leben, dem Todten die Augen zuzudrücken, dann ihn zu waschen und zu salben und weiß gekleidet auf die Kline zu legen, die mit den Füßen nach der Thüre gewendet wurde. Dann begann die Todtenklage; man hob Staub von der Erde und streute ihn über Kopf und Gesicht, zerraufte das Haar, die Dienerinnen schrien und zerschlugen sich die Brust. Sänger stimmten Trauerlieder an. Der festlich geschmückte Todte wurde verbrannt und rings um den Holzstoß wurden Hausthiere geopfert. War die Verbrennung beendet, so löschte man die Glut mit Wein und sammelte die Asche in Urnen, die man mit kostbaren Gewändern und Decken umhüllt in die Gruft senkte, die dann mit Steinen bedeckt wurde. Über selbe thürmte man einen Hügel auf und begab sich dann zum festlichen Leichenschmause. Wahrscheinlich jedoch wurden diese Leichengebräuche blos bei gefallenen Helden beobachtet.

In der geschichtlichen Zeit waren die Leichenbestattungen erst ungemein einfach; mit der Zeit jedoch, als Verschwendung und Eitelkeit zunahmen, wurden dieselben Ceremonien, wie sie in der heroischen Zeit den Helden gewidmet waren, selbst in dem einigermaßen bemittelten Bürgerstande immer allgemeiner, so daß in Athen Solon sich bewogen fand, dagegen Gesetze zu erlassen. In dieser spätern Zeit wurde dem Todten regelmäßig ein Obolos (12,5 Pf.) in den Mund gesteckt und sein Haupt mit einem Blumenkranze geschmückt. Man brachte ihm Liebesgaben, welche in allerlei Kostbarkeiten, namentlich schönen Gefäßen, Lampen u. dgl. bestanden und ihm in die Gruft mitgegeben wurden. Mit denselben wurde der gewaschene, gesalbte und weiß gekleidete Leichnam eine Zeitlang ausgestellt, welche Solon auf so lange verkürzte, als notwendig war, um die Gewißheit des Todes festzustellen. Während dieser Zeit besuchten die Verwandten und Bekannten den Todten und stimmten ihre Klagen an, welche Solon beschränkte und Charondas ganz verbannte. Es wurden auch Klageweiber bezahlt, welche zur Flöte Todtenlieder sangen. Nach der strengen Regel wurde schon am Tage nach dem Tode die Bestattung vorgenommen. Dem Leichenzuge voran ging eine Schaar gemieteter Sänger oder Flötenspielerinnen; ihnen folgten in grauen oder schwarzen Gewändern und mit kurz geschnittenem Haare die männlichen Leidtragenden, dann die von Verwandten und Freunden getragene Bahre und darauf die weiblichen Theilnehmenden, was aber außer den näher Verwandten nur alte Weiber von wenigstens sechszig Jahren sein durften. Die im Kriege für das Vaterland gefallenen Soldaten wurden in Athen in glänzenden Aufzügen feierlich auf Staatskosten bestattet, und zwar zu Wagen, und zu Ehren der Vermißten ein leerer Sarg mitgeführt.

Die Todten der geschichtlichen Zeit wurden je nach ihrem oder der Hinterbliebenen Wunsche entweder verbrannt oder ohne dies begraben. Die Begräbnißplätze für die Urnen und Aschenkrüge sowol, als für die aus Holz oder Thon bestehenden Särge waren bald in, bald außer der Stadt (jenes in Sparta und Tarent, dieses in Athen und Sikyon), meist längs einer Straße. Man durfte jedoch seine Todten auch auf eigenem Grund und Boden begraben. Die blose Beerdigung wurde vorgezogen, wo Mangel an Holz war, die Verbrennung bei Seuchen oder nach Schlachten aus Gesundheitsrücksichten oder bei Fremden, um ihre Asche leichter nach Hause senden zu können.

Die Verbrennung der Todten geschah auf einem Scheiterhaufen, in dessen Feuer man die dem Todten mitzugebenden Sachen hineinwarf; nach dem Verbrennen wurde alles gesammelt und begraben. Die blose Bestattung ohne Flammen geschah auf verschiedene Weise. Bei Steinmangel, namentlich in Ebenen, wurden Hügel von Erde aufgeschüttet, in deren Mitte sich die kleine Grabkammer befand. Waren dagegen Steine

vorhanden, so errichtete man eine runde Mauer aus solchen und füllte das Innere mit Erde aus oder thürmte den ganzen Hügel aus Steinen auf.

Wo die felsige Natur des Bodens es gestattete, benutzte man die Felswände zu Grabstätten, wie wir im Morgenlande (Bd. I. S. 366 und 559) gesehen haben. Solche Felsengräber finden sich in ganz Griechenland und auf vielen seiner Inseln. Waren schon passende Höhlen oder Grotten dazu da, so erweiterte man sie; sonst höhlte man die Felsen selbst aus und schmückte sie außen wie Gebäude aus. Es kam auch vor, daß ein Schacht ausgehöhlt wurde, welcher senkrecht abwärts zu einer Grabkammer führte, oder daß man durch pyramidenförmig übereinander gelegte Steinbalken Stollen bildete, die in die hohlen Felsen hineinführten.

Oft gingen auch ausgehauene Treppen in die Grabgemächer hinab. Oft auch wurde der innere Raum durch gemauerte Pfeiler und Gewölbe in mehrere Grabkammern oder Nischen getheilt oder die Decken aus Steinplatten gebildet. An den Wänden der Kammern lagen die Todtenbetten in Form von Steinbänken rings umher. Auch höhlte man mitunter die Gräber einfach von oben her in den Stein ein, ohne tiefer einzudringen und schloß dieses Steingrab mit Platten ein. Dem Todten wurden manigfache Geräte, Trink- und Opfergefäße, Schmuckgegenstände, eine Lampe u. dergl. m. in Sarg und Grab mitgegeben. Die nicht in Felsen eingehauenen oder mit Hügeln überworfenen Gräber erhielten Grabmäler. Diese letzteren hatten die Form von Hügeln, Pfeilern, Säulen, Stelen, Statuen, Tischen, Altären, kleinen Tempeln u. s. w. und wurden von den Hinterlassenen fleißig mit Blumen, Kränzen, Bändern u. s. w. geschmückt. Familien hatten Erbbegräbnisse. Nach der Rückkehr von der Bestattung wurde im Hause des Todten das Leichenmal (περίδειπνον) gehalten. Das Leichenhaus galt wie in Erân für verunreinigt und unterlag einer Reinigung durch Besprengen mit Wasser, worauf die dabei gebrauchten Gefäße rückwärts fortgeworfen wurden. Kein Gefäß, das bei der Leichenfeier gedient, durfte von Lebenden wieder benutzt werden. Später wurden Todtenopfer gebracht, das erste am dritten Tage, das zweite am neunten, das dritte am dreißigsten, also ähnlich wie jetzt noch bei den Katholiken. Die Trauerzeit war jedoch in Athen mit dreißig Tagen abgeschlossen, in Sparta schon früher (und in China, Bd. I. S. 139 erst mit drei Jahren!). Doch wurden zu gewissen Zeiten im Jahre dem Andenken der Todten Trank- und Speiseopfer von Milch, Wein, Öl, Honig u. s. w., sowie Kränze gewidmet. Den im Kriege Gefallenen wurden Grabreden gehalten, in Athen z. B. von Perikles und Demosthenes, und ihre Namen auf Denksäulen eingegraben, wie z. B. in Sparta die der Thermopylen-Kämpfer.

Dritter Abschnitt.

Das gesellige Leben.

A. Das sittliche Verhalten.

Unter den civilisirten Menschen aller Völker und Zeiten sind die Ansichten über den Wert der Thaten oder Handlungen soweit stets im Ganzen dieselben gewesen, als darüber in dem genannten Kreise niemals ein Zweifel war, daß solche Handlungen verwerflich seien, welche Jemanden Schaden bringen. Dagegen hat es stets Verschiedenheiten in dem Urteile über das menschliche Verhalten gegeben, soweit dasselbe nicht geradezu Schaden in irgend welcher Hinsicht stiftet, oder man wenigstens darüber uneinig sein kann, ob die Wirkungen des betreffenden Verhaltens als schädlich zu betrachten seien oder nicht. Die Verschiedenheit der Ansichten in dieser Beziehung richtete sich stets ebenso sehr nach dem Volkscharakter, wie dieser nach Lage, Klima, Produkten und hierdurch bestimmter Rasse. Ein düsteres Volk in einem nebeligen, eintönigen, unfruchtbaren Lande mußte Thaten von zweifelhaftem Werte ganz anders ansehen und beurteilen, als ein heiteres und fröhliches in einem sonnigen, landschaftlich reizenden und an Vegetation üppigen Lande, und solche Handlungen mußten bei Völkern von so verschiedener Anlage und Anschauungsweise einen Charakter entfalten, der sie hier und dort als etwas ganz anderes erscheinen ließ.

So sind die Griechen in der Welt wegen gewisser sofort näher zu betrachtender „unmoralischer" Einrichtungen verschrien, ohne daß ihre Sittenrichter zu bedenken scheinen, wie dieselben Erscheinungen bei sämmtlichen Völkern aller Zeiten ebenfalls vorhanden gewesen sind, und zwar ohne daß im Mindesten statistisch nachgewiesen wäre, es seien dieselben in Hellas häufiger gewesen als anderswo, abgesehen davon, daß in solchen Dingen Zahlenverhältnisse weder sicher zu ermitteln, noch selbst im Falle der Ermittelung von Bedeutung für den wirklichen sittlichen Wert der Betheiligten sein können. Der einzige kulturgeschichtlich erhebliche Unterschied bei diesen sittlichen Schattenseiten zwischen den Griechen und anderen Völkern ist der, daß ein dichterisches und schönheitbegeistertes Volk wie die Griechen diese bei allen Völkern vorkommenden Verhältnisse naturgemäß mit dem Schimmer der Idealität und Poesie und mit dem Hauche der Schönheit und Kunst übergießen und schmücken mußte. Nur die Unkenntniß dieser logischen Folgerichtigkeit kann daher die Griechen ein lasterhaftes Volk nennen; sie waren was sie der Natur ihres Landes gemäß sein m u ß t e n.

Bei den alten Griechen ergriff der Staat gewisse Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sittlichkeit, wobei er freilich die Menschen nicht anders machen konnte, als sie in Folge ihrer Triebe und Leidenschaften sind, aber doch immer durch sein Beispiel Gutes zu wirken vermochte. Platon sagt, der gute Staat erziehe den Menschen gut und der schlechte Staat schlecht. Da die Griechen keine Kirche hatten, so mußte der Staat deren Aufgabe mit übernehmen; er war jedoch weit entfernt, gleich dem Mittelalter und dessen Epigonen Religion und Tugend zu vermengen, sondern unterschied beide scharf von einander und mußte dies um so mehr, als die griechische Religion nicht auf sittlichen, sondern durchaus auf natürlichen Grundlagen ruhte. Zu jenen moralischen Maßregeln des Staates gehörte u. a. die schon erwähnte Organisation der Jugend in Sparta und Kreta. Andere Staaten stellten sog. Paidonomen und Gynaikonomen auf, welche über das sittliche Leben der Kinder und der Frauen (und durch diese auch der Männer) wachen mußten. Begreiflich war diese die persönliche Freiheit beschränkende Aufsicht in den Demokratien am schlaffsten; aber auch in den Oligarchien erlahmte sie mit dem Zunehmen der Weichlichkeit und der Verschwendungs- und Vergnügungssucht. Wir hören jedoch überhaupt nicht viel von der Wirksamkeit jener Beamten, ausgenommen hinsichtlich des Luxus, und auch dies fruchtete sehr wenig.

Es sind vorzüglich zwei Schattenseiten des griechischen Lebens, welche das Entsetzen oberflächlicher Moralisten erregt haben, während diese doch beide in ihrer Nähe hatten, ohne es zu bemerken oder wenigstens zu erwägen. Das erste jener Uebel ist das Hetärenwesen. Die Sache an sich ist vollkommen dieselbe mit unsrer modernen Prostitution; nur in geistiger Beziehung war sie von dieser, welche überhaupt nichts geistiges an sich hat, wesentlich verschieden. Ja das Hetärenwesen hatte in einem Punkte sogar, so auffallend diese Behauptung erscheinen könnte, eine sittliche Grundlage. Es war, wie wir gesehen haben, in Griechenland allgemeine Sitte, daß die ehrbaren, d. h. in Familie lebenden Frauen, um von jeder Beschädigung ihres guten Rufes frei zu bleiben, auf die γυναικονῖτις angewiesen und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen waren. Die Griechen waren aber nicht der Art, daß sie in ihrem vorzugsweise öffentlichen Leben auf bildenden Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verzichten konnten und wollten. So bot ihnen nur das Hetärenwesen das, was heute gemischte Gesellschaften bieten — sollen, nämlich geistreiche Unterhaltung. Natürlich waren bei solcher nur die besseren Hetären betheiligt, d. h. jene, welche dem Geiste vor materiellen Rücksichten und Gelüsten den Vorzug gaben. Der Umgang mit Hetären, namentlich den besseren, hatte für den Mann nichts Ehrenrühriges und selbst die Hetären wurden nur dann verachtet, wenn sie sich im Pfuhle schlechter, d. h. ruhm- und geistloser Gesellschaft be-

wegten. Natürlich sahen die Ehefrauen solchen Umgang nicht gerne; allein sie konnten ihn nicht verhindern und eine Klage dagegen hätte keinen Erfolg gehabt und wäre unter damaligen und dortigen Verhältnissen einfach lächerlich gewesen. Die Behörden duldeten das Hetärenwesen absichtlich, wie es scheint, um der Übervölkerung vorzubeugen. Ja es kommen sogar gerichtliche Entscheidungen vor, welche uns staunen machen. Nach athenischem Gesetze sollte jede Fremde, welche einen Bürger heiratete, als Sklavin verkauft werden. Mit Berufung hierauf wurde die Hetäre Neaira, welche der Athener Stephanos zur Frau genommen, vor Gericht verklagt und bei dieser Gelegenheit durch Zeugenaussage festgestellt, daß ein früheres Schiedsgericht über die zwischen dem Phrynion und dem Stephanos streitige Neaira in der Art entschieden habe, daß sie jedem von beiden abwechselnd angehören solle (Demosth. Rede gegen Neaira pag. 1360. 1361). Ein anderes Beispiel ist das bekannte, daß der Redner Hyperides, Zeitgenosse und Freund des Demosthenes, dadurch, daß er der wegen Religionsentweihung angeklagten Hetäre Phryne vor den Richtern den Busen enthüllte, ihre Freisprechung herbeiführte. Derselbe Hyperides hielt übrigens selbst drei Hetären, eine in Athen, eine im Peiraieus und eine auf seinen Gütern in Eleusis (Plutarch, zehn Redner, 9, Hyperides).

Es gab wie immer verschiedene Klassen von Hetären. Die niedrigste bildeten die in Bordellen (*πορνεῖοι*) gehaltenen, welche Anstalten der Staat nicht nur duldete, sondern sogar, durch Solon selbst veranlaßt, von sich aus errichtete, indem er von den darin lebenden Personen eine Steuer erhob. Der Eintrittspreis in diese Lasterhöhlen betrug einen Obolos, worin natürlich der Genuß nicht inbegriffen war. Die nächsthöhere Klasse (wenn man so sagen darf) befand sich in scheinbaren Privathäusern, in welchen Männer oder Frauen, Kuppler und Kupplerinnen, *πορνοβοσκοί*, Dirnen hielten, die sie auch wol für ihre Frauen oder Töchter ausgaben, zeitweise an Lüstlinge vermieteten oder gar verkauften, Fremde anlockten und wenn diese Gimpel anbissen, sie unter der Drohung der Anklage auf Verführung in schamlosester Weise brandschatzten. Diese beiden Klassen rekrutirten sich meist aus den ausgesetzten Mädchen; es gab aber unter ihnen Einzelne, welche geistig und sittlich höher standen und auch bisweilen eine ehrenhaftere Stellung errangen. Höher standen die einzeln lebenden Hetären, meistens Freigelassene, welche die Flöten- und Zitherspielerinnen zu Hausopfern und Symposien, sowie Tänzerinnen zu letzteren lieferten, — am höchsten aber die wenig zahlreichen Hetären, welche sich durch Geist auszeichneten und ohne sich Jedem hinzugeben, eine hervorragende Rolle spielten, wie eine Phryne, Lais, Lamia u. s. w., nicht aber die verleumdete Aspasia, auf die wir zurückkommen werden.

Die meisten Hetären, und zwar sowol die schönsten als die witzig-

sten, gab es in Korinth, wo dieses Verhältniß auch zu religiösen Zwecken, als Abzweigung semitischer Tempelprostitution, in den Hierodulen bestand, deren der Tempel Aphroditens tausend zählte (Strabon VIII, 6, 20). Ein „korinthisches Mädchen" war in Hellas gleichbedeutend mit einer Prostituirten, und κορινθιάζεσθαι hieß soviel als: dieses Gewerbe treiben. Athen stand auch in ähnlichem Rufe, während dagegen von Sparta das Gegentheil gesagt werden kann. Doch bestanden in Athen strenge Gesetze zum Schutze der Tugend seiner Bürgerinnen. Wenn ein Bürger seine Tochter verkuppelte, so war er des Todes schuldig und eine Bürgerstochter, die sich preisgab, konnte vom Vater als Sklavin verkauft werden. So sehr die Hefe des Hetärentums zur Entsittlichung und Verwilderung des Volkscharakters beitragen mußte, so sehr ist zuzugeben, daß der Umgang mit schönen, geistreichen und über die Gemeinheit erhabenen Hetären, welche in ihren Neigungen eine Auswahl trafen, auf das Schönheitsgefühl und damit auf den Kunstsinn der bedeutenderen Hellenen einen sehr vortheilhaften Einfluß ausübte, und zwar um so mehr, als die ehrbaren Frauen nicht so erzogen wurden, um dies thun zu können. Einige dieser höheren Hetären hörten sogar die Philosophen, so Lastheneia den Platon und Leontion den Epikuros. Manche von ihnen sowol, als von den niederen zogen auch wol, allein oder mit Liebhabern in ganz Griechenland und dessen Kolonien herum und führten ein sehr wechselvolles Leben. Die Preise der Gunst stiegen von den niedrigsten bis zu fabelhaft hohen. Die Hetären führten oft Spitznamen und zeichneten sich in der Regel vor den ehrbaren Frauen durch bunte Gewänder aus*).

Die zweite sittliche Schattenseite Griechenlands war die vorzugsweise so bezeichnete g r i e c h i s c h e oder die sogenannte K n a b e n l i e b e (*παιδεραστία*, was ursprünglich nichts weniger als die jetzige abscheuliche Bedeutung hatte). Abgesehen davon, daß der angenommene deutsche Name unrichtig ist, indem *παῖς* in Bezug auf dieses Verhältniß nicht einen eigentlichen Knaben, sondern einen mannbaren Jüngling, in Griechenland etwa von 15 bis 20 Jahren bezeichnet, ist bei diesem heikeln Gegenstande vor allem zu berücksichtigen, daß auch dieses Verhältniß in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist, aber a l l e i n bei den Griechen außer der verächtlichen rohsinnlichen und unnatürlichen Seite auch eine geistige und hochbegeisterte hatte. Bei ihnen wurde eine Verirrung der Natur, die an sich rätselhaft ist, zugleich zu einem Kult der Schönheit und zu einer sublimirten Art der Freundschaft und uneigennütziger Liebe und es zeigt dieser Umstand die Höhe der griechischen Auffassung, welche für die männliche Schönheit ein ebenso offenes Auge hatte wie

*) Vergl. Demosthenes Rede gegen Neaira; Aischines Rede gegen Timarchos; Lukian, Hetärengespräche; Becker, Charikles Exk. z. 2. Sc.

für die weibliche und für die Liebe zu ihresgleichen ein ebenso fühlendes Herz, wie für die zum andern Geschlechte.

Es ist oft streitig gewesen, läßt sich aber unmöglich untersuchen, ob die ideale oder die sinnliche Art der Paidophilie die vorherrschende gewesen. Es ist dies gleichgiltig; denn es versteht sich von selbst, daß die edeln Charaktere (und nur diese sind für die Kulturgeschichte maßgebend) auch diese Sache edel auffaßten; die unedeln Menschen ziehen alles in den Schmuz. Bei letzterm wollen wir uns nicht aufhalten und nur kurz sagen, daß diese Schändlichkeit in allen Graden und Weisen durchaus parallel mit der weiblichen Prostitution ging, sogar dieselben Klassen und Veranstaltungen hatte und auch in gewissem Maße vom Staate geduldet wurde, doch in der Regel nur, soweit es Sklaven betraf, so daß in Athen gesetzlich diejenigen Bürger, die sich gewerbemäßig dazu hergaben, zu allen Aemtern und zum Auftreten vor Gericht unfähig erklärt und mit schweren Strafen belegt wurden, was aber oft nicht viel fruchtete. Am verrufensten in dieser Hinsicht waren die Landschaften Boiotien und Elis.

Für diejenigen Griechen, welche wirklich Vertreter des griechischen Geistes und der hellenischen Kultur im schönen Sinn sind, war die Paidophilie ein durchaus edles Verhältniß. Sie ist auch nach Platon, der sie im „Symposion" nach ihrem ganzen Wesen darstellte, „platonische Liebe" genannt worden, welcher letztere Ausdruck keinen Bezug auf das weibliche Geschlecht hat. Der Anknüpfungspunkt dieses Verhältnisses sowol als seiner unreinen und schmählichen Entartung waren die Gymnasien, wo die jungen Leute nackt rangen und wettliefen, — und wie vom Besuche der Gymnasien, waren die Sklaven auch von der Paidophilie ausgeschlossen. Es liegt nun allerdings in der Natur dieses Ursprungs der Sache, daß auch die edle Paidophilie nicht ohne sinnliche Beimischung war, die sich aber auf das sinnliche Wolgefallen beschränkte. Eine solche Liebe war selbst bei den ausgezeichnetsten Männern so allgemein, daß man z. B. den Patrioten Harmodios und Aristogeiton ein solches Verhältniß und den Mord des Hipparchos der Eifersucht des Aristogeiton auf ihn wegen des Harmodios, sowie daß man die Feindschaft des Aristeides und Themistokles der Nebenbuhlerschaft in der Liebe zu einem Jüngling zuschrieb. Ja die Paidophilie bildete den eigentlichen Kern der heiligen Schaar Thebens, welche aus Liebenden und Geliebten bestand, sich so sehr auszeichnete und bei Chaironeia heldenmütig fiel*). Überreich sind die Erzählungen der griechischen Schriftsteller von Beispielen der hingebendsten Liebe zwischen Männern und Jünglingen.

Am reinsten war nach allen Berichten die Paidophilie in Sparta. Es war allgemeine Sitte, daß ein älterer Mann (*εἰσπνήλας*, der Be-

*) Thukyd. VI, 54. Plut. Themist. 3. Pelop. 18.



geisternde) und ein Jüngling (ἀΐτας, der Hörende) in einem liebevollen Verhältnisse standen, wobei der erstere zugleich der Erzieher war und seinen Freund zur Männlichkeit und Tapferkeit ausbildete, und es war eine Schande für jeden Mann oder Jüngling, keinen Liebhaber oder Geliebten dieser Art zu haben. Wessen Anleitung aber bei dem jüngern Freunde keine Früchte trug, der galt als strafbar, und wer das Verhältniß in unreiner Weise mißbrauchte oder dazu den Versuch wagte, wurde ehrlos erklärt. Ähnlich war das Verhältniß in Kreta; doch hier entführte der Liebhaber (φιλήτωρ) den Geliebten (κλεινός) und beschenkte ihn reichlich und die Verbindung wurde durch ein Opfer gefeiert. Nicht organisirt, aber allgemein üblich war die Sache in Athen, und so beinahe in allen griechischen Städten und Kolonien*). Allgemein galt es als ebenso berechtigter „Eros", wie der zum weiblichen Geschlechte und wurde stets ganz unbefangen besprochen. —

B. Gymnastik und Kampfspiele**).

Einem Volke wie den Hellenen, dessen ganzes Thun und Treiben dem Dienste der Schönheit gewidmet war, mußte es als eine Notwendigkeit erscheinen, Schritte zur Erzielung schöner und kräftiger Körper zu thun. Ihr schönheitdurstiges Auge wollte nicht von dem Anblicke elender und schwächlicher Menschen beleidigt sein. Wer kräftig und schön dachte und fühlte, sollte auch schön und kräftig sein. Zur Erreichung dieses hohen Zweckes diente außer dem herrlichen Klima und der natürlichen, nicht verweichlichenden Erziehung vor Allem die einfache Körperübung (Gymnastik) und die Übung in Kampfspielen (Agonistik), welche in späterer verderbter Zeit zu einem gewerbemäßigen Betriebe von Kraftübungen (Athletik) wurde. Es liegt kein Nachweis, nicht einmal ein Anhaltspunkt dafür vor, daß die Hellenen diese Einrichtungen nicht aus sich selbst geschaffen, sondern von einem andern Volke erlernt hätten. Unter den morgenländischen Völkern hatten die Ägypter (Bd. I. S. 306) gymnastische Übungen; allein es spricht nichts dafür, daß solche von ihnen zu den Griechen gekommen wären. Letztere pflegten diese Sitte seit den ältesten Zeiten. Schon in den Gedichten von dem Kampfe um Troia werden die gymnastischen Spiele bei festlichen Gelegenheiten als etwas in der Übung eingewurzeltes, altherkömmliches geschildert. Die

*) Platon, Symposion und Gesetze. Aischines gegen Timarchos. Plutarch über die Liebe und Liebesgeschichten. Becker, Charikles, 2. Exk. z. 5. Sc.

**) Krause, Joh. Heinr., die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wiss. dargest., Leipz. 1841. Jäger, O. H., die Gymnastik der Hellenen in ihrem Einfl. aufs gesammte Alterth. ɪc., Eßlingen 1850. Becker, Charikles, 1. Exk. z. 5. Sc.



älteste Form, unter welcher die Gymnastik bei den Hellenen getrieben wurde, ist die der erwähnten Kampfspiele, deren seit den ältesten Zeiten welche gefeiert wurden, sowol bei Götterfesten, als bei Leichenverbrennungen von Helden, später aber immer mehr, fast bei allen religiösen und anderen Festen. Die berühmtesten unter diesen, die olympischen, sind zuerst mit Bezug auf das neunte Jahrhundert vor Chr. erwähnt, die drei übrigen von Bedeutung, die pythischen, die nemeischen und isthmischen, sind jünger*). Die olympischen Spiele, das Muster und Vorbild aller übrigen, erwuchsen von bescheidenen Anfängen zu immer größerer Reichhaltigkeit und Bedeutung. Zuerst war der einfache Wettlauf ihre einzige Körperübung**). Koroibos aus Elis war der erste Sieger in derselben, als die Zeitrechnung nach den Olympiaden begann, 776 vor Chr. In der 14. Olympiade kam der Doppellauf dazu, in der 18. der Fünfkampf (*πένταθλον*) und das Ringen, in der 23. der Faustkampf, in der 25. das Wagenrennen mit vier Pferden, in der 33. der Vollkampf (*παγκράτιον*) und das Wettrennen einzelner Pferde, in der 37. Wettlauf und Ringen von Knaben, in der 41. Faustkampf solcher, in der 65. der Lauf in schwerer Waffenrüstung, in der 93. das Rennen mit zwei Pferden und später unbedeutendere Neuerungen. Die Eleier als Herren des Festplatzes führten auch nach Belieben Änderungen ein und schafften solche wieder ab. Die Laufbahn, sechshundert Fuß lang, gab ihren Namen, Stadion, dem Maße dieses Namens (rund 185 Meter). Frauen waren vom Zusehen ausgeschlossen, Jungfrauen nicht; hingegen konnten erstere seit der 25. Olympiade Pferde und Wagenlenker zu den Spielen senden, wie überhaupt in der spätern Zeit die Besitzer der Wagen und Pferde den Preis erhielten, nicht ihre kämpfenden Untergebenen. Gesandtschaften aus allen griechischen Staaten und Kolonien besuchten das Fest, während dessen heiliger Friede herrschen mußte, worüber die Eleier wachten. Die Kämpfer, die man zuließ, mußten freie Hellenen und unbescholten sein und sich zehn Monate lang vorbereitet haben, auch schwören, kein unerlaubtes Mittel anzuwenden. Auf jede Verletzung der Spielgesetze standen schwere Gelt- und sogar Körperstrafen. Auch die in Purpur gekleideten und mit Lorbeer bekränzten Kampfrichter (Hellanodiken) mußten sich zehn Monate vorbereiten und hielten die Festordnung mit Hilfe einer Schaar mit Stöcken bewaffneter Diener aufrecht. Der Sieger erhielt am Feste selbst keine andere Gabe als einen Kranz vom heiligen Ölbaum im Haine des Zeus (bei den Pythien von Apollons Lorbeer, bei den Nemeen und Isthmien von Epheu); aber das war nur der Anfang der Ehren, die ihn überhäuften und jedenfalls sehr annehmbar waren. Sein Name wurde feierlich aus-

*) Hermann, gottesdienstliche Altertümer der Griechen, S. 242.
**) Pausan. V, 8; VIII, 26.

gerufen, in das Siegerverzeichniß eingetragen und sein Bild durfte im heiligen Haine aufgestellt werden. Zu Hause aber, wenn er heimkehrte, war unendlicher Jubel! Er wurde feierlich eingeholt, zu seinem Einzuge ein Theil der Stadtmauer eingerissen, sein Standbild in den Gymnasien und auf öffentlichen Plätzen aufgestellt; er wurde von den größten Dichtern besungen, erhielt den Ehrensitz bei allen Festen, in manchen Staaten auch eine Prämie oder ein Jahrgehalt, in Athen neben ersterer von 500 Drachmen (375 Mark) lebenslängliche Speisung im Prytaneion und wurde überall von den Staatsabgaben befreit.

Folgendes ist das Unterscheidende der vier großen hellenischen Kampfspiele:

1) Die Olympien wurden zu Ehren des Zeus, zu Olympia in Elis, alle vier Jahre, am Anfang und in der Mitte einer achtjährigen Schaltperiode, im Vollmond nach der Sommersonnenwende gefeiert. Nach ihnen zählten die Hellenen die Jahre; das, in welches das Fest fiel, war das erste der so und so vielten Olympiade, die darauf folgenden das zweite, dritte und vierte. Von dem religiösen Theile des Festes ist wenig außer einem großen Zeus-Opfer bekannt, welchem seit der 77. Olympiade die Kampfspiele vorangingen. Außer letzteren wurden auch Reden und wissenschaftliche Vorträge gehalten; so soll Herodot aus seiner Geschichte vorgelesen haben. Auch Kunstwerke wurden ausgestellt, so daß die Olympien eigentlich eine Vereinigung aller Thaten des griechischen Geistes darstellten.

2) Die Pythien fanden statt zu Ehren des Apollon in der krissäischen Ebene am Fuße des Parnassos bei Delphoi, stets nach Ablauf einer achtjährigen Schaltperiode, seit dem heiligen Kriege jedoch alle vier Jahre wie die Olympien und zwar im dritten Olympiadenjahr. Außer den Kampfspielen waren vorzüglich Wettkämpfe in Musik und Gesang üblich. Die Amphiktyonen (davon unten) waren die Festordner.

3) Die Nemeen hatten ihren Schauplatz im Thale Nemea bei Kleonai in Argolis, zu Ehren des Zeus, den dort ein Tempel und Hain ehrten; sie wurden von den Kleonaiern, später von den Argeiern zweimal in vier Jahren, einmal im Sommer und einmal im Winter angeordnet und mit einem kitharodischen Wettkampfe verbunden.

4) Die Isthmien, erst dem phönikischen Melkart, später dem Poseidon zu Ehren, auf der Landenge von Korinth, hatten ihre Zeit am Anfang des ersten und des dritten Jahres jeder Olympiade, in der Sommersonnenwende; sie waren von den Athenern geleitet und mit Wettkämpfen zwischen Dichtern geschmückt.

Unter den Räumlichkeiten, welche zur Aufführung der Kampfspiele dienten, unterschied man die Stadien und die Hippodrome. Beide waren langgestreckt, das Stadion aber weit kürzer und schmaler als das Hippodrom. Nachdem der Langlauf eingeführt war, überschritt

es oft das nach ihm benannte Längenmaß und erreichte mitunter tausend Fuß Länge. Die Einrichtung schloß sich an die Natur an, indem ursprünglich die Zuschauer, an den Abhängen zweier Hügelketten hingelagert, die auf der zwischenliegenden Thalsohle stattfindenden Spiele betrachteten. Diese Abhänge versah man mit Terrassen zum Sitzen, schuf dann auch welche künstlich durch aufgeworfene Erdwälle (χῶμα) und errichtete sie endlich aus Steinen, so daß sie zu besonderen Gebäuden wurden. Dieselben nahmen mit der Zeit an Pracht zu; auf der Höhe erstanden Säulenhallen für die hervorragenden Personen. Säulen in der Arena bestimmten Ausgangspunkt und Ziel oder Wendepunkt des Laufes. Das Hippodrom, bedeutend länger und breiter, hatte einen ähnlichen Ursprung. In Olympia fanden die Wettrennen erst blos längs einer Anhöhe statt, auf welcher die Zuschauer Platz nahmen. Als diese nicht mehr genügte, errichtete man ihr gegenüber einen Erdwall mit Zuschauerplätzen. Zwischen beiden lag die Rennbahn, der Länge nach. Eine von Agnaptos errichtete Halle bildete auf der einen Seite den Abschluß und zugleich den Ablaufsort für die Wagen und Pferde. Auf der andern Seite, wo sich die Rosse umwenden mußten (daher ταράξιππος, das Pferde-Entsetzen), bezeichnet durch einen runden Altar, schloß sich der Erdwall in halbkreisförmigem Bogen an die Anhöhe. In der Mitte der Bahn war das Ziel, bis zu welchem gerannt wurde, bezeichnet durch ein Standbild der Hippodameia. Altäre und Götterbilder der dem Rennen günstigen Götter (welche die Beinamen Hippios und Hippia trugen) schmückten überhaupt das Gebäude.

Zu den Zwecken, denen die Gymnastik diente, hielten die alten Griechen besondere Anstalten, namentlich zur Erlernung dieser Kunst. Es waren dies das Gymnasion (von γυμνός, nackt) und die Palästra (von πάλη, Ringkampf) oder Ringschule; ersteres diente den herangewachsenen jungen Leuten, und zwar nicht nur zu Körperübungen, sondern auch zu geistiger Unterhaltung, letztere aber unter einem Turnmeister (Paidotriben) den nach Altersklassen eingetheilten Knaben zum Unterricht in dem, was wir jetzt Turnen nennen. Die Gymnasien waren theils Staats-, theils Privatanstalten, die Palästren blos das letztere, jene in den größeren Städten prachtvoll gebaut und eingerichtet, diese sehr einfach und darum auch an Zahl größer. Athen hatte zu der Zeit, die uns beschäftigt, drei Gymnasien, das Lykeion, den Kynosarges und die Akademie. Sie hatten (hier und in anderen größeren Städten) Höfe und Säle für die Übungen, ein Bad, ein Auskleide- und ein Einreibezimmer, einen Ballspielraum und um die vertieften Kampfplätze bedeckte Gänge für die Zuschauer, manchmal auch, besonders die athenische Akademie, wissenschaftliche Hörsäle, sowie Spaziergänge, Haine und Gärten, Altäre und Heiligtümer von Göttern und Heroen. Die an den Übungen Theilnehmenden salbten sich mit Öl ein; zum Zwecke des Ringens bestreuten

sie sich überdies mit Sand, um sich fest anfassen zu können. Die von den prächtigen Gestalten eingenommenen Stellungen wurden der bildenden Kunst ein sehr gesuchter und dankbarer Stoff (in Olympia fand Pausanias noch 230 Bronzebildsäulen von dortigen Siegern im Wettkampfe). Über die Übungen wachten Gymnasten, die eigentlichen Turnlehrer und vom Staate (in Athen von den Phylen) gewählte Sophronisten, welche die jungen Leute zu sittlichem Betragen anzuleiten hatten. In Athen bestand überdies eine besondere Behörde für die mit Kampfspielen verbundenen Feste, die Gymnasiarchie, der wir bei der Staatsverfassung begegnen werden.

Aus dem Umstande des Salbens geht schon hervor, daß die gymnastischen Übungen nackt vorgenommen wurden, und zwar ohne die geringste Bedeckung. Vor der fünfzehnten Olympiade soll ein Lendenschurz gebräuchlich gewesen, seitdem aber beseitigt worden sein. Auch an den olympischen und anderen Fest- und Kampfspielen war dies der Fall. Ja in Sparta rangen sogar die Jungfrauen nach dem ausdrücklichen Zeugniß der alten Schriftsteller vollkommen nackt und es sahen dabei die Jünglinge zu, ohne daß dies im Geringsten anstößig war. Ja es war sogar bei öffentlichen Aufzügen gebräuchlich, daß die Mädchen nackt einhergingen und tanzten. Schamhafte Philologen haben diese Angaben willkürlich so ausgelegt, als ob die Mädchen nur leicht bekleidet gewesen wären, für welche Annahme nicht die geringsten Gründe sprechen, abgesehen davon, daß ein Ringen mit weiten Gewändern einfach unmöglich ist, sondern nur entweder nackt, oder mit enganliegender Kleidung, welche es in Griechenland nicht gab. Es ist nicht zu vergessen, daß die Griechen eben ganz andere Begriffe von Scham hatten als wir*). Die Übungen, welche die spartischen Mädchen trieben, waren Wettlauf, Ringen und Wurfspieß-, sowie Diskoswerfen.

Wie bereits bei Anlaß der olympischen Spiele gesagt ist, war die älteste gymnastische Übung der Lauf (*δρόμος*), der auch bei den Kampfspielen die Reihe der Übungen eröffnete. Man unterschied den einfachen Lauf, welcher nur die Länge des Stadions durchmaß, bei Knaben aber nur die Hälfte derselben, von dem Doppellaufe (*δίαυλος*), welcher die Rückkehr ohne Aufenthalt in sich begriff, und vom Langlaufe (*δόλιχος*), welcher das Stadion so oft hin und her zurücklegte, bis dabei eine gewisse Anzahl von Stadien (bis auf 24, d. h. über eine halbe Meile) abgemessen war. Ein Sieger in diesem Meisterstück, der Sparter Lades, sank am Ziele todt um! Abarten des Laufes waren der Lauf in Waffenrüstung, zu welcher jedoch in späterer Zeit der Schild genügte, und der nächtliche Lauf mit Fackeln. Der Lauf wurde in gewissen Ab-

*) S. oben S. 11. Vergl. Plut. Lykurg. 14. 15. Xenoph. Staatsverf. d. Laked. 1. Krause, Gymnastik S. 682 ff.

theilungen (τάξεις) vorgenommen, deren Sieger dann unter sich wieder um den Preis laufen mußten. Die Arme wurden im Laufe frei bewegt. Die zweite Übung im Range war der Sprung (ἅλμα), und zwar als Weit-, Hoch- und Tiefsprung, die dritte der Ringkampf (πάλη) mit geöltem und bestreutem Körper, der nach der Arbeit mit einem Schabeisen oder entsprechendem Werkzeug aus Bein oder Rohr wieder gereinigt wurde. Das Ringen hatte seine bestimmten Gesetze; ein Hauptkunstgriff war das Unterstellen des Beines; ein dreimal niedergeworfener Kämpfer war besiegt. Die vierte Übung, das Diskoswerfen (δισκοβολία), d. h. der Wurf mit einem scheibenförmigen Eisenstück (später auch aus Erz oder Holz) von verschiedener Größe und Schwere, oft mit künstlerischen Darstellungen verziert, — geschah in Bogenlinie, — die fünfte, das Speerwerfen (ἀκόντιον), wurde mit kurzen Speeren oder Stangen ausgeführt. Zusammen nannte man diese fünf Übungen den Fünfkampf (πένταθλον) und der Sieger im Kampfspiele mußte in allen fünfen gesiegt haben, d. h. die Sieger in den einzelnen mußten sich noch einmal untereinander messen, bis Einer alleiniger Sieger war.

Eine zweite Klasse der gymnastischen Kämpfe, welche nicht wie die fünf genannten den Charakter friedlichen Wetteifers, sondern schon mehr einen feindseligen Anstrich hatte, eröffnet der furchtbare Faustkampf (πυγμή), das Boxen des Altertums. Bei demselben waren beide Hände, ganz ähnlich den Füßen bei der Sandalenbekleidung, mit einem Riemengeflecht bekleidet, das bis zum Ellenbogen reichte, aber die Finger frei ließ, jedoch in der Zeit der Entartung des Gymnasten- zum Athletentum scharfes Leder oder gar Nägel und Bleibuckel zur Verstärkung der Schläge erhielt. Diese barbarische Balgerei fiel natürlich immer blutig und oft verstümmelnd oder tödtlich aus. Ebenso furchtbar war die erst in der 33. Olympiade eingeführte Vereinigung von Ring- und Faustkampf, der Vollkampf (παγκράτιον). Wie das Ringen, so hatten auch diese beiden Kampfarten ihre Gesetze zum Schutze der Theilnehmer.

Eine weitere Gruppe der Kampfspiele, bei welchen nicht mehr blos der Mensch allein (γυμνικὸς ἀγών) sich betheiligte, bildeten die Pferde- und Wagenrennen (ἱππικὸς ἀγών). Es kamen dabei ganz andere Anlagen zur Geltung, als bei den schon erwähnten Übungen, und diese Rennen fanden auch natürlich nicht im Stadion, sondern in dem umfangreichern Hippodrom statt, welches sowol an den Festspielorten, als in den einzelnen die Agonistik in höherm Maße treibenden Städten vertreten war. Bei dem Wagenrennen wurden zweirädrige Wagen, in der Einrichtung den Kriegswagen der morgenländischen Völker ähnlich, aber schmaler und niedriger, verwendet; es bestieg sie blos der Rosselenker, bisweilen aber auch neben ihm noch ein Mann, der dann

während des Laufes absprang, nebenher lief und wieder aufsprang. Das Gespann bestand aus drei, vier und doppelt soviel Pferden. Zum Antreiben letzterer dienten Peitsche und Stachelstab. Es gab außer den einfachen noch bewaffnete Wagenrennen, wobei die Lenker und die Pferde in Rüstung waren. Das Wettreiten geschah durch nackte Reiter auf ungesattelten Pferden. Beim Wagen- und Pferderennen kamen oft genug gefährliche Stürze vor.

Mehr zur Erheiterung, als zum ernsten Streben nach Sieg und Auszeichnung diente das Ballspiel (σφαιριστική) mit verschiedenfarbigen ledernen Bällen von verschiedener Größe. Es wurde sowol in den Gymnasien, als im Hause von den Frauen getrieben und hatte verschiedene Gattungen. Ein anderes gymnastisches Spiel war das Bogenschießen nach einem Ziele, z. B. einem Hahn auf einer Säule.

Ein notwendiges Erforderniß nach allen gymnastischen Bethätigungen war das Bad, welches in keinem Gymnasion fehlte und theils im bloßen Begießen, theils im Eintauchen in gefüllte Wannen, theils in Schwitz- und Dampfbädern bestand, noch lieber aber im Freien, in Flüssen und im Meere genommen wurde, wie auch die Griechen die Schwimmkunst eifrig pflegten und es darin zu großer Gewandtheit brachten. Nach dem Bade wurde die Malzeit eingenommen.

Ein so erzogenes Volk mußte die Freiheit als das höchste Gut, die Schönheit als den prächtigsten Schmuck verehren und mit unerschütterlicher Treue an dem Vaterlande hängen, das ihm dieses Gut und diesen Schmuck schenkte und erhalten half. Die Gymnastik hatte aber auch ihre Schattenseiten. Vor Allem berührt es wehmütig, auf die Sieger in den Kampfspielen, jedenfalls doch in der Regel Leute ohne höhere Bildung und Verdienst, so überschwengliche Ehren gehäuft zu sehen, wie sie Dichter, Künstler und Philosophen niemals zu genießen bekamen. Noch verletzender wurde dies für die Kämpfer des Geistes, als aus den gymnastischen Übungen und Spielen mit der Zeit immer mehr ein eigentlicher Athletenstand emporwuchs, dessen rohe Mitglieder aus dieser Kunst einen Gelterwerb zu machen suchten und von Spielen zu Spielen reisten, um gewissermaßen Vorstellungen zu geben, wobei selbst die Bettelei bei den Zuschauern nicht ausblieb. Diese Athleten waren meist Faustkämpfer und Pankratiasten und es werden von ihrer Roheit haarsträubende Beispiele, sogar absichtliche Tödtungen der Gegner erzählt*). Sie waren nur zu diesem „Handwerke", nicht zum Kriegsdienste tauglich und allgemein verachtet. Daß die Gymnastik auch Veranlassung zur Paidophilie im bessern und schlimmern Sinne war, haben wir bereits gesehen.

*) Kurz, Herm., Erläuterungen zu Ludw. Weißers Lebensbilder aus dem klassischen Alterthum. Stuttg. 1864, S. 70.

C. Berufsarten, Handel und Verkehr.

Eine Eintheilung des Volkes in feste Kasten, wie in Indien, oder in erbliche Stände, wie in Ägypten und wahrscheinlich auch in Mesopotamien und Erân, gab es in Griechenland nicht, indem Angaben, welche das Gegentheil behaupten (z. B. Strab. VIII, 7), vor der Kritik nicht bestehen können. Einige wenige Beispiele erblicher Beschäftigungen, wie z. B. der Flötenspieler und der Köche in Sparta, erscheinen als Ausnahme; daß zu Herolden nur die Nachkommen des Talthybios genommen wurden, war eine Ehrenbezeugung (Herod. VI, 60, VII, 134) und dieser Fall kommt auch bezüglich der Priesterwürde gewisser Heiligtümer vor. Die Freiheitsliebe der Hellenen schloß kastenartige Schranken von vornherein aus, und sie glichen hierin den West-Semiten, welche unter den morgenländischen Völkern am meisten auf ihre Kultur einwirkten, indem sie gleich diesen nur eine erbliche Theilung in Stämme kannten und gleich den Phönikern zur Grundlage ihres staatlichen Lebens die unabhängige Gemeinde erkoren*).

Ungeachtet des Mangels an Kasten waren die Griechen doch noch weit von Gleichstellung der Stände entfernt. Ein unauslöschlicher Flecken ihres geselligen Lebens, über den sich streiten läßt, ob er besser oder schlimmer als das Kastenwesen ist, war die Sklaverei, über deren verschiedene Abarten und rechtliche Stellung in den einzelnen Staaten uns die Darstellung von deren Verfassungen belehren wird, während wir es hier nur mit den von den Sklaven ausgeübten Berufsarten, im Gegensatze zu denen der Freien, zu thun haben. Diese Berufsarten waren die der Dienenden und der Handwerker.

In völlig patriarchalischem Verhältniß standen in der heroischen Zeit die Sklaven zu ihren Herren. Sie gingen vertraut mit diesen um und waren von ihnen geschätzt; Beispiele sind der göttliche Sauhirt Eumaios und die treue Wärterin Eurykleia. Auch der Name „Hausgenossen" (*οἰκῆες, οἰκέται*), den die Sklaven oft führen, deutet auf die bezeichnete Stellung hin. Es dienten aber auch Freie niederer Abstammung um Lohn (*Θῆτες*) neben den Sklaven. Die Lage Beider war um so weniger drückend, als die Herren selbst überall mit Hand anlegten, selbst Fürsten wie Odysseus Zimmerarbeiten besorgten (oben S. 14). Höher standen indessen freie Arbeiter und Künstler von Beruf,

---

*) Drumann, W., die Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom. Königsb. 1860. Büchsenschütz, die Hauptstätten des Gewerbfleißes im klass. Altertum (Preisschr. d. Jablonowski'schen Gesellsch.), Leipz. 1869. Hugo Blümner, die gewerbl. Thätigkeit der Völker des klass. Altert. (Preisschr. wie vorhin), ebendas. Ders., Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. 1. Bd. Leipz. 1875.

zu denen auch die Seher, Baumeister, Sänger und Ärzte gehörten (Odyssee 17, 382), deren Kunstfertigkeit jedoch noch nicht hoch stand, indem in der ältern Zeit kunstreichere Gegenstände, namentlich aus edeln Metallen und feinen Stoffen, von Phönikien her bezogen wurden*).

In der geschichtlichen Zeit wurde, in Folge der inzwischen eingetretenen Völkermischung, die Kluft zwischen Herren und Dienenden schärfer. Es waren nicht mehr zusammen aufgewachsene Hausgenossen, sondern entweder Sieger und Besiegte, von denen Jene die Rache Dieser zu fürchten hatten, oder Käufer und Gekaufte, die kein Band als das Gelt verknüpfte; auch waren die Gekauften meist nicht Griechen, sondern Leute aus den verschiedensten Nationen, die aber in der neuen Heimat griechische Sprache und Sitten annahmen. Die Sieger und Herren waren des Schaltens mit Schwert und Scepter gewohnt und nahmen keine körperliche Arbeit mehr vor. Die Unterworfenen und Gekauften mußten für die Bürger arbeiten. Die Banausen, wie sie hießen (von βαῦνος, Esse, und αὔειν, anzünden, also wol zuerst die Feuerarbeiter, τέχνη βάναυσος, sitzende Lebensart) waren meist leibeigene oder sklavische Handwerker, Fabrikanten, Handelsleute, Athleten, Söldner, Tagelöhner, Gast- und Bordellwirte, ja sogar Künstler, Lehrer und Ärzte, die theilweise in den Häusern ihrer Herren blos für diese, theilweise aber auch auswärts allein oder in Fabriken vereinigt oder auf dem Felde für Andere arbeiteten und theilweise auf Schiffen als Ruderer und Matrosen oder in Bergwerken beschäftigt waren. Reiche besaßen in die hunderte, ja tausende, und selbst die ärmeren Bürger hielten welche. Denn sie übertrafen an Zahl die Freien bei weitem: in Korinth rechnet man ihrer 460,000, in Ägina 470,000, an beiden Orten das Zehnfache der Freien; in Attika betrugen sie etwa das Vierfache. Die Sklaven in den Häusern, wo sie, wenn auch weniger frei als die auswärts lebenden, im Ganzen nicht schlimm behandelt wurden, verrichteten alle möglichen Dienste, von den niedrigsten bis zu denen eines Pädagogen der Hauskinder, der jedoch leider nicht immer eine geehrte Stellung hatte, und ältere, sowie besonders geschickte Sklaven erfreuten sich gewiß oft einer an das patriarchalische Verhältniß der heroischen Zeit erinnernden Lage.

In vielen Staaten theilten sich in die Betreibung arbeitender Berufsarten mit den Sklaven, die zwischen diesen und den Herren oder Bürgern stehenden Anwohner oder Schutzverwandten (Perioiken in Lakedaimon, Metoiken in Attika), deren Stellung wir kennen lernen werden. In Theben war Jeder von den Ämtern ausgeschlossen, der sich nicht seit wenigstens zehn Jahren von Gewerbebetrieb fern gehalten hatte; in Sparta war den vollberechtigten Bürgern jeder Gewerbebetrieb untersagt.

*) Schoemann, griech. Altertb. I. S. 46.



Solche Strenge kannte das Gesetz in den demokratischen Staaten zwar nicht; aber die Sitte erachtete es auch dort als der Entwickelung körperlicher und geistiger Schönheit und bürgerlicher Freiheit schädlich, Handarbeit zu betreiben. In dem Handelsstaate Korinth war dieselbe am wenigsten verachtet. Nur selten ergriffen Vollbürger einen arbeitenden Beruf, höchstens etwa aus Not. Von solchen erhob Sokrates nach Platons Gorgias einzig die Heilkunde und die Gymnastik über die Sphäre der sklavischen Beschäftigungen. Allgemein sprach man den Arbeitern (*δημιουργοί*) die Bildung ab und achtete sie gleich den Sklaven, auch wenn sie nicht solche waren; ja man traute ihnen nicht einmal edlere sittliche Gesinnung zu. Die Ansichten eines Platon, Aristoteles und Demosthenes sind hierin übereinstimmend. — Ja, es wurden hiervon nicht einmal die Künstler ausgenommen, soweit sie um Geld arbeiteten. Die Männer der That in Staat und Krieg standen erhaben über allen Übrigen, und die Feinde derselben wußten ihnen nichts Verletzenderes und Vernichtenderes nachzusagen, als wenn sie ihre Abkunft von Arbeitern an die Öffentlichkeit brachten. Dennoch war es bei alledem nicht sowol die Arbeit selbst, welche entehrte, als vielmehr das Streben nach Gewinn; dieses war dem Griechen vor Allem verächtlich. Es trug keine Früchte, daß Solons Gesetze den Müßiggang verpönten und jedem Bürger Arbeit zur Pflicht machten, es half nichts, daß Peisistratos die Müßiggänger vom Marktplatze vertreiben ließ. Es war allzu bestechend, unter dem schönen Himmel in dem milden Klima und bei den billigen Lebensmittelpreisen ohne Arbeit dahinzulungern und zugleich die Ehre von Staatsregenten zu genießen. Das Vorurteil war eingewurzelt und eingerostet, und es war um so empörender, als der Lohn, den die Bürger für ihre Theilnahme an der Volksversammlung erhielten und den die Volksführer zu dem schmählichsten Parteitreiben und Wühlen benutzten, nicht als Banausie galt und nicht entehrte, ebenso wenig die Besoldung der Richter, welche doch größtentheils blos den Namen Solcher trugen und nur theilweise verwendet wurden. Ja es kam noch ärger, als Perikles, gewiß in guter Absicht, aber ohne weiten Blick, sogar die Besoldung der Festfeiernden und der Theaterbesucher durchsetzte. Die Einrichtung der Kleruchien, welche schon Kleisthenes nach Chalkis auf Euboia, später Kimon nach Skyros, Perikles nach Hestiaia, Kleon nach Lesbos schickte u. s. w., wodurch die ärmeren Athener zu reichen Landbesitzern oder, wenn sie es vorzogen, zu Hause zu bleiben, zu Wucherern mit dem Pachtzinse wurden, pflegte den Müßiggang noch mehr (s. oben S. 33). Man stahl und tödtete die Zeit selbst am Tage mit Schlafen, mit Würfelspiel, mit Hahnenkämpfen und Wettrennen, mit dem Besuche von Hetären. Alles das führte unvermeidlich und unaufhaltsam zur Bestechung und damit zur allgemeinen Verderbniß. Die Einen bereicherten sich unmäßig, die Anderen verfielen in bittere

Armut. Dritte faßten den ehrenhaften Entschluß, die mit Unrecht verachtete Arbeit in die Hände zu nehmen und sich ehrlich zu ernähren. So fielen nach und nach die Schranken zwischen Bürgern und Sklaven mit Bezug auf die Beschäftigung und später auch mit Bezug auf die Rechte. Der Untergang der Freiheit Griechenlands war der Anfang der Freiheit der griechischen Sklaven. Unter ihrer überwiegenden Menge ging die Minderzahl der ehemaligen Freien und Herren verloren und der Charakter der größtentheils aus hellenisch sprechenden Barbaren bestehenden, bei der Vermischung wie immer maßgebenden Mehrheit ging auf die späteren Bewohner des Landes, die Neugriechen, über. Nicht Slawen oder Albanesen (letztere wol im Nordwesten), wie manche Forscher behaupteten, nicht reine Hellenen, wie sie selbst behaupten, sind dieselben, sondern ein seit ältester Zeit im Lande vorhandenes, von griechischer Bildung angehauchtes, aber nicht völlig durchdrungenes Völkergemisch.

Was nun die einzelnen Arten der Arbeit betrifft, so waren von Seite der im Staatsleben maßgebenden Hellenen am meisten diejenigen Arbeiter verachtet, welche für das gewöhnliche Lebensbedürfniß sorgten, für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräte u. s. w. Die solches trieben, waren blose Schutzverwandte oder heruntergekommene Bürger oder Sklaven. Es geschah auch in Werkstätten, wo gemeinsam gearbeitet wurde, und da waren es durchweg Sklaven. Es hatte meist jede Stadt oder Landschaft ihre Besonderheiten, in denen sich ihre Arbeiter auszeichneten, auch waren es oft gewisse Stadtviertel, welche dies thaten. So der Bezirk Kerameikos in Athen durch Töpferei; Athen und Megara lieferten Kleidungsstücke, Argos Kessel und Schilde, Boiotien Helme, Aitolien Wurfspieße, Akarnanien Schleudern (wol die in diesen Gegenden zuerst üblichsten Waffen), Aigina Leuchter u. a. Thonwaaren, Korinth Teppiche und Gefäße aus korinthischem Erz, die ionischen Städte in Kleinasien Gold- und Silberwaaren, Kypros Salben und Öle, Amorgos feinen Flachs und Leinwand, Kos Seidenstoffe (deren feinere Arten aber aus China kamen), Kreta Bogen, Milet gewobene und gefärbte Wollenzeuge u. s. w. Die Sklaven der Fabriken arbeiteten für eigene Rechnung und gaben an den Fabrikherrn ein gewisses ab, z. B. die Schuhmacher des Timarchos täglich zwei Obolen und der Vorsteher drei (ein Obolos = 12,5 Pf.), woraus zu schließen ist, daß sie sich ziemlich gut standen. Die Demagogen der attischen Geschichte waren sehr oft Fabrikbesitzer; Kleon und Anytos ließen Leder verarbeiten, Hyperbolos Lampen, Schilde die Brüder Lysias und Polemarchos, Flöten des Isokrates Vater Theodoros; zwei Fabriken für Messer, Schwertklingen und Bettgestelle besaß des Demosthenes Vater; die erste davon mit 32 oder 33 Sklaven trug jährlich dreißig Minen (2250 Mark), die andere mit zwanzig Sklaven zwölf Minen (900 Mark) ein, was im Verhältniß

zu der damaligen und dortigen Billigkeit der Lebensmittel und Wohnungen nicht so unbedeutend war, wie es heute erscheint. Kallias, Elpinike's zweiter Gatte, war Bergwerksbesitzer; die Athener beuteten in Attika und Thrake viele Gruben aus, für Nikias gruben tausend Sklaven in den Hügeln von Laurion Silber. Die Arbeiter in den Bergwerken waren gefesselt, damit sie nicht davon liefen, wozu die große Anstrengung der Arbeit und die ungesunde Luft des Ortes verleiteten. Sklavenarbeiter wurden auch vielfach vermietet und zwar zu jedem möglichen Zwecke, zur Beschäftigung bei Bauten, auf den Schiffen, im Kriege u. s. w.

Nicht ehrenvoller als die Handarbeit war begreiflicher Weise der Handel. Die Griechen waren in dieser Art der Thätigkeit bekanntlich die Schüler der Phöniker, wie später die Nebenbuhler und endlich die Besieger und Nachfolger derselben. Mittels ihrer vorzüglichen Landesprodukte, die sie nach Hellas brachten, ertauschten jene schlauen Kaufleute schon früh Sklaven und machten auch durch Menschenraub solche. Letzterer Umstand war wol die erste Veranlassung zu dem später herrschenden Standpunkte, die Handelsleute für einerlei mit Betrügern und Seeräubern zu halten; denn bei den in ältester Zeit noch unentwickelten sittlichen Anschauungen fand jene Handlungsweise auch unter den Griechen vielfach Nachahmung, und zwar um so eher, als sie nicht an sich für verwerflich galt, sondern nur jeder einzelne Fall die durch ihn Betroffenen verletzte.

Nach seiner Lage war und ist Griechenland für den Handel wie geschaffen. Seine vielen Buchten und Inseln sind demselben sogar noch günstiger, als die einförmige Küstenlinie Phönikiens. Demgemäß war der Handel überwiegend Seehandel, und zwar namentlich in Folge der gebirgigen Natur des Landes, indem die Handelsplätze, die beinahe sämmtlich am Meere lagen, auf dem nassen Wege schneller zu erreichen waren als auf dem trocknen. Das hauptsächlichste Mittel der Beförderung des Handels und mit ihm im engsten Zusammenhange mußte daher die Schifffahrt sein. Auch in dieser waren die Phöniker die Lehrer der Griechen, welche letzteren in der ältesten Zeit ängstlich den Küsten folgten. Die Stufe der Anfänger überschritten zuerst die asiatischen Hellenen um die Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. Damals wurde der Samier Kolaios vom Sturme durch die Säulen des Herakles in den atlantischen Okeanos hinausgetrieben und landete in Tartessos. Etwa ein halbes Jahrhundert später begannen die Phokaier ihre in der Folge so glänzenden Ansiedelungen an den Mittelmeerküsten Hispaniens und Galliens zu gründen, unter ihnen das mächtige Massalia, von welchem aus zur Zeit Alexanders des Großen Pytheas nach dem sagenhaften Thule fuhr, wo im Sommer die Sonne nicht untergeht. Im europäischen Griechenland waren die ersten Seefahrer.

die Ägineten für den Krieg und die Korinther für den Handel; seit den Perserkriegen aber wurde Athen die erste Seemacht.

In der gleichen geographischen Reihenfolge, von Ost nach West, wie die Seetüchtigkeit, entwickelte sich auch der Schiffbau. Jede Seestadt baute ihre Schiffe selbst an Ort und Stelle, auch wenn sie den Stoff dazu von auswärts kommen lassen mußte. Letzterer bestand meist in Tannen- und Fichtenholz, war also nicht sehr dauerhaft, was sehr häufige Verbesserungen und Neubauten zur Folge hatte. Den meisten Ruf als Schiffbauer genossen die Korinther; man ließ sie bis nach Samos im Osten und Syrakus im Westen kommen. Selbst Athen lieh von Korinth Schiffe um Geld im Kampfe gegen Ägina; aber seit der Zeit des Themistokles lief erstere Stadt im Schiffbau der letztern den Rang ab. Die Athener bezogen ihr Schiffbauholz meist aus Makedonien, und dieser Umstand trug dazu bei, daß der Sieg und die Oberherrschaft der Makedoner dem Seewesen Athens den Todesstoß versetzten. Aus eignen Erzeugnissen trieb bedeutenden Schiffbau die ehemals phönikische Insel Kypros.

Auch im Handel waren Athen und Korinth die Hauptplätze und mit ihnen wetteiferten nur einige Inseln, besonders Delos, begünstigt durch das stark besuchte Heiligtum des Apollon, den politischen Mittelpunkt der unter Athens Hegemonie stehenden Hellenen in der Blütezeit, Naxos, Korkyra u. s. w.

Der Handel, ursprünglich Tauschhandel, erhielt schon früh gesetzliche Wertmesser. Die ersten Goldmünzen wurden wahrscheinlich um die Mitte des achten Jahrhunderts vor Chr. in Kyzikos oder in Phokaia geprägt, und es ist noch streitig, ob hierin die Lyder oder die asiatischen Hellenen vorangegangen sind. Jedenfalls entstanden sie aus bezeichneten Gewichtstücken. Als Grundlage des Gehaltes diente das babylonische Gewicht. Neben dem Golde kamen indessen schon bei Zeiten Silberwährungen in Aufnahme. Bei den asiatischen Griechen geschah es zuerst, daß die Münzprägung Staats-, beziehungsweise bei ihren Verhältnissen Stadtangelegenheit wurde; aber die einzelnen Gemeinden anerkannten die Münzen ihrer Nachbarstädte. In Europa war der erste Ordner von Münze, Maß und Gewicht König Pheidon von Argos in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. Die erste Münze errichtete er in Ägina*). Bekanntlich verschloß sich Sparta dieser Reform im innern Verkehr und gestattete blos Eisengelt, so lange seine Einfachheit dauerte; in späterer Zeit aber fand das im Verkehr nach außen unentbehrliche Edelmetall auch in die immer weniger widerstrebenden Kisten der Spartiaten Eingang, erst heimlich, seit Lysandros

*) Curtius, griech. Gesch. I. S. 228 ff. 234 ff.

aber auch offen, obschon man von Aufhebung des alten Gesetzes nichts weiß (Plut. Lys. 17). In Athen war nur Silber im Umlaufe und zwar als häufigste Münze die Drachme (75 Pf.), dann Vier- und Achtdrachmenstücke (3 und 6 Mark). Hundert Drachmen bildeten eine Mine (75 Mark), sechszig Minen ein Talent (4500 Mark). Die Drachme zerfiel in sechs Obolen (zu 12,5 Pf.) und zwölf Hemiobolen (6,25 Pf.), beide in Silber, der Obolos in acht Chalkus (1,56 Pf.) und 56 Lepta (1 Lepton = 0,223 Pf.), beide in Kupfer. In Gold gab es Goldstater oder Chrysus zu zwanzig Drachmen (15 Mark)*). Solon erhöhte den Geltwert, indem er die vorher nur 73 Drachmen geltende Mine in hundert solche theilte, so daß die Schuldner an jeder Mine 27 Drachmen Vortheil hatten (Plut. Sol. 15).

Mit der Verbreitung des Geltes sank dessen Wert und stieg der Preis der Waaren. Ein Stück Rindvieh soll zu Solons Zeit fünf Drachmen (3 Mark 75 Pf.), ein auserlesenes solches um 374 vor Chr. aber 70—77 Drachmen (52,5—57 Mark), ein Medimnos (52,53 Liter) Gerste unter Solon eine Drachme (75 Pf.), zu des Sokrates Zeit zwei Drachmen, zu des Demosthenes Zeit bei einer Theuerung sechs Drachmen, ein Medimnos Weizen zu den beiden letztgenannten Zeiten drei und fünf Drachmen gekostet haben. Isaios rechnete ein Arbeitspferd zu drei (225 Mark), Aristophanes ein edles Roß zu zwölf Minen (900 Mark), Demosthenes einen Bergwerksklaven zu 150 Drachmen (112 Mark 50 Pf.), ein Haus armer Leute zu vierzig (3000 Mark), ein von mehreren Familien bewohntes zu hundert Minen (7500 Mark), Aristophanes ein Oberkleid zu zwanzig, ein Paar Schuhe zu acht Drachmen (6 Mark, im Verhältniß zu den anderen Angaben sehr theuer!). Böckh rechnet nach, daß eine bescheidene Familie von vier Personen zur Zeit des Sokrates in Athen jährlich mit einer Summe auskommen konnte, welche 270—300 Mark unseres Geltes entspricht. Hauptgüter (Kapitalien) ertrugen meist 12—18 und im Handel sogar 20—30 vom Hundert**).

Als Bankanstalten dienten im alten Griechenland die Tempel mit ihren reichen Schätzen, namentlich trieb das Orakel von Delphoi starken Wucher***). Die Personen, welche vom Handel lebten, wurden in Großhändler, *ἔμποροι*, Kleinhändler oder Krämer, *κάπηλοι* und Solche, welche die Erzeugnisse eigener Arbeit verkauften, *αὐτοπώλεις*, unterschieden. Die Geschäfte der Großhändler erstreckten sich nach Platon auf mehrere Orte, die der Krämer blos auf einen einzigen. Die Gesetze Solons suchten zwar die Kaufleute gegen Mißachtung zu schützen;

*) Schoemann, griech. Alt. I. S. 448.
**) Schoemann a. a. O. S. 450. 451. 546.
***) Curtius, griech. Gesch. I. S. 488 f.

aber im Ganzen standen sie in demselben geringen Ansehen wie die Handwerker. Wie sehr man den Wucher fürchtete, zeigt das Gesetz, daß kein Einzelner mehr als 50 Phormen (Körbe) Getreide aufkaufen und nicht um mehr als einen Obolos theurer verkaufen dürfe, als er gekauft. In Athen wurde der Handel von Metoiken betrieben. Sie standen im Allgemeinen in dem Rufe, die Waaren zu verfälschen und die Kunden mit Maß und Gewicht zu betrügen, namentlich die Wein- und Fischhändler und die Wechsler. Die Kornhändler verbreiteten falsche Gerüchte, um den Preis ihrer Waare zu steigern, z. B. vom Untergange oder von der feindlichen Wegnahme mit Getreide beladener Schiffe, oder auch von bevorstehenden Kriegen. Es gab Handelsgesellschaften, welche zusammen Schiffe mieteten und befrachteten und auf die Ladung Gelt aufnahmen. Es wurde dem Demosthenes sehr übel vermerkt, daß er sich bei einer derartigen Spekulation betheiligte (Plut. Vergl. des Dem. und Cic. 3). Frauen und Mädchen, welche sich mit Verkauf von Waaren auf dem Markt oder in Läden befaßten, wurden den Hetären gleich geachtet oder als solche angesehen. In den Zeiten der attischen Demagogie galten die Handelsleute als eine Stütze der demokratischen Partei und ihr Gewerbe stieg dadurch in der öffentlichen Meinung. Der Werghändler Eukrates und der Viehhändler Lysikles übten zur Zeit des Perikles großen Einfluß aus und Lysikles war Sachwalter (aber nicht Gemahl) der Aspasia.

Besonders verhaßt waren die Geltwechsler, τραπεζῖται, welche Geltgeschäfte aller Art machten, gegen hohen Zins auch dem Staate liehen und die Schuldner äußerst hart behandelten. Man rechnete es ihnen besonders zum Vorwurf an, daß sie das Gelt selbst als Waare betrachteten. Es gab unter ihnen freigelassene Sklaven und in den verschiedenen Städten standen sie unter einander in Verbindung.

Dem Handel diente meist eine bestimmte Örtlichkeit, in Athen die ἀρχαία ἀγορά, ein weitläufiger Stadttheil mit Tempeln und Hallen, Altären und Bildsäulen und zum Theil von Platanen beschattet. Dieser „Markt" war das gewöhnliche Stelldichein der Männer. Zu Geschäften besuchte man ihn in der Frühe des Tages; Mittags und Abends spazierte man dort (s. oben S. 33). Hierher kamen früh Morgens die Landleute und verkauften ihre Waaren den Krämern. Diese trugen selbe sehr oft selbst herum und riefen sie aus, wie noch jetzt bei uns. Selbst die Großhändler ließen sich in gewissem Grade zu dieser Manier herab, indem sie in den Häfen, wo sie Waaren einführten, selbe ausstellten, anpriesen und Proben davon den Umstehenden anboten. Die meisten Kaufgeschäfte wurden indessen auf dem Markte und in den diesen umgebenden Buden und Läden gemacht. Es gab in der Regel für die verschiedenen Waaren verschiedene Verkaufplätze, die in Athen nach denselben benannt wurden, z. B. man ging „zum Wein", „zu den Salben",

„zu den Fischen“, „zu den Sklaven“, u. s. w. Es waren meist die Männer selbst, welche für ihre Haushaltungen einkauften. Am besuchtesten war in den meisten griechischen Städten der Fischmarkt, weil dies Gericht allgemein beliebt war, und man gab mit einer Glocke das Zeichen zum Beginne des Handelns. Die Fischhändler waren durch ihre Grobheit berüchtigt. An einem besondern Orte hielten sich die Köche mit ihren Töpfen auf, um auf die zu warten, die sie mieten wollten. An einem andern waren die Tische (τράπεζαι) der Geldwechsler. Über den Markt im Allgemeinen führten die Agoranomen die Aufsicht. An den großen religiösen Festen und Spielen wurden auch größere Märkte gehalten, welche unsern Jahrmärkten glichen.

Ganz anders als mit den Handwerken und dem Handel verhielt es sich mit weiteren Berufsarten, dem Landbau und der Jagd, welchen freie und vollberechtigte Bürger nachgehen durften, ohne sich etwas zu vergeben und ohne sich der Verachtung von Seite ihrer Mitbürger auszusetzen, — natürlich soweit es sich dabei nicht um niedrige Dienstleistungen handelte.

Im Ackerbau konnten die Griechen nichts besonderes, vollendetes oder eigentümlich neues leisten, indem einerseits die in dieser Beziehung von der Natur außerordentlich begünstigten Ägypter und Mesopotamier ihnen mit bedeutend entwickelter Landbebauung schon vorangegangen waren und anderseits Hellas bei seinem gebirgigen Boden und seiner vom Meere tief eingeschnittenen Küstenlinie dieser Beschäftigung wenig Raum darbot. Doch thaten die Griechen, von der Nahrungssorge getrieben, immerhin ihr möglichstes. Schon in der Heroenzeit wurde ausgedehnter Feldbau betrieben, wie die „Werke und Tage“ des Hesiodos, und noch vollendeterer Garten- und Obstbau, wie die Gärten des Laertes und des Alkinoos in der Odyssee zeigen. Reiche Athener hatten ihre Güter, leiteten und beaufsichtigten sie selbst; die Arbeiter darin waren natürlich Sklaven. In Sparta waren die Perioiken und Heloten gut genug, sich dem Landbau zu widmen.

Noch vornehmer war die Liebhaberei der Jagd, besonders bei den Kriegern in Friedenszeiten. Die kalydonische Jagd war einer der beliebtesten Sagenstoffe und ihre Helden im Ganzen die des größten vortroischen Ereignisses, der Argonautenfahrt. Auch Odysseus hat auf einer Jagd am Parnassos die verhängnißvolle Narbe bekommen, durch die er erkannt wird. Eber und Bären, mit deren Verfolgung und Erlegung Gefahr verbunden war, galten als die beliebtesten Jagdthiere; weniger hören wir von den ungefährlichen Füchsen und Hasen. Mit dem Fischfange dagegen befaßten sich Freie nicht; er war gefahrlos und zu sehr ein Gewerbe, das den Fischhändlern in die Hände arbeitete.

Zu den verachteten Gewerben gehörte auch das der Gastwirte, indem es nicht nur ausschließlich auf Gelderwerb zielte, sondern gewisser-

maßen nur als ein Notbehelf bei dem Fehlen einer in Griechenland allgemein herrschenden heiligen Sitte, der Gastfreundschaft, in Anwendung kam. Die Gastfreundschaft verpflanzte sich als geheiligter Vertrag zwischen befreundeten Familien vom Vater auf den Sohn, und wer von guter Familie war, hatte daher auch an Orten, wohin zu reisen er in den Fall kam, seinen Gastfreund. Dieser wurde nicht nur nicht entschädigt, sondern beschenkte den Gast sogar (ξενία). Gastfreundschaft in größerm Maßstabe übten die πρόξενοι, welche so ziemlich den modernen Konsuln entsprachen, d. h. Vertreter eines Staates in einem andern, welche Stelle angesehene Bürger des letztern einnahmen und wofür sie in dem Staate, der sie beauftragte und dessen Bürger sie in ihrer Stadt zu schützen hatten, gewisse Rechte genossen. In unserm Sinne reisten die Griechen wenig, vielmehr nur aus bestimmter Veranlassung, wie z. B. zu Festspielen, zu einem Orakel, als Gesandte von einem Staate an einen andern, um berühmte Redner und Philosophen zu hören, unfreiwillig als Verbannte u. s. w. In Kriegszeiten und auf dem Kriegsschauplatze bedurften Wanderer einer Art von Paß (σύγγραφα) mit dem Staatssigel. Sehr lästig waren die Zölle für die Reisenden, welche an der Grenze streng untersucht wurden. Den Reisenden, welche keinen Gastfreund hatten, dienten die angedeuteten Gasthäuser (πανδοκεῖα), besonders bei bedeutenden Tempelbezirken und Festorten und auf den Hauptruhepunkten des Weges dahin. Dort gab es indessen auch solche, in denen man auf Staatskosten Unterkommen fand.

Die Hauptpunkte des Verkehrs im alten Hellas waren einerseits die Städte, auf deren Bauart wir bereits (oben S. 15) einen Blick geworfen haben, und anderseits die Tempelbezirke. Sowol jene dem bürgerlichen, als diese dem religiösen Leben dienenden Vereinigungen von Gebäuden waren in der Regel von Mauern umgeben, um sie gegen alle Angriffe auf ihre geheiligten Zwecke zu schützen. Oft lagen auch die Tempelbezirke mit eigenen Mauern innerhalb der Städte, um noch besser geschützt zu sein, so auf ihrem weit ragenden Hügel die Akropolis von Athen. Die ältesten Mauern wurden von kolossalen Steinblöcken gebildet, die ohne Mörtel, aber so gehauen waren, daß sie, obschon unregelmäßig geformt, doch genau an einander paßten; spätere Geschlechter nannten sie, in ehrfurchtvoller Scheu vor ihren kräftigen Gründern, Kyklopen-, später wol auch, nach der ältern Bevölkerung, pelasgische Mauern. Oft bestanden nur die äußeren Seiten der Mauern aus solchen Riesenblöcken, während das Innere mit kleineren Steinen und Mörtel ausgefüllt wurde. So die berühmte Mauer von Mykenai. An Stelle dieser Bauart trat jedoch schon früh eine Anordnung an sich unregelmäßiger Steine in wagerechten Schichten, später aber völlig regelmäßiger Quaderbau.

Das Erforderniß der Herstellung des Verkehrs zwischen den Städten innerhalb ihrer Mauern und der Landschaft erfüllten zunächst die Thore. Akropolen, bei denen es vorzüglich auf Festigkeit ankam, hatten möglichst wenige, Städte, für welche der Verkehr die Hauptsache war, möglichst viel Thore. Ja die Städte rühmten sich vieler Thore, und es war den Griechen der höchste Ausdruck für die Größe einer Stadt, wenn sie das ägyptische Theben die „hundertthorige" (ἑκατόμπυλος) nannten. Die ältesten Thore waren Öffnungen in der Mauer, dreieckige, nach oben verjüngte viereckige, spitzbogige oder rundbogige, auch gewölbte. Befestigt und geschützt waren die Thore oft durch Thürme, deren man auch einzelne auf Vorgebirgen, Felsen u. s. w. errichtete. Bemerkenswert unter den erhaltenen Resten griechischer Baukunst aus ältester Zeit ist das Löwenthor von Mykenai, dessen Darstellung als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Den Verkehr zu Lande vermittelten Wege und Straßen, vorzüglich für die Festzüge nach den großen Heiligtümern, wie Delphoi und Olympia. In sumpfiger Gegend wurden Dämme aufgeführt, um die Wege zu tragen, so über den kopaischen Sumpf in Boiotien, wo der Damm 22 Fuß breit war. Besondere Wege führten zu den Palästen und Burgen der Großen. Auf den „heiligen Straßen" waren für die Wagen mit Bildern der Götter und Kultgeräten, die mithin einerlei Spurweite haben mußten, Geleise in den Boden eingehauen, und zwar entweder doppelte oder hier und da mit Ausweichplätzen versehene. Die Wege waren dem Hermes und der Hekate heilig, deren Bilder oft an Scheidewegen standen. Man legte ihnen Speisen hin, welche die hungrigen Reisenden genießen durften. Auch die Früchte der Bäume am Wege standen zur Verfügung derselben. In späterer Zeit gab es auch Meilenzeiger und Wegeweiser. Brücken wurden aus Holz und Stein gefertigt. Eine hölzerne führte vom Festlande nach der Insel Euboia, steinerne vorzüglich über Flüsse und zwar in hohem Bogen, bei breiteren Flüssen mit Pfeilern. An gemauerten oder in Felsen eingehauenen Kanälen und Wasserleitungen fehlte es den alten Griechen ebenfalls nicht, ebenso wenig an zweckmäßigen Hafenbauten, wie der Peiraieus bei Athen, in Kenchreai bei Korinth, zu Methone in Messenien, auf Rodos u. s. w. Manche hatten Leuchtthürme und Seearsenale aufzuweisen.

Zweites Buch.

Die hellenischen Staaten.

Erster Abschnitt.

Geschichtliche Entwickelung.

A. Die Staatsformen.

Hellas war durch seine geographische Gestalt schon von frühester Zeit an dazu bestimmt, kein politisches Ganzes zu bilden. Das Meer und die Gebirge, welche es in eine Menge für sich bestehender Bestandtheile scheiden, so daß jede Insel, jede Halbinsel, jedes Thal gewissermaßen auf ein selbständiges Leben angewiesen ist, verhinderten die Entstehung eines hellenischen Reiches sowol, als die Unterwerfung des Landes unter ein fremdes Reich, welche letztere von Persien vergeblich versucht wurde, Makedonien nur theilweise in einer Zeit der Entartung gelang und erst durch Rom erreicht wurde, als diesem auch die umliegenden Länder gehorchten. Soviele Inseln, Halbinseln und Thäler, ja in manchen Gegenden sogar soviel Städte, — beinahe soviel Staaten zählte Hellas auch während der gesammten Dauer seiner Unabhängigkeit von fremden Mächten. Jeder Staat war den anderen gegenüber fremd und ausländisch. Es gab keinen allgemeinen Bund zwischen ihnen, kein anerkanntes Schiedsgericht. Nicht einmal Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Staaten waren gültig, wenn nicht besondere Verträge darüber geschlossen waren. Ja es gab im Ganzen mehr Zwiste und Streitigkeiten, ja sogar Kriege zwischen den hellenischen Gemeinwesen, als gemeinsame Thaten in bundesgenössischer Verbindung*).

---

*) Curtius, griech. Gesch. II. S. 54.

In der ältesten Zeit, von der wir Zeugnisse haben, war die Staatsform sämmtlicher hellenischer Gemeinwesen eine **patriarchalische Monarchie**. Die an der Spitze stehenden Staatslenker führten den Titel „König" (βασιλεύς) und ihre Würde war erblich vom Vater auf den ältesten Sohn. Ihre Macht galt als eine von den Göttern erhaltene, unantastbare, heilige, war aber keineswegs unumschränkt. Der König war nur der Erste unter Gleichen, d. h. unter den eine Art von Aristokratie und seinen Rat bildenden Häuptlingen (γέροντες), von denen auch unter Umständen eine Königswahl vorgenommen oder in Abwesenheit des Königs der Staat geleitet wurde. In der Odysseia ist es z. B. in Ithaka zweifelhaft, wer im Falle des Todes des Odysseus die Herrschaft erlangen werde, auf welche Telemachos verzichten will (Od. I. 385 ff.). Es kommen aber auch größere Versammlungen vor, welche als solche des Volkes bezeichnet werden, ohne daß klar ist, wer daran theilzunehmen berechtigt und welches ihre Befugnisse waren; denn eigentliche Beschlüsse werden nicht von derselben berichtet. Das Letztere ist auch der Fall bei den im Kriege zusammenberufenen Heeresversammlungen (Il. II. 50 ff.). Zu den Versammlungen beriefen Herolde die Berechtigten und gaben dem in der Sitzung Sprechenden das Scepter in die Hand. Die Versammlung der Häuptlinge fand in gemütlicher Weise oft bei einem Male statt, wo die Theilnehmenden die Gäste des Königs oder des sonstigen Einladenden waren. Ein Opfer ging der Beratung voran. Das Verhältniß zwischen dem König und den Häuptlingen sowol als dem Volke war auch im Übrigen ein vertrauliches; es war weder Hochmut und Eigendünkel auf der einen, noch Kriecherei auf der andern Seite im Schwange, und man verkehrte durchaus unbefangen und offenherzig mit einander. Die Heroenzeit kennt auch keine Beispiele von blutdürstigen Despoten.

Wie in der Landesverwaltung, so waren auch im **Gerichtswesen** die Häuptlinge Beisitzer des Königs, für welchen Letztern das Richteramt eigentlich die Hauptsache war. Die Gerichtsverhandlungen waren öffentlich, und das zuhörende Volk betheiligte sich dabei durch Zurufe an die Streitenden, welche nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung waren. Die Richter saßen im Kreise auf behauenen Steinen und gaben Jeder nach der Reihe, den Stab des Heroldes ergreifend, ihr Urteil ab (Il. XVIII. 497 ff.).

Die Könige waren ferner Anführer im Kriege, wo sie eine größere Gewalt besaßen als im Frieden und ihnen die Untergebenen zur Heeresfolge verpflichtet waren. Sie waren ferner die Veranstalter der Staatsopfer mit priesterlichen Befugnissen bei denselben; sie beschützten und ermunterten endlich die Künste durch Beschäftigung von Sängern, Bildhauern, Baumeistern u. s. w. in und an ihren Palästen. Zu dem mit ihrer Würde verbundenen Aufwande dienten ihnen einestheils Kron-

güter, bestehend in gewissen Städten, über deren Erwerbungsart nichts bekannt ist, anderntheils Abgaben und Zehnten des Volkes. Äußere Abzeichen der königlichen Würde gab es nicht; von Kronen erscheint keine Spur und das Scepter trug jeder öffentlich Auftretende. Eigentliche Beamte gab es nicht; die Herolde, welche allein solchen zu entsprechen scheinen, waren mehr königliche Diener, die auch häusliche Verrichtungen besorgten. Die Priester könnten etwa als Beamte ihrer Tempel betrachtet werden; politischen Einfluß besaßen sie nicht.

Das Volk war in Stämme und Geschlechter, Phylen und Phratrien getheilt, über deren Einrichtung nichts näheres bekannt ist. Außer den eigentlichen Staatsbürgern gab es noch Beisassen, Metanasten, welche geringern Rechtes waren.

Auch in der geschichtlichen Zeit war Anfangs die Monarchie die herrschende Verfassung in allen hellenischen Staaten, bis sie in den meisten derselben, aber zu verschiedenen Zeitpunkten, durch die Aristokratie oder Oligarchie verdrängt wurde. Größere Königreiche (für uns immer noch Miniatur-Fürstentümer) waren Argos, Lakonien und Messenien (das letztere bis es von den Spartern erobert wurde) in der Peloponnesos, Attika in Mittel- und Epeiros in Nord-Hellas. In den übrigen Landschaften hatte beinahe jede namhafte Stadt nebst dem umliegenden Gebiete ihren „König“, dessen Würde aber in den meisten schon sehr früh zu bestehen aufhörte, in manchen, z. B. in Achaia, wol schon in vorgeschichtlicher Zeit. In Thessalien herrschte zeitweise ein gewählter Oberkönig. Auch von den weit verbreiteten hellenischen Kolonien, welche von monarchisch eingerichteten Mutterstaaten gegründet waren, hatte anfänglich eine jede ihren König. Das Königtum gehörte bestimmten Familien, welche oft mehrere Staaten zugleich in verschiedenen Zweigen beherrschten, so die sog. Herakleiden Argos, Lakonien und Messenien, die Kodriden die ionischen Städte in Kleinasien, u. s. w.

Das hellenische Königtum untergrub sich selbst in den meisten Staaten durch seine Ausartung in Willkürherrschaft. In anderen fiel es vor dem erwachenden Bewußtsein des Volkes als eine überflüssige Einrichtung. Begünstigt wurde sein Fall durch die wenig hervorragende, aller Mittel zur Aufrechthaltung ihrer Macht beraubte Stellung der Könige, denen die Häuptlinge ja fast gleich waren, die sogar selbst oft „Könige“ genannt wurden. Die Häuptlinge waren daher die natürlichen Erben des Königtums.

Wenn in einem griechischen Staate, was in den einzelnen solchen zu sehr verschiedenen Zeiten geschah, das Königtum aufhörte, so blieb vorläufig alles Übrige im Alten. Die Häuptlinge, d. h. die Häupter der ältesten und angesehensten Familien, fuhren fort zu thun, was sie bisher schon gethan. Indem sie ihr Geschlecht von Heroen und diese von Göttern ableiteten, glaubten sie sich für alle Zeiten zur Staats-

leitung berufen. Noch unter Herrschaft des Demos hielt sich Alkibiades für einen Nachkommen des Aias, der wieder nach der Mythe von Zeus stammte. Die Glieder einer der mächtigsten Oligarchien, die Bakchiaden in Korinth, wollten Abkömmlinge des Herakles sein, wie die Könige Spartas und Makedoniens u. s. w. Die den Staat beherrschenden Häupter hielten sich von dem unterworfenen Volke streng abgeschlossen und es wurden keine Heiraten unter beiden Ständen geduldet. So suchten die Oligarchen auch dafür zu sorgen, daß der Reichtum auf sie beschränkt wäre und ebenso, daß sie allein im Besitze der bevorzugten Heeresgattungen, der Reiterei und der Schwerbewaffneten blieben. Das ging in den älteren Zeiten an; allein dem Verkehr konnte auf die Dauer keine Gewalt angethan werden und mit der Zeit entstand neben dem Stammadel, den Eupatriden, ein Geltadel unter verschiedenen Benennungen, z. B. die Fetten, die Bemittelten u. s. w. Die Herrschenden und Gesetzgeber begünstigten unter den Reichen die Landbesitzer gegenüber den Kapitalisten; erstere machten sich sachgemäß mehr in Ackerbau-, letztere mehr in Handelsstaaten geltend. So gingen allmälig manche Oligarchien in Geltherrschaft über, welche, wenn ihre Träger zugleich Achtung verdienten, Timokratie, wenn aber die nackte Habsucht herrschte, Plutokratie genannt wurde.

Der Unterschied zwischen den Bevorrechteten und Untergebenen oder zwischen Oligarchie und Demos erstreckte sich auch auf die einzelnen Stämme (Phylen) und Geschlechter (Phratrien), in welche die Einwohnerschaft zerfiel, wenn die letztere einem einzigen Volksstamm angehörte. War dieselbe dagegen aus einem alteinheimischen, aber unterworfenen, und einem siegenden Stamme zusammengesetzt, so gehörte die Oligarchie ausschließlich diesem an und war also auf die Phylen desselben beschränkt, in den Phylen des unterworfenen Volkes aber nicht vertreten. Es scheint auch Übung der Oligarchen gewesen zu sein, das herrschende Volk zur Sicherstellung seiner Obmacht in mehr Phylen zu theilen als das unterworfene Volk, welches sogar oft, obschon wahrscheinlich in der Regel zahlreicher als die Herrschenden, nur eine Phyle bildete, wie z. B. die Achaier gegenüber den je drei Phylen der Dorier in Sikyon und Argos. Es scheint indessen, daß das siegende Volk, soweit es nicht zum Adel gehörte, den Oligarchen gegenüber an manchen Orten ebenso rechtlos war wie das unterworfene. So gab es denn auch Staaten, in welchen beide Volksstämme in politischer Beziehung verschmolzen und die Phylen gleich unseren heutigen Gemeinden nach den Gebieten, welche sie bewohnten, eingetheilt waren, so in Korinth nach Stadtvierteln, in Elis nach Landbezirken. Wie die Geschlechterphylen in Phratrien, Genossenschaften, so zerfielen die Ortsphylen in Gaue (δῆμοι) oder Ortschaften (κῶμαι). Ohne Zweifel waren auch die Geschlechterphylen ursprünglich örtlich geschieden und zerstreuten sich durch den Verkehr mit

der Zeit, ohne ihren alten Zusammenhang aufzugeben. Im heutigen Europa und dessen Kolonien finden sich nur noch die territorialen Eintheilungen der Staatsangehörigen; einzig in der Schweiz bestehen neben ihnen noch in den „Bürgergemeinden“ die alten Genossenschaften der einer bestimmten Gemeinde Angehörigen, was sie in Hinsicht auf Antheil am Ortsgute und Anspruch auf Unterstützung auch bleiben, wenn sie längst anderswo wohnen, anderswo daher auch ihre politischen Rechte ausüben und Steuern zahlen, ja sogar anderswo geboren sind und ihren Bürgerort niemals gesehen haben. So muß es sich auch mit den Geschlechterphylen der Griechen verhalten haben, nur daß diese auch in politischer Hinsicht, im Stimmrecht und in der Steuerpflicht, Glieder ihrer Phylen blieben. Letzteres war übrigens bis vor kurzem noch in den sechs Roden von Appenzell-Innerroden der Fall. Wie in der Schweiz jeder Staatsbürger einer Bürgergemeinde als Genosse angehören muß, so war auch in Hellas die Angehörigkeit einer Phratrie oder eines Demos die notwendige Vorbedingung zur Staatsangehörigkeit. Zur Zeit der Oligarchie bezogen sich die Befugnisse der Phylen als solcher auf örtliche und religiöse Angelegenheiten. Die nicht in Phylen Aufgenommenen, also im Lande sich aufhaltende Fremde, waren unter Aufsicht der Landesregierung besonders organisirt; doch ist darüber nichts näheres bekannt. Ganz ohne alle persönliche Rechte und Freiheiten waren die Leibeigenen, wozu in manchen Staaten der überwundene Volksstamm der alten Bewohner herabsank, wie in Lakonien die Heloten, in Thessalien die Penesten u. s. w. Ihr Verhältniß zu den Herrschenden war ein verschiedenes, aber überall ein gedrücktes, so daß sie stets zu Aufständen bereit waren, die aber nie gelangen. Nicht zu verwechseln mit ihnen sind die Sklaven, über deren Verhältnisse wir aber nur bezüglich Attika's näher unterrichtet sind (hiervon daher bei der Verfassung Athens). Eine Art von Leibeigenen waren auch die Hierodulen, welche gewissen Tempeln und Heiligtümern gehörten, und in den asiatischen Kolonien zahlreicher waren als in Hellas, wo es nur in Korinth eine größere Anzahl, und zwar weiblichen Geschlechtes gab, welche die orientalische Tempelprostitution in dem solche Greuel sonst verabscheuenden Lande der Schönheit vertraten.

Die wichtigste und einflußreichste Behörde in der Oligarchie war der Rat (*βουλή*), auch Rat der Alten (*γερουσία*), indem nur Männer von vorgerücktem Alter Aufnahme in denselben fanden, welche ihre Stellen lebenslänglich bekleideten. Sie wurden von den Mitgliedern des Standes gewählt, der sich im Besitze der Herrschaft befand, an manchen Orten mit Zuzug der Schwerbewaffneten, wenn diese auch nicht zum herrschenden Stande gehörten. Die kleinste Mitgliederzahl war wahrscheinlich fünfzig, — die größte stieg in die hunderte, ja bis auf tausend. War der Rat von solcher größerer Anzahl, so wurden die

laufenden Geschäfte und die Vorberatung der Ratsbeschlüsse einer engern Behörde übertragen, welche verschiedene Titel führte (*πρόβουλοι*, *νομοφύλακες*, *σύνεδροι*, *ἀρτῦναι*, *ἔφοροι*, *θεωροί*, *ἄρχοντες* u. s. w.) und nur die wichtigsten Beschlüsse der weitern Versammlung vorbehalten. Diese Einrichtung, welche offenbar von den Phönikern entlehnt war (s. Bd. I. S. 445 ff.), ist das Vorbild aller Organisation von Behörden bis auf die neueste Zeit geblieben; die großen und kleinen Räte der Republiken des Mittelalters (und der schweizerischen Kantone noch jetzt), wie die Stadtverordneten und Räte der deutschen Städte sind eine getreue Kopie derselben und selbst in den beiden Kammern der konstitutionellen Monarchien finden sich noch Spuren davon. Näheres über die Befugnisse dieser Behörden ist uns nicht bekannt, so wenig wie über diejenigen ihrer Vorsitzenden, in denen wir die Muster der römischen Konsuln, der italienischen Gonfalonieren, der deutschen Landammänner und Bürgermeister zu suchen haben. Wahrscheinlich waren die obersten Beamten, die sich in manchen Oligarchien finden, zugleich Vorsitzende beider Räte. Damit sind nicht die „Könige" (*βασιλεῖς*) gemeint, welchen Titel lediglich die Personen behielten, auf welche das Darbringen der Staatsopfer von den wirklichen Königen übergegangen war. Als politische Nachfolger der Könige erscheinen vielmehr die Prytanen (wol von *πρῶτοι*, principes, Fürsten), wie wir sie in Korinth, Korkyra, Syrakus, Rodos und vielen anderen Staaten finden, die an manchen Orten aber nur ein Jahr oder ein halbes im Amte waren. An anderen Orten führten untergeordnete Beamte oder Ratsabtheilungen diesen Titel. In Kreta stand ein Kosmos oder Kosmios (Ordner), in Thessalien ein Tagos (Befehlshaber) an der Spitze jeder Stadt, in Elis, Arkadien u. a. Demiurgen. Die untergeordneten Beamten waren sehr verschiedenartig, sowol was Ort und Zeit, als was den Geschäftskreis betrifft. Es gab Agoranomen zur Beaufsichtigung des Marktes, Astynomen für das Bauwesen, Agronomen und Hylonomen für Flur und Wald, Einnehmer (*ταμίαι*) für das Finanzwesen, Polemarchen und Strategen für den Krieg, Nauarchen für die Flotte u. s. w. Die Wahlart der Behörden und Beamten war häufig das Los, aber oft auch mittelbare oder unmittelbare Wahl. Häufung von Ämtern auf dieselbe Person und allzu langer Besitz derselben waren meist verpönt und die Beamten waren allgemein für ihre Thätigkeit verantwortlich und dienten nicht um Geld, sondern um der Ehre willen, was indessen nicht verhinderte, daß sie in entarteter Zeit sich im Amte gehörig bereicherten. Ohnedies schon war es an manchen Orten Regel, daß die höheren Beamten auf Staatskosten speisten. Besoldet wurden nur niedere Angestellte und Diener, welches letztere oft Sklaven waren.

Die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und strafrechtlichen Fällen besaßen die erwähnten Behörden selbst. In schwierigen Fällen, namentlich

bei heftigen Parteiungen, wurden fremde Richter berufen, was sich im mittelalterlichen Italien, ja in San-Marino noch heute erhalten hat. Im Strafrechte war es allgemein üblich, daß nur auf Klagen hin von den Behörden eingeschritten wurde, Verbrechen also, die niemand als Kläger anzeigte, unbestraft blieben. So blieb es auch bei uns bis auf neuere Zeiten, daher das volkstümliche (jetzt allerdings unrichtig gewordene) Sprichwort: wo kein Kläger, ist auch kein Richter.

Die Mittel, welche die Oligarchie anwendete, um sich im Besitze der Herrschaft zu erhalten, waren in Sparta und Kreta die schon erwähnte öffentliche und gemeinschaftliche Erziehung der Jugend des herrschenden Stammes und die gemeinsamen Malzeiten der Männer desselben (oben S. 27 u. 31). An verschiedenen Orten dienten demselben Zwecke Maßregeln zur Verhinderung des Verkaufs und der Zersplitterung der im Besitze herrschender Familien befindlichen Grundstücke, wozu u. a. auch gehörte, daß die jüngeren Söhne einer Familie von kinderlosen Bürgern adoptirt wurden. Man sorgte ferner dafür, daß die Beherrschten unbewaffnet blieben und möglichst zerstreut wohnten, ja man scheute sogar nicht offene Gewalthätigkeit gegen sie; so z. B. gingen auf Lesbos die im Besitze der Herrschaft befindlichen Penthiliden umher und erschlugen ihre Gegner mit Knütteln, was dann freilich ihren baldigen Sturz zur Folge hatte (Aristot. Pol. V. 10). Auch die Verachtung der Handwerke und des Handels (oben S. 51 ff.) gehört hierher.

Doch alle diese Mittel konnten auf die Dauer der natürlichen Entwickelung keine Gewalt anthun. Der Zustand ungleichen Rechtes zwischen zwei Abtheilungen der Bevölkerung eines Gebietes von einerlei Lage, Sprache, Sitte und Religion konnte auf kein fortwährendes Bestehen Anspruch machen, weil er jedes Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit verletzte. Es brach daher im siebenten Jahrhundert vor Chr. in beinahe ganz Griechenland und dessen Kolonien eine durchgreifende Bewegung, eine energische Erhebung des Volkes gegen die Oligarchie aus, welche sich je länger desto weniger zu mäßigen verstanden hatte. Diese Bewegung hatte in fast allen Staaten, mit Ausnahme des starren Sparta, wenn auch nicht sofort, doch mit der Zeit den Sturz der Oligarchie zur Folge. Plötzlich gelangte sie nirgends zum Ziele, sondern nur durch mancherlei Übergänge, sowol friedliche, als mit gewaltigem Zusammenstoß und blutigen Thaten verbundene. In manchen Staaten endete der Streit zwischen der Oligarchie und dem Demos um die Herrschaft durch eine gütliche Übereinkunft, indem beide Parteien die Begründung eines neuen Zustandes, also gewissermaßen eine Verfassungsrevision, einem bedeutenden Manne übertrugen, welcher sowol Gesetzgeber, als für die Zeit der Ausarbeitung seines Werkes, an manchen Orten auch lebenslänglich, Inhaber der Staatsgewalt war und den

Titel *αἰσυμνήτης* erhielt, d. h. Einer der Jedem gibt, was ihm gebührt. Beispiele von Männern dieser Art sind der Athener Solon, dann in den Kolonien Unteritaliens Zaleukos von Lokroi und Charondas von Katana.

Häufiger als diese milde, war die rauhe Art der Lösung des Knotens durch einen kühnen Alleinherrscher, welcher mit Hilfe des Volkes die Oligarchie gewaltsam stürzte und sich an ihre Stelle setzte, um als Tyrann den Übergang zu einer neuen Zeit zu lenken. Das Wesen der Tyrannen bestand darin, daß sie unumschränkt und ohne Verantwortlichkeit herrschten, sich zu diesem Zwecke auf das Volk stützten und die Oligarchen unterdrückten. Der Orthagoride Kleisthenes von Sikyon erhob die Phyle der vorher Unterworfenen, der Aigialeer, zur höchsten unter dem Titel Archelaer, während er die drei Phylen der früheren Herren in eine verachtete Stellung brachte und ihnen die Spottnamen der Hyaten, Choireaten und Oneaten (Schweinler, Ferkeler und Eseler) aufbrachte. Nach ihrem Ursprunge waren die Tyrannen verschieden. Pheidon von Argos z. B. war durch Erbrecht König seines Staates, aber erweiterte diesen durch Gewalt und benahm sich ganz wie die republikanischen Tyrannen seiner Zeit; Peisistratos von Athen, Lygdamis von Naxos, Syloson von Samos waren Glieder derselben Oligarchien, welche sie niederwarfen; Kypselos von Korinth, Theagenes von Megara u. A. gingen aus dem Volke hervor. Unter sich aber waren sie mannigfach verbunden und verschwägert und arbeiteten auf eine allgemeine Ausbreitung dieser Art von Herrschaft in Hellas hin. Ja sie knüpften Verbindungen mit ausländischen Königen, mit Lydien, Ägypten, Persien u. s. w. an, um mit deren Hilfe die Freiheit im eigenen Lande darniederzuhalten. Manche Tyrannen, wie Orthagoras von Sikyon (auch von dunkler Herkunft) herrschten milde und friedlich, oder beschützten Kunst und Wissenschaft, wie Peisistratos. Manche, wie die zuletzt Genannten, ferner Kypselos, Gelon von Syrakus, — Syloson u. A. konnten ihre Macht auf ihre Nachkommen vererben, doch meist nicht auf mehr als höchstens drei Geschlechter; nur im bewegten Syrakus tauchten noch zweimal, nach demokratischer Unterbrechung, neue Tyrannendynastien auf, die der Dionysier und die des Agathokles; die älteste und längste Tyrannis in Hellas, die der Orthagoriden, dauerte hundert Jahre. Daß aber weitaus die meisten Tyrannen ihre Macht mißbrauchten und die unterworfenen Mitbürger peinigten und drückten, wie namentlich von Polykrates in Samos, Periandros in Korinth und Hippias in Athen erzählt wird, zeigt die Bedeutung, welche ihr Titel mit der Zeit bekommen hat, und das Schicksal, welches sie oder ihre Nachkommen erreichte. Manche wurden durch die wieder ihr Haupt erhebende Oligarchie, manche vom Volke selbst gestürzt. Erstere Lösung kam aber nicht mehr auf die Dauer zur Geltung und die Zukunft gehörte, außer

in Sparta und den von ihm beeinflußten oder im Kriege eingenommenen Staaten, unbedingt der Demokratie oder wenigstens starkem Anklange an dieselbe, wenn auch sonst in manchen Beziehungen noch Überbleibsel der Oligarchie oder Timokratie vorhanden blieben.

Gleich der Herrschaft Weniger hat auch die sogenannte Volksherrschaft ihren Ursprung in den phönikischen Städterepubliken. Eine wirkliche Volksherrschaft, d. h. eine Regierung Aller hat es nie gegeben und kann und wird es nie geben, da sie unmöglich ist; es kann vielmehr unter Demokratie nichts anderes verstanden werden, als die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze (Isonomie), und die Wahlfähigkeit eines jeden bürgerlich ehrenhaften Mannes zu den Ämtern, wozu auch die gleichmäßige Steuerschätzung Aller (Isotimie) und die allgemeine Redefreiheit vor Gericht und in der Volksversammlung (Isagorie) gehören. In Griechenland war die Staatsform, welche diese Erfordernisse erfüllt, zuerst in Achaia vertreten, wo sie unmittelbar nach dem Sturze des Königtums und ohne die Dazwischenkunft der Oligarchie und der Tyrannis eingeführt worden (Strab. VIII. 7; Polyb. II. 38. 41). Die zwölf Städte Achaias bildeten einen demokratischen Bund und ihre Verfassungen wurden von den griechischen Kolonien in Unteritalien nach dem Sturze der Pythagoreier als Mustergesetze erbeten. Im übrigen Hellas kam Demokratie auf durch den Sturz der Oligarchie oder der Tyrannis oder durch Siege der Athener, die seit der Reform des Kleisthenes als die Vorbilder der Demokratie galten.

Die Demokratie erschien im alten Hellas in verschiedenen Gattungen. Die beiden hauptsächlichsten waren die eigentliche Demokratie, in welcher die Staatsleitung durch Wahl den nach bestem Wissen Würdigsten übertragen wurde oder werden sollte, und die Ochlokratie (Pöbelherrschaft), in welcher schlechterdings Jeder, vorzugsweise aber der lauteste Schreier und der zudringlichste Volksschmeichler sich zur Herrschaft berufen glaubte. Die erste dieser beiden Gattungen war es, welcher der viel mißverstandene Name der Aristokratie, d. h. der Herrschaft der Besten, am ehesten zukommt, und nicht etwa die Oligarchie.

Die oberste Gewalt in der Demokratie hatte die Volksversammlung (ἐκκλησία), in welcher jeder mündige und ehrenfähige Bürger ohne Unterschied in gleicher Weise stimmberechtigt war. Die Volksversammlung ist eine uralte Einrichtung, die wir in irgend einer Gestalt beinahe bei allen Völkern der Erde finden. Abgestimmt wurde in den griechischen Volksversammlungen meist durch Aufheben der Hände (χειροτονία), wie noch jetzt großentheils in der Schweiz; ausnahmsweise fand geheime Abstimmung mittels kleiner Tafeln oder Steine statt. Die Theilnehmenden saßen. Eine mündliche Verhandlung ging der Abstimmung voran, wobei jeder Anwesende das Wort verlangen konnte, an

manchen Orten jedoch die Älteren vor den Jüngeren den Vorrang hatten. Es durfte nur verhandelt werden, was der Rat (βουλή) der Versammlung vorlegte, beziehungsweise worüber er bereits beraten und einen Beschluß gefaßt hatte. Nur wo die Ochlokratie aufgekommen war, ging man davon ab.

Was zu den Befugnissen der Volksversammlung gehörte, war beinahe genau das, was jetzt noch zu denen der Landsgemeinden in den kleineren Kantonen der Schweiz gehört, nämlich die Wahl der bedeutenderen Beamten, die Beurteilung ihrer Amtsverwaltung und die Einführung von Gesetzen, sowie (was aber in der Schweiz an den Bund übergegangen) die Verfügung über Krieg und Frieden. In der Ochlokratie hielt man sich daran nicht, sondern brachte vor die Gemeinde, was die Demagogen für gut fanden. Je mehr die Zustände derselben sich näherten, desto häufiger waren auch die Versammlungen, und wo sie im weitesten Maße herrschte, erhielten die Theilnehmer sogar Sold, was einer Herrschaft der Unbegüterten und Ungebildeten gleichkam. Es geschah auch (wie theilweise in der Schweiz), daß die Anwesenheit in der Versammlung verbindlich gemacht wurde und die Ausbleibenden in Strafe fielen. Behilflich waren hierzu die Bürgerregister, die aber nicht von Amtswegen unternommen und schlechthin auf alle Berechtigten ausgedehnt, sondern in welche nur eingetragen wurde, wer als theilnahmlustig sich dazu meldete.

Die demokratische Bule wurde, verschieden von der oligarchischen, nicht auf Lebenszeit, sondern auf eine kürzere Periode gewählt, meist auf ein Jahr, in der Ochlokratie nur auf ein halbes. Die Wahl geschah durch Abstimmung, wo aber die Demokratie aufs Äußerste getrieben wurde, durch das Los. Wo dies der Fall war, konnte auch jeder Bürger ohne Unterschied gewählt werden; sonst war die Wahlfähigkeit an einen Vermögensbesitz oder auch wol an ein gewisses Alter oder an beides gebunden. Verantwortlich war die Bule stets; Gehalt aber bezogen ihre Glieder nur, wo auch das Volk für Leistung seiner Bürgerpflicht bezahlt wurde; im letztern Falle waren ihre Befugnisse sehr gering und durch die Volksversammlung nach Willkür beschnitten. Das Nämliche galt auch im Allgemeinen von den höheren Beamten, welche unter verschiedenen Titeln einen engern Rat oder Ausschuß der Bule bildeten.

Die Rechtspflege war nicht, wie in der Oligarchie, den Räten, sondern eigenen Gerichtsbehörden übertragen, welche in manchen Beziehungen den Geschworneugerichten glichen und unter der Leitung von Staatsbeamten standen. In dieselben konnte durch Wahl oder Los jeder stimmberechtigte Bürger, jedoch mit Altersbeschränkung (in Athen 30 Jahre) gelangen. Die Befugnisse dieser Gerichte waren sehr ausgedehnt und beschränkten sich nicht blos auf Urtelsprüche, sondern betrafen auch die Amtsführung der Behörden.

In politisch erregten Zeiten schrak auch die Demokratie nicht davor zurück, gleich der Oligarchie und Tyrannis die empörendste Gewaltthätigkeit zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft anzuwenden. Es wurden an manchen Orten, wo sie ihren Charakter auf die Spitze trieb und in Ochlokratie ausartete, den Reichen ihre Grundstücke vielfach weggenommen und unter das Volk vertheilt, die Schuldner von ihren Verbindlichkeiten gegen die Gläubiger losgesprochen, ja sogar Letztere gezwungen, Ersteren bezahlte Zinsen herauszugeben. So wurden den Reichen auch Abgaben erpreßt, um dem Volke Vergnügungen zu verschaffen. Leute, welche verdächtig waren, Gegner der Demokratie zu sein, wurden durch den Ostrakismos verbannt, in schwere Geldbußen verfällt, des Vermögens durch Beschlagnahme beraubt oder gar zum Tode verurteilt. Es fehlte nicht an Leuten, welche dem herrschenden Volke ebenso eifrig und ergeben dienten, wie sie unter anderen Umständen einzelnen Machthabern oder dem Adel gedient hätten und sich nicht scheuten, sich selbst die „Hunde des Volkes" zu nennen, indem sie die angeblichen Feinde des Demos aufstöberten und ihre Verurteilung bewirkten, das Volk aber durch Reden verherrlichten und beweihräucherten. In Hellas hießen sie Sykophanten. Solche Zustände führten zu jenen blutigen Vorbildern des französischen Terrorismus, welche 392 in Korinth und 370 in Argos (Skytalismos, die Knüttelschlacht) der Pöbel gegen seine Verächter in Scene setzte*).

Die natürlichen Gegner solcher ochlokratischer Zustände waren alle Wolhabenden und Gebildeten, die *ἄριστοι* im bessern Sinne, und es kam oft vor, daß sie eine energische Opposition bildeten, sich in mehr oder weniger geheime Klubs, Hetairien, zusammenschaarten und in heftig bewegter Zeit auch in den Mitteln zur Erreichung ihrer Zwecke keineswegs wählerisch waren. Diese Bestrebungen arteten daher mitunter in solche mit oligarchischem Charakter aus und trugen viel dazu bei, den ohnehin sehr scharfen Gegensatz zwischen oligarchischen und demokratischen Anschauungen in Griechenland noch mehr zu verschärfen, und die beiden Systeme in ihre äußersten Übertreibungen, Gewaltherrschaft Weniger und Herrschaft des Pöbels, zuzuspitzen.

Dieser Gegensatz war es denn auch, welcher durch die ihn vorzüglich vertretenden zwei mächtigsten Staaten Griechenlands, das oligarchische Sparta und das demokratische Athen, auf die Geschicke des gesammten Landes und Volkes einen unheilvollen Einfluß ausübte, indem er eine Einigung der Nation verhinderte und durch die Nebenbuhlerschaft beider nach Hegemonie lüsterner Großkantone Hellas in weit anhaltendere und verderblichere Zwiste und Bürgerkriege stürzte, als derjenige

*) Xenoph. hellen. Gesch. IV. 4, 2—3. Diod. XV. 57. 58.

zwischen den eifersüchtigen Städten Zürich und Bern die Schweiz, indem dieser mit der Zeit ausgeglichen wurde, was zwischen Athen und Sparta niemals geschah.

B. Die Bundeseinrichtungen und Bundesversuche.

Die Bestrebungen zur Herbeiführung allgemein hellenischer Bundeseinrichtungen, welche mit dem zuletzt erwähnten Antagonismus zwischen Sparta und Athen in engem Zusammenhange stehen, gehen in uralte Zeiten zurück. Die ersten Versuche dieser Art fielen in die Zeit nach der dorischen Einwanderung (oben S. 8 f.) und trugen durchaus religiösen Charakter. Es gab damals kein anderes Mittel, unter benachbarten Völkerstämmen ein Band der Zusammengehörigkeit zu knüpfen, als durch die Einrichtung eines gemeinsamen Gottesdienstes oder der gemeinsamen Feier eines Götterfestes, oder wie man es nannte, eine Amphiktyonie (ursprünglich ἀμφικτίονες, Umwohner, später auf den mythischen Amphiktyon, Hellens Bruder angewandt). Die älteste und bedeutendste Verbindung dieser Art war die von den Doriern in ihren früheren thessalischen Sitzen am Olympos gegründete, deren Mittelpunkt mit ihnen an den Parnassos, zum Apollonischen Orakel von Delphoi wanderte. Mittel-Hellas und Thessalien umfassend, zerfiel diese Amphiktyonie in drei Gruppen, die thessalische mit den Völkern der Thessaler, Perräber; Magneten und Phthioten, die oitaische mit den Maliern, Dolopern, Lokrern und Ainianen, und die parnassische mit den Phokern, Boioten, Ioniern und Doriern. Diese zwölf Völkerschaften waren durchaus gleichberechtigt und nannten sich vorzugsweise „Hellenen", im Gegensatze zu allen Fremden; ihr Verhältniß aber blieb sehr locker. Die Bundesvorschriften, welche die Mitglieder beschwören mußten, geboten: keine amphiktyonische Stadt zu zerstören und keiner das Trinkwasser abzuschneiden, im Kriege soweng wie im Frieden, bei Strafe der Vernichtung des fehlbaren Staates durch die übrigen. Sie verpflichteten sich ferner, Jeden, der das Heiligtum des Gottes beraube, zu strafen, „mit Hand und Fuß, mit Wort und aller Macht." Zuwiderhandlungen riefen die sog. „heiligen Kriege" hervor. Jede Völkerschaft hatte in der Bundesversammlung, dem Synedrion, zwei Stimmen, welche durch einen Gesandten, Hieromnemon, abgegeben wurden. Die Versammlungen fanden zweimal jährlich, im Frühling und Herbst, bald in Delphoi, bald an den Thermopylen statt. Gemeinsam war den Verbündeten die Verehrung der zwölf olympischen Götter nach der Zahl der Bundesglieder, die auch gewiß nach der Zahl der Monate eingerichtet war, ferner die Zeitrechnung nach den Bundesfesten, der Bundesschatz und dessen Verwaltungsausschuß, und ein Schiedsge-

richt*). Mit der Zeit entfremdeten sich jedoch die Thessaler von den übrigen Stämmen jenes ältesten Hellas, dessen nördliche Grenzmark, statt wie früher das Tempe-Thal, nun die Thermopylen wurden.

Durch die Wanderung der Dorier nach der Peloponnesos wurde der Bund zwar erweitert, aber auch gelockert. Die Sparter waren zu weit, um Delphoi schützen zu können, und dieses suchte nun Schutz bei den Joniern, besonders bei Athen. Letzteres war unter Solon der Mittelpunkt des Bundes**). Aber diese Beziehungen verharrten nicht auf die Dauer. Das Orakel wurde zwar immer mehr eine gemeinsame Anstalt des gesammten Griechentums, ja der gesammten alten Welt, aber der Amphiktyonenbund wurde ein Spielball der hegemonischen Bestrebungen unter den Hellenen***). Die ersten solchen gingen seit dem Aufkommen der Tyrannen von den beiden Großkantonen Sparta und Athen aus.

Sparta, die Stütze der Oligarchie in allen griechischen Staaten, war durch die Eroberung Messeniens, durch die Schutzhoheit, die es über die Kleinstaaten von Arkadien und Elis erhielt und durch den Sieg über Argos in der Peloponnesos so mächtig geworden, daß es seitdem, wenn auch mit Argos, Korinth und Achaia keine Bundesverträge bestanden, doch thatsächlich die Stelle eines Vorortes auf der Halbinsel einnahm, welche besonders durch die von Elis anerkannte Schutzhoheit über das Heiligtum von Olympia eine religiöse Weihe erhielt. Versammlungen von Abgeordneten der Bundesstaaten fanden meist in Sparta, bisweilen auch in Olympia und anderen Orten statt. Alle Glieder hatten gleiches Stimmrecht, und die Verhandlungen bezogen sich auf Krieg und Frieden und auf Verträge. Sparta rief aber auch die Bundesgenossen eigenmächtig zum Kriege auf, und sie gehorchten meist ohne Widerrede. Auch ernannte Sparta die Anführer. Diesem Verhältniß nun drohten die Tyrannenherrschaften einen harten, vielleicht den Todesstoß zu versetzen; denn die Schützlinge der Sparter, die Oligarchen, namentlich die dorischen, waren überall zugleich die Opfer der Tyrannis†). Daher arbeitete Sparta rastlos am Sturze der Tyrannen, wobei es überdies das Gefühl der Vaterlandsliebe gegenüber jenen mit dem Auslande liebäugelnden Machthabern für sich hatte, und so kam es, daß nach dem Gelingen jener Bestrebungen die Macht der lakonischen Hauptstadt mit Riesenschritten wieder wuchs und ihre vorörtliche Stellung sich

---

*) Curtius, griech. Gesch. I. S. 97 ff. Schoemann, griech. Alt. II. S. 31 ff.

**) Curtius a. a. O. S. 244 ff. 308.

***) Weitere Amphiktyonien gab es: um das Heiligtum des Poseidon auf Kalaureia, unter den asiatischen Doriern um Knidos, unter den 12 ionischen Städten Asiens, in Triphylia, auf Euboia u. s. w. Schoemann, griech. Alt. II. S. 28 ff.

†) Curtius a. a. O. S. 206 ff. 272 ff.

durch das errungene Ansehen, in Folge erbetener Hilfeleistungen und Schiedsprüche nach und nach über die Halbinsel hinaus auf ganz Hellas zu erstrecken drohte.

Dieser Aussicht stellte sich jedoch seit Ende des sechsten Jahrhunderts vor Chr. das aufblühende Athen entgegen. Um dieses bildete sich nach und nach ebenfalls ein Bund, und zwar ein ionisch-demokratischer, dessen Glieder vorzugsweise Seestädte waren, wie sich um Sparta die oligarchischen und dorischen oder dorisch zugeschnittenen Landstaaten sammelten. Plataiai war die erste athenische Bundesstadt; dann folgte die attische Besiedelung von Euboia. Umsonst versuchte das eifersüchtige Sparta, das selbst die Tyrannis der Peisistratiden in Athen stürzen geholfen, im Widerspruche mit all seiner sonstigen Politik die Wiederherstellung derselben ins Werk zu setzen, — die Peloponnesier versagten ihm die Beihilfe (505 vor Chr.), von Korinth dazu bestimmt, welches sich seitdem Athen mehr näherte, als seiner Nebenbuhlerin, während Theben aus Mißgunst sich immer tiefer mit dem Nachbarstaat entzweite.

Die von Seite der Perser drohende Gefahr war es, welche (481 vor Chr.) zum ersten Male, und zwar auf Antrieb des großen Atheners Themistokles, eine bundesgenössische Verbindung aller jener Hellenen herbeiführte, die zum Widerstande gegen die fremden Eroberer entschlossen waren. Nicht der Fall war letzteres bei den Bewohnern des Archipelagos, sowie bei den Thessalern, den Lokrern und den Boioten, mit Ausnahme der mit Athen verbündeten Grenzstädte Plataiai und Thespiai, an ihrer Spitze das den Athenern todfeindliche Theben. Diese Völkerschaften unterwarfen sich freiwillig dem Erbfeinde und schändeten so den griechischen Namen. Auch das Orakel von Delphoi war an die Fremden verkauft. Epeiros, Akarnanien und Aitolien sammt den westlichen Inseln waren den Hellenen längst entfremdet. Die Zusammenkunft der vaterländisch gesinnten Bundesgenossen fand auf dem Isthmos bei Korinth statt; Athen war der Kopf derselben, aber die Hegemonie wurde Sparta überlassen. Beschlossen wurde Friede zwischen den verbündeten Staaten, Aussendung von Gesandten an die noch Schwankenden und an die Fernliegenden, und ein gemeinsamer Kriegsplan.

Von den Schwankenden verweigerten Argos aus Haß gegen Sparta, Korkyra, Kreta und die Kolonien in Sicilien den Beitritt zur Sache des Vaterlandes. Achaia wird in den Berichten gar nicht erwähnt. So blieben zur Vertheidigung des heimischen Bodens nur die Verbündeten, deren Namen ehrend genannt zu werden verdienen: Sparta, Arkadien, Elis, Sikyon, Korinth, Phlius, Mykenai, Tirynas, Hermione, Epidauros, Troizên, Megara, Plataiai, Thespiai, Athen und Aigina. Die Phoker schlossen sich nachher ebenfalls an. Nach der ruhmvollen Niederlage in den Thermopylen und den herrlichen Siegen von Salamis, Mykale und

Plataiai erhielt der Bund ein neutrales Gebiet im Weichbilde der letztgenannten treuen Stadt; Theben und die Kykladen wurden dem Bunde unterworfen, dann auf Athens Betrieb Samos, Chios und Lesbos aufgenommen. Sogar Kypros und Byzanz wurden unterworfen; aber der Plan des Siegers Pausanias, unter persischem Schutze ein griechisches Reich zu errichten, erhielt den Lohn des Landesverrates. Die Sparter sahen sich jedoch genötigt, den Oberbefehl der Flotte dem seetüchtigen Athen zu überlassen (476 vor Chr.), und dadurch zerfiel der Bund in zwei solche, in den ältern peloponnesischen unter Sparta und in einen neuen archipelagischen unter Athen, dem beinahe alle Inseln und Küstenstädte des Archipelagos angehörten. Religiöser Mittelpunkt und politischer Versammlungsort der letzteren wurde die Insel Delos. Beiträge der Bundesstaaten bildeten die Kriegskasse, welche im Heiligtum des Apollon verwahrt wurde und jährlich 460 Talente (2.070.000 Mark) einnahm. Athen war Verwalter derselben, hatte den Vorsitz in den jährlichen Versammlungen und die Führerschaft im Kriege; den Vater dieser Errungenschaft aber, den gewaltigen Themistokles, trieb der undankbare Demos in Verbannung und Tod.

Ein Versuch Sparta's, den Amphiktyonenbund von Delphoi zu erneuern, aber mit Ausschluß der ehemals perserfreundlichen Staaten, um jener Stadt und ihrem Gebiete das Übergewicht zu sichern, scheiterte am Widerstande Athens. Auch auf der Peloponnesos nahm Sparta's Macht (um 470 vor Chr.) ab; Argos war ihm von jeher feindlich; Arkadien und Elis benahmen sich unabhängig, und so blieb nur das eigene Gebiet des peloponnesischen Hauptstaates übrig, welches von einem furchtbaren Erdbeben und zugleich vom Aufstande der Heloten und Messener heimgesucht wurde (464 vor Chr.). Argos und Thessalien schlossen sich Athen an, nachdem ersteres die umliegenden Orte erobert, später auch Megara, und Athen stärkte seine Macht, indem die Bundeskasse (460) aus Delos in seine Mauern verlegt wurde, wo sie besser geschützt werden konnte. Die attische Mutterstadt war nun unumschränktes Haupt des Seebundes. Dies genügte jedoch dem großen Perikles nicht. Schon um 460 vor Chr. faßte er den Gedanken, einen panhellenischen Nationalkongreß nach Athen einzuberufen*), und auf seinen Antrag ordnete die Volksversammlung (459) zwanzig Gesandte ab, je fünf für eine bestimmte Gegend (nämlich 1) für die Jonier und Dorier in Kleinasien, und die Inseln, 2) für den Hellespont und Thrake, 3) für Boiotien, Phokis, Aitolien, Akarnanien, Epeiros und Peloponnesos, 4) für Euboia und Thessalien), um zu dem Kongresse einzuladen, der aber bei der Abneigung der Sparter und ihrer Anhänger gegen alles, was von Athen

*) Plut. Perikl. 17. Schmidt, Epochen und Katastrophen, Berlin 1874, S. 17 ff. 53 ff. 143 ff.

ausging, nicht zu Stande kam. Es war dies das größte Unglück für Hellas, dem bei dem Gelingen des großartigen Planes des Perikles eine Zeit des Friedens und hoher Blüte im Innern, der Macht und Achtung nach Außen beschieden gewesen wäre. Die oligarchische Politik Sparta's wäre niedergeworfen worden und mit ihr die gleichgesinnte in den übrigen Staaten, die Kunst und Wissenschaft, an deren Blühen sich Athen freute, wäre ein Gemeingut Griechenlands, ja dieses Land wäre vielleicht unbesiegbar und weder eine Beute Makedoniens noch Roms geworden.

Aber es sollte nicht so kommen. Bald erhoben sich Korinth und Aigina feindlich gegen Athen und Theben schloß sich Sparta an. Allgemeine Verwirrung und Zersplitterung trat in Hellas ein (457 vor Chr.). Die Vorspiele des peloponnesischen Krieges begannen ihre blutige Bahn. Theben wurde zwar von Athen niedergeworfen, Phokis und Lokris gewonnen, Aigina unterthänig gemacht; aber die neue Macht hatte keinen Bestand; neue Bürgerkriege erschütterten sie; Athen, von Theben bei Koroneia geschlagen, mußte 445 vor Chr. allen Einfluß in der Peloponnesos aufgeben und jeder der beiden Bünde blieb im frühern Besitzstande.

Perikles bewirkte indessen, wenn auch sein größerer Plan scheiterte, doch Großes für den attischen Seebund*). Er schuf 445 eine feste Organisation desselben, welcher in fünf Steuerbezirke getheilt wurde, den karischen, ionischen, hellespontischen, thrakischen und den der Inseln; sie zählten zusammen 237 Städte oder Gruppen solcher, welche an Athen ihre Abgaben entrichteten, die 432 vor Chr. 600 Talente (2.829.000 Mark), später mehr als das Doppelte hiervon betrugen. Zur Befestigung des Bundes diente die Einrichtung der Kleruchien, nämlich die Aussendung von Bürgern in eroberte Gebiete, wo ihnen Ackerlose (κλῆροι) angewiesen wurden. Solches geschah zuerst in Chalkis auf Euboia, nachher zu Eion am Strymon, auf Skyros ꝛc.; von Euboia kamen unter Perikles zwei Drittel auf jene Weise in die Hände der Athener. Auch durch Verträge mit den früheren Besitzern geschah solches, namentlich seit des Perikles Zeit, so auf den Inseln Andros, Naxos, Imbros, Lemnos u. a.

Der traurige peloponnesische Krieg, dieser schwerste Schlag gegen die hellenische Einheit und Freiheit, zerstörte Athens Machtgebiet. Die beiden Bünde (da der peloponnesische sich wieder bildete) platzten auf einander, während einzelne kleinere Staaten, wie Korinth, Elis, Argos und Achaia bald neutral blieben, bald sich der einen oder andern Partei näherten. Allgemeine Auflösung und Verwirrung riß ein, bis der Krieg mit der vollständigen Niederlage Athens und des Seebundes endete. Sparta's Macht stand auf der höchsten Stufe. Aber es benutzte diese

*) Curtius, griech. Gesch. II. S. 243.

Stellung nicht zur Begründung eines allgemeinen griechischen Bundes. Sein Auftreten war ein diktatorisches und damit stieß es nicht nur ab, wo man sein System nicht liebte, sondern selbst bei alten Bundesgenossen, die wieder von ihm abfielen, wie Korinth und Theben. Ja, Korinth wurde 395 der Mittelpunkt eines neuen Bundes, dessen Spitze gegen Sparta gerichtet war und dessen übrige hervorragende Glieder, Argos, Theben und Athen waren, — ja es trat noch Thessalien und fast ganz Griechenland außer Sparta bei. Aber er zerfiel wieder und in bundesgenössischer Beziehung trat reine Anarchie ein, die nur mit Zeiten erneuerter spartischer Diktatur abwechselte, während der wirkliche Herr der Lage niemand anders war als das einst so heldenhaft geschlagene Persien. Schon seit dem peloponnesischen Kriege war stets eine der griechischen Parteien von Susa aus bestochen, bald die oligarchisch-spartische, bald die demokratisch-athenische, und der Einfluß, den jene asiatische, wenn auch arisch-stammverwandte Macht auf das europäische Hellas am Ende des fünften und am Anfang des vierten Jahrhunderts vor Chr. ausübte, füllt die schwärzesten Blätter der griechischen Geschichte. Persien war umsonst besiegt worden, es herrschte jetzt bis beinahe zu der Zeit, da es durch die Hand eines griechisch gebildeten Jünglings zerschmettert wurde. Seit dem Frieden des Antalkidas (387) war Sparta persischer Satrap in Hellas, bis (379) das lange verachtete und früher in der That zweideutige Theben sich erhob und unter einem Epameinondas und Pelopidas zur neuen hellenischen Großmacht wurde. Ein neuer Bund entstand, den Theben zu Land, Athen zur See führte und der bald alles wieder umfaßte, was einst den delischen Bund gebildet hatte. Aber er war nicht von Bestand, und Theben, durch arge Gewaltthat jetzt Herrin von ganz Boiotien, ging, durch Sparta vom Frieden mit den übrigen Staaten ausgeschlossen, seine eigenen Wege. Der Sieg bei Leuktra (371) schuf einen Bund Thebens mit Phokis, Lokris, Aitolien, Akarnanien, Euboia, wozu später Theile von Arkadien, das befreite Messenien, Argos und Elis, sogar Thessalien und endlich Achaia, sowie zur See Rodos, Chios und Byzanz kamen, während Korinth und Athen auf Seite Sparta's waren! Aber auch Theben buhlte um Persiens Gunst; seine kleineren Verbündeten zerfielen in Parteien und mit des Epameinondas Tod stürzte auch dieser Versuch hellenischer Einheit zusammen wie die früheren solchen. Themistokles, Perikles, Epameinondas, — was haben diese edeln Männer mit ihren großartigen politischen Planen erreicht? Blut und Ruinen! Tränen und Elend! Und doch sind ihr Ruhm und ihr Name durch die Idealität ihres Wollens unsterblich geworden und geblieben!

Nach dem Tode des großen Thebaiers und dem natürlichen Mißlingen des Unternehmens, einer so ungünstig gelegenen Stadt wie die boiotische Metropole eine Stellung zu erringen, welche nicht einmal das

ganz dazu geschaffene Athen erreicht hatte, trat ein unverkennbarer Wendepunkt im hellenischen Leben ein. Die griechische Heldenzeit war damit auf immer vorüber, die Staaten, welche eine solche geschaffen, waren geschwächt, die unaufhörlichen Bürgerkriege hatten das Volk gelichtet und entnervt, die Erfolglosigkeit der hegemonischen Bestrebungen einzelner Städte ertödtete die Vaterlandsliebe und pflanzte Verzweiflung an der Vorzüglichkeit, ja sogar an der Dauerhaftigkeit der republikanischen Staatsform, ob sie nun in oligarchischer oder demokratischer Gestalt erschien. An die Stelle der vaterländischen und freiheitlichen Gefühle und Regungen trat die Richtung des Weltbürgertums und immer größere Hinneigung zur Monarchie. Fremde aus allen Nationen, von den Steppen der Skythen bis zu den Stromthälern des Nil und Eufrat, von den Grenzen Indiens bis zu den Säulen des Herakles sammelten sich ebenso eifrig in Athen, um dessen Philosophen, Platon und Aristoteles zu hören, wie früher die Hellenen nach den Pyramiden geströmt waren. Man huldigte in gleichem Maße, wie Athen durch seine zunehmende Schwäche seine Bundesgenossen und Unterthanen in Asien und auf den Inseln verlor, der blendenden, wenn auch innerlich faulen Persermacht, die man vor nicht viel mehr als hundert Jahren bei Salamis niedergeworfen, oder dem frisch und kräftig aufsteigenden Sterne Makedoniens. Die Tyrannis wiederholte sich in neuerm Gewande, durch Euagoras in Kypros, die beiden Dionysier in Syrakus, Alexander von Pherai in Thessalien &c. Allerdings waren die letzten Thaten der entarteten Demokratie, wie des Sokrates Ermordung und die Knüppelschlacht in Argos nicht dazu angethan, ihr Anhänger zu gewinnen. Umsonst versuchte der seltene Charakter eines Demosthenes das alte Athenertum wieder heraufzubeschwören und entgegen dem charakterlosen Aischines, dem Verderber des Vaterlandes, letzteres gegen das Hereinbrechen einer unvermeidlichen Katastrophe zu schützen. Der Sitz des Haupteinflusses in Hellas wanderte unaufhaltsam nordwärts, und unter der Schutzherrschaft Philipps von Makedonien trat die älteste Amphiktyonie, die von Delphoi, angeblich zum Schutze des Orakels gegen die Phoker, 346 wieder in Thätigkeit; seine Glieder waren Makedonien, Thessalien, Theben und das gebeugte Athen, dieses jedoch nur gezwungen. Sich ermannend suchte es 340 einen neuen hellenischen Bund zu bilden, der so ziemlich umfaßte was die Thebaier ihr Gebiet genannt hatten, dazu noch Korinth und Megara; nur vertrat Athen die Stelle des geschwächten Theben und nahm nachher auch dieses und das gedemütigte Phokis auf. Aber die Schlacht bei Chaironeia 338 zerstörte diese verspäteten Bestrebungen und brachte Hellas für längere Zeit unter makedonische Oberherrschaft, welche auf einer Tagsatzung in Korinth bestätigt wurde. Zum ersten Male bildete ganz Hellas einen einzigen Bund; aber obschon die einzelnen Staaten in ihrer innern Verwaltung

Unabhängigkeit behielten, fehlte nun die Freiheit nach außen. So war es das Schicksal des Landes, niemals der Freiheit und Einheit zugleich genießen zu dürfen! —

Zweiter Abschnitt.

Die Staatsverwaltung.

A. Sparta.

Der strenge und herbe, allem Neuen abgeneigte und herrschsüchtige dorische Volkscharakter zeigte sich in seiner vollen Schroffheit und Rücksichtlosigkeit nirgends so unverfälscht, weil er nirgends so unvermischt war, wie in dem Thale des Eurotas, in der südöstlichen Landzunge der Pelopsinsel. Diese Landschaft, Lakonien, vom Weltverkehre abgelegen und auf Landmacht angewiesen, zählte fast achtzig Quadratmeilen; nach der Eroberung Messeniens aber umfaßte der spartiatische Staat gegen 140 Quadratmeilen (etwa so viel wie das Großherzogtum Hessen oder der Kanton Bern). Die Verfassung Lakoniens und der von da aus unterworfenen Gegenden in geschichtlicher Zeit beruhte auf der Anmaßung einer Handvoll Eroberer von dorischem Stamme, die übrige, aus Lelegern, den Urbewohnern, und Achaiern zusammengesetzte Bevölkerung als ihre Untergebenen und sich selbst als die alleinigen Herren zu betrachten. Allerdings haben es die Eroberer zu allen Zeiten ebenso gemacht; aber so verletzend und empörend war wol kaum je das Verhalten eines erobernden Despoten gegen seine Unterworfenen, als das jener dorischen Kaste gegen Landsleute von gleicher Abkunft, Sprache, Sitte und Religion. Man könnte die lakonische Verfassung ein Kastenwesen nennen, wäre sie in Hellas allein gestanden und hätten nicht vielmehr zwischen jenen ungeheuerlichen Zuständen und freieren solche zahllose und allmälige Übergänge stattgefunden. Aber sie ist wieder darum nicht so zu nennen, weil, was man in Indien Kaste nennt und was nur dort vollständig diesen Charakter trägt, vorzugsweise auf Religion, Rasse und Beruf beruhte, die griechischen Rechtsungleichheiten aber vor allem auf der Verschiedenheit der staatsbürgerlichen Rechte von ihrer vollen Ausübung bis zum gänzlichen Ausschlusse von denselben.

Die lakonischen Zustände in der geschichtlichen Zeit beruhten auf den Folgen mehrerer Eroberungen, und zwar wahrscheinlich einer frühern, nach welcher die Besiegten milder, und einer spätern, in welcher sie von den erstarkten und übermütiger gewordenen Siegern härter behandelt

wurden. Es gab mithin zweierlei Unterworfene, die **Perioiken** (Umwohner), welche nur des ausübenden Bürgerrechtes, und die **Heloten** (angeblich von der Stadt Helos), welche auch der Freiheit entbehrten, — wirkliche Leibeigene, beinahe wie im Mittelalter. Beiden gegenüber nannten sich die dorischen Eroberer, nach der von ihnen zum Sitze erkorenen Hauptstadt **Spartiaten**. Nachdem indessen die Letzteren in einem der ungerechtesten und schändlichsten Kriege auch Messenien erobert, nahmen sie keinen Anstand sogar die dortigen dorischen Stammesgenossen zu Heloten zu erniedrigen. In der Zeit der größten Ausdehnung des spartischen Staates soll sich nach angestellten Berechnungen die Stärke der drei Klassen folgendermaßen verhalten haben:

Heloten	175.000	bis	224.000
Perioiken . . .	100.000	„	150.000
Spartiaten . . .	30.000	„	45.000
Summe:	305.000	„	419.000*).

Die Nemesis für die Unterdrückung einer so großen Überzahl von Seite der Spartiaten bestand in ihrer fortwährenden Sorge um eine Erhebung der Ersteren. Ein Hinderniß einer solchen war wol, außer der absichtlich vernachlässigten Erziehung der Heloten, die gegenseitige Abneigung dieser und der Perioiken, indem die Höherstehenden die Niedrigeren verachteten und diese jene beneideten. Die Spartiaten thaten aber auch sonst das Ihrige, die im Grunde gefürchteten **Heloten** darniederzuhalten. Diese unterlagen nämlich einer steten bewaffneten Aufsicht durch die spartiatische Jugend, deren Einrichtung zwar ohne Zweifel stark übertrieben worden, aber doch in der Natur der Verhältnisse begründet ist (*κρυπτεία*). Wurden Heloten aus Not im Kriege bewaffnet und zeichneten sich aus, so beseitigte man sie heimlich (Plut. Lyk. 28). Doch ließ man sie auch frei, wenn sie als Schwerbewaffnete gedient hatten, und war dann wol vor ihnen sicher; es bildete sich vorübergehend aus Solchen die Zwischenklasse der **Neodamoden**. Eine andere solche Klasse waren die **Mothakes**, Kinder von Helotenfrauen und spartiatischen Herren, welche mit den rechtmäßigen Sprößlingen der Letzteren erzogen wurden. Sie erlangten bisweilen von ihren Vätern Anerkennung und erhielten das Bürgerrecht. Auch konnten sich die Heloten mit Geld freikaufen, so z. B. unter Kleomenes III. um fünf Minen (375 Mark), wovon sechstausend Gebrauch machten. Freisprechen konnte nur der Staat, der einzelne Herr nicht. Auch durfte dieser seine He-

---

*) Plut. Lyk. 8. Schoemann, griech. Altert. I. S. 201. 208. 219. Die auf 6000 bis 9000 angegebenen spartiatischen **Bürger** haben wir als durchschnittliche Vertreter von Haushaltungen zu 5 Personen betrachtet. Die Berechnung ist natürlich nur mutmaßlich.

loten nicht verkaufen, verschenken oder tödten. Denn sie wurden als Zubehör eines bestimmten Gutes betrachtet und mußten dem Herrn desselben dienen, ob es der Staat oder ein Einzelner war, und für ihn arbeiten. Im Kriege wurden sie als Diener, Sanitätssoldaten, Leichtbewaffnete, Schanzgräber, Packträger, auf der Flotte als Ruderer oder auch als Seesoldaten verwendet.

Die Perioiken waren freie Leute, denen aber die Spartiaten ihre bürgerlichen Rechte weggenommen hatten. Sie wohnten in eigenen Gemeinden, angeblich hundert an der Zahl und mußten den Herrschern gehorchen und ihnen Abgaben entrichten und im Kriege dienen, sowol als Schwer-, wie als Leichtbewaffnete. Leonidas kämpfte an der Spitze von dreihundert Spartiaten und siebenhundert Perioiken; dem Pausanias folgten bei Plataiai fünftausend Spartiaten, ebensoviel leicht- und ebensoviel schwerbewaffnete Perioiken. Sie bekleideten sogar Befehlshaberstellen. Im Frieden beschäftigten sie sich mit Ackerbau, Handwerken und Gewerben, Künsten, Handel und Schifffahrt. Sie dienten den Spartiaten meist ergeben und ohne Widerspruch, obwol sie sie als Unterdrücker haßten, wie das Beispiel des Verschwörers Kinadon (Xenoph. hellen. Gesch. III. 3) zeigt; aber sie fühlten sich wol entweder zu schwach und zu wenig einig, um eine Erhebung zu versuchen, oder waren zu gleichgültig gegen die Verlockung, eine Rolle zu spielen, oder fürchteten mit den Heloten in Zusammenstoß zu kommen, welche freizulassen ihnen jedenfalls sowenig beigekommen wäre, wie den Spartiaten. Übrigens ist von einer starken Bedrückung der Perioiken nichts Zuverlässiges bekannt, da die bezüglichen Äußerungen des Isokrates im Panathenaikos augenfällig übertrieben sind. Es waren spartiatische Beamte über sie gesetzt, welche sich allerdings hier und da Willkürlichkeiten erlaubt haben mögen; aber im übrigen besorgten sie ihre besonderen Angelegenheiten selbständig.

Die Spartiaten wohnten in dem mauerlosen und weit zerstreuten Sparta und dessen Umgebung. Sie erhoben den Anspruch, für sich allein den gesammten Staat zu vertreten, daher sie auch allein dessen Namen trugen. Oft wurden auch sie allein nach dem ältern Namen desselben Lakedaimonier geheißen; doch bezeichnete dieser Ausdruck in der Regel sie und die Perioiken zusammen; — die Heloten zählten gar nicht als Staatsangehörige. Bisweilen gefielen sich die Spartiaten auch darin, sich als Achaier zu bezeichnen. Inwiefern sie dies oder nicht vielmehr Dorier waren, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit beurteilen. Das Geschlecht des Talthybios, in welchem zu Sparta das Heroldsamt sich vererbte, war achaischen Stammes und doch mußten seine Glieder Spartiaten sein, weil nur solche Ämter erhielten*). In

*) Herod. V. 72 VII. 134. Schoemann, griech. Altert. I. S. 215 f.

der geschichtlichen Zeit hielten sich die Spartiaten streng abgeschlossen und nahmen höchst selten neue Bürger unter sich auf. Sie zerfielen in Phylen und diese in Oben, über deren Anzahl aber nichts bekannt ist. Das Land der Spartiaten war unter diese in neuntausend gleiche Theile (Landlose) getheilt, das der Perioiken unter diese in dreißigtausend. Sie konnten jedoch nicht frei darüber verfügen, da das Eigentum dem Staate blieb. Der gesellschaftliche Zustand der Sparter war also Kommunismus, blieb es aber nicht, indem in späterer entarteter Zeit ein Gesetz die Verfügung über die Landlose durch Schenkung oder Vermächtniß gestattete, wovon namentlich die Ärmeren Gebrauch machten, indem sie ihren Theil unter dem Scheine einer Schenkung an Reichere verkauften, aber nach Verbrauch des Kaufpreises nichts mehr besaßen (Plut. Agis 5).

Dem Scheine nach herrschte unter den Spartiaten vollständige Gleichheit, und sie waren stolz darauf, sich die Gleichen (ὅμοιοι) zu nennen. Aber sie waren von Jugend auf zu sehr an die höhere Stellung gegenüber den Perioiken und Heloten gewöhnt und in diesen Anschauungen auferzogen, um nicht unwillkürlich auch zwischen reicheren und ärmeren Spartiaten einen Unterschied zu machen, namentlich seitdem in späteren Zeiten erstere sich eine Bildung angeeignet hatten, welche sich letztere nicht verschaffen konnten, und so gab es schließlich selbst unter den Spartiaten wieder einen Demos und Bevorzugte (καλοὶ κἀγαθοί). Dazu kam noch, daß diejenigen Spartiaten, welche sich den bestehenden Vorschriften, namentlich über Erziehung und Lebensweise, nicht fügten (oben S. 27 und 31), aus der Gemeinschaft der „Gleichen" ausgestoßen wurden. Welche Stellung sie dann aber einnahmen, ist unbekannt. Wahrscheinlich verloren sie das Stimm- und Wahlrecht, blieben aber im übrigen Spartiaten.

Die Gesetze Sparta's wurden ihrem Ursprunge nach dem Lykurgos im neunten Jahrhundert vor Chr. zugeschrieben. Seine mit dem Nimbus der Göttlichkeit umgebenen Satzungen, welche nicht aufgeschrieben, sondern mündlich fortgepflanzt wurden (Retren), umfaßten das ganze staatliche und gesellige Leben der Lakedaimonier.

Dem Namen nach an der Spitze des Staates standen zwei Könige; auch dies war eine phönikische Einrichtung, wie die Sufeten von Karthago (Bd. I. S. 447) zeigen. Nach der Sage stammten sie von zwei Brüdern aus dem Geschlechte der Herakleiden, Eurysthenes und Prokles, hießen aber nach dem Sohne des erstern und dem Enkel des letztern: Agiden (besser Agiaden) und Eurypontiden. Der Grund der Zweiherrschaft sollte darin liegen, daß jene zwei Brüder Zwillinge waren und bei der Ungewißheit, welcher der erstgeborene, das Orakel von Delphoi Beide zu Königen zu erheben befohlen habe. Die beiden Könige hatten gleiche Rechte, lebten aber in steter Eifersucht aufeinander, gingen unter sich keine Verschwägerung ein und blieben sogar im Tode

getrennt, indem jede Linie ihren besondern Bestattungsplatz hatte. Sie waren daher wahrscheinlich von verschiedenen Stämmen, von welchen keiner den andern unterwerfen konnte, und die sich daher in die Herrschaft theilten.

Das Königtum war in beiden Linien erblich, und zwar ging es vom Vater auf denjenigen Sohn über, der während seiner Regierung zuerst von einer ächt spartiatischen Mutter geboren war. Wenn kein solcher Sohn vorhanden war, so folgte der nächste Bruder, Vetter ꝛc. Dieser Nächstberechtigte führte auch die Regirung, wenn der König minderjährig war. Diese Erbfolge nahm ihr Ende 240 vor Chr. mit dem Tode Agis III., kurz vor dem völligen Untergange der bereits nur noch scheinbaren Selbständigkeit Griechenlands.

Die spartischen Könige hatten ungefähr dieselben Rechte und Pflichten wie die Könige des heroischen Zeitalters (oben S. 60). Sie waren oberste Beamte, Richter, Anführer im Kriege und Oberpriester, namentlich Priester des Zeus Uranios und des Zeus Lakedaimon. In geschichtlicher Zeit führte jedoch in der That nur je ein König das Heer an. Das Einkommen der Könige bestand im Antheil an der Kriegsbeute, in Abgaben an Opferthieren und Theilen solcher, im Ertrage gewisser ihnen zugetheilter Ländereien, in Speisung auf Staatskosten mit doppelten Antheilen ꝛc. Ihre Wohnhäuser, sehr einfach beschaffen, gehörten dem Staate. Im Kriege hatten sie zu Gehilfen oder Stellvertretern Polemarchen, zur Besorgung der Heeresverwaltung Kommissarien aus den „Gleichen". Im Richteramte standen ihnen die Ephoren und andere Beamte zur Seite.

Beschränkt waren die Befugnisse der Könige durch die Beschlüsse der Geronten (oder der Gerusia). Es waren ihrer 28; sie mußten sechszig Jahre alt sein und waren auf Lebenszeit gewählt. Die Wahl geschah durch Zuruf des Volkes an die sich um die Stelle Bewerbenden. Besondere Stimmenzähler, welche in einem Gebäude eingeschlossen waren und daher die Bewerber nicht sahen, aber den Zuruf hörten, bestimmten den Gewählten, was natürlich in entarteter Zeit zu Mißbräuchen führte. Der Gewählte wurde bekränzt und erhielt bei der Malzeit zwei Antheile, von denen er einen derjenigen Frau gab, welche er am meisten ehrte. Den Sitzungen der Geronten wohnten die Könige bei. Die Befugnisse der Behörde bestanden in der Beratung aller wichtigen Staatsgeschäfte und in Beurteilung der schweren Verbrechen und der Vergehungen der Könige.

Versammlungen des gesammten spartiatischen Demos fanden wahrscheinlich monatlich einmal zur Vollmondszeit statt, früher unter freiem Himmel, später in einem Gebäude am Marktplatze. Theilnehmen durfte wer dreißig Jahre alt und in vollen bürgerlichen Rechten war. Außerordentliche Versammlungen beriefen die Könige oder Ephoren. Die

Volksversammlung hatte über wichtige Beschlüsse oder über Vorschläge der Geronten abzustimmen, d. h. sie anzunehmen oder abzulehnen; etwas daran abzuändern, wurde erst in späterer Zeit gestattet, aber schon unter den Königen Theopompos und Polydoros (um 645 vor Chr.) wieder aufgehoben. Anträge zu stellen hatten nur Könige, Geronten und Ephoren das Recht. Gegenstände der Verhandlung waren: Wahlen, streitige Tronfolge, Krieg und Frieden, Verträge mit fremden Staaten, Gesetzgebung, d. h. wol unwesentliche Vervollständigungen der für alle Zeit bestehenden des Lykurgos. Die Abstimmung geschah durch Zuruf, und wenn dieser zweifelhaft war, durch Abzählung.

Die höchsten Beamten nach den Königen, in manchen Beziehungen aber, besonders in späterer Zeit, die einflußreichsten, waren die fünf Ephoren (Aufseher). Sie wurden von den Königen ernannt, und zwar jedes Jahr aufs neue, mit Ausschluß der vorjährigen, und hatten anfangs blos die Befugnisse von Richtern in solchen Rechtshändeln, die aus Verträgen herrührten, und von Stellvertretern der in Kriegszeiten oder sonst abwesenden Könige. Diese Stellvertretung gab ihnen mit der Zeit immer mehr Macht. Sie wurden Aufseher über die Amtsführung aller Beamten und über die öffentliche Zucht. Ja sie erhielten auch die Aufsicht über die Könige selbst zu der Zeit, als die erweiterte Befugniß der Volksversammlung wieder beschränkt wurde. Sie konnten seitdem die Könige zur Verantwortung ziehen. Schwerlich hatten auch seit dieser Zeit die Könige bei der Wahl der Ephoren freie Hand, vielleicht stand selbe gar dem Demos oder den Geronten zu. Jeden Monat mußten die Könige den Ephoren einen Eid leisten, die Gesetze heilig zu halten, wogegen die Ephoren schwuren, die Herrschaft nicht anzutasten. Alle neun Jahre beobachteten die Ephoren in einer sternhellen aber mondlosen Nacht den Himmel und nahmen dann aus Zeichen (z. B. Sternschnuppen) Veranlassung, stattgehabte Vergehen der Könige zu behaupten. Ähnliches deuteten sie auch nach Träumen im Tempel der Pasiphaa. In solchen Fällen wurde die Macht der Könige einstweilen eingestellt und ein Orakel darüber um Rat gefragt. Wurde in Folge dessen ein König in Untersuchung gezogen, so bildeten die Gerusia, die Ephoren und der andere König seinen Gerichtshof. Die Ephoren allein standen vor den Königen nicht auf und konnten alle Beamten einstellen, verhaften und anklagen. Als sie zuletzt auch noch das Recht erhielten, den Demos zu berufen, war ihre Macht auf die höchste Stufe gestiegen. Sie hatten den meisten Einfluß auf das Kriegswesen, und zwei von ihnen begleiteten und beaufsichtigten den König, der das Heer führte. Ihr Recht der Aufsicht über die Sitten dehnten sie ebenfalls mehr und mehr aus. Sie ordneten die Krypteien gegen die Heloten an, konnten die Perioiken ohne förmliches Rechtsverfahren zum Tode verurteilen, wachten über den Staatsschatz und die Zeiteintheilung &c. So waren

sie in der spätern Zeit die eigentliche Regirung; durch sie erhielt Sparta seinen oligarchischen Charakter, den es als Siegerin allen anderen Staaten Griechenlands aufdrängte. Gegen den Mißbrauch ihrer Gewalt schützte, neben ihrer kurzen Amtsdauer, die Bestimmung, daß die Ephoren jedes Jahres ihre Vorgänger zur Verantwortung ziehen konnten. Ihre jedesmalige Neuwahl mußte überdies zur Folge haben, daß sie meistens aus unbedeutenden Leuten bestanden. Nach dem Erstgewählten der Ephoren (Eponymos) wurde das Jahr benannt. Den Ephoren standen als Unterbeamte oder Gehilfen sog. kleinere Ephoren bei. Die übrigen untergeordneten Beamten waren im Ganzen die, welche wir als solche der Oligarchie überhaupt (oben S. 64) genannt haben. Von anderen Beamten kennen wir wol die Namen, nicht aber die Befugnisse.

Die Strafen für Vergehen und Verbrechen waren in Sparta meist Ehren- und Geltstrafen und Verbannung. Gefängniß als Strafe ist nicht sicher nachgewiesen. Die Todesstrafe wurde im Kerker durch Erdrosselung vollzogen und die Leichen dann, bisweilen aber auch die Lebenden schon, in eine Schlucht, den Kaiadas gestürzt.

Die Gesetzgebung Sparta's, soweit sie sich auf das gewöhnliche Leben bezog, war streng und einfach, wie wir schon bei Anlaß der Ehe, der Erziehung, der Nahrung, der Wohnung und des Geltes, gesehen haben. Dem Lakedaimonier war Auswanderung untersagt; wer sie sich dennoch zu Schulden kommen ließ, wurde bei seiner Heimkehr, wenn er diese wagte, dem Tode geweiht. Ebenso konnten Ausländer sich so wenig in Lakonien ansiedeln, wie fremde Stoffe oder Geräte eindringen durften. Reisende und Besuchende wurden polizeilich überwacht und bei dem geringsten Verdachte ungesetzlichen Verhaltens ausgewiesen. Doch haben dessenungeachtet öftere Aufenthalte Fremder, sogar zahlreicher, in Sparta stattgefunden. Sophisten, sowie solche Schriftsteller oder Künstler, von denen Gefahr für die spartischen Sitten zu fürchten war, wurden hingegen strenge ferngehalten, namentlich Alles, was das Schauspiel betraf, das dort keine Stätte fand. Durch solche Maßregeln bewahrte sich Sparta einen beharrlichen, jeder Veränderung unzugänglichen, vor Schwankungen des staatlichen Lebens sichern Zustand. Und indem es folgerichtig überall in Hellas die Oligarchie unterstützte, schuf es sich auch im gesammten Lande eine ganz klare und bestimmte Stellung, so daß Jedermann wußte, was von ihm zu erwarten war. Diese Stellung wurde aber durch die entgegengesetzte, welche Athen als Vorort der demokratischen Staaten einnahm, seit den Perserkriegen stark erschüttert, und Sparta hatte von da an mit seinen Gegnern beinahe ununterbrochen zu kämpfen. Zu gleicher Zeit geriet aber auch die alte Sittenstrenge mehr und mehr in Verfall; Gold und Silber strömte ein, sogar durch Bestechung (S. 53); die Wegnahme Messeniens durch die Thebaier kostete den Lakedaimoniern einen großen Theil ihrer Güter, die Spartiaten

nahmen an Zahl reißend ab, so daß Aristoteles ihrer nur noch tausend (wehrhafte Männer) und Plutarch für die Zeit Agis III. nur noch siebenhundert und darunter blos hundert Grundbesitzer zählte! Die Syssitien waren nur noch Schein, und so auch die strenge Jugenderziehung. Die geringe Zahl der Spartiaten konnte sich nur noch durch Soldtruppen aufrecht erhalten, die Verbesserungsversuche Agis III. und Kleomenes III. schlugen fehl und kosteten ihren Urhebern das Leben. Das Königtum ging bald völlig unter und mit ihm die Selbständigkeit Sparta's.

B. Athen.

Eine Stadt, deren Bewohner für Kunst und Wissenschaft Sinn und Verständniß zeigen, wird noch heute, wenn auch manchmal nur zum Scherz, Athen genannt. Was in Griechenland Erhabenes und Schönes im Gebiete des Geistes und seiner Thätigkeiten, Kühnes und Freiheitliebendes auf dem Felde des staatlichen Lebens geschaffen wurde, das verdankt die Welt zum weitaus überwiegenden Theile der Hauptstadt von Attika, dem Stammeshaupte der Jonier. Wie dieser Volkszweig den übrigen Theilen der Nation an Begabung und geistiger Spannkraft, an Verständniß des Schönen und Wahren und an Sinn für bürgerliche Freiheit weit voraus war, so übertraf hinwieder Athen alle übrigen Jonier, während es auf der andern Seite den wankelmütigen, neuerungssüchtigen und erwerbslustigen Zug derselben auf die Spitze trieb.

Attika, das Gebiet Athens, eine außerordentlich günstig gelegene Halbinsel, in Mitte der griechischen Ostküste und am weitesten unter deren Punkten in das Meer der Mitte der griechischen Welt hinausragend, umfaßt etwa vierzig Quadratmeilen (die Größe des Herzogtums Anhalt oder der Kantone St. Gallen und Appenzell). Der felsige und unfruchtbare Boden Attika's wies dessen Bewohner hinsichtlich ihrer Bedürfnisse größtentheils auf das Ausland und damit auf Handel und Seefahrt hin, während in Folge dessen ihr Horizont sich erweiterte und sie in der Bildung ungemein erhob, und die schöne Lage des Landes mit ihrer abwechselnden Scenerie, der meist heitere Himmel und das an keinen Extremen leidende Klima den Sinn für das Schöne pflegten und den für die Kunstübung stärkten.

Die Verhältnisse der Bewohner Attika's waren demnach in hohem Grade verschieden von denen der Lakonen, und so beruhten auch ihre Unterscheidungen in Klassen auf einer durchaus abweichenden Grundlage. In Attika war kein griechischer Stamm von einem andern überwunden und unterjocht worden; die freie Bevölkerung bestand wahrscheinlich blos aus einem Stamme, den Joniern (oben S. 9), und keine Hellenen befanden sich hier in der Stellung von Heloten.

Statt der sonach fehlenden Leibeigenschaft lud sich dagegen Attika ein anderes eben so gefährliches Übel auf, die Sklaverei. Die attischen Sklaven waren durch Kauf erworbene Glieder fremder barbarischer Völker, meist thrakischer, skythischer, kleinasiatischer, wol auch phönikischer, ägyptischer und libyischer Herkunft, und erhoben sich, nach neuerer Schätzung, zur Zeit der Blüte Athens in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. angeblich auf die Zahl von 365.000, während der Rest der Bevölkerung aus 45.000 Fremden oder Metoiken (nicht bürgerlichen Einwohnern) und aus 90.000 attischen Vollbürgern, die Gesammt-Volkszahl also aus etwa einer halben Million bestand*). Das Verhältniß würde daher eben so schreiend gewesen sein wie in Lakonien, wenn die Sklaven (wie dort die Leibeigenen) Griechen gewesen wären. Da sie aber Barbaren waren, und zwar in doppeltem Sinne, als Fremde und als Ungebildete, konnte den Athenern Niemand zumuten, dieselben als freie und gleiche Bürger anzuerkennen, und zwar dies um so weniger, als es den attischen Sklaven niemals einfiel, solches zu verlangen, indem sie, weil unter sich verschiedenen Stammes und weil auch bei ihnen zu Hause Sklaven ihrer Häuptlinge, weder ein Bedürfniß der Freiheit, noch ein Bewußtsein der Einheit kannten. Das ließ man aber auch nicht aufkommen und verhinderte daher, daß zu viel Sklaven aus demselben Lande an demselben Orte arbeiteten. Übrigens würde, wenn eine Erhebung der attischen Sklaven möglich gewesen wäre, ein Sieg derselben unfehlbar der griechischen Kultur an ihrem Mittelpunkte einen traurigen Untergang bereitet haben.

Athen hatte seinen Sklavenmarkt, wo man die aus der Fremde eingeführten Sklaven kaufen oder solche, die man bereits besaß, verkaufen konnte. Hier wurden auch Metoiken und Freigelassene, welche wegen gewisser Vergehen zur Sklaverei verurteilt waren, zum Kauf ausgeboten. Sklavenhändler beschäftigten sich mit diesem für uns abstoßenden Gewerbe. Die meisten attischen Sklaven indessen waren wol mit der Zeit im Lande selbst geboren, und zwar entweder von beiderseits sklavischen Eltern, denen die Herren eine Art ehelichen Zusammenseins gestattet, oder von einer sklavischen Mutter, an welcher ihr Herr Gefallen gefunden. In Athen hatte wahrscheinlich jeder Bürger, selbst der ärmste, Sklaven, die Reichen aber sehr viele (über ihre Verwendung und Behandlung s. oben S. 49 f.). Die Sklaven genossen rechtlichen Schutz; das Gesetz untersagte ihre Tödtung und bestrafte ihre allzu schwere Mißhandlung. Man verwendete sie im Kriege namentlich zur See, als Matrosen, Ruderer, Seesoldaten und belohnte ihre Tapferkeit bisweilen auch durch Aufnahme in eine untere Klasse der Bürgerschaft. Hingegen war den Sklaven der Besuch der Gymnasien und der Volks-

*) Schoemann, griech. Alterth. I. S. 324.

versammlungen untersagt, sowie lange Haare und die Namen gefeierter Landeshelden zu tragen. Vor Gericht durften sie nicht in eigener Sache auftreten, sondern wurden durch ihre Herren vertreten. Zeugniß ablegen durften sie nur bei Anklagen auf Mord; in anderen Fällen wurden sie peinlich befragt, wenn ihre Aussage notwendig war. Sklaven, welche sich durch ihre Arbeit etwas erworben, konnten sich loskaufen; auch wurden sie oft freigelassen, meist durch Testament, und traten dann in die Klasse der Metoiken, blieben aber unter dem Patronate ihres frühern Herrn oder seines Erben, dem sie gewisse Leistungen schuldig waren. Verletzten sie diese Pflicht, so konnte man sie wieder in das frühere Verhältniß zurückversetzen oder von Staatswegen als Sklaven verkaufen und den Preis dem Patron auszahlen. Der Staat hatte auch eigene Sklaven, so die skythischen Bogenschützen, welche als Landjäger (Polizeimannschaft) dienten und auch im Kriege verwendet wurden; andere solche waren die Diener der Behörden, untergeordnete Schreiber, Gefangenwärter, Münzarbeiter, Ausrufer, Scharfrichter 2c.

Die **Metoiken** oder Schutzverwandten waren in Attika wohnende freie Nichtbürger verschiedener Herkunft, sowol Griechen als Barbaren aus allen den ersteren bekannten Ländern. Sie rekrutirten sich aus Leuten, die um der Studien oder noch häufiger um des Handels und der Gewerbe willen herkamen, aus deren Nachkommen und aus Freigelassenen, durften kein Grundeigentum erwerben, sich nicht mit Bürgerinnen, wie ihre weiblichen Angehörigen nicht mit Bürgern verheiraten, hatten ein jährliches Schutzgelt zu erlegen, das für Männer zwölf Drachmen (9 Mark), für Frauen die Hälfte betrug, und mußten einen Bürger als Patron (*προστάτης*) haben. Diese Bedingungen wurden jedoch Solchen, die sich um den Staat Verdienste erworben, durch Volksbeschluß erlassen, worauf sie den Bürgern gleichstanden, außer im Stimm- und Wahlrechte (*ἰσοτελεῖς*). Zum Kriegsdienst waren sie verpflichtet, aber von der Reiterei ausgeschlossen.

Die **Bürger** Attika's zerfielen in Altbürger und Neubürger (*δημοποίητοι*). Letztere waren die nicht von Altersher im Lande Eingebürgerten, sondern in das Bürgerrecht Aufgenommenen und ihre Nachkommen. In früheren Zeiten wurde das Bürgerrecht selten ertheilt, nach Solons Gesetzen sogar nur in Folge besonderer Verdienste um den Staat und nur an Solche, die sich bleibend im Lande niederließen, in späterer Zeit aber sehr häufig, und verlor dadurch an Wert. Oft wurden, um eine Partei zu verstärken, Metoiken in Menge aufgenommen. Die Plataier wurden es, als ihre Stadt 427 von den Thebaiern und Peloponnesiern zerstört war, und ihren Namen erhielten von da an sämmtliche Neubürger, d. h. Alle, welche das Bürgerrecht unter ähnlichen Bedingungen erhielten, d. h. mit geringerer Berechtigung als die Vollbürger. Sie blieben von der Archontenwürde, sowie von den höheren

Priesterämtern ausgeschlossen. Das Bürgerrecht wurde von der Volksversammlung ertheilt, und es sollten dabei sechstausend genehmigende Stimmen erforderlich sein.

Die außerehelichen Kinder waren geringern Rechtes als die ehelichen. Als außerehelich wurden aber Alle betrachtet, deren Eltern nicht beiderseits der Bürgerschaft angehörten. Doch wurde bisweilen einzelnen Fremden, sowie anderen Städten das Recht der Epigamie, d. h. der rechtsgiltigen Verheiratung mit bürgerlichen Personen bewilligt. (Über verbotene und erlaubte Verwandtschaftsgrade, Mitgift, Scheidung, u. s. w. s. oben S. 22 ff.) Das volle Recht der Erbschaft besaßen nur die Kinder rechtmäßiger Ehen und die in solchen adoptirten Kinder. Außereheliche konnten legitimirt werden*).

Die jungen Bürger erhielten das Stimmrecht mit zwanzig, das Wahlrecht aber erst mit dreißig Jahren. Mündig wurden sie jedoch schon mit achtzehn, nachdem sie körperlich untersucht worden, ob sie zum Kriegsdienste tauglich seien, mittels einer Prüfung sich als fähig zur Verwaltung ihres Vermögens und endlich sich als ächtbürtige Bürger ausgewiesen. Sie wurden dann in das Verzeichniß der Genossen ihrer Abtheilung eingeschrieben, dem im Theater versammelten Volke vorgestellt, mit Schild und Speer bewaffnet und ihnen im Heiligtum der Agraulos am Fuße der Akropolis ein Eid der Treue gegen Vaterland, Gesetze und Götter abgenommen.

Den vollen Besitz der staatsbürgerlichen Rechte nannte man Epitimie, das Gegentheil Atimie, welche verschiedene Abstufungen hatte. Sie bestand im Verluste des Rechtes, Anträge oder öffentliche Klagen zu stellen, Ämter zu bekleiden, den Markt zu betreten &c., im höchsten Grade aber in dem Ausschlusse von allen politischen Rechten und vom Besuche der Heiligtümer. War der Grund unbezahlte Schuld an den Staat, so hörte sie mit Bezahlung derselben auf; zur Strafe für Vergehen blieb sie dagegen haften, ja ging sogar oft auf die Nachkommen über.

Das betraf die Personen des attischen Staates. Die allgemeinen Zustände desselben haben im Laufe der Zeiten viele Veränderungen erfahren.

In den ältesten Zeiten bestand Attika aus mehreren, wahrscheinlich zwölf kleinen Fürstentümern, später aber bildete es ein einziges Königreich, als dessen eigentlichen Gründer die Sage Theseus nennt. Als letzter wirklicher König wird Kodros angegeben, mit dessen angeblichem Sohn Medon eine Reihe lebenslänglicher und erblicher, aber beschränkter Oberhäupter beginnt, die bald Könige, bald Archonten genannt werden. In diesen Zeiten war die Verfassung Attika's noch aristokratisch und die

*) Näheres s. Schoemann, griech. Alterth. I. S. 369 ff.

Bevölkerung zerfiel in die vollberechtigte, ächt- und altbürgerliche der Geschlechter und in das Volk. Die Geschlechter oder die Eupatriden wurden in vier Phylen getheilt, die Geleontes, Hopletes (Schwerbewaffneten), Aigikoreis (Ziegenhirten) und Argadeis. Die ersten waren wahrscheinlich die Vornehmen, die zweiten die Nachkommen bewaffneter Hilfsvölker, die dritten die Bewohner der Berggegend, die mehr zur Viehzucht, und die vierten die der Ebene, die mehr zum Ackerbau geeignet waren*). Jede Phyle zählte drei Phratrien und jede der letzteren dreißig Geschlechter, davon es also 360 gab, die aber nicht gleichbedeutend mit Familien waren, also nicht notwendig Verwandte umfaßten, hingegen dem Kult eines angeblichen gemeinsamen Stammvaters ergeben waren. Das Volk, welches nicht zu den „Geschlechtern" oder Eupatriden gehörte, wurde als Geomoren (Bauern) und Demiurgen (Handwerker) bezeichnet und hatte keine politischen Rechte. Priesterschaft und Beamtentum war ausschließlich Vorrecht der Eupatriden.

Nachdem die lebenslänglichen und erblichen Archonten oder beschränkten Könige 316 Jahre gewaltet hatten, wurde 753 vor Chr. durch eine Verfassungsänderung, wahrscheinlich in Folge einer Erhebung der Eupatriden gegen die herrschende Familie der Medontiden, die Amtsdauer des Archon auf zehn Jahre herabgesetzt und 714 allen Eupatriden zugänglich. Aber 683 vor Chr. hatten die Eupatriden, wie es scheint, auch gegen die anderen Familien, welche Archonten lieferten, Beschwerden, und richteten die Regierung so ein, daß nun jedes Jahr neun Archonten gewählt wurden, welche Organisation für die ganze übrige Zeit der athenischen Selbständigkeit bestehen blieb. Attika's Verfassung war nun eine völlige Oligarchie geworden, deren Mitglieder ebensowol den Staat, als den wichtigsten Theil des Grundbesitzes in den Händen hatten. Attika war aber nicht der Boden für das Fortbestehen solcher Zustände. Sein bewegliches und verständiges Volk, das seinen ionischen Charakter nicht verleugnete, erhob sich gegen seine Bedrücker, welche darauf genötigt waren, ihren Absolutismus aufzugeben und zu dem Mittel geschriebener Gesetze zu greifen, welche jede Willkür ausschließen sollten. Diesem Zwecke diente 621 die Gesetzgebung des Archonten Drakon, welche indessen durch eine sprichwörtliche Strenge bemüht war, vor allem das Ansehen der Regirenden aufrecht zu erhalten. Durch sie trat das Blutrecht des Staates an die Stelle der Blutrache der Familien**). Das Volk war aber dadurch nicht befriedigt. Der Versuch des Kylon, sich an Stelle der Oligarchen als Tyrann aufzuwerfen, scheiterte; aber die Alkmaioniden, eines der mächtigsten Geschlechter, dessen Glieder die Empörer an den Altären, zu denen sie flohen, niedergemacht hatten,

---

*) Schoemann a. a. O. S. 329 ff.

**) Curtius, griech. Gesch. I. S. 296.

wurden verbannt. In diesen Wirren stand um 604 der Rehder Solon, selbst ein Eupatride, als Vermittler zwischen den Parteien auf. Dieser waren drei: eine konservative in der Ebene (Pedion), eine gemäßigte im Küstenlande (Paralia) und eine radikale im Gebirge (Diakria). Da vereinigten sich die Angesehensten Aller, den Solon an die Spitze zu stellen und bewirkten 594 seine Wahl zum Archon. Er verschmähte die ihm angetragene Alleinherrschaft und wollte blos als Gesetzgeber zum Besten seines Volkes wirken. Dies Amt begann er mit der Lossprechung der Verschuldeten von jenen Verpflichtungen, welche ihr Vermögen oder ihre Person den Gläubigern überantworteten (σεισαχθεία) und Aufhebung der Verpfändung der Person des Schuldners, sowie mit einer Amnestie der Verurteilten mit Ausnahme der Mörder und der Staatsverräter. Er theilte darauf die Bürger, mit Aufhebung des Unterschiedes zwischen Eupatriden und Volk, nach dem Vermögen in vier Klassen: die Pentakosiomedimnen, welche aus ihrem Grundbesitz wenigstens fünfhundert Scheffel (zu 52,53 Liter) Getreide oder soviel Metreten (zu 39,39 Liter) Wein oder Öl bezogen, die Ritter (ἱππεῖς), mit dreihundert Medimnen oder Metreten, welche zum Dienst in der Reiterei verpflichtet waren, die Zeugiten, mit 150 jener Maße, so genannt, weil sie ein Gespann Zugthiere besaßen, und die das letztgenannte Maß nicht besitzenden Theten, die um Lohn arbeiteten oder vielmehr dies thun sollten; denn daß die Bürger in der Regel nicht nur nicht arbeiteten, sondern die Arbeit selbst verachteten, sahen wir bereits (oben S. 50). Zu den Ämtern wählbar waren nur die drei oberen Klassen, zum Archontat gar nur die oberste. Die zwei obersten Klassen dienten in der Reiterei, die dritte als Schwerbewaffnete, die vierte als Leichtbewaffnete oder auf der Flotte. Die Glieder der letztern hatten nur Stimm-, nicht Wahlrecht; nur zu den Geschwornengerichten konnten sie berufen werden. Die Behörden arbeiteten ohne Gehalt. Die oberste derselben wurde durch Solon der Rat (βουλή), bestehend in vierhundert Mitgliedern, aus jeder Phyle hundert, welche auf ein Jahr gewählt wurden; seine Aufgabe war, die an die Volksversammlung gebrachten Gegenstände vorzuberaten. Es wurde ferner die Heliaia in's Leben gerufen, eine Art Geschwornengericht, neben welchem für die Blutgerichtsbarkeit die von Drakon eingeführten Epheten bestehen blieben, sie aber mit dem von Solon begründeten areopagitischen Rate theilen mußten, welcher zugleich eine Art von Oberaufsichtsbehörde über die gesammte Staatsverwaltung wurde; er bestand aus den abtretenden Archonten, deren Amtsführung Beifall gefunden hatte.

Solons Verfassung war ein naturgemäßer Übergang von der Oligarchie zur Demokratie, eine Timokratie. Da aber diese, wenn schon die Regierung nach dem Vermögen gegliedert war, doch auf der Theil-

nahme Aller an den Staatsangelegenheiten beruhte, ja Solon sogar die Bürger, welche sich in inneren Streitigkeiten keiner Partei anschlossen, der bürgerlichen Ehrenrechte verlustig erklärte, so mußten sich diese Verhältnisse notwendig nach und nach zur vollen Demokratie entwickeln. Denn Solons Gesetze waren in weiser Voraussicht der Zukunft so gegeben, daß sie dem Fortschritte freie Bahn ließen, während jene Lykurgs den Anspruch auf Beständigkeit und Unveränderlichkeit erhoben und auch so lange als möglich solche bewahrten. Überdies schloß die Beweglichkeit und Unruhe des ionisch-attischen Charakters ein längeres Fortbestehen derselben Einrichtungen aus, und wirklich waren diejenigen Solons noch nicht einmal recht eingewurzelt, als sie bereits dadurch zur Täuschung wurden, daß Peisistratos sich, gleichzeitig mit Errichtung des Perserreiches durch Kyros (560 vor Chr.), zum Tyrannen aufwarf. Sowol er, als seine Söhne und Nachfolger, Hippias und Hipparchos ließen zwar die Solonischen Gesetze unangetastet; aber ihr Walten war der Art, daß eben sie regirten und nicht das Volk, wie Solon gewollt hatte. Als sie (gleichzeitig mit den römischen Königen, 510 vor Chr.) gestürzt wurden, wäre es daher beinahe den Eupatriden unter Isagoras gelungen, ihre frühere Herrschaft wiederherzustellen, als Kleisthenes, der Sohn des Alkmaioniden Megakles und der Tochter des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon, — den Überlieferungen seines Geschlechtes entgegen, — die Demokratie nicht nur rettete, sondern auch erst zur Wahrheit machte, indem er Solons Werk in dessen Geist fortsetzte, allen Ränken der Gegner, die in verräterischer Verbindung mit Sparta standen, trotzend. Der große Mann, der es über sich vermochte, ein Volk, das von seinen Vorfahren unterdrückt war, groß und frei zu machen, verstärkte die Bürgerschaft durch Aufnahme von Metoiken und Freigelassenen und schuf eine neue Eintheilung des Volkes, an Stelle der vier Phylen, in zehn solche, nach alten Landesheroen benannt, deren jede wieder in zehn Abtheilungen, Demen, zerfiel, die nicht mehr nach der Herkunft, sondern nach den Wohnorten abgegrenzt, also eigentliche Verwaltungsbezirke, doch nicht neue Gründungen waren, sondern auf älteren örtlichen Grundlagen ruhten. Merkwürdiger Weise wurden aber nicht anstoßende, sondern, damit die früheren Landesparteien (oben S. 89) gesprengt würden, entlegene Demen zu einer Phyle vereinigt. Auch blieb, wer von da an seinen Wohnsitz änderte, seinem Demos angehörig. Die Phylen hatten mithin keine Hauptorte, sondern Athen war, wol mit bewußter Absicht, der Hauptort aller, die sich in seinem Weichbilde versammeln mußten. War ja die Hauptstadt selbst verschiedenen Phylen und Demen zugetheilt. Je zwei Demen bildeten eine Naukrarie, welchen Namen schon früher gewisse Bezirke trugen, deren jede ein Schiff und zwanzig Reiter zur Landesvertheidigung zu stellen hatte, zusammen also fünfzig Schiffe und fünfhundert

Reiter*). Da die Phylen nach obigem sehr schwerfällige Körperschaften waren, beruhte der eigentliche Verwaltungs-Organismus auf den Demen. Später entstanden, in Folge von Vermehrung der Volkszahl neue Demen aus Theilen alter, so daß ihre Zahl zur Zeit Strabons 174 betrug, was dann auch Abänderungen in der Eintheilung der Phylen zur Folge hatte.

Der Rat (*βουλή*) wurde durch Kleisthenes auf fünfhundert Mitglieder (fünfzig aus jeder Phyle) erhöht. Die Demokratie befestigte aber Kleisthenes vorzüglich dadurch, daß er für die Wahlen der Archonten und des Rates das Los einführte, d. h. zur Entscheidung unter den Bewerbern, nicht etwa zur Auswahl unter sämmtlichen Bürgern, — um hierdurch den Parteiumtrieben zu steuern. Sein Werk vollendete der sprichwörtlich „gerechte" Aristeides, indem er (um 478) die Zulassung sämmtlicher Bürger zu den Ämtern, ohne Unterschied des Vermögens, durchsetzte.

Diese Verfassung dauerte im Wesentlichen während der ganzen Zeit der Blüte Athens bis zu dem Verluste seiner Unabhängigkeit fort. Es ist daher gerechtfertigt, sie nach ihren Einzelnheiten näher zu kennzeichnen. Wir beginnen mit den kleinsten bürgerlichen Vereinigungen, den unter dem Schutze des Staates stehenden Gesellschaften und Körperschaften, Hetairien genannt. Solche waren z. B. gebildet zur gemeinschaftlichen Unternehmung von Handelsgeschäften, zur Ausrüstung von Kaperschiffen, zum Gebrauche eines Begräbnißplatzes, zu gemeinschaftlichem Speisen, zur Vornahme von Opfern oder anderen Kulthandlungen zu Ehren einer bestimmten Gottheit, zu gegenseitiger Unterstützung u. s. w. Diese Gesellschaften waren fest organisirt, hatten Vorsteher und Beamte und genossen Begünstigungen im Rechtsverfahren. Andere Hetairien, die der Staat nicht anerkannte, hatten politische Parteizwecke und einen geheimbündischen Charakter. Die Phratrien und Geschlechter (oben S. 88) blieben unter Kleisthenes bestehen, nur daß die neuen Bürger in erstere vertheilt wurden, in letztere aber nicht. Dagegen bildeten sich unter den Neubürgern und deren Nachkommen den Geschlechtern entsprechende Vereinigungen, die einen religiösen Charakter trugen. Letzteres war auch bei den Demen der Fall. Jeder derselben verehrte einen bestimmten alten Heros als Schutzpatron und hatte daher auch eigene Priester, welche aus den von den Demoten aufgestellten Kandidaten durch das Los gewählt wurden. Die Versammlung der Demoten, *ἀγορά*, ernannte auch die Beamten des Demos, welche ihre bestimmten Aufgaben hatten und an deren Spitze der Demarch stand; dieselbe nahm auch die jungen Bürger im Alter von achtzehn Jahren in ihren Verband auf. Erst nach zwei Jahren aber konnten diese ihr Stimmrecht ausüben. Auch die

*) Schoemann, griech. Alt. I. S. 348. 440. Curtius, griech. Gesch. I. S. 368 f.

Phylen hatten ihre Vorsteher (Epimeleten), Beamten, Priester, Feste und Heiligtümer; aber ihre Versammlungen waren, wie bemerkt, wegen der Zersplitterung ihres Gebietes, stets in Athen. Dieselben hatten außer ihren besonderen Angelegenheiten auch solche des Gesammtstaates zu beraten und gewisse Staatsbeamte zu wählen.

Die höchste Behörde des Gesammtstaates, der Rat der Fünfhundert (*βουλή*) wurde durch das Los mit Bohnen gewählt, erst nur aus den drei oberen Vermögensklassen, seit Aristeides aber aus allen vieren. Die Mitglieder mußten dreißig Jahre alt sein und hatten seit der Zeit des Perikles täglich eine Drachme (75 Pf.) Sold, welchen die am Ende des peloponnesischen Krieges aufkommende Oligarchie für die Zeit ihrer Herrschaft wieder abschaffte. Die Amtsdauer war ein Jahr. Jedes Mitglied hatte für Verhinderungsfälle seinen Stellvertreter, der mit ihm ausgelost war. Nach der Losung wurden die Neugewählten vor dem alten Rate geprüft und konnten vom Eintritt ausgeschlossen werden. Beim Amtsantritte leisteten sie einen Eid, als Amtszeichen trugen sie in der Sitzung einen Myrtenkranz, hatten im Theater einen Ehrenplatz, waren für ihr Amtsjahr vom Kriegsdienste frei und konnten im Falle von Vergehen ausgestoßen werden, wobei man mit Ölblättern abstimmte. Außer der Vorberatung der Gegenstände, welche an die Volksversammlung gelangten, hatte sich der Rat vorzüglich mit dem Finanzwesen des Staates und was davon abhing zu beschäftigen, wozu namentlich die Geltfragen in Kriegsangelegenheiten gehörten. Er prüfte ferner die neugewählten Archonten, hatte gerichtliche Befugnisse bis auf den Betrag von 500 Drachmen (375 Mark) Geltbuße und traf wichtigere Maßregeln bezüglich der Staatsverwaltung. Er versammelte sich täglich im Rathause (*βουλευτήριον*) am Markte, ausnahmsweise auch auf der Akropolis, im Peiraieus u. s. w., bestand daher wol nur aus in Athen selbst wohnenden Personen. Die Sitzungen waren in der Regel öffentlich, unter Umständen geheim, wurden aber meist nur von fünfzig Mitgliedern besucht, d. h. von einer der zehn Abtheilungen des Rates, die miteinander in der Amtsführung abwechselten; die so ein Zehntel des Jahres hindurch jeweilen im Amte befindlichen Mitglieder hießen Prytanen und saßen in dem Gebäude Tholos, welches auch Prytaneion (nicht das alte dieses Namens) hieß, wo sie sich den ganzen Tag aufhielten. Wie oft sich die Gesammtheit der Fünfhundert versammelte, ist unbekannt. Jeden Tag ernannten die Prytanen durch das Los einen Vorsitzenden (*ἐπιστάτης*), der die Schlüssel zur Burg und zum Staatsarchiv, sowie das Staatssigel in Verwahrung hatte. Denselben Titel führte der Vorsitzende des vollzähligen Rates und zugleich der Volksversammlung, der aus den Epistaten sämmtlicher Prytanien ausgelost wurde. Abgestimmt wurde durch Handaufheben, in Rechtssachen aber durch Stimmsteine; eröffnet wurde die Sitzung mit Gebet und die neue

Amtsdauer mit Opfern. Sowol der gesammte Rat als jede Prytanie hatte unter den Mitgliedern eines, dem das Amt des Schriftführers oblag.

Die Demokratie Athens gipfelte in der Volksversammlung (ἐκκλησία). Je mehr sich die erstere ausbildete, desto mehr Bedeutung und Macht erhielt auch die letztere. Die erste Regelmäßigkeit hinsichtlich derselben begegnet uns in der Zeit nach Kleisthenes und bestand darin, daß sich das Volk während jeder prytanischen Periode einmal, also jährlich zehnmal versammelte. Später finden wir vier Versammlungen in jeder Prytanie, also beinahe alle Wochen eine. Der Ort der Versammlung war früher der Markt, später der Platz genannt Pnyx, außerordentlicher Weise war es auch der Peiraieus oder Kolonos. Die Zusammenberufung der Versammlung und Festsetzung der Verhandlungsgegenstände geschah durch die Prytanen, außerordentlicher Weise aber, d. h. wol in Kriegszeiten, auch durch die Strategen. Originell ist die Art, wie man zu des Aristophanes Zeit das oft allzulange auf dem Markte verweilende souveräne Volk auf den Versammlungsplatz trieb. Man umzog den Markt mit einem roten Seile, so daß nur der Weg nach der Pnyx offen blieb und dann drängte die Polizeimannschaft den vielköpfigen Staatsherrn nach dem Orte, wo er seine Pflicht zu thun hatte. Die berechtigten Theilnehmer, d. h. die zwanzig Jahre alten Vollbürger wiesen sich durch eine Marke aus, welche sie auf den seit Perikles ihnen verabreichten Sold von 3 Obolen (37,5 Pf.) täglich anwies; zu spät Erscheinende verloren den letztern. Der Platz wurde durch Schranken gesperrt, bis die Verhandlungen beendet waren. Opfer, Gebet und Reinigungsceremonien eröffneten die Verhandlung. Der den Vorsitz führende Epistates theilte die Traktanden mit. Zur Zeit der Blüte der Demokratie konnte Jeder das Wort ergreifen, aber nur einmal und nur über den gerade vorliegenden Punkt; der Sprechende bestieg die Rednerbühne und setzte einen Myrtenkranz auf; unterbrechen durfte ihn nur der Vorsitzende. Erlaubte er sich aber Ungehörigkeiten, so wurde er je nach Umständen von der Bühne oder aus der Versammlung gewiesen, um Geld gebüßt oder den Behörden zu schärferer Strafe angezeigt. Jeder Theilnehmende durfte auch Anträge stellen. Eine wenig beneidenswerte Stellung hatte der Epistates, welcher für jede Folge seiner Handlungen oder Unterlassungen zur Verantwortung gezogen werden konnte.

In den meisten Fällen stimmte die Ekklesia durch Handaufheben ab, nur in gewissen Fällen mit Stimmsteinen, nämlich bei Verurteilung oder Lossprechung von Angeklagten, Nachlaß von Strafen oder von Schulden an den Staat, Ertheilung des Bürgerrechtes und bei Verbannung eines Bürgers (ὀστρακισμός). Am bekanntesten ist das Verfahren des Ostrakismos. Jede Phyle strömte durch einen besondern Zugang in den Versammlungsplatz herein und jeder Bürger warf seinen Stimmstein, auf den er den Namen des Opfers der Volksungunst geschrieben, ohne durch

irgend welche Anträge oder Gründe gebunden zu sein, in ein an dem Eingange aufgestelltes Gefäß. Trat während der Volksversammlung Regen oder Gewitter ein, so galt das als Zeichen vom Himmel, und die Verhandlungen wurden abgebrochen.

Die Gegenstände, über welche die Ekklesia zu verhandeln hatte, betrafen die sämmtlichen wichtigen Punkte der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Rechtspflege und die wichtigsten Wahlen, namentlich aber die Verfügung über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten, sogar die Oberaufsicht über das Einzelne der Kriegführung. Auch die Ausschreibung von außerordentlichen Steuern zu Kriegszwecken war Volkssache. In der Religion entschied der Demos über Einführung neuer Gottesdienste, Feste u. s. w. Er ertheilte das Bürgerrecht, entschied über Belohnung verdienter Bürger u. s. w., kurz, seine Befugnisse waren unzählbar! Verschiedene Klassen dieser Gegenstände waren auf die vier Versammlungen einer Prytanie regelmäßig vertheilt. In der Gesetzgebung hatte das Volk, wie aus der Natur der Sache hervorgeht, nur anzunehmen oder abzulehnen; die Abfassung der Gesetze war jedoch nicht, wie in unserer Zeit unter ähnlichen Verhältnissen selbstverständlich wäre, dem Rate, sondern einer besondern Behörde, den Nomotheten übertragen, und diese waren aus den Heliasten genommen. Ihre Anzahl, die tausend erreichen und sogar überschreiten konnte, hing von der Wichtigkeit der Gesetze ab. Vor ihnen traten Diejenigen, welche die Aufhebung oder Abänderung von Gesetzen wünschten, als Ankläger und die, welche ihre Aufrechterhaltung vorzogen, als Vertheidiger derselben auf, so daß die Verhandlung einen Anschein von Proceßführung gewann, welche Einrichtung von Solon herrühren soll.

In der ersten Volksversammlung jeder Prytanie stellten die Archonten die Frage an das Volk, ob es mit der Amtsführung der Beamten zufrieden sei oder nicht (Epicheirotonie). Die Behörden standen daher unter beständiger Kontrole des Demos, was für die Ausdehnung der Demokratie in Athen äußerst bezeichnend ist, indem das gesammte Staatswesen vom Belieben dessen abhing, was man „Volk" nannte, was aber keinen gemeinsamen Willen hatte, noch haben konnte, sondern ein Spielball der ehrgeizigen Volksführer war, welche keineswegs die edelsten und uneigennützigsten Staatsbürger genannt werden konnten. Da nun die Bürger Athens, wie schon früher angedeutet, nichts anderes zu thun hatten, als zu regiren, so mußten zur Vorbereitung und Vollziehung der zahllosen Staatsgeschäfte sowol, als zur Beschäftigung der vielen Müßiggänger und zur Befriedigung des Ehrgeizes eine Menge Beamte als Diener der imaginären Einheit des souveränen Demos vorhanden sein.

Die Beamtungen, deren Führung auf die Geschicke des Staates Einfluß hatte, waren Ehrenstellen und daher unbesoldet. Gehalt be-

zogen von den Staatsdienern nur Diejenigen, deren Stellung in der That eine dienende war. Bürger, welche von den Staatsbehörden nur Aufträge erhielten, ohne Mitglieder derselben zu sein, wurden zwar bezahlt (Anwälte täglich eine Drachme, Gesandte täglich eine bis zwei solche); in der Regel aber wurde von ihnen erwartet, daß sie dem Staate um der Ehre willen dienten. Doch hatten sowol sie als die höheren Beamten Gelegenheit genug, sich schadlos zu halten. Übrigens wurden die Beamten, wenigstens sehr viele, wo nicht alle, auf Staatskosten gespeist, was auch einem nicht geringen Einkommen entsprach. Die Beamten wurden, soweit ihre Wahl der Volksversammlung zustand, durch Handaufheben, sonst aber durch das Los gewählt, und zwar so, daß man aus einer Urne Täfelchen mit den Namen der Bewerber, aus der andern aber bei jedem Namen eine Bohne zog; eine weiße solche entschied die Wahl, eine farbige die Nichtwahl. Die Gewählten wurden vom Rate der Fünfhundert einer Prüfung (*δοκιμασία*) unterworfen, nicht hinsichtlich der Kenntnisse, sondern nur der ächtbürgerlichen Abstammung und des guten Leumundes. Die dabei unwürdig Befundenen mußten ersetzt werden und konnten sogar für ihre unberechtigte Bewerbung bestraft werden. Am Schlusse der Amtszeit aber mußten die Beamten Rechenschaft über ihre Handlungen ablegen, und zwar vor besonderen, von der Volksversammlung oder den Phylen gewählten Behörden (Logisten und Euthynen). Die Behörden hatten ihre Amtsgebäude (*ἀρχεῖα*) und ihre Einrichtung war kollegialisch.

Eigentliche Achtung oder Ehrfurcht vor den Beamten als solchen hatten die Athener nicht; sie wußten ja, daß selbe ihre Geschöpfe waren! Zwar wurden dieselben durch Gesetze gegen persönliche Beleidigungen und Angriffe geschützt; aber gerade das zeigt, daß solche Maßregeln notwendig waren!

Die höchsten Beamten waren die Archonten, welche eine Körperschaft bildeten, die in älterer Zeit wesentlich unseren Regirungen und Ministerräten entsprach. Das erste Mitglied hieß vorzugsweise Archon, mit dem Beinamen Eponymos, weil nach ihm das Jahr bezeichnet wurde, — der Regirungspräsident oder Premierminister. Der zweite, Basileus, auf welchen die religiösen Befugnisse und Pflichten der Könige übergegangen, hatte das kirchliche Departement, der dritte, Polemarch, das Kriegswesen zu verwalten. Diese drei theilten sich demnach in den Geschäftskreis des frühern Königtums. Die sechs übrigen Mitglieder, bisweilen aber auch alle neun, hießen Thesmotheten. Dieser letztere Name zeigt zugleich, was nach und nach aus den Archonten geworden, seitdem die Demokratie und damit die Macht der Volksversammlung so stark zugenommen, daß von einer eigentlichen Regirung gar nicht mehr die Rede war — nämlich Rechtsprecher. Die Archonten waren in späterer Zeit fast nur noch ein Gerichtshof; aber auch in dieser

Eigenschaft mit allmälig sich vermindernden Befugnissen. Der Eponymos hatte besonders die Familien- und Erbstreitigkeiten, der Basileus das religiöse Recht, der Polemarch das Fremdenrecht, die Thesmotheten oder sämmtlichen Archonten aber die übrigen Rechtshändel nebst der Polizei zu besorgen. Jeder der drei ersten Archonten verwaltete überdies die Angelegenheiten gewisser Götter und ihrer Feste, und Jeder hatte für seinen besondern Amtskreis zwei von ihm selbst gewählte Beisitzer.

Elfmänner, d. h. Zehn und ein Schreiber, wachten über die Gefängnisse und Hinrichtungen, zehn Astynomen, fünf in Athen und fünf im Peiraieus, über die öffentliche Sicherheit, Reinlichkeit, Sitte, Agoranomen über den Marktverkehr, Metronomen über Maß und Gewicht, Poleten über das Staatseigentum, Praktoren über die Geltstrafen, Apodekten über die Steuereinnahme, zehn Strategen über das Kriegswesen, ein Architekt über die Bauten u. s. w. Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten schlichteten die Diaiteten, nach Phylen gewählt, wahrscheinlich einige hundert an Zahl, welche für ihre Bemühung Sporteln bezogen. Kleinere Streitsachen besorgten umwandernde Bezirksrichter. Auch gab es besondere Handelsrichter. In Rechtshändeln jeder Art entschieden die Heliasten (oben S. 89), 6000 an der Zahl in mehreren Abtheilungen. Dem Areiopag (ebend.) wurden aus besonderm Zutrauen sehr verschiedene Geschäfte übertragen. Den schriftlichen Dienst bei den Behörden besorgten Schreiber, den mündlichen Herolde, die niedrigen Dienstleistungen allerlei Angestellte, die nicht selten Sklaven waren.

Die Einnahmen des attischen Staates flossen aus dem Ertrage von Grundstücken desselben, wozu auch die Silberbergwerke von Laurion gehörten, aus den Kopf- und Gewerbesteuern (welche ersteren den Metoiken mit zwölf Drachmen jährlich für die Männer und sechs für die Frauen, und den Sklavenbesitzern mit drei Obolen für jedes „Stück" auferlegt waren), aus den Zöllen und Marktabgaben, welche Einnahmen alle verpachtet wurden. Andere Einnahmen waren die Gerichts- und Strafgelter und die Tribute der Bundesgenossen. Nur in außerordentlichen Fällen wurden von den Bürgern Vermögenssteuern eingezogen, welche sich nach deren Vermögensklassen (oben S. 89) richteten*). Die Gesammt-Einkünfte aus Attika betrugen in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. vierhundert Talente (1.800.000 Mark) und die von den Bundesgenossen sechshundert Talente (2.700.000 Mark).

Die Ausgaben des Staates bestanden in den schon erwähnten Besoldungen der Beamten, Ratsglieder und Volksversammlungsbesucher, wozu seit Perikles noch die Theorika kamen, d. h. die Bezahlung des Eintrittsgeltes im Theater und bei Festen an die ärmeren Bürger, wovon in der entarteten Zeit des vierten Jahrhunderts vor Chr. aber auch

*) Näheres siehe Schoemann, griech. Alterth. I. S. 463 ff.

Wolhabende Gebrauch machten. Ferner wurden arme Bürger unterstützt, wenn sie dessen würdig waren, und zwar mit 1 bis 3 Obolen täglich, wie auch mit Getreide, und verdiente Bürger erhielten oft Ehrengeschenke, deren Wert mit der Zeit zunahm. Außerdem erforderten das Kriegswesen und die religiösen Anstalten und Feste den meisten Aufwand von Seite des Staates in Athen. Diesen halfen jedoch zu gutem Theil die Bürger dem Staate bestreiten durch die Leiturgien, d. h. öffentliche Leistungen, zu welchen die Bessergestellten in einer gewissen Reihenfolge verpflichtet waren, indem sie auf ihre Kosten religiöse Feste und Spiele veranstalteten, in Kriegszeiten Schiffe ausrüsteten u. s. w.

Die Rechtspflege Athens hat unverkennbar durchaus religiöse Ursprünge. Alle Verbrechen, welche einer Bestrafung unterlagen, wurden ursprünglich als blose Verletzungen der Ehrfurcht gegen die Götter aufgefaßt und behandelt. Der Basileus war daher und blieb lange der oberste Richter über die wichtigsten Verbrechen, zu welchen namentlich der Mord gehörte, und an die fünf Gerichtsstätten, in welchen über solche Fälle geurteilt wurde, knüpften sich lauter mythologische Thatsachen, welche diese Eigenschaft rechtfertigten. Seit Solon jedoch waren die todeswürdigen Verbrechen sämmtlich dem Areiopag übertragen.

Die Verfolgung eines Mörders war vom Gesetze den Verwandten des Getödteten übertragen, ja die Blutrache sogar zur Pflicht gemacht; wenn sie diese versäumten, konnten sie bestraft werden, ausgenommen wenn der Getödtete vor dem Ausatmen dem Mörder verziehen hatte. Einen Metoiken oder Freigelassenen konnte der Patron, einen Sklaven der Herr rächen. Das Verfahren hierbei hatte vollständig religiösen Charakter. Der Verfolgende erließ bei der Bestattung am Grabe des Ermordeten ein feierliches Verbot an den Mörder: sich des Besuches aller Heiligtümer und Versammlungen zu enthalten; darauf wurde auf dem Markte der Thäter vor Gericht geladen. Die dann folgende, vom Basileus geleitete Untersuchung dauerte drei Monate und konnte nicht unter verschiedenen diese Würde bekleidenden Personen vor sich gehen; in den letzten drei Monaten des Jahres ruhte also jede Verfolgung. Die Verhandlung fand unter freiem Himmel statt, damit Rächer und Mörder nicht unter demselben Dache ständen, und der Basileus nahm dabei den Kranz vom Haupte. Im Areiopag nahm jede Partei auf einem unbehauenen Steine Platz, der Kläger auf dem „Stein der Unversöhnlichkeit", der Angeklagte auf dem „Stein des Frevels". Beide mußten einen Eid schwören und dabei Opferthierstücke berühren. Sie mußten selbst sprechen und durften sich nicht durch Anwälte vertreten lassen. Drei Tage dauerte die Vertheidigung: am ersten war Anklage und Vertheidigung, am zweiten Replik und Duplik, am dritten der Urteilspruch. Zog der Angeklagte vor, ehe die Sache beendet war, das Land zu verlassen, so wurde er nicht weiter verfolgt, nur sein Ver-

mögen eingezogen. Die Abstimmung war eine geheime, mit Bohnen, Muscheln oder Steinen. Bei gleicher Stimmenzahl erfolgte Freisprechung. War bei der That der Tod erfolgt, so wurde die Todesstrafe ausgesprochen, wo nicht, — blos Verbannung und Vermögenseinzug. Einen Ehebrecher zu tödten, war dem Gatten oder Beihälter und jedem Verwandten der Geschändeten, einen Räuber oder Angreifer dem Angegriffenen gestattet und daher straflos. Dagegen wurden, so komisch uns dies erscheint, Thiere, durch die ein Mensch umgekommen, feierlich zum Tode verurteilt und hingerichtet. Als Strafen wurden in Athen Tod, Verbannung, Gefängniß, Verlust der Freiheit, Atimie (Verlust der bürgerlichen Ehre), Vermögensbeschlagnahme und Geltbußen angewendet. Die Todesstrafe wurde im Gefängniß vollzogen und zwar war der Gift- (Schierlings-)trank die mildeste Form. Leichen schwerer Verbrecher warf man in die Schlucht Barathron oder schaffte sie über die Grenze. Gefängniß als einzige Strafe kam schwerlich vor, wol aber häufig neben Geltbuße; mit Verbannung war auch Einbuße des Vermögens verbunden. Nicht bezahlte Bußen hatten Atimie, nach Verfluß des Termins Verdoppelung, und wenn sie auch dann nicht bezahlt wurden, Konfiskation im Gefolge. Nichtbürger, die sich das Bürgerrecht anmaßten, wurden zur Strafe als Sklaven verkauft.

Die erste bedeutende Abänderung in der durch Kleisthenes ins Leben gerufenen und durch Aristeides vollendeten Verfassung Athens war die von des Perikles Freund Ephialtes bewirkte Neuerung, dem Areiopag seine alte Oberaufsicht über das gesamte Staatswesen zu entziehen und ihm blos die Blutgerichtsbarkeit zu überlassen. Die letzte Schranke, welche eine zügellose Entfaltung der Demokratie verhinderte, war damit gefallen, und nach Perikles, der durch seinen Geist noch die Menge im Zaum gehalten, trat die völlige Entartung ein. Zwar fand eine Unterbrechung in der demokratischen Entwickelung durch die gegen Ende des peloponnesischen Krieges (411 vor Chr.) versuchte Oligarchie statt, welcher dann eine Mischung von Aristo- und Demokratie, seit 407 wieder volle Demokratie, 404 die von Sparta gestützte elende Oligarchie der 30 Tyrannen, nach acht Monden aber nochmals die ungeschminkte Demokratie folgte, welche in meist unerquicklicher Weise waltete, bis durch die Unglückstage von Chaironeia Athen seine volle Freiheit verlor.

C. Die übrigen Staaten und die Kolonien.

Von der innern Einrichtung der hellenischen Staaten mit Ausnahme der beiden Nebenbuhlerstädte und Brennpunkte Griechenlands, Sparta und Athen, wissen wir wenig. Sie waren sämmtlich klein und unbedeutend und unter sich zersplittert, daher auch von den beiden Haupt-

kantonen abhängig. Wir beginnen mit ihrer Aufzählung im Nordwesten.

Akarnanien bildete einen Bund mehrerer für sich bestehender Städte oder Landbezirke, mit einem gemeinsamen Gerichte, das bis zum peloponnesischen Kriege in Olpai am ambrakischen Busen seinen Sitz hatte, mit Bundesversammlungen zu Stratos nahe dem Acheloos, mit einem Strategen als Bundeshaupt, einem priesterlichen und einem bürgerlichen Oberbeamten (Hierapolos und Promnamon).

Aitolien zerfiel in eine Menge einzelner Gaue oder Stämme mit demokratischer Verfassung, welche im Heiligtum des Apollon zu Thermon einen Mittelpunkt besaßen, wo auch die Bundesversammlung, Panaitolion, ihren Sitz hatte. Eine politische Rolle spielten sie unter dem Namen des aitolischen Bundes erst zur Zeit der makedonischen Oberherrschaft in Griechenland.

Die ozolischen, opuntischen und epiknemidischen Lokrer waren unter sich zersplittert und jede Abtheilung unabhängig. Die vier Städte des kleinen Doris am Parnaß bildeten einen schwachen Bund. Phokis bestand aus 22 verbündeten Städten, welche Abgeordnete zu einer Bundesversammlung sandten, deren Sitzungsgebäude zwischen Daulis und Delphoi lag. Thessalien hatte mehrere für sich unabhängige Staaten, welche gemeinsame Versammlungen hielten und darin einig waren, durch den herrschenden Stamm der Thessaler die übrigen Bewohner zu knechten, wie es die Dorier in Lakonien thaten. Ihr Oberanführer hatte den Titel Tagos. Seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts vor Chr. herrschten die Tyrannen Jason und Alexander, bis Thessalien unter Philipp in makedonische Abhängigkeit geriet.

Boiotien bestand aus den Gebieten von wahrscheinlich 14 verbündeten Städten, von denen Theben, die wichtigste, zwei Drittel des Landes besaß; die bedeutenderen übrigen waren Orchomenos, Haliartos, Kopai, Tanagra und die meist abgefallenen Thespiai und Plataiai. Mehrere kleinere Städte waren von den größeren abhängig. Die Bundesbeamten, Boiotarchen, zwei aus Theben, einer aus jeder der übrigen Städte, waren ein Jahr lang im Amte und standen in Krieg und Frieden an der Spitze; die oberste Entscheidung aber gehörte dem Bundesrate, der aus Abgeordneten der Städte bestand. Die letzteren waren in ihren eigenen Angelegenheiten unabhängig, bis zur Zeit des Epameinondas ganz Boiotien unter die unmittelbare Herrschaft von Theben kam; bald aber trat an deren Stelle die makedonische.

Auf der Halbinsel des Pelops bestanden in Achaia zwölf Städte, die in einem sehr lockern Bunde vereinigt waren und schon seit alter Zeit demokratische Verfassung hatten. Auch sie spielten erst unter makedonischer Oberherrschaft als „achäischer Bund" eine wichtige Rolle. In

Elis standen die Landschaften Pisatis und Triphylia unter der Oberherrschaft von Elis selbst.

Arkadien zählte bis auf die Zeit der Siege Thebens unter Epameinondas und Pelopidas lauter völlig unabhängige und nicht verbündete staatliche Gebiete, theils von je einer Stadt, theils von mit einander verbundenen kleineren Ortschaften. Die bedeutendsten Gebiete waren die von Tegea, Mantineia und Orchomenos. Dagegen waren meist fast alle arkadischen Staaten Glieder der spartischen Symmachie. Zur Zeit der thebäischen Obmacht traten die südwestlichen Gebiete Arkadiens, sieben Gaue mit etwa vierzig kleinen Orten zu einem neuen Staatswesen zusammen, das in der neuerrichteten Stadt Megalopolis einen Mittelpunkt und in demselben einen großen Rat und Bundesbeamte, darunter einen Strategen erhielt und in Tegea und Mantineia Bundesgenossen hatte. Dieser Bund zerfiel später, als der achäische und der aitolische auftraten.

In Argolis bestand zeitweise, unter der Hegemonie von Argos, ein Bund der Städte Troizen, Epidauros, Phlius, Sikyon und Korinth, der zwar schon seit dem sechsten Jahrhundert vor Chr. keinen Zusammenhang mehr hatte, dessen Herstellung aber die demokratische Partei der Argolizonten am Anfang des vierten Jahrhunderts vor Chr. wieder versuchte, doch ohne auf die Dauer Erfolg zu haben, da Sparta ihn hintertrieb.

Die Städte Kreta's bildeten mehrere unabhängige Staaten, deren wahrscheinlich etwa 17, darunter die bedeutendsten Knossos, Gortyna und Kydonia waren und verbanden sich nur in Kriegszeiten miteinander. Ihre Verfassung war der lakonischen sehr ähnlich. Die herrschenden Dorier, aus der Peloponnesos eingewandert, hielten die älteren Bewohner, Eteokreter und Kydonen, gleich den Heloten in leibeigenem Stande. Dieselben zerfielen in zwei Klassen, Klaroten oder Aphamioten, welche die Privatgrundstücke und Mnoïten, welche die Staatsdomänen bearbeiten mußten. Es gab indessen noch Städte auf Kreta, welche zwar von den dorischen abhängig, deren Bewohner aber nicht leibeigen waren, also sich in einer ähnlichen Stellung befanden, wie die lakonischen Perioiken. In den einzelnen Staaten standen Behörden von zehn Männern der bevorrechteten Geschlechter, *κόσμιοι*, Ordner genannt, an der Spitze, im Kriege wie im Frieden. Nach dem Vorsitzenden, Protokosmos, wurde das Jahr benannt. Als beratende Behörde bestand ein Rat der Alten, der spartischen Gerusia ähnlich, auf Lebenszeit gewählt und zwar aus den abtretenden Kosmiern. Die Volksversammlung hatte, was ihr von der Gerusie vorgelegt wurde, blos zu genehmigen oder abzulehnen. In späterer Zeit traten an die Stelle dieser oligarchischen Verfassungen demokratische. Außerhalb ihrer Insel waren die Kreter als Seeräuber berüchtigt.

Die kleineren griechischen Inseln bildeten eine jede eine oder mehrere Stadtrepubliken; die Kykladen indessen waren meist unter der Oberherrschaft von Athen, ebenso auch das größere Euboia.

In diesen Ländern war jedoch das griechische Leben nicht abgeschlossen. Wir haben bereits (oben S. 2 ff.) ausgeführt, daß Hellas beide Ufer des ägeischen Meeres, das östliche wie das westliche umfaßte. Zunächst also erfordert jenes unsere Berücksichtigung. Dorther waren die Hellenen ursprünglich gekommen, um nach Westen zu ziehen; dorthin hatten sich auch die einen und anderen Stämme, von der Übermacht weiterer solcher verdrängt, wieder zurück gewandt und eine ältere Heimat zur neuen gemacht. Bald unter lydischer und darauf unter persischer Herrschaft, bald wieder unabhängig, machten sie dort alle Wandelungen des europäischen Griechentums mit und nahmen dort an all dem Schönen und Weisen theil, was das eigentliche Hellas bewegte und erregte.

Den Hauptheil der griechischen Kolonien in Kleinasien bildeten diejenigen der Ionier in Lydien und Karien. Diese zählten zwölf Städte, und zwar zehn auf dem Festlande, wovon Miletos, Ephesos, Kolophon und Phokaia die bedeutendsten, und zwei auf Inseln, Chios und Samos, wozu später noch das aiolische Smyrna trat. Ihr Mittelpunkt war die Festfeier der Panionien am Vorgebirge Mykale; sonst war ihr Verhältniß sehr locker. Noch loser war die Verbindung der sechs dorischen Städte in Karien, sie bestand nur in Festfeiern des Apollon auf dem triopischen Vorgebirge; gar keine Verbindung unter sich hatten die aiolischen Städte in Mysien und Lydien.

Doch auch über den Archipelagos, diesen griechischen See noch weit hinaus pulsirte das hellenische Leben. In diesem Hinausstreben aus der engen Heimat eiferten die Hellenen ihren Lehrern in Handel, Schiffahrt und staatlicher Einrichtung, den Phönikern und deren Genossen, dem wahrscheinlich semitisch-griechischen Mischvolke der Karer nach, deren Handels- und Niederlassungsgebiete sie sich fast im gesammten Umfange aneigneten. Indem sie nun diese ihre Lehrer überflügelten und die Phöniker aus dem Archipelagos verdrängten, machten sie auch Alles, was von diesem aus zur See erreicht werden konnte, zu ihrer Domäne. So wurden die Propontis und der Pontos zu den ältesten außerhellenischen Schauplätzen griechischer Kolonisation. Die Ionier, als Nachbaren der Karer, waren in diesem Gebiete zuerst thätig unter den Griechen. Es entstand durch die Milesier am Pontos Sinope um 785 und an der Propontis Kyzikos 750, ja in der Folge umkränzte sich der ganze Pontos nebst der Maiotis bis zum Delta des Tanais (Don) mit griechischen Ansiedelungen; den Tanais, Phasis und Borysthenes (Dnjepr) hinauf wurde mit den Skythen, Sarmaten und Kaukasos-Völkern Handel getrieben und dieser bis Sibirien, und über Armenien bis Indien ausgedehnt.

Wie nach Nordosten, trugen die Milesier auch nach Südosten die hellenische Kultur. Sie drangen in das geheimnißvolle Land der Pyramiden ein, befuhren den Nil, trotzten der Abgeschlossenheit des Faraonenreiches, bis es ihnen der Sturz der äthiopischen Dynastie (Bd. I. S. 340) und Psammetichs großer Sinn öffnete, und neun asiatisch-griechische Städte gründeten um 550 die Handelskolonie zu Naukratis, „Hellenion“, mit völlig hellenischen Einrichtungen.

Nach den Milesiern waren die Euboier die eifrigsten Kolonisten. Ihre Wirksamkeit richtete sich zunächst nach Thrake, das sie schon im achten Jahrhundert vor Chr. besiedelten. Dort wetteiferte aber bald Korinth mit ihnen. Euboier und nachher Korinther waren es auch, welche die für das alte Land der Phaiaken Homers gehaltene Insel Korkyra (Korfu) zur hellenischen machten, und dieses Eiland wurde zum Ausgangspunkte für die hellenische Entdeckung und Besiedelung des Westens. Von hier aus gingen die ersten Fahrten nach Hesperien, dem Amerika der alten Griechen. Da fanden die Hellenen alte, längst ihnen entfremdete Stammgenossen, die Italiker wieder, um dort ein neues Hellas (Großgriechenland) zu gründen. Kyme auf Euboia gab der ersten griechischen Stadt in Italien seinen Namen. Um zwei Vulkane gruppirten sich die hellenischen Schöpfungen im Westlande, um den Vesuv und den Aetna. Sicilien wurde noch griechischer als Unteritalien. Auch Katana war eine euböische Kolonie; wichtiger wurde das korinthische Syrakusai (735 gegründet), ein Muster raschen Wechsels der Staatsformen. Kalabrien verband beide Gebiete und trug die bedeutenden Kolonien von Sybaris, Kroton, Lokroi u. a. Im phönikisch-karthagischen Westtheile Siciliens setzten sich zuerst Rodier fest, in Selinus; aber hier geboten ihnen die Punier Halt und rächten damit die Überwindung ihres Mutterlandes in der Seeherrschaft an den Hellenen. Samier jedoch und andere Eiländer, sowie die Phokaier wagten es, das westliche Mittelmeer zu durchschiffen, und Letztere gründeten Massalia in Gallien und viele Orte in Spanien bis zum Guadalquivir. Wären die Punier nicht gewesen, so wären auch die Mittelmeerküsten von Neapel bis Cadix durchweg griechisch geworden und hätten in vollem Maße an der hellenischen Bildung theilgenommen. So aber entstanden im Westen des Mittelmeers blos gemischte Gebilde, gallisch-griechische an der ligurischen Küste, punisch-griechische in Spanien, Korsika-Sardinien, Westsicilien und Nordafrika. Griechische Bildungselemente waren auch in Karthago und dessen Kolonien thätig. Reineres Griechentum machte sich in der libyschen Ansiedelung der Minyer aus der Vulkaninsel Thera, in Kyrene geltend, wo König Battos 570 selbst die Faraonen zittern machte.

So war das Mittelmeer mit dem Schwarzen Meere ein hellenisches Kolonialreich geworden, gleichsam ein Vorbild des spätern Römerreiches, ein Reich der Verbindung und des Überganges zwischen der alten

asiatisch-ägyptischen und der spätern europäischen Kultur. Was Hellas selbst an Bevölkerung zu viel hatte, theilte es seinen Kolonien vom Kaukasos und Nil bis zum Bätis mit und hatte so wolthätige Ableiter für die Gefahren einer Übervölkerung. Durch dasselbe Mittel entgingen auch griechische Stämme einer Unterdrückung ihrer Individualität und Kultur, z. B. die Messener nach dem Siege der Lakedaimonier durch Auswanderung nach Sicilien (Messana, Messina), die Phokaier, indem sie sich dem persischen Joche entzogen (Massalia, Massilia), und retteten so ihre Eigenart. Eine andere Veranlassung zur Anlage von Kolonien als Handel und Verkehr waren politische Systemwechsel; wie schon im phönikischen Tyros flohen auch in Hellas gestürzte Oligarchen vor den siegreichen Demokraten oder es entledigten sich oligarchische Regierungen auf diese Art des unbequemen Demos. In der Regel geschah die Gründung von Kolonien nicht ohne Ermächtigung von Seite des delphischen Orakels. Die Aussendung von Ansiedlern aus einer griechischen Stadt geschah auf Staatsbeschluß hin, welcher zugleich die Berechtigung zur Theilnahme feststellte und einen Anführer, *οἰκιστής*, ernannte. Die Ansiedler nahmen Feuer vom Herde der alten Heimat, Bilder ihrer vaterländischen Gottheiten, Priester und Seher aus ihren alten Geschlechtern mit und richteten auch in politischer und socialer Beziehung die neue Heimat nach dem Muster der alten ein. Doch nahmen sie, ähnlich wie die Phöniker in Libyen (Bd. I. S. 450) keinen Anstand, sich in der Ansiedelung mit den Einheimischen zu vermischen, und so entstanden am Schwarzen Meere griechisch-skythische, in Kleinasien griechisch-phrygische u. a., um Kyrene griechisch-libysche, in Italien griechisch-italische, um Massalia griechisch-gallische Bevölkerungen, und in Ägypten kam seit Psammetich aus Anlaß der zahlreichen griechischen Ansiedler der Stand der Dolmetscher in Aufnahme. Ein Anacharsis, den man unter die sieben Weisen von Hellas rechnete, ist ein Beispiel solcher Vermengung der Kultur und Kimon war der Sohn einer thrakischen Fürstentochter. Trotzdem aber blieb das Verhältniß der Ansiedelung zur Mutterstadt in der ersten Zeit das entscheidende. Es bestand eine gewisse Unterordnung gegenüber derselben fort, die in einigen Fällen bis zur Entrichtung von Abgaben an dieselbe und Empfang von Beamten aus derselben ging; ihr Rat und ihre Hilfe wurden stets vor Allem in Anspruch genommen; eine neue Koloniegründung geschah nicht ohne Einwilligung und Mitwirkung der Mutterstadt. In allen i n n e r e n Angelegenheiten jedoch entwickelten sich die Töchterstädte durchaus selbstständig und duldeten, obschon Krieg mit der alten Heimat allgemein als Frefel galt, keine Einmischung von Seite derselben. So wies Korkyra die Ansprüche Korinths mit Entschiedenheit zurück. Mit der Zeit entfremdeten sich daher Mutter- und Tochterstädte einander immer mehr. Dazu trug namentlich die Mischung der Bevölkerung bei, in

Folge deren der Stamm einer Tochterstadt mit der Zeit ein ganz anderer wurde als der der Mutterstadt, auf welche wol meist nur noch wenige Familien ihren Ursprung zurückleiten konnten. Ja es entwickelte sich in den Kolonien eine so tiefgehende und fruchtbare Kultur, daß viele derselben die Mutterstädte an Leistungen des Geistes weit übertrafen und in staatlicher Hinsicht viel schneller und kräftiger vorwärts gingen. Auch waren meist die Pflanzstädte viel schöner gebaut und es blühte in ihnen ein viel regeres und feineres Kulturleben als in der in alten Überlieferungen befangen bleibenden alten Heimat, das freilich auch in Üppigkeit und Schwelgerei, in Verweichlichung und Schwäche ausartete. So kam es, daß die Kolonien, deren Entstehung meist in das achte und siebente Jahrhundert fällt, im fünften vollständig theilnahmlos blieben, als der griechischen Freiheit von Seite Persiens der Untergang drohte.

In den Kolonien fehlten die Überlieferungen aus alter Zeit, auf welche sich ein erbliches Königtum oder eine Oligarchie der Geschlechter stützen konnte. Ihre Verfassung war daher entweder demokratisch, oder sie stützte sich auf eine neu eingeführte Aristokratie des Reichtums (Timokratie), oder die Tyrannis, welche im Mutterlande blos eine Übergangsform bildete, wurde hier zur ständigen und bleibenden Einrichtung. Sehr häufig war es, daß die Regirung einem Bürgerausschuß von tausend Männern übertragen wurde. Die Gesetzgebung der Kolonien wurde meist dem Mutterlande entlehnt oder nach dessen Muster neu geschaffen. Zu Lokroi in Unteritalien gab Zaleukos im siebenten Jahrhundert vor Chr. die ersten geschriebenen Gesetze der Griechen, welche im Strafrechte nach den Satzungen des attischen Areiopagos, in der bürgerlichen Zucht nach den Übungen Spartas und Kretas gebildet, aber an die Bedürfnisse des Volkes angelehnt waren. Ähnliches that sein Schüler Charondas in Katana auf Sicilien, während ein zu wenig auf die Eigenart der Bevölkerung gebautes Unternehmen, wie das des Pythagoras in Kroton, scheiterte*). Als nach den Trümmern des zerstörten Sybaris Perikles 443 vor Chr. das neue Thurioi gründen ließ, wurde es ganz nach dem Muster des Peiraieus eingerichtet und die Bürgerschaft in zehn Phylen getheilt, die nach griechischen Landschaften benannt wurden (Arkas, Elea, Achais, Athenais, Boiotia, Amphiktyonis, Doris, Jas, Euboiis und Nesiotis). Ebenso entstand Amphipolis in Makedonien 437 vor Chr. nach athenischem Muster.

Zwischen den Gliedern des griechischen Kolonialreiches um das Mittel- und Schwarze Meer waltete kein enger Zusammenhang. Je weiter die Kolonien vom Mutterlande entfernt lagen, desto schneller

*) Gerlach, Zaleukos, Charondas, Pythagoras. Basel 1858, S. 49 ff. 77 ff.

wurden sie diesem entfremdet. Regen und innigen Antheil an der hellenischen Kultur nahmen außer den zu Griechenland im weitern Sinne zu rechnenden Kolonien im Westen Kleinasiens blos diejenigen in Italien und Sicilien, namentlich das mächtige Syrakus. Im Ganzen jedoch nahm der Strom des Griechentums seinen Lauf von Westen nach Osten, und während besonders seit dem Feldzuge Alexanders, Kleinasien völlig griechisch wurde und seine alten Sprachen verlor, unterlag dagegen zu derselben Zeit in allen westlich von Hellas gelegenen Kolonien das Griechentum den einheimischen Nationalitäten, namentlich aber seit dem Anwachsen römischer Macht der Sprache und Sitte Latinms. Dagegen blieb in den westlichen Ländern der Einfluß der griechischen Kultur ein bestimmender auf lange Zeit hinaus (und in neuester Zeit wieder mehr als früher), während im Osten einer kurzen Blüte jener Kultur Barbaren ein Ende machten.

Von den Kolonien (*ἀποικίαι*) unterschieden sich wesentlich die Kleruchien. Es waren dies Absendungen von Bürgern einer Stadt in ein von derselben erobertes Land, um dessen Besitz zu sichern. Die meisten solcher Maßregeln gingen von Athen aus, welches dieselben auf Euboia, Skyros, Imbros, Lemnos und anderen Inseln ins Werk setzte. Die früheren Bewohner wurden, zur Strafe für Feindseligkeit oder Abfall, niedergemacht (die Männer nämlich, die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft), wie in Skione und Melos im peloponnesischen Kriege, oder vertrieben, wie in Potidaia und Aigina, oder zu dienender Stellung herabgedrückt. Die Mitglieder der Kleruchien erhielten Landlose, behielten ihre bürgerlichen Rechte in der Vaterstadt und hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit unter Beamten aus der Heimat.

Dritter Abschnitt.

Die Land- und Seemacht.

A. Das Kriegswesen.

Schon seit den ältesten Zeiten war in Hellas der Grundsatz allgemein anerkannt, daß der Krieg ein Ausnahmezustand und nur durch die äußerste Notwendigkeit zu rechtfertigen sei, wenn alle Versuche, streitige Ansichten auf friedlichem Wege zu schlichten, sich als vergeblich erwiesen hätten. Zu solchen friedlichen Mitteln gehörten vorzugsweise Schiedsprüche, die man dem delphischen Orakel oder einem bedeutenden Manne,

oder einer unbetheiligten Stadt übertrug. Die Verhandlungen vor einem solchen Schiedsgerichte glichen denen vor einer gewöhnlichen Gerichtsbehörde. Wenn kein solches aufgestellt wurde oder das Verfahren erfolglos blieb, ein Krieg aber lieber vermieden wurde, so trat oft rauhe Selbsthilfe ein durch Einfälle in des Gegners Land oder Wegnahme seiner Schiffe. Ähnliches geschah, wenn ein Staat den Mörder eines Fremden nicht verfolgte oder der Heimat desselben auslieferte; da durften die zur Blutrache berechtigten Verwandten beliebige Landsleute des Thäters ergreifen und als Geiseln behalten, bis ihnen Recht wurde.

Einem unvermeidlich gewordenen Kriege ging in der Regel eine Kriegserklärung voraus, die zu überbringen zum Amte des Heroldes gehörte. Die Person dieser Boten war unverletzlich; aber gegenüber Barbaren nahm man es nicht so genau, und Spartiaten sowol als Athener warfen die Herolde des Schah von Persien in Zisternen. Bisweilen geschah es, daß man, statt es zu einem wirklichen Kriege kommen zu lassen, dahin übereinkam, die streitige Sache durch einen Kampf zwischen einer geringern Anzahl beiderseitiger Angehöriger abzumachen; doch wird solches häufiger von der Sage, als von der Geschichte erzählt. Gefangene Feinde und sogenannte Gesandte der Gegenpartei an deren Bundesgenossen, die man in die Gewalt bekam, zu tödten, machte man sich kein Gewissen. Überhaupt wurde oft gegen Feinde höchst grausam verfahren, so bei Anlaß der Kleruchien (oben S. 105) und auch bei anderen Siegen; auch war es leider ein sehr gewöhnliches Verfahren, die eroberten Städte zu zerstören. Kriegsgefangene konnten gegen Gelt ausgelöst werden; die nicht Ausgelösten wurden als Sklaven verkauft. Die Leichen der Gefallenen zu begraben, war eine heilige Pflicht. Gewöhnlich wurde die Ausübung derselben den Besiegten auf deren Bitten von den Siegern gestattet, oft aber auch verweigert, dann aber selbst besorgt (und dies geschah auch, wenn die Besiegten verhindert waren, es zu thun). Als Zeichen des Sieges wurde ein einfaches, meist nur hölzernes Denkmal mit aufgehängten Waffen (*τροπαῖον*) errichtet und den Göttern geweiht. Die Beute wurde gewöhnlich nach bestimmter Ordnung unter die Sieger durch deren Anführer vertheilt, der zehnte Theil derselben jedoch den Göttern geweiht und ein anderer Theil dem Staate abgegeben. Heilige Gegenstände zu schonen, war allgemein anerkannte Pflicht, ebenso geweihte Personen, wie Priester und Seher. Auch war zur Zeit der religiösen Feste im Gebiete der sie feiernden Orte Frieden geboten und selbst den Festbesuchern der kriegführenden Parteien im Feindeslande sicheres Geleit gewährleistet; im übrigen aber dauerten Kriege auch während jener Zeiten fort.

Der von Hause aus kriegerischeste griechische Staat war S p a r t a. Alle Spartiaten waren geborene Soldaten und beständig im Dienste. Sie trieben keinen andern Beruf als den des Kriegers. Die Tisch-

genossenschaften, Syssitien, waren zugleich Heeresabtheilungen. Die Schwerbewaffneten (Hopliten) des spartischen Heeres zerfielen zunächst in sechs Moren zu vierhundert Mann, jede unter dem Befehle eines Polemarchen, mit Unterabtheilungen zu zweihundert, fünfzig und fünfundzwanzig Mann. Jeder Mora der Schwerbewaffneten entsprach eine solche der Reiterei von hundert Mann, meist Perioiken. Dazu kamen, aber nur im Kriege, noch Truppen aus Perioiken, Neodamaden und sogar Heloten; dieselben Klassen bildeten auch den Troß. Im Ganzen konnte das Heer auf 50.000 Mann gebracht werden, unter welchen 35.000 Heloten, 5000 schwer- und 5000 leichtbewaffnete Perioiken und 5000 Spartiaten waren. Auf dem Kriegszuge wurde dem Heere vom Pyrphoros, einer priesterlichen Person, Feuer von dem Altare vorangetragen, auf dem der König vor dem Auszuge geopfert hatte. An der Grenze opferte man wieder. Die spartischen Lager waren rund, die der übrigen Griechen viereckig. Die Heloten mußten außerhalb des Lagers bleiben. Innerhalb desselben übten sich die Krieger. Vor der Schlacht schmückten sich die Spartiaten, welche ohnehin im Kriege Purpurkleider trugen, mit Kränzen, kämmten sich sorgfältig und opferten. Zum Angriff ertönten Blas- und Saiteninstrumente, und die Krieger traten im Gleichschritte auf. Nach dem Siege opferten sie wieder; den fliehenden Feind verfolgten sie nicht weiter, um sich nicht zu zerstreuen und in Hinterhalte zu geraten. Doch wurde oft gegen die Besiegten arge Grausamkeit verübt, so z. B. von Kleomenes in Argos, wo er 490 vor Chr. die in den heiligen Hain geflüchteten sechstausend Bürger durch Feuer umbrachte*). Nachlässige und unfähige Anführer im Kriege verfielen in Geld- und sogar Todesstrafe. Feige Krieger verloren die bürgerlichen Rechte, die Theilnahme an den Syssitien, Übungen und Spielen der Bürger, mußten ein geflicktes Kleid tragen, das Haar auf einer Seite scheeren, Allen ausweichen; Niemand verkehrte mit ihnen, Niemand trat mit ihnen in Schwägerschaft.

Das Heer Athens, wie der meisten griechischen Staaten, war nicht ein stehendes, wie das der Spartiaten, sondern eine Bürgermiliz. Die Angehörigen der drei oberen Vermögensklassen waren allein dienstpflichtig und zwar vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre. Sie bildeten das Heer der Schwerbewaffneten, in einer Anzahl von dreizehntausend Mann, welche nach den Phylen in zehn Heerhaufen (τάξεις) getheilt waren, die wieder kleinere Abtheilungen hatten. Die Leute der vierten Klasse, die Theten, fochten im Kriege nötigen Falls auch als Schwerbewaffnete, sonst aber als Leichtbewaffnete und Seesoldaten, — im Troß, in Besatzungen und als Ruderer auch die Metoiken. Die Reiterei zählte tausend Mann. Als reitende Bogenschützen dienten zwei-

*) Curtius, griech. Gesch. II. S. 49.

hundert skythische Sklaven. Die Dienstpflichtigen waren in so viel Altersklassen getheilt, als Altersjahre unter ihnen vertreten waren, und die Volksversammlung bestimmte, welche Klassen ausgehoben werden sollten. Gewisse vielbeschäftigte Beamte waren dienstfrei. Das Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren hatte eine Art Vorbereitung auf den wirklichen Dienst durchzumachen.

An der Spitze des Kriegswesens stand früher der Polemarch, seitdem aber die Archonten nur noch richterliche Beamte waren, die zehn Strategen, welche das Volk jährlich durch Handaufheben wählte. Sie bildeten einst mit dem Polemarchen den Kriegsrat und führten täglich wechselnd den Oberbefehl. In späterer Zeit aber wurden die Heeresanführer in jedem Kriege besonders gewählt, ob sie Strategen waren oder nicht, oft sogar fremde Söldner-Hauptleute in Dienst genommen. Die Strategen waren seitdem namentlich Richter in Militärangelegenheiten und konnten die Volksversammlung berufen. Unter ihnen standen die zehn Taxiarchen. Der Reiterei waren zwei Hipparchen und zehn Phylarchen vorgesetzt.

Die Heranbildung zur kriegerischen Tüchtigkeit wurde bei den Griechen vorzüglich durch die Gymnastik (oben S. 44 ff.) besorgt. Von eigentlich kriegerischen Übungen im Frieden nach Art des modernen Drillens ist nichts bekannt. Während des Krieges aber fanden fortwährend Einübungen, namentlich in den Lagern statt.

Über kriegerische Tracht und Ausrüstung geben uns Funde und Abbildungen Aufschluß. Die älteste Zeit sah Thierfelle als Hülle der Krieger. Als Kopfbedeckung kam statt dessen zunächst eine Ledermütze in Übung, sodann eine gleichgestaltige Metallhaube, welche mit der Zeit durch Anfügung eines Schirmes, Nackenschildes, Kamms oder Bügels und Busches zum Helme wurde, während sich wieder der Vorderschirm zum Visir gestaltete, der Bügel aber verschiedene Formen, wie von Schlangen, Drachen u. s. w. annahm. Diese Verzierungen trugen wahrscheinlich nur die Anführer. Der Panzer von Erz, aus einer Brust- und einer Rückenplatte bestehend, oder in einem Stücke nach den Körperformen gearbeitet und mit einem Gurte zusammengehalten, wurde über dem Chiton und einer Leibbinde getragen. Man trug auch lederne oder linnene, mit Erzplatten oder mit ehernen Schuppen belegte Panzer mit bronzenen Schulterstücken. Unten am Panzer waren Leder- oder Filzstreifen, mit Metallplatten belegt, angeheftet, um den Unterleib und die Oberschenkel zu schützen. Für die Unterschenkel thaten dies Beinschienen aus biegsamem Erz. Auch Pferde erhielten Panzerstücke über Kopf, Brust und Seiten. Der Schild, rund oder eiförmig, deckte vom Kinn bis zum Knie, war nach außen gewölbt, und bestand aus mehreren Lagen von Ochsenhäuten und einer die äußere Fläche bildenden Metallplatte, welche ein auf die Persönlichkeit des Kämpfers

bezügliches Thierbild als Wappenbild trug oder auch durch manigfaltigere bildliche Darstellungen verziert war. Auch hatten die Krieger der einzelnen Staaten gemeinsame Schildzeichen, so oft den Anfangsbuchstaben des Namens ihres Staates, z. B. Λ (Lakedaimon), Σ (Sikyon) oder dessen Abzeichen, z. B. eine Eule (Athen), eine Sfinx (Theben) u. s. w.

Seit den Perserkriegen bildete sich unter den Hellenen der Unterschied der Schwer- und Leichtbewaffneten aus. Erstere (ὁπλῖται) waren mit lauter ehernen Schutzwaffen versehen, letztere in leichtere Stoffe gekleidet, und zwar trugen diese entweder einen leichten halbmondförmigen Schild aus Holz oder Flechtwerk (πέλτα, daher πελτασταί, πελτόφοροι), oder gar keinen solchen (γυμνῆτες).

Die Angriffswaffen waren manigfacher Art. Der Speer bestand in ältester Zeit aus einem hölzernen Schafte von 6 bis 7 Fuß Länge mit eiserner Spitze von Blattform oder mit Widerhaken. Länger (angeblich 14 bis 16 Fuß!) waren die Speere der Makedoner, kürzer dagegen die Wurfspeere und oft mit Riemen zum Anfassen versehen; jeder Krieger trug natürlich mehrere und namentlich die Peltasten bedienten sich derselben. — Das Schwert, zweischneidig, oft von Messer- oder Dolchform, seltener einschneidig und krumm, von verschiedener Länge, trug man über die rechte Schulter an der linken Hüfte in lederner oder metallener Scheide. Keulen und Streitäxte kannten die Griechen nur in der heroischen Zeit, in der geschichtlichen sahen sie solche blos bei den Barbaren. Die Bogen waren in ältester Zeit aus zwei Antilopenhörnern zusammengesetzt, später aus Holz, die Köcher aus Leder oder Flechtwerk; als Bogenschützen berühmt waren die Kreter, später die Makedoner. Die Schleudern, aus Leder, wurden seit den Perserkriegen von den Persern entlehnt.

Den Streitwagen kannten und benutzten die Griechen nur in den heroischen Zeiten; in den geschichtlichen fand er nur noch auf der Rennbahn Anwendung. Größere Wagen mit vier Rädern dienten zu Reisen, aber nicht sehr häufig; man reiste öfter zu Pferd und zu Fuß.

B. Das Seewesen.

Durch seine Lage war Hellas von vorn herein zum Wohnplatze eines seefahrenden Volkes bestimmt. Die Schiffahrt war daher schon seit ältester Zeit einer der wichtigsten Berufszweige desselben (oben S. 52), und in Folge dessen auch der Schiffbau von großer Bedeutung. Die griechischen Schiffe, welche die köstlichen blauen, von grünen Inseln besäeten Wasserfluren des Archipelagos befuhren, wurden bei günstigem Winde durch Segel, mit Nachhilfe der Ruder, bei ungünstigem ausschließlich durch Ruder fortbewegt. Ein Steuerruder bestimmte schon

damals die Richtung. Die Schiffe der ältesten Zeiten waren flach und hatten nur eine Reihe von Ruderern auf jeder der beiden Seiten. Mit der Zeit, namentlich aber seit den Perserkriegen, wo zum ersten Male Schiffe für den Kriegsdienst verwendet wurden, mehrten sich die Reihen der Ruderer; es wurden deren erst zwei, dann drei und mehr, in der makedonischen Zeit bis auf sechszehn Ruderreihen eingeführt. Nach der Zahl derselben hießen die Schiffe (da in der Folge drei die geringste war) Trieren, Tetreren, Penteren, Hexeren u. s. w. Jede höhere Reihe hatte an jedem Ende einen Ruderer mehr als die nächste untere, nämlich die unterste Reihe auf jeder Seite des Schiffes 27, zusammen also 54, die zweite 58, die dritte 62 u. s. w. Die Ruder jeder obern Reihe ragten über die der untern hinaus und waren um drei Fuß länger als dieselben (die geringste Länge war 7½ Fuß). Die Sitze der Ruderer standen in schräger Richtung übereinander, und zwar jeder Sitz in gleicher Höhe mit dem Kopfe des entsprechenden Ruderers der nächsten untern Reihe.

Jedes Schiff trug als Abzeichen eine Flagge oder das Bild der Schutzgottheit des Staates, dem es gehörte. Den Schiffen gab man mehr oder weniger die Gestalt von Fischen, indem man sie gewissermaßen als lebende Wesen auffaßte. Ihre Größe richtete sich nach der Ruderzahl. Eine Triere z. B. war 149 Fuß lang, 14 breit, 19½ hoch und hatte 8½ Fuß Tiefgang. Die Länge der Pentere betrug 168 Fuß (alles übrige im Verhältniß). Kriegsschiffe waren acht bis zehn, Handelsschiffe nur viermal so lang als breit. Die Ruderer bildeten den Haupttheil der Schiffsbemannung. Weit geringer war die Zahl der Seesoldaten, nicht viel stärker als letztere die der Matrosen, z. B. auf einer Pentere waren blos 18 Mann jener, 24 Mann dieser. An der Spitze der Ruderer standen der Keleustes und sein Gehilfe, der Epoptes, als Befehlshaber und Aufseher; ein Flötenspieler gab den Takt zum Rudern an. Gleich den Gymnasten und Festkämpfern arbeiteten die Ruderer nackt.

Unter den griechischen Staaten war der zur See gewandteste und tüchtigste natürlich Athen, das Haupt der Küsten- und Inselstädte. Es besaß im Peiraieus außer dem Handelshafen einen Kriegshafen mit drei Becken, Munychia, Zea und Kantharos, welche zusammen 400 Fahrzeuge faßten, mit Schiffsschuppen, Zeughäusern und Werften. Vor den Perserkriegen hatte Athen nur wenig Schiffe; damals aber begann auf des Themistokles Antrieb die riesige Thätigkeit dieser Stadt auf dem Gebiete des Seewesens, welche unter Perikles ihren Höhepunkt erreichte. Die Athener waren es, welche einen geordneten Seekampf einführten und die Kunst erfanden, mit den Schiffen geregelte Bewegungen zu machen*).

*) Rienow, die Kriegsflotte Athens, im Jahresbericht über das Gymnasium zu Spandow 1869.

Während sie im Kampfe mit Ägina nur 50 Trieren gehabt hatten, besaßen sie deren bei Artemision 100 und bald darauf noch 50 neue, bei Salamis etwa zwei Drittel der gesammten griechischen Flotte von gegen 400 Fahrzeugen, am Anfange des peloponnesischen Krieges 400 eigene Trieren mit 92.800 Tonnen Gewicht oder 8000 Pferdekraft. Eine athenische Triere konnte zwei geographische Meilen in einer Stunde fahren und in einem Tage von Byzanz nach Herakleia gelangen. In einer Seeschlacht bildeten die attischen Schiffe eine Reihe, in welcher sich jedes frei nach allen Seiten bewegen konnte. Sie suchten beim Angriffe, die Ruder plötzlich einziehend, mittels des nachwirkenden Antriebes derselben ohne Ruderschlag zwischen den feindlichen Schiffen hindurchzufahren und deren Ruder zu zerbrechen oder die Schiffe in den Grund zu bohren (*διεκπλοῦς*). Auch suchte man den Feind durch häufige Schwenkungen zu reizen und dadurch dessen Ruderer matt zu machen u. s. w. Aber noch während des peloponnesischen Krieges sank Athens Seewesen tief, um sich nie wieder zu erholen.

Die Sorge für die attische Flotte lag der *Βουλή* ob, welche zu diesem Zwecke von jeder Phyle einen Trieropoien ernennen ließ. Über die Schiffe und Werfte wachten die Epimeleten der Neorien (Werfte) und die Epimeleten des Emporions (Hafens), wieder einer aus jeder Phyle. Sie theilten die Fahrzeuge und was dazu gehörte den Trierarchen zu und leiteten Streitigkeiten zwischen denselben an die Gerichte. Den Oberbefehl über die Flotte führten die nämlichen Strategen, wie über das Landheer, über jedes einzelne Schiff aber der Trierarch. Nauarchen hießen die Befehlshaber der „heiligen" Trieren, und den gleichen Titel führte der Oberbefehlshaber der lakonischen Flotte.

Drittes Buch.

Die hellenische Religion.

Erster Abschnitt.

Die Götter Griechenlands.

A. Die Olympier.

Die Religion stand im alten Hellas in so engem Zusammenhange mit dem Staate, daß es schwer zu sagen ist, ob erstere mehr eine Staatsanstalt, oder letzterer mehr eine religiöse Einrichtung zu nennen war. Jedenfalls konnte beides mit gleichem Rechte behauptet werden und es folgt daraus, daß sich beide Institute zugleich und in beständiger gegenseitiger Wechselwirkung ausgebildet haben. Die Staaten der Hellenen waren zugleich Religionsgenossenschaften, Vereinigungen zur Verehrung gewisser Gottheiten mittels eines nach bestimmten Grundsätzen geregelten Kultes. Es rührte dies daher, daß jeder Staat von einem besondern Stamme oder Volkszweige gegründet wurde und jede solche Abtheilung wieder ihre eigenen Stammsagen hatte. So waren Staat und Religion gegenseitig nicht nur von einander abhängig, sondern sie waren sogar verschmolzen; Vergehungen gegen die Götter eines Staates galten als Verletzungen des letztern selbst und der Götter Feind war ein Staatsfeind. Keine staatliche Handlung und Verhandlung geschah ohne religiöse Ceremonien und die Priester waren nicht nur Staatsbeamte, sondern gewisse höchste Staatsbeamte auch zugleich Priester. Denn letzteres waren die alten Könige gewesen neben ihrem politischen und kriegerischen Amte, und wo die Republik Eingang fand, da spaltete sich der Wirkungskreis des Königs, wobei es aber sehr bezeichnend war, daß gerade der oberste Religionsbeamte den Königstitel erhielt, der Staatslenker und der Feldherr aber nicht (oben S. 64 u. 95).

Die Feste zu Ehren der Götter waren vom Staate angeordnet und beaufsichtigt und so war es auch der ganze Kult der Götter, unter deren Schutze der Staat stand.

So sehr aber die einzelnen griechischen Staaten sich durch ihre besonderen Kulte unterschieden, so durchdrang doch das Bewußtsein einer gemeinsamen Religion ganz Hellas. Diese Religion, ein Zweig von dem ungeheuern Baume der Naturreligionen, war im besondern nahe verwandt mit den Glaubenslehren der übrigen indogermanischen Stämme und gleich diesen vorzugsweise eine Hochhaltung und Verehrung der wandelbaren organischen Vorgänge in der Natur, während z. B. die semitischen und hamitischen Religionen sich mehr auf festgegründete Naturthatsachen, wie die Gestirne, die Elemente u. s. w. bezogen. Der beweglichere, raschere Charakter der Indogermanen, welcher zu erleben und zu erzählen liebt, sah in allen Naturereignissen Lebensschicksale der Götter, die er in den Naturorganen verehrte; des Indogermanen Götter mußten ihm ähnlich sein, er mochte sie nicht, als in unerreichbarer Ferne waltend und von ihm himmelweit verschieden, fürchten und anstaunen. Daher sind die Götter der Vedas, der Ilias und der Edda idealisirte Menschen mit Leidenschaften, Tugenden und Fehlern, während jene der Hieroglyphen, der Keilschriften und des Pentateuch unfaßbare Gedanken, nebelhafte Begriffe, unsympathische, von Schauer und Furcht begleitete Schattenbilder sind.

In der Schaffung der menschenähnlichen Göttergestalten des hellenischen Himmels hatten die lebhafte Einbildungskraft dieses Volkes und die ihm von frühester Zeit an vertraute Dichtkunst neben dem örtlichen Interesse der einzelnen Stämme freies Spiel, und es wuchsen die mannigfaltigsten Auffassungen und Erzählungen aus den verschiedenartigen Scenerien des hellenischen Bodens empor. Schon sehr frühe, in Zeiten, aus denen wir noch keine eigentlich geschichtliche Thatsachen kennen, wenn nicht blose Völkerwanderungen als solche gelten sollen, entstanden derlei Sagen, und da sie nach der Zeit ihrer Entstehung zu ordnen der Wissenschaft nicht möglich ist, so ordnen wir sie nach der Reihe, welche durch die erzählten Vorfälle selbst vorgezeichnet ist. Die erste mythische Thatsache muß nach diesem Maßstabe die Entstehung der Welt sein, dieses Rätsel, über welches alle Kulturvölker schon in alter Zeit nachgedacht haben.

Homer leitete das Dasein der Welt aus dem Okeanos, dem Urmeer ab, das die Erde nach damaliger Ansicht gleich einer Schlange umgab und daher ein Bild der Ewigkeit war*). Dafür schien namentlich zu sprechen, daß die Flüsse, welche ja alles Lebende befruchteten, vom Okeanos herkommen sollten.

*) Preller, griech. Myth. 3. Aufl. I. S. 26 ff.

Hesiodos nahm als Grund der Welt das Chaos an, den gähnenden Raum (der Edda Ginnunga gap), dieses finstere Etwas, dessen Kinder Nacht und Dunkel, Nyx und Erebos waren. Nach dem Chaos entstanden die breitbrüstige Erde und die schöne Liebe (Eros); die Erde erzeugte den Himmel, die Berge und das Meer, die Liebe aber trieb die geschaffenen Wesen zu weiteren Schöpfungen an.

Nach und nach bildete sich die Annahme mehrerer Göttergeschlechter aus, die auf die Schöpfung folgten. Das erste hatte seine Stammeltern in Himmel und Erde, Uranos und Gaia, und seine Mitglieder in deren Kindern, den sechs Titanen und sechs Titaninnen, späten Personifikationen feinerer und keineswegs klarer Natur- und Sittenbegriffe, unter denen aber der alte Okeanos wiederkehrt und der jüngste Kronos, eine Wiederholung des Himmelsgottes ist. Weitere Kinder des Uranos und der Gaia sind die wilden Naturkräfte des Gewitters und der Stürme, entsprechend den nordischen Riesen, die Kyklopen und Hekatoncheiren (Hunderthändigen). Uranos aber wird vom Sohne Kronos entmannt und gestürzt und Dieser das Haupt des zweiten Göttergeschlechtes. Er ist ein auf den heitern Himmel folgendes düsteres Element, gleichsam die Nacht oder den Winter darstellend, wofür sein ältliches Aussehen und verhülltes Haupt, aber auch die den zeitigen Früchten Tod bereitende Ernte, wofür seine Sichel spricht. Die Ausschmückung der Mythe ist wol asiatischen Ursprungs, den das Entmannen verrät, und so ist auch seine Gattin Rea oder Kybele eine vorzugsweise asiatische Göttin (Bd. I. S. 566). Sie haben sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, jedenfalls eine jüngere Zusammenziehung der sechs Titanenpaare, von denen mit einer in alter Zeit und im naiven Volksgeiste unmöglichen kunstvollen Vertheilung die Töchter drei Elemente (Hestia Feuer, Demeter Erde, Hera Luft) und die Söhne drei Theile der Welt (Aidoneus Unterwelt, Poseidon Meer, Zeus Himmel) vertreten. Da aber Kronos Nacht oder Winter bedeutet, so muß ihm ein neuer Tag oder Sommer folgen, und dies geschieht durch die den Kampf der Elemente vorstellende Titanenschlacht, aus welcher als Sieger der Sohn Zeus hervorgeht, nicht nur der wiederhergestellte Uranos, sondern in Wahrheit der älteste und ursprünglichste Himmels- und Volksgott der Griechen und aller Indogermanen (der indische Dyaus, der italische Jovis, der nordische Ziu), der ächte Donnerer, dem nur künstlich erdachte Mythe einen Vater und Großvater gegeben*). Uranos und Kronos sind unklare und unheimliche Erscheinungen, Zeus der wahre Hellenengott, der auch nicht in einer nebelhaften Himmelswelt, sondern auf dem irdischen und hellenischen Olympos, dem Sitze der ältesten Kulte dieses Volkes tront, wo auch diese Vorstellung ihre Heimat hat, weil den ältesten

*) Preller a. a. O. S. 38. 49.

Hellenen in ihren dortigen Wohnsitzen nichts erhabener erschien als der gewaltige Schneegipfel; ja vielleicht hat der thessalische Olymp seinen Namen gar erst von dem gleichnamigen Berge Phrygiens erhalten, wo er bereits den asiatischen Vorfahren der Griechen als Göttersitz galt. Auf jenen lichten Höhen sammelt sich um Zeus das selige Geschlecht der olympischen Götter, welches so Vieles gemein hat mit den Veda-Göttern und den deutschen Asen, nichts aber mit einem personifizirten Planeten- und Elementen-System am Nil oder Eufrat. Das Regiment des Zeus ist darum auch festgegründet bei den Hellenen und umsonst sind die Auflehnungen der letzten Schöpfungen Gaia's gegen dasselbe: des vulkanischen Elementes (Typhon) und des Erdbebens (der Giganten).

Gleich den Göttern waren nach dem Glauben der alten Griechen auch die Menschen Abkömmlinge der „Mutter Erde". Die Hellenen legten besonderes Gewicht darauf, Autochthonen und aus Felsen, Bergen, Wäldern, Flüssen und anderen Bestandtheilen ihrer Heimat geschaffen zu sein. Erst lebten die Menschen roh gleich den Thieren, bis die Götter ihnen Gesittung brachten. Ein erstes Geschlecht, das peloponnesisch-pelasgische des Phoroneus, ging durch eine große Flut zu Grunde, welche wie bei allen Völkern theils Erinnerung an alte Überflutungen, theils Verbildlichung des Winters ist, und durch das einzig überlebende Paar, Deukalion und Pyrra, entsteht das neue, thessalisch-hellenische Geschlecht. Im Leben der neuen Menschheit werden vier Zeitalter unterschieden: das goldene, d. h. glücklichste, zur Zeit des Kronos, ohne Kummer und Arbeit, in ewiger Jugend und Glückseligkeit, — das silberne, verweichlichte, seit der Regierung des Zeus, — das eherne, von Zeus aus Eschen (wie der nordische Stammvater Ask) geschaffene, roh und gewaltthätig, riesig und kriegerisch, das sich durch diese Eigenschaften selbst aufrieb, und das eiserne der Gegenwart, welches sein Brot mühsam erwerben muß und Zucht und Sitte vergessen hat, wie das aus dem Paradies vertriebene erste Paar der Hebräer. Die Menschen des goldenen Alters lebten nach dem Tode als selige Geister in der Höhe, die des silbernen als unterirdische Geschöpfe, die des ehernen gar nicht fort.

Eine andere Sage von den Urzuständen des Menschengeschlechtes berührt sich zugleich mit den übrigen indogermanischen, wie mit der semitischen Überlieferung. Die Götter sind neidisch auf die noch in glücklichem Zustande lebenden Menschen; mit den Letzteren hält es aber der Titanensohn Prometheus, der „Vordenkende", der Agni und Loki der Hellenen. Bei einem Opfer in Sikyon, einer altheiligen Kultstätte, wo Götter und Menschen ihre gegenseitigen Ehren festsetzen wollten, weiß Prometheus durch List den Menschen den bessern Antheil am Opferthiere zuzuwenden. Aus Zorn darüber verweigert Zeus den Menschen das Feuer; Prometheus entwendet es aber und bringt es ihnen und erscheint so als der zugleich schlaue und hochstrebende Anwalt der

Menschen gegenüber den Göttern, als der Begründer der Kultur, — wol der älteste Feuergott und im heitern Süden eine den Menschen eben so sympathische Erscheinung, wie im düstern Norden der ihm entsprechende Loki antipathisch ist. Der Feuerraub erweckt des Göttervaters Zorn noch mehr. Er läßt durch Hephästos, den Künstler des Olymp, ein Menschengebilde aus Erde machen und ihm die Gestalt, Stimme und Eigenschaften eines göttlichen Weibes geben, Pandora, die „Gesammtgabe" der Götter, deren Jeder ihr einen Vorzug verliehen hatte (wie im Dornröschen). Diese griechische Eva wird dem Epimetheus, dem „Nachherdenkenden", des Prometheus jüngerm Bruder gegeben, der sie auch ungeachtet der Warnungen des Bruders leichtsinnig annimmt, worauf sie aber den Krug, in welchem die auf die Menschen neidischen Götter alle Übel und Mühen verschlossen und den sie ihr mitgegeben, vorwitzig öffnet und der Inhalt sich über die unglückliche Menschheit ergießt. Prometheus aber wird (genau wie im Norden Loki) zur Strafe an Felsen geschmiedet, und ein Adler hackt ihm fortwährend die Leber aus, die stets wieder wächst, bis Herakles ihn befreit.

Mehr zu Ungunsten der Menschen ist deren Kampf mit den Göttern dargestellt in der Sage von den Aloiden in Thessalien, Otos und Ephialtes, welche, durch Glück übermütig gemacht, die Berge ihrer Heimat aufeinander thürmten (was an den Thurm von Babel erinnert), um den Himmel zu stürmen, aber von Apollons Pfeilen vernichtet wurden. Sie sind lediglich die Mächte der Nacht oder des Winters, welche der Sonnengott vernichtet.

Was nun die griechischen Götter, deren Entstehung und erste gemeinsame Schicksale nach der Landessage wir angeführt, im Einzelnen betrifft, so muß der Klarheit wegen vorausgesandt werden, daß die Vorstellung von ihnen je nach der Bildung und Erziehung des Volkes verschiedene Wandlungen durchgemacht hat. In der ältesten Zeit, so lange sich das Volk keine Bilder zu machen verstand, am wenigsten von sich selbst, verehrte es schlechterdings die Naturdinge wie sie sind, den Himmel, das Meer, die Gestirne, das Feuer ꝛc. Dabei wurden dieselben natürlich als lebend gedacht, wie noch jetzt die Fetische der „wilden" Völker. Je mehr aber in dem Volke künstlerischer Trieb erwachte, um so mehr wuchs in ihm das Bedürfniß, sich seine Götter menschenähnlich zu denken und später auch, sie so zu bilden. Doch erstanden erst nach mühevoller Entwickelung aus anfänglich rohen Holz- und Steinblöcken die erhabenen hellenischen Göttergestalten, denen nach manchen Anzeichen erst Thiergestalten wie in Ägypten vorangingen, die aber später theils mit menschlicher Gestalt verschmolzen, theils zu Begleitern der Götter wurden. Da aber weder thierische noch menschliche Gestalt derjenigen der Elemente glich, welche die Götter ursprünglich bedeuteten, so wurde demgemäß zwischen den Göttern und den ihnen entsprechenden Naturdingen immer

mehr unterschieden und erstere endlich völlig von letzteren getrennt und nur noch als die dieselben beherrschenden Genien oder Dämonen betrachtet. Zeus war nicht mehr der Himmel, sondern dessen Herr, Helios, später Apollon, nicht mehr die Sonne, sondern deren Lenker, Poseidon nicht mehr das Meer, sondern der Zügeler von dessen Wogen, die als seine Rosse erschienen*). So blieb die Vorstellung bis zum Erlöschen des Heidentums, und wenn Aufgeklärte den Glauben an die Götter verloren, so errieten sie den ursprünglichen Zusammenhang nicht, sondern erklärten die Götter für hervorragende Menschen der Vorwelt oder läugneten sie auch schlechtweg. Die ursprüngliche Bedeutung der Götter war aber eine sehr einfache und kunstlose und weit entfernt von ins Einzelne eingehenden oder gar logisch geordneten und gegliederten Deutungssystemen. So z. B. war Hephästos ursprünglich das Feuer, später der Dämon des Feuers und endlich ein mit Feuer arbeitender Künstler, wie der nordische Wölund; aber es ist gewiß überflüssig und verfehlt, zwischen seinem Charakter und Aussehen und dem Feuer irgend welche Ähnlichkeiten auffinden zu wollen, — und so verhält es sich mit den übrigen Göttern.

Die Griechengötter zerfallen, ähnlich denen der Vedas (Bd. I. S. 218), in drei Klassen nach ihrem Aufenthalte, und zwar nach den drei Söhnen des Kronos, die sich laut der Sage in die Welt theilten, nämlich in Götter des Himmels, des Meeres und der Erde nebst der Unterwelt, oder in die Genossen des Zeus, des Poseidon und des Aidoneus. Maßgebend ist nur die erste Klasse, die der Himmelsgötter, aus denen auch die Häupter der übrigen Klassen hervorgegangen sind, und unter der ersteren ragt wieder vor Allen Zeus hervor, dessen Verehrung bei den Griechen nahezu einem Monotheismus gleichkam, indem die übrigen Götter durchaus von ihm abhängig gedacht wurden (Ilias VIII, 13—27) und ohne ihn keine selbständige Bedeutung hatten. Die Zahl der Götter im weitesten Sinne war unbegrenzt; es war jedoch sehr gebräuchlich, die heilige Zahl zwölf in sechs Paaren als die der höchsten oder olympischen Götter anzunehmen. Die dazu Gehörigen werden verschieden angegeben, doch meistens so:

Götter	Göttinnen
Zeus	Hera
Poseidon	Demeter
Hephästos	Hestia
Ares	Aphrodite
Apollon	Athene
Hermes	Artemis.

*) Oben Bd. I. S. 98. Vergl. Hartung, die Relig. und Mythol. der Griechen, Leipz. 1865, I. S. 127 ff.

Zeus hat demnach unter denselben einen Bruder, vier Söhne (darunter zwei von Hera), drei Schwestern (davon eine seine Gattin) und drei Töchter. Der Gott der Unterwelt wurde nicht unter die Olympier gerechnet, wol aber der des Meeres und ebenso die Göttin der Erde (Demeter). Sehr gebräuchlich, besonders in örtlichen Kulten, waren auch Zusammenstellungen von drei Göttern, beziehungsweise Göttinnen. Viele Götter erhielten nach ihren Beziehungen zur Welt, nach ihren Kult-Orten ꝛc. mehrere Beinamen, unter denen sie oft beinahe wie verschiedene Wesen betrachtet wurden.

Zeus der Göttervater wurde auf den höchsten und berühmtesten Bergen Griechenlands verehrt und tronend gedacht, namentlich auf dem thessalischen Olympos, wo sich um seinen wolkenumthürmten Tron an den Abhängen und in den Schluchten des Gebirges die Burgen der übrigen Götter erhoben. Als höchster Himmelsgott war er vorzüglich den Wetterveränderungen vorgesetzt, dem Gewitter und Regen, daher der „Herrscher im Donnergewölk“, der Wolkensammler (νεφεληγερέτης), Regenspender (ὑέτιος), Blitzaussender (κεραύνιος) und Aigiserschütterer (wobei die Wolke als ein Ziegenfell gedacht wird, wie der Ziegenbock auch dem nordischen Tor diente). Am reichsten an Sagen, welche den Göttervater betreffen, ist die Insel Kreta, wo er nicht nur geboren und auferzogen, sondern nach einer Sage sogar gestorben sein sollte, so daß man selbst sein Grab vorwies. Dieser Tod und dieses Grab stellen natürlich den Winter dar, welcher das Wirken des heitern Himmelsgottes mit Finsterniß unterbricht. Die Lebensgeschichte des Zeus, wie sie sich in der Mythe ausgebildet hat, besteht der Hauptsache nach aus Liebesabenteuern, wozu einerseits die Veränderlichkeit, anderseits die das Wachstum befördernde Eigenschaft des Himmels, aber auch das Streben mehrerer Landschaften, ihre Heroen von ihm abzuleiten, beitragen mochte. Seine Geliebten und Gattinnen sind theils Göttinnen, darunter sogar seine Vater- und Mutterschwestern Themis und Mnemosyne (freilich blos moralische Begriffe), theils sterbliche Töchter; ja in seinem Verhältniß zu Ganymedes ist er sogar der Vater der Paidophilie. Aber der Wandelbare hat auch eine beständige Gemalin, die hohe Hera. Sein geheiligtes Thier ist der Adler, unter dessen Gestalt er wol einst selbst verehrt wurde, weil es der Vogel der höchsten Lufträume ist. Als Gott des reinsten Lichtes war Zeus auch der Vorsteher der Sühnungen und Reinigungen und der Bestrafer der Frevelthaten, — als Vater der Götter und Menschen der Beschützer des Familienlebens und des Hauswesens, — als Weltbeherrscher der Gott der Staatsleitung, der Patron der Könige. Kurz, wie im Himmel nichts ohne ihn geschah, so war auch auf der Erde seine Verehrung überall anzutreffen und der Umkreis der Dinge, in welchem seine Hilfe angerufen wurde, größer als der irgend eines Gottes, ja eigentlich allumfassend. Des Zeus Bild war

zur Zeit der höchsten Ausbildung hellenischer Plastik das eines Mannes in der Vollkraft der Jahre, mit wallendem Haar und Bart, majestätischem Blick und imponirendem Körperbau.

Des Göttervaters Gattin Hera vertritt das weibliche, sanftere Element des Himmels, dessen liebliche Bläue, Heiterkeit, erhabene Ruhe im Gegensatze zu den von Zeus hervorgerufenen Störungen des atmosphärischen Gleichgewichtes. Sie ist daher, moralisch genommen, die Vertreterin der ehelichen Treue, demzufolge auch eifersüchtig und hart gegen die den Gatten von ihr abziehenden Frauen, die Beschützerin des Brautstandes, der Hochzeit und des Kindersegens, der Zucht und Sitte und des weiblichen Waltens am häuslichen Herde. Aus dem Widerstreite des wolkigen und des heitern Elementes am Himmel wurde in der hellenischen Dichtung die Sage von ehelichen Zwisten der beiden hohen Gatten. Wenn aber Zeus im Zorne über Hera's Haß gegen ihren Stiefsohn Herakles sie am Himmel aufhängt, so scheint uns das anzudeuten, daß sie auch als Mondgöttin betrachtet wurde, demzufolge Zeus gewiß auch als Sonnengott, welche Eigenschaft in den Mythologien mit der des Himmelsgottes vielfach zusammenfällt, aber bei Zeus in Vergessenheit geraten ist. Die Gestalt der Hera ist zugleich himmlisch schön und sittig, entzückend und Ehrfurcht gebietend, ernst und keusch, daher auch stets züchtig bekleidet.

Die außer Zeus und dem Meerbeherrscher Poseidon im Himmel oder auf dem Olymp waltenden männlichen Götter sind sämmtlich des Zeus Söhne. Den altertümlichsten Charakter unter ihnen hat der Hera Sohn Hephästos, der Feuergott. Das Feuer kommt vom Himmel, daher dessen Vertreter aus der Ehe der Himmelsgottheiten. Im ehelichen Zwiste der Eltern wird er vom Vater zur Erde geschleudert, weil der Himmelsgott das mit dem Blitzesfeuer thut. Da er aber einen ganzen Tag lang fällt und erst mit Sonnenuntergang ankommt, kann er auch das Sonnenfeuer vorstellen. Sein Hinken deutet, wie die Fußheimlichkeit der nordischen Zwerge und die Schlangenfüßigkeit der Titanen auf einen Gestirngott; denn die Gestirne sind ja Feuer und bedürfen zu ihrem Schweben keiner Füße. Sein Schmieden deutet wieder auf vulkanisches Feuer, als die Esse unterirdischer Mächte, oder auf das Arbeiten der unruhigen Flamme überhaupt. Sein Antlitz ist ernst und männlich, aber seine Gestalt komisch und Homer läßt über ihn die Götter in unsterbliches Lachen ausbrechen; aber die von ihm erzählten Anekdoten sind zu einer Zeit erstanden, da man die Natursymbolik vergessen hatte, und bedeuten nichts als Haschen nach pikanten Geschichten. Daß ihm Aphrodite zur Frau gegeben wird, rührt vom Zusammenfallen ihrer Kulte an gewissen Orten her. Seine Verehrung fand besonders in vulkanischen Gegenden statt.

Der Vollbruder des Hephästos ist Ares (sollte er nicht ein alter

Gemeingott der **Arier** sein?), ursprünglich ein Sonnengott mit brennender Fackel, später vielleicht der personifizirte Sturm, daher auch der Erreger der Kriege als der Stürme im Menschenleben, der wilde Erzeuger von Wunden und Tod; er erscheint abgebildet in jugendlicher Kraft und Schönheit und stets bewaffnet.

Der wichtigste Himmelsgott nach Zeus ist ohne Zweifel **Phoibos Apollon**, der Licht- und Sonnengott, die Wiederholung des titanischen Helios, Zwillingsbruder der Artemis von Zeus und Latona (Leto), der Nachtgöttin, welche das Licht gebiert. Als Stätte seiner Geburt wurde das Eiland Delos in Mitte des maritimen und als die seines Sieges über den Drachen Python der Gebirgsort Delphoi in Mitte des festländischen Hellas gefeiert, als Zeit seiner Feste der Frühling und Sommer, wo das Sonnenlicht erstarkt. Seine Irrfahrten und Kämpfe sind das Vorbild aller jener der späteren Heroen; denn sie bedeuten den Sonnenlauf, sowol des Tages als des Jahres und die Drachentödtung den Sieg des Sonnengottes über die Nacht. Weil aber Licht und Sonne auch aus der Nacht hervorgehen und der Wolf ein Thier und Bild der Nacht und des Winters war, hieß Apollon der Wolfgeborene, *Λυκηγενής* und dieses Thier wurde ihm geheiligt; auch soll nach diesem Umstande die Landschaft Lykien in Kleinasien, ein Hauptplatz, und zwar wol der älteste seines Kultes, deren Volk früher Termilen geheißen, den Namen haben. Als Lichtgott war übrigens Apollon nicht nur der Besieger der Nacht, sondern auch der des Sturmes und daher als Delphinios von den Schiffern und als Thargelios von den Ackerbauern zum Schutze der Feldfrüchte angerufen. In älterer Zeit wurden an den Festen dieser beiden Kultformen in Attika und in Jonien Menschen, d. h. verurteilte Verbrecher geopfert*). Das sollte von Schuld sühnen und vor Seuchen bewahren. Auch als befruchtender Gott wurde er bei Hochzeiten angerufen. Ferner flehten ihn die Faustkämpfer um Beistand an, nicht weniger auch die Streiter in der Schlacht. Junge Leute huldigten ihm und den Nymphen durch Weihung des ersten abgenommenen Haupthaares. Als Karneios war Apollon der Beschützer der Heerden und der Weiden, wie ja die Sage von seiner Dienstbarkeit als Hirt zu erzählen wußte, welche Stellung des Sonnengottes seine Verborgenheit andeutet. Andere Sagen feiern ihn als Jäger, weil die Sonne die als Thiere gedachten Gestirne vertreibt und erlegt. Man kann Apollon den eigentlichen Liebling der hellenischen Mythe nennen. Kein Gott, selbst der bisweilen um seiner Untreue willen verspottete Zeus nicht ausgenommen, wird mit solcher Achtung und Ehrfurcht behandelt, mit solcher Innigkeit verehrt, mit solcher Begeisterung besungen, wie Phoibos, keinem konnte die Frivolität so wenig anhaben, wie ihm. Er ist ja das Licht

*) Preller, griech. Myth. I. S. 209.

und dies ist fleckenlos. Darum wurde er in stralender Jugendschönheit abgebildet, zugleich Ernst und Hoheit im Ausdrucke. Wie man aber alles Heil und die Abwendung alles Übels von ihm erwartete, so traute man seiner ernsten Hoheit auch einen furchtbaren Zug zu, indem man ihn auch als Urheber des Todes mittels seiner Pfeile (der versengenden Sonnenstralen) und als erbarmungslosen Vernichter der Feinde des von ihm beschützten Volkes oder der Schmäher und Beleidiger seines Geschlechtes darstellte. In Folge dieser verschiedenen Wirkungen war der Kult Apollons ganz besonders geeignet, das Gemüt mächtig zu erregen. Es spielte daher bei seinen Festen die Musik eine so wichtige Rolle, daß sie später als sein eigentliches Attribut angesehen wurde. Die Orte seines Kultes, Delos und Delphoi, waren berühmte Musikschulen. Eine andere Art apollonischer Erregung war die Mantik, die Praxis der Orakel. Die Sinnbilder, welche Gestalt und Mythe Apollons begleiten, sind Pfeil und Bogen, die tönende Phorminx, der Dreifuß des delphischen Tempels, der Lorbeer des Sieges bei den pythischen Spielen; seine Thiere sind außer dem Wolf das Reh oder die Hirschkuh, der Schwan, der Greif u. m. a.

Des Zusammenhanges wegen sei gleich nach Apollon dessen Schwester Artemis erwähnt. Wie des Helios Schwester Selene, stellt auch sie den Mond dar und wurde an allen wichtigeren Kultstätten ihres Bruders ebenfalls verehrt, wie auch in ihrem Dienste Musik und Mantik eine Rolle spielten und die Sage sie zur Genossin der Thaten Apollons oder auch zur selbständigen Vollzieherin ähnlicher machte. Sie ist vorzugsweise als Jägerin gedacht, wobei Nymphen ihre Begleiterinnen, und zwar in schattigen Hainen und blumigen Wiesen bei Mondschein, mitunter auch in verborgenen Quellen badend. Sie ist schön, aber streng und keusch, hoch geschürzt, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, von Jagdhunden begleitet; heilig sind ihr die Wald- und Wildthiere. Besonders gefeiert war sie in dem Wald- und Gebirgslande Arkadien, aber fast in allen griechischen Landschaften ebenfalls. Jäger und Hirten, auch Schiffer riefen sie an; sie beschützte aber vorzüglich die keuschen Jünglinge und Mädchen und erleichterte die Geburten. In Ephesos und Magnesia jedoch wurde ihr Name einem asiatischen Gebilde gegeben, das an die phönikische Astarte erinnert. Auch wurde sie mit mehreren anderen Mondgöttinnen vermengt.

Der untergeordnetste der himmlischen Götter männlichen Geschlechts war Hermes, der kluge Bote der Götter, des Zeus und der Maia Sohn. Was er in der Natur vorstellt, ist schwer zu erklären, ja ohne gewaltsame und künstliche Deutung unmöglich. Eines der altertümlichsten Momente in seinem Kult, das priapeische, scheint ihn als einen Gott der Fruchtbarkeit zu kennzeichnen. Sein Charakter wurde als schlau und sogar diebisch gedacht. Auch galt er als Erfinder der Leier mittels

einer Schildkrötenschale, daher auch als musikalisch. Daß er die Heerden des Sonnengottes, d. h. wol die Tage des Jahres stiehlt, gibt ihm eine nächtliche Bedeutung; daß er dann aber den Gott zu seinen Gunsten umstimmt, mag auf die Verschwisterung von Tag und Nacht hindeuten; daß er den tausendäugigen Argos, d. h. den Sternhimmel töttet, macht ihn dagegen wieder zu einem Tageswesen; er bezeichnet also am ehesten den Wechsel von Tag und Nacht, die Dämmerung, was gut zu seinem Charakter paßt. Dazu gehört auch, daß er Gott des Schlafes und der Träume ist, ebenso daß er die Seelen der Todten in die Unterwelt geleitet (ψυχοπομπός); es ist dies die Dämmerung zwischen Leben und Tod. Die Dämmerung des Jahres aber bilden Frühling und Herbst, die Begründung und Benutzung der Fruchtbarkeit, die ja der Kern im Wesen des Hermes ist. Es riefen ihn daher Hirten, Landleute, sowie die Eheleute an. Er war auch der Schutzgott der Wege, an welchen seine Bilder, Hermen, oft in sehr einfacher Form standen, auch als Wegweiser und Meilenzeiger dienten, daher auch Jäger, Soldaten, Kaufleute und — Diebe ihn zum Beschützer wählten. Ferner stand sein Bild in den Gymnasien und auf den Marktplätzen. Seine Kennzeichen sind der Heroldsstab, der Hut und die Flügelschuhe. Meist ist er jugendlich gebildet; die älteren Hermen dagegen stellten ihn reif und bärtig dar. Heilig war ihm der Widder.

Die zweite Schwester des Zeus, Demeter, gehört dem Kreise der Erdgottheiten an. Die dritte, **Hestia**, ist eine Feuergöttin und zwar mit besonderm Bezug auf das Herdfeuer und damit auf das häusliche Dasein, auch im Olymp die Verwalterin desselben, die daher sich niemals vom Göttersitze entfernt und auch jungfräulich bleibt. Sie ist ernst und streng und vom Kopfe zum Fuße verhüllt abgebildet.

Ebenso jungfräulich wie Hestia ist des Zeus Tochter **Pallas Athene**, die auf mystische Weise, von der durch ihn verschlungenen Metis geboren, aus seinem Haupte gewappnet emporsteigt. Sie ist daher eine Himmelsgöttin; vor allem scheint sie die majestätische Klarheit, Reinheit und Ruhe des Himmels zu vertreten. Der Gorgokopf auf Brust und Schild als ihr Sinnbild deutet aber auch auf den Mond, so auch ihr Beiwort: γλαυκῶπις, glanzäugig, und ihre Begleiterin: die nächtliche Eule. Verehrt wurde sie hauptsächlich, wie der Name zeigt, in Athen und Attika. Schon früh erhielt sie mehrere Nebenbedeutungen, einmal als Kriegsgöttin, wol im Sinne der Vertheidigung ihrer Kult-Orte, aber auch wieder als Friedensgöttin, als Beschützerin der Gesundheit, als Pflegerin der Frauen und Kinder, als Begründerin und Begünstigerin der Künste und Wissenschaften und der klugen, erfinderischen Menschen (wie des Odysseus). Gebildet wird sie verhüllt und bewaffnet, mit Helm und Speer, das Angesicht voll erhabener Schönheit und Würde.

Das Gegentheil dieser jungfräulichen Göttinnen zeigt sich in Aphrodite, Tochter des Zeus und der Dione, ohne Zweifel wieder eine Mondgöttin, welche aber mehr das schwärmerische, zur Liebe reizende Moment dieses Himmelskörpers vertritt, wie Artemis mehr das ernste, strenge, kalte. Schon in früher Zeit schlich sich in den Kult dieser Göttin aus dem Morgenlande her der Charakter desjenigen der Istar und Astarte ein und verderbte den Liebreiz der hellenischen Göttin in Üppigkeit und Ausschweifung, besonders auf den gegen Asien hin liegenden Inseln Kypros und Kythera und in der belebten Handelsstadt Korinth, sogar mit Einführung der heiligen Prostitution. In dieser Form wurde die Göttin, ursprünglich Dioskure (Zeus' Tochter) genannt*), von der Sage als mutterlos durch die abgeschnittenen Genitalien des Uranos entstanden und darauf in Kypros aus dem Meere emporgestiegen dargestellt, daher Urania und Aphrodite (die Schaumgeborene), auch Anadyomene (die Aufgetauchte). Daher galt sie auch als Verleiherin glücklicher Meerfahrt; weiter beschützte sie Alles, was mit der Liebe zusammenhängt, den Frühling, die Blumen und Blüten, die Gärten. Manigfach sind ihre Liebesgeschichten mit dem syrischen Sonnengott Adonis (Bd. I. S. 440), mit Anchises, Phaon, Kinyras u. A., sowie ihre Begünstigung des Paris. Angerufen wurde sie in allen Angelegenheiten der Liebe und Ehe und, davon abgeleitet, auch der Gemeinden, Körperschaften u. s. w., in der entartetern Zeit jedoch vorzugsweise von den Hetären und ihren Freunden. Abgebildet ist sie seit Ausbildung der griechischen Kunst fast immer nackt oder nahezu so; heilig sind ihr besonders geile Thiere, wie Tauben, Böcke u. s. w.

B. Die untergeordneten Götter.

Außer den Olympiern ehrte Hellas noch andere Himmelsgötter, einestheils ihre Vorgänger in der Verehrung von Seite der Menschen, oder sonstige Vertreter wichtiger Naturerscheinungen, anderntheils aber die ihnen untergeordneten, gleichsam ihren Hofstaat bildenden Wesen. Aus der Zeit, da die Naturorgane noch als solche, ohne Bild oder wenigstens ohne individuell ausgeprägte Gestalt Verehrung genossen, stammten noch manche Erinnerungen, die sich mit der spätern Entwickelung der Religion nicht abgefunden hatten. Helios und Selene z. B. sind jedenfalls die ältesten Namen des Sonnengottes und der Mondgöttin, weil sie die Namen der Sonne und des Mondes selbst sind. Apollon und Artemis sind ihre späteren individuellen Gestaltungen; aber neben ihnen fanden an verschiedenen abgelegenen Orten Helios und Selene

*) Preller, griech. Myth. I. S. 274.

noch unter diesen Namen göttliche Ehre, während die Mythologen und Dichter sie zu verschollenen Gliedern des ersten Götterhauses, der Titanen machten. Übrigens wurde Helios mit Apollon vielfach verwechselt und vermengt; aber den Gott, den man sich als den Sonnenwagen mit vier Rossen lenkend dachte, nannte man vorzugsweise Helios. Phaethon, den ihm die Mythe zum Sohne gibt, ist sein eigener Beiname: der Stralende, und der unglückliche Sturz desselben in's Meer einfach der Sonnenuntergang. Bezeichnend ist übrigens, daß gerade die indogermanischen Völker einen Sonnenwagen mit Gespann annehmen: Inder, (Bd. I. S. 219), Griechen und Germanen, welche Vorstellung anderen Stämmen fremd ist (die Ägypter hatten eine Sonnenbarke, Bd. I. S. 314. 317). Die „rosenfingrige" Eos, die Morgenröte, des Helios und der Selene Schwester, hatte zwar Bilder und sogar Mythen (als Gattin des Tithonos und Mutter des Memnon und Emathion), aber sonst keine Bedeutung. Sie sowol als die vielfach mit Artemis vermengte Selene fuhren gleich Helios auf Wagen. Der Selene vorzugsweise wird Endymion als Geliebter zugetheilt. Morgen- und Abendstern, Eosphoros oder Phosphoros und Hesperos, wurden vielfach gefeiert und mit Eos sowol, als mit Aphrodite in Verbindung gebracht. Auch manche hervorragende Sternbilder spielen, in Personen verwandelt, eine Rolle in der hellenischen Sage, wie Orion, der riesige Recke, die Pleiaden, Hyaden, der große Bär u. s. w., und ihre Geschichten verwandeln den Sternhimmel in ein ungeheures Feld der Mythe, belebt mit den manigfachsten Gestalten und Abenteuern. Ebenso sind die Winde zu Dämonen geworden und die Wolken wetteifern mit ihnen in der buntschillernden, unerschöpflichen Sage.

Zu dem Hofstaate der Olympier gehören die Horen, Töchter des Zeus und der Themis, einer Titanin, die Jahreszeiten bedeutend, Eunomia, Dike und Eirene, oft aber blos zwei, später auch vier leichthinschwebende Wesen. Die Chariten, Aglaia, Euphrosyne und Thalia, Töchter des Zeus und der Eurynome, doch auch anders benannt und abgeleitet, auch zwei oder vier, ursprünglich wol, gleich anderen solchen Gruppen, die Gestalten des Mondes, erheitern den Olymp mit Tanz, Gesang und Spiel und durch ihre Anmut. Die neun (ursprünglich drei) Musen, Töchter des Zeus und der Mnemosyne, wurden aus Quellnymphen am Olymp und später am Helikon zu Göttinnen der Tonkunst (daher Musik), erst in späterer Zeit zu solchen der Künste und Wissenschaften. Hesiodos (Theog. 77) nennt sie: Kleio, die Verkünderin (des Ruhms), Euterpe, die Erfreuerin, Thaleia, die Blühende, Melpomene, die Sängerin, Terpsichore, die Tanzfrohe, Erato, die Liebliche, Polymnia, die Liederreiche, Urania, die Himmlische, Kalliope, die Schönstimmige, — alles Beziehungen auf Gesang und Tanz, so daß sie uranfänglich wol mit der tanzenden Bewegung der Sterne in Verbindung stehen mögen.

Eine Begleiterin des Zeus und der Athene ist Nike, die Siegesgöttin, meist geflügelt, mit Palme, Kranz und Waffen, ohne individuellen Charakter und Mythe. Iris, der Regenbogen, ist die windesschnelle Botin, auch Führerin und Beraterin der Götter, Hebe die schlanke und zierliche Kredenzerin des Nektars und Ganymedes der liebliche jugendfrische Schenke des Zeus. Zum Gefolge Aphrodite's gehören außer den Chariten und Horen: der verschieden abgeleitete Eros, der reizende schelmische Knabe, der einen weit ausgebreiteten besondern Kult hatte, sich aber, so fremdartig dies unserer Zeit klingt, mehr auf die männliche, als auf die gemischte Liebe bezog, — Peitho, die Überredung und der aus morgenländischen Diensten eingeführte üppige Hermaphroditos. Auch Eileithyia, die Göttin der Entbindung, gehört in diesen Kreis. Dem Apollon nahe steht sein Sohn, der göttliche Arzt Asklepios. Er wurde gewöhnlich als bärtiger Mann mit dem Schlangenstabe, seine den gleichen Beruf übende Tochter Hygieia eine Schlange aus einer Schale tränkend dargestellt.

Es erhellt aus den zuletzt genannten, die Begleitung der Götter des Olympos oder des Himmels bildenden göttlichen Wesen, daß bei den Griechen die Naturgottheiten schon in alter Zeit durch Personifikationen ethischer Begriffe vermehrt wurden und daß zuletzt, aber schon vor dem Eintreten der künstlerischen und literarischen Blüte Griechenlands im fünften Jahrhundert vor Chr., das ganze Göttersystem einen wesentlich ethischen Charakter erhielt. Dieser gipfelte darin, daß das Schicksal der Menschen nach dem Glauben derselben in der Hand der Götter lag. Auch dieser Glaube war indessen in der alten Naturreligion begründet; denn in der That hängt das Schicksal der Menschen von den Kräften und Mächten der Natur ab, die mithin, bei Zunahme der geistigen Kultur, sich ethisch zuspitzen mußten. Da aber die schönheitdurstige Richtung der Hellenen ein Bedürfniß hatte, alle Begriffe zu personifiziren, so unterlag diesem Verfahren auch das von den Göttern verhängte Schicksal selbst. Die älteste und zugleich eine gemeinsam indogermanische Form der Personifikation des Schicksals, welche namentlich in auffallender Weise der Süden mit dem Norden Europa's (Nornen) theilt, sind die Moiren, die drei Spinnerinnen des Schicksals. Ihrer drei sind es einerseits, weil auch diese Gruppe gleich anderen ursprünglich die Gestalten des Mondes darstellt, und anderseits, weil die Idee des Schicksals von selbst auf die drei Theile der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führt. Sie sind daher sowol Geburts-, als Todesgöttinnen und ebenso Lenkerinnen der zwischen diesen beiden Endpunkten des Lebens hinrinnenden Begebenheiten; namentlich widmen sie der Hochzeit ihre Aufmerksamkeit. Klotho, Lachesis und Atropos, so heißen sie, galten in älterer Zeit als Töchter der Nacht (wie den Mondgestalten geziemt), später gleich den Horen als solche des Zeus und der

Themis. Außer ihnen gab es aber noch andere Schicksalsgottheiten: Ate, das böse Verhängniß der Menschen, Litai, die Bitten der Bereuenden und Büßenden, lahm, häßlich und schielend, Hybris, der menschliche Übermut, Nemesis, das rächende göttliche Strafgericht, (statt ihrer kommt auch Adrasteia vor), Tyche, das glückliche Geschick, der glückliche Zufall, auch die Verleihung des Reichtums, geflügelt und auf einem Rad oder einer Kugel schreitend, und endlich die Schutzgeister der Menschen, bei den Männern Dämonen, bei den Frauen Tychen genannt und als schöne Gestalten des betreffenden Geschlechtes abgebildet. Des „Agathodaimon" dachte man beim Male und weihte ihm einen Trunk ungemischten Weines. Auch Städte hatten ihre Dämonen und Tychen.

Die Gottheiten des gesammten feuchten Elementes der Erde, ob fließend oder stehend, galten der homerischen Theogonie als Abkömmlinge des Okeanos, während Hesiodos zwischen den Meer- und den Süßwassergöttern eine Schranke zieht, aber doch 300 Flüsse als Söhne und 300 Bäche und Quellen als Töchter des alten Meergottes zählt. Der Stammvater Okeanos wurde mit seiner Gattin Tethys als im fernen Westen wohnend gedacht, wo die Quellen aller Dinge liegen sollten. Jeder Fluß wurde in seiner Gegend verehrt und angerufen und in Menschen-, Thier- oder gemischter Gestalt vorgestellt. Die beliebteste Gestalt war die von Schlangen, Stieren oder gehörnten Menschen; allerlei Wasserpflanzen und Wasserthiere vollendeten das Bild.

Von hellenischen Flüssen genossen besondere Verehrung der Acheloos, Alpheios, Asopos; ausländische, wie der Nil, Istros, Eridanos, spielen wenigstens in der Mythe eine Rolle. Die weiblich gedachten Bäche, namentlich aber die Quellen waren Lieblinge der griechischen Fantasie, ihre Nymphen liebliche Frauengestalten mit schmeichelnden Benennungen, wie Kallirroe, die Schönfließende, Rodeia, die Rosige u. s. w. Aber auch Inseln, Länder und sogar Erdtheile, bei Hesiodos schon Asia und Europa, haben ihre von Okeanos stammenden Nymphen. Unter den Meeresgottheiten ist der greise und milde Nereus, Sohn des Pontos und der Gaia, der Vertreter der ruhigen See und seine fünfzig Töchter, die Nereiden, sind meist nach den erfreulichen Eigenschaften des Meeres benannt. Die berühmtesten sind Amphitrite und Thetis. Sie hatten grünliche Haare wie die deutschen Nixen, ritten auf Meerthieren und wurden in Ufergegenden verehrt. Des Nereus Brüder Thaumas und Phorkys stellen das wunderreiche und das stürmische Meer dar. Ein Meerriese war der Titane Atlas, welcher den Himmel trug, womit er die Grenzen der Schifffahrt bezeichnete und dessen Aufenthalt später zu einem sagenhaften Insellande (Atlantis) wurde, das einem Weltmeere den Namen gab. Als Seegöttinnen galten die Hesperiden mit ihren goldenen Äpfeln, welche die Sterne bedeuten; denn was sonst wollten die Töchter des

Abends und der Nacht hüten, sie, die selbst wieder die drei Gestalten des Mondes sind? Des Zeus Bruder Poseidon kennen wir bereits als Beherrscher des Meerreiches und zugleich als Einen der Olympier. Er regirt die Wogen, während er mit seinem Dreizack die Erde erschüttert; denn die Griechen dachten sich die Erde als auf dem Meere ruhend. Er war aber auch der Gott der Pferdezucht und sollte dieses edle Thier aus dem Boden zu stampfen im Stande sein, womit offenbar die sich bäumenden Wogen gemeint sind. Daher wurde er sowol an den Küsten und auf den Inseln, als in rossenährenden Landschaften, wie Thessalien und Arkadien verehrt und ihm zu Ehren Kampfspiele mit Wettrennen gehalten, namentlich die am meerumschlossenen Isthmos, — ebenso Stierkämpfe; denn weiter war ihm der Stier (das Brüllen des Meeres) und endlich der Delphin heilig. Er sandte Wogen und Schiffbruch und wandte seinen Schutzbefohlenen den Seesieg zu. Auf dem Lande bohrte er mit seinem Dreizack Quellen hervor und beschützte diese und die Flüsse. Sein Bild ist dem des Zeus ähnlich, aber düsterer, und seine Statuen waren oft riesenhaft. Seine Gattin, die Nereide Amphitrite, ist das weibliche Element des Meeres und gleich ihm im Muschelwagen von Seepferden, Seestieren oder Delphinen gezogen. Ihre Begleiter sind die aus dem gemeinsamen Sohne Triton, dem Trompeter mit gewundener Meermuschel, vervielfältigten Tritonen, ein heiteres, neckisches Völkchen und die ernsteren Nereiden, sowie andere Seegottheiten, wie Ino-Leukothea, die Weißglänzende, Tochter des Kadmos, ihr Sohn Palaimon mit dem phönikischen Beinamen Melikertes (Melkart), Beide Helfer der Schiffbrüchigen, — die Telchinen, die Schmiede des Meeres, Erzieher Poseidons, Hervorrufer des Gewölkes, Regens, Schnees u. s. w., der weissagende und wandelbare Meeresgreis Proteus, dem Nereus ähnlich, Glaukos, der Beschützer der Fischer und Taucher u. m. A. Auch das Meer hat seine Musen, aber gefährliche, die Sirenen, die durch Schönheit und Gesang die Schiffer auf ihre Insel locken, aber auffressen. Weitere gefürchtete Seeungeheuer waren die bekannte Skylla und Charybdis, sonstige gefährliche Küstenbewohner die Kyklopen und Lästrygonen, ein glückseliges mythisches Inselvolk aber die Phaiaken und ein mächtiger Seekönig Aiolos, der Bewahrer der Winde.

Während in den Göttern des Himmels oder des Olympos der Charakter des Ruhigen, Heitern, Majestätischen, in den wenig sagenreichen der See dagegen der des Bewegten, Rastlosen und Zwanglosen herrscht, tragen diejenigen der Erde und der Unterwelt einen melancholischen, mystischen, schwärmerischen Stempel. In ihrer Verehrung waltet das Geheimnißvolle, das eigentlich Religiöse, d. h. von den Göttern in ängstlicher Weise Abhängige, nach Wundern Dürstende vor, während den Himmels- und Meeresgöttern gegenüber der Mensch unbefangen und selbstbewußt dasteht.

Es mochte dies wol daher rühren, daß der Letztere sich von der Erde, namentlich von ihren Früchten abhängiger fühlte, als von den oberen und den flüssigen Regionen, und ferner auch daher, daß er im Schose der Erde seine Todten wußte, zu denen ihn eine geheime Sehnsucht hinzog.

Die älteste Erdegottheit ist des Uranos Gattin Gaia, Gē. Sie wurde verehrt als die Mutter aller Dinge, als Spenderin der Fruchtbarkeit, und damit auch des Kindersegens, aber auch als Göttin des Todes und der Unterwelt. Eine Wiederholung von ihr ist des Kronos Gattin und Schwester Rea, deren Kult über Kleinasien und Kreta aus den morgenländischen Staaten nach Hellas eingeführt wurde. Stätten ihres Dienstes und ihrer Sage waren vorzüglich Gebirge und Wälder. Ihr Attis, eine Neugestaltung des Osiris und des Adonis, wurde das Vorbild der mystischen Götter Griechenlands, als der im Herbste verstorbene, dann gesuchte und im Frühling wiedergefundene und wiederbelebte Sonnengott. Mit Rea treten denn auch zuerst jene wilden Reigen lärmenden Gefolges auf, welche dem Dienste der Erdgottheiten so eigen sind, Züge wild Rasender mit Pauken und Flöten, nebst Thieren des Waldes und Gebirges. Sie versinnlichen ebenso den Jubel über das Erwachen der Natur wie die Verzweiflung über ihr Absterben. Zum Gefolge der Rea gehören namentlich gewisse Körperschaften von Dämonen, nämlich die Kureten (Kreter), tanzende Bewaffnete, die Erfinder des Waffenschmuckes, die Korybanten, in Phrygien und Lydien zu Hause, die Erfinder der Handpauke, und die idäischen Daktylen, am mystischen und am kretischen Ida, dem Namen nach Zwerge (Däumlinge) und gleich den nordischen solchen kunstfertige Schmiede. Mit diesen Klassen von Wesen nahe verwandt sind die Kabeiren (hebr. Kabirim, die Mächtigen), in Phrygien, namentlich aber auf den Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos als „große Götter" verehrt. Über ihr Wesen ist wenig bekannt; sie wurden mit Hephästos in Verbindung gebracht und sind wahrscheinlich Gestirndämonen (weiteres bei Anlaß der Mysterien).

Das ächteste hellenische Gepräge erhielt der asiatische Orgiasmos der Erdgottheiten in dem lebenvollen und farbenreichen Mythen- und Kultkreise des Dionysos oder Bakchos. Seine Bedeutung geht völlig auf in dem belebenden Einwirken auf die Pflanzenwelt, und zwar vorzugsweise auf die Früchte des Herbstes, besonders auf den Weinstock; es ist daher nicht zu verkennen, daß er ursprünglich ein Sonnengott war und als solcher jene Bedeutung erhielt, wie andere Sonnengötter eine andere mit diesem Weltkörper im Zusammenhange stehende. Die Einwirkung der Sonne auf das Pflanzenleben ist aber die folgenreichste und von so großer Wichtigkeit für den Menschen, daß der dieselbe vertretende Gott notwendig den reichsten Schatz von Mythen und von Kultformen unter allen Gottheiten davontragen mußte. Unter der

Manigfaltigkeit derselben ging aber seine ursprüngliche Bedeutung verloren und blieb nur die Erinnerung an seine irdische Wirksamkeit. Aus dem Umstande, daß Theben für den Geburtsort des Dionysos gehalten wurde, kann geschlossen werden, daß es der Stammsitz seiner Verehrung und Mythe war; seine Mutter Semele (eigentlich θεμέλη, der feste Erdgrund) wurde daher auch zur Tochter des sagenhaften Gründers jener Stadt gemacht. Daß Zeus sein Vater war, ist selbstverständlich. Seinen Namen erhielt er von der Stätte seiner Erziehung, Nysa (der Gott von Nysa). Seine Wanderungen, die einen Hauptheil seiner Mythe ausmachen, verraten noch am ehesten seine Sonnengottschaft; jeder Sonnengott durchpilgert die Welt gleich der Sonne selbst. Die Begleiter seiner Züge sind die Sterne, welche ja auch der Sonne folgen, nur von ihr überstralt, wie ja nach dem Glauben der Griechen der Sonnenball auch Nachts seine Wanderung machte, während die Sterne leuchten, nur den umgekehrten Weg wie Tags und unsichtbar. Dionysos hat daher auch in vielem dieselbe Mythe mit den morgenländischen Sonnengöttern Osiris und Adonis, welche unter seinem Namen auf Hellas einwirkten. Seine Liebe zu Ariadne hat ganz den Charakter der häufigen Mythen von Sonnengott und Mondgöttin. Mit der Zeit wurde aber alles das auf die Erde versetzt und nichts weiter darunter verstanden, als ein Zug gott- und weintrunkenen, in frohem Wahnsinn rasenden Halbgöttervolkes. Seiner Bedeutung gemäß wurde Dionysos namentlich in fruchtbaren, besonders in weinreichen Gegenden verehrt, und so auch seine Feste zur Zeit der Weinlese, des Kelterns, des Kostens neuen Weins u. s. w. gefeiert. Er muß der hohen Ausbildung seines Dienstes zufolge einst ein bedeutenderer Gott gewesen und mit der Zeit durch Apollon aus dem Kreise der Olympier verdrängt worden sein, wie denn gerade die Dienste dieser beiden Götter eine Entgegensetzung im griechischen Religionsleben bilden, beinahe wie Vischnu und Çiva im indischen (Bd. I. S. 228 ff.)*).

Während der weinfreudige Dionysos am Tage ein Gegenstand unbändiger Lust, erhält der nächtliche oder winterliche mit seinem nördlichen, thrakischen Kult einen melancholischen, mystischen Charakter. Die Trauer über die Leiden des Sonnengottes zur kalten, unfreundlichen Zeit des Jahres hat ihre besondere Heimstätte im Dienste des Zagreus, oder des Sabazios**), wie dieser Dionysos genannt und von dem thebäischen unterschieden wird. Das lustige Rasen des Weingottes wird hier zum unheimlichen dämonischen Treiben bei der Trauer um den vom Winter gefesselten Sonnengott und die schneeigen Gipfel des Parnassos, Taygetos und anderer Berge sahen in dieser Jahreszeit ein wüstes Tollen

*) Preller, griech. Myth. I. S. 586.
**) Darüber unten bei den Mysterien Näheres.

der in krankhafte Zustände verfallenen Mänaden. In Phrygien fiel dieser mystische Dionysos natürlich mit Attis (Bd. I. S. 566) zusammen, der mit ihm eines ist.

Dem Dionysos war bei den Hellenen der Epheu ebenso heilig, wie dem Apollon der Lorbeer, unter den Thieren aber der Stier, das älteste Sinnbild der Sonnengötter, wie in Ägypten, Vorderasien und Indien, daher er in Argos der Stiergeborene (*βουγενής*), in Elis sogar geradezu „Stier“ „hoher Stier“ genannt wurde, dann der Esel, ebenfalls ein altes Götterthier (Bd. I. S. 414 Note), der Bock, der Löwe und Panter u. s. w. Der Gott wurde jugendlich und wolbeleibt gebildet. Eine große Rolle in der Kunst spielt sein Zug (*θίασος*), zu welchem die Nymphen, Satyrn, Seilene, Pane, Kentauren u. s. w., besonders aber die rasenden, mit Thyrsosstäben bewaffneten Bakchen oder Mänaden gehörten.

Die Nymphen, d. h. junge Mädchen, sind wie bei allen indogermanischen Völkern, unter verschiedenen Namen die zarten Vertreterinnen der einen lieblichen Eindruck hervorbringenden Naturerscheinungen, wie Bäche und Quellen, Bäume, Wiesen, Inseln u. s. w. Sie sind zart und leicht, zauberkundig und verführerisch, von himmlischer Schönheit und verlocken durch ihre Reize, wie durch Gesang und Tanz schöne Männer in ihre verderblichen Netze, wie die deutschen Nixen. Die Kirke und Kalypso der Odysseia gehören zu ihnen. Die Naiaden sind die Nymphen des Wassers, den Nereiden verwandt. Auf trockenem Boden sind ihnen ähnlich die Oreaden der Berge, die Dryaden und Hamadryaden der Haine, die auch nach der Landschaft ihres Aufenthaltes und die Dryaden wieder nach der Gattung der Bäume unterschieden werden und als Jägerinnen oder Hirtinnen leben. Zu den Bergnymphen gehörte die Echo. Die Nymphen wurden nicht für unsterblich, sondern nur für langlebig, aber von fortdauernder Jugend und Schönheit gehalten. Man opferte ihnen Zicklein und Lämmer, Blumen, Milch, Öl und Wein. Auch erhielten sie, nachdem ihnen früher die Grotten heilig gewesen, mit der Zeit schöne Tempel, Nymphäen, besonders in lieblichen Gegenden.

Den Gegensatz zu den zarten und anmutigen Nymphen bilden die derben und losen Satyrn, denen stets ein thierisches Element beigemengt ist, sei es in den Ohren, in der Behaarung, in einem Schweif u. s. w. Sie sind verschlagen, geil, dem Trunk ergeben, unruhig, neckisch, ähnlich den deutschen Koboldben. Sie lieben den Tanz nach der Musik von Hirten-Instrumenten. Die Kunst, die darstellende sowol als die bildende, benutzte sie zur Travestie ernster Gegenstände. Ihnen ähnlich sind die Seilene, aber mehr an Quellen und Flüssen und in Vorderasien zu Hause, wie die Satyrn mehr in Gebirg und Wald und in Griechenland. Sie sind personifizirt in dem sagenreichen komischen

Seilenos, dem Begleiter des Dionysos, und ihr Thier ist der Esel; sonst sind sie gleich den Satyrn musikalisch und auf die Nymphen erpicht. Die Geilheit der Satyrn und Seilene insbesondere ist individualisirt im Priapos, dem Schutzgeiste der Fruchtbarkeit und Schöpfungskraft in der Natur. Dieser mehr asiatischen Figur gegenüber steht als rein griechische der Hirtengott Pan, ziegenfüßig, mit Hörnern und Geißbart, gewandt auf der Hirtenflöte, Beschützer der Fluren, Heerden, Wege, Berge, Höhlen, der Jagd u. s. w., der Vertreter der frischen Bergluft und ländlichen Einsamkeit. Auch war er ein vaterländischer Gott, der die Feinde in „panischem Schrecken“ davon jagte. Mit der Zeit ist eine Vielheit von Panen aus ihm gemacht worden. Die unbändigen Kentauren, ursprünglich den Satyrn verwandt, von denen sie erst die Vorderfüße hatten, bis sie auch diese gleich den hinteren vom Pferde erhielten, sollten Abkömmlinge des Lapithen Ixion sein, der eine Wolke statt der Hera umarmte, und zeugen von altem Thierdienste wie die Satyrn, indem bei Beiden geheiligte Thiere mit der Menschengestalt verbunden wurden wie in Ägypten. Unter den Kentauren galt der ton- und heilkundige Cheiron als Freund und Erzieher von Göttern und Heroen und bezeugt die einstige hohe Verehrung des Pferdes, namentlich bei dem thessalischen Reitervolke.

Dem Kreise der Umgebung des Sonnengottes Dionysos, welche dem Pflanzenleben und dessen sinnlichen Genüssen dient, steht als Gegenstück die Begleitung und Gesellschaft der Erdgöttin Demeter (*Γῆ μήτηρ*, d. h. Mutter Erde) im Sinne ernster Betrachtung des Nutzens und der schauerlichen Seite der Erde gegenüber. Demeter ist zwar eine der Olympierinnen geblieben, erscheint aber nie in den Höhen des Himmels, sondern vertritt denselben auf der Erde wie Poseidon im Meere. Sie selbst vertritt den Nutzen der Erde, aber durch ihre Tochter von Zeus, Persephoneia oder Kore (Mädchen), die von ihr unzertrennlich erscheint, und die Pflanzenwelt vorstellt, ist sie mit dem schauerlichen Kreise der Unterwelt verknüpft. Da das Innere der Erde das Grab der Pflanzen, Thiere und Menschen und doch wieder die Geburtsstätte neuen Lebens ist, so hat es als Unterwelt bei den meisten Kulturvölkern eine mystische Bedeutung; es erinnert zugleich an Leben und Tod, an Trauer und Hoffnung und birgt daher nicht nur in den Gräbern die Körper, sondern in einem tiefern und weitern Raum auch die Seelen der Todten. Der Kreis der Demeter und der mit ihr verbundenen Sagenwelt hat mithin einen düstern Charakter und ist die hauptsächliche Quelle des mystischen geheimen Gottesdienstes der Griechen, der Mysterien. Dieser Charakter liegt namentlich in dem Widerstreite der Extreme begründet, welche, wie wir oben sahen, der Schos der Erde birgt. Oberwelt und Unterwelt, Leben und Tod, Blühen und Verwelken führen einen beständigen Kampf. Demeter vertritt darin die fruchtbare und im Lichte

liegende Erdoberfläche; das dunkle, öde, die Verwesung der Körper und Reue der Seelen aufnehmende Erdinnere, die Unterwelt, hat zum Vertreter den Gott der untergegangenen Sonne, Pluton, wie es Osiris (Bd. I. S. 330) im Nillande war. Beide Theile machen sich das Leben streitig und der Tod raubt als Pluton im Herbst der Erde des Lebens (Demeter) ihr Kind, die Pflanzenwelt, die er ihr im Frühling wieder zurückgeben muß. Persephoneia ist daher abwechselnd Göttin des Lebens und des Todes und hat durch ihr zeitweises Verschwinden und Wiederkehren auch Züge einer Mondgöttin an sich, während die Sage von ihrer Entführung an eine Zeit erinnert, da Mädchen- und Weiberraub allgemein war (Bd. I. S. 68 f.). Viele Gegenden Griechenlands und seiner Kolonien stritten sich um die Ehre, der Schauplatz des Raubes zu sein, den man sich, dem Charakter der Entführten gemäß, als eine blumige Wiese dachte. Das Suchen Demeters nach ihrer Tochter bildet den zweiten Theil der Mythe und ihrer festlichen Darstellungen, der Vertrag mit Pluton über die Theilung des Aufenthaltes der nunmehrigen Höllenkönigin den dritten. In ethischer und kulturgeschichtlicher Beziehung aber wurde Demeter zur Verbreiterin und Lehrerin des Ackerbaues und der Gesetze (θεσμοφόρος) und ihr Gatte Jasios oder Jasion zu einem Kulturbringer, der gleich Prometheus von dem auf den Menschengeist eifersüchtigen Zeus verfolgt und mit dem Blitze erschlagen wird. Kennzeichen der Demeter sind Ähren, das der Persephoneia der Granatapfel. Pluton wird auch Aïdes und Aidoneus genannt. Als untergegangene Sonne trägt er einen unsichtbar machenden Nebelhelm (Tarnkappe). Sein Charakter ist finster, trotzig, lichtfeindlich, und theilt sich sogar der im Leben als Jungfrau fröhlichen Persephoneia mit. Dagegen wird er durch seine Verwandtschaft mit Demeter auch zu einem Fruchtbarkeit und Reichtum (πλοῦτος, daher Pluton) spendenden Gotte. Das Reich des Aïdes oder Pluton, die Unterwelt, wurde als ein ungeheures Gewölbe unter der Erde gedacht, eine Welt im Kleinen, mit Flüssen, Wiesen voll Unkraut, unfruchtbaren Bäumen, Alles düster, dunkel und traurig. Der Eingang zu diesem Orte des Schreckens wurde im Westen am Okeanos gesucht. Doch gab es vielerlei abweichende Ansichten. In der Odysseia ist das Todtenland bei den Kimmeriern jenseit des Okeanos und offen, nicht unter der Erde. In die Unterwelt gelangten die Schatten der Todten, oft geführt von Hermes Psychopompos, über den Grenzstrom Acheron aber von dem grämlichen Charon gefahren. Jenseits empfing sie der dreiköpfige Höllenhund Kerberos freundlich, ließ aber Keinen wieder hinaus. Die Todten wurden als Schatten ohne Geist und Bewußtsein gedacht, was sie in der Odysseia vorübergehend durch Genuß von Thierblut erhalten. Im Übrigen aber behielten sie ihr Aussehen und ein schattenhaftes Bild ihrer Gewohnheiten, wie sie im Leben gewesen waren. Im Allgemeinen hätten daher

Belohnungen und Strafen nach dem Tode bei den Hellenen keinen Sinn gehabt; nur ausnahmsweise wird in der Mythologie von raffinirten Bestrafungen in der Unterwelt erzählt, z. B. bei Tantalos, Ixion, Sisyphos, Tityos, den Danaiden u. s. w., womit wol abschreckende Beispiele für die Lebenden aufgestellt werden sollten. Zwar gibt es auch einen Ort der Belohnung, das Elysion oder die Inseln der Seligen; aber es wohnten da nicht Todte, sondern lebend von der Erde durch besondere Gunst des Zeus und nicht aus moralischen Gründen Entrückte*). Die eigentliche Strafe für schlechte und Belohnung für gute Thaten verlegten die älteren Griechen immer in das diesseitige Leben. In späterer Zeit jedoch bildete sich durch die Lehren der Mysterien die Vorstellung von einem Gerichte der Unterwelt nach dem Muster des ägyptischen (Bd. I. S. 330) aus, dessen Mitglieder Minos, Radamanthys und Aiakos sein sollten und welches die Schatten je nach Verdienen in das Elysion oder in den Tartaros versetzte, welche endlich, nach manchen Wandlungen, zu Himmel und Hölle der Christen geworden sind. Auch der Gedanke von dem Trunke der Vergessenheit aus dem Strom Lethe gehört jener spätern Zeit an, ebenso die dichterischen Vorstellungen von der Unterwelt mit dem Palaste des Pluton u. s. w.

Zur Umgebung des Herrscherpaares der Unterwelt gehörten besonders die Erinyen, die drei Rache- und Fluchgöttinnen: Alekto, Tissiphone und Megaira (Groll, Rache und Neid), ursprünglich gleich anderen Dreiheiten die Mondgestalten, aber frühe schon zu gräßlichen Verfolgerinnen der Unthaten geworden und mit Schlangen, Fackeln und Peitschen abgebildet. An manchen Orten traten an ihre Stelle die Eumeniden, strenge Richterinnen ohne abschreckenden Charakter und Typus, besonders in Athen. Schreckliche Göttinnen waren die des Todes, die Keren, in blutroten Gewändern. Der Todesgott, Thanatos, war schwarz gekleidet, aber nicht abschreckend und ein Bruder des Schlafes, Hypnos; oft sogar sind Beide als hübsche Jünglinge gebildet. Vielgestaltig erschienen die fantastischen Träume.

C. Die Heroen.

Die Hellenen ragten vor allen übrigen Völkern des Altertums in dem Bestreben hervor, ihre Götter menschlich zu gestalten, weil sie dazu ihr Schönheitsgefühl antrieb, das seinen Gipfel in der Kenntniß der Gesetze des normalen menschlichen Körpers erstieg. Eine menschenähnliche Gestalt genügte ihnen jedoch nicht; ihre Götter mußten wirkliche Menschen werden, um von ihnen mit völliger Inbrunst geliebt und angebetet

*) Preller, griech. Myth. I. S. 670.

zu werden, und das wurden sie in den Heroen, indem die von der Überlieferung gefeierten Vorfahren unter vielleicht theilweise wirklich dagewesenen Namen die Eigenschaften und Kennzeichen von Göttern erhielten. Es ist gestritten worden, ob die Heroen menschgewordene Götter oder vergöttlichte Menschen waren. Gewiß war beides der Fall und beide Vorgänge arbeiteten sich gegenseitig in die Hände. Wo man alte Geschlechtsregister hatte, machte man aus den halbvergessenen Vorfahren Götter, wo man keine hatte, bildete man sich welche aus Söhnen, die man den Göttern andichtete. Stets aber waren die Heroen göttlichen Charakters und ihre Thaten Fortsetzungen oder Nachbildungen derjenigen der Götter, so daß vielfach zwischen Göttern und Heroen nicht genau zu unterscheiden ist; zugleich aber auch so sehr menschlich, daß anderseits keine feste Grenze zwischen Heroen und rein menschlichen Helden gezogen werden kann. Darin aber bestand gerade der Triumf der hellenischen Götterauffassung, daß ein unmerklicher Übergang vom Göttlichen zum Menschlichen führte, die Götter menschlich und die Menschen in idealer Gestalt göttlich gedacht wurden, und die Vermittelung dieses Überganges bildeten die Heroen. Die hervorragenden Menschen, wie Könige z. B., wollten von Heroen stammen und leiteten diese wieder von Göttern ab; das Gleiche thaten auch ganze Geschlechter, Landschaften, Städte und andere Orte und sogar verschiedene Körperschaften.

Unter den Heroen sind für die Kulturgeschichte wol die bedeutsamsten die Städtegründer, welche, in Wirklichkeit vergessen, durch das Vaterlandsgefühl sowol, als durch die Dankbarkeit für die geschenkte Kultur unter fingirten Namen zu göttlichen Ehren erhoben wurden. Theben ehrte in dieser Weise den angeblichen Phöniker Kadmos als Gründer seiner Burg oder Altstadt, der Kadmeia, und die Brüder Amphion und Zethos als die Erbauer der Stadt selbst. Kadmos wurde in der Sage zum Drachentödter, erhielt also Züge eines Sonnengottes, und durch seine Drachensaat sogar zum Menschenschöpfer, wie auch zum Gatten einer Göttertochter, Harmonia (des Ares und der Aphrodite) und zum Vater einer Gottesmutter (Semele, des Dionysos). Amphion und Zethos, Söhne des Zeus und der Antiope, wurden in Theben als Schutzgötter verehrt und auf weißen Rossen abgebildet wie die Dioskuren. Vom Letztern wurde riesige Kraft, vom Erstern aber unwiderstehliche Tonkunst, welche selbst die Steine bewegte, erzählt. Die angedeuteten Dioskuren, Kastor und Polydeukes, Söhne der Leda und des Zeus oder des Tyndareos von Sparta, zeigen als Zwillingslichtgötter den Kontrast des Morgen- und Abendlichtes an, wie ihre Schwester Helena schon dem Namen nach den Mond verrät. Sie wurden meist als „Könige“ (Ἄνακες) verehrt, gegen Stürme angerufen und das St. Elmsfeuer als ihr Bild betrachtet und angestaunt. Helena oder Dioskura, deren Entführung das Verschwinden des Mondes bedeutet, mit Aphrodite

vermengt, wurde ebenfalls vielfach verehrt. Ähnlich dem Kadmos wurde als Gründer der attischen Burg der schlangenleibige angebliche Ägypter Kekrops gefeiert und dessen ganz schlangenförmiger Nachfolger Erichthonios als Begründer des Athene-Kultes. Zum Stammvater der Herrscher von Argos machte man den Flußgott Inachos, zum Kulturbringer des Landes seinen Sohn Phoroneus, während seine Tochter Io zu einer Mondgöttin wurde und die Gestalt der dem Monde von Alters her heiligen Kuh erhielt, bewacht von dem vieläugigen Argos, dem Sternhimmel, der dem Lichtgotte Hermes unterlag. Io erfuhr auch Verschmelzung mit der ägyptischen Isis und der phönikischen Astarte, beides kuhgestaltige und ruhelos wandernde Mondgöttinnen. Ihr Nachkomme Danaos wurde durch seine Töchter Stammvater der Danaer, und unter deren Töchtern Danae durch den Gold-, d. h. Lichtstralenregen des Zeus die Mutter des Sonnenhelden Perseus, welcher die Gorgone Medusa mit dem versteinernden Haupte, auch eine von drei Mondgestalten erlegte, wobei er Abenteuer zu bestehen hat, wie sie ganz ähnlich auch in unseren Märchen spielen*), und als Drachentödter die ebenfalls im Norden bekannte gefangene Jungfrau (Andromeda) befreit und gewinnt. Seiner Geschichte sehr ähnlich ist die des korinthischen Sonnenhelden und Drachentödters Bellerophon, der auf dem der Medusa entsprungenen Flügelrosse Pegasos das Ungeheuer Chimaira erlegt. In seinem Leben spielen zum ersten Male die Amazonen, Vervielfältigungen des Mondes zu einem kriegerischen Weibervolke.

Mehr als die Heroenmythe von Theben und Athen, welche erst spätere Dichtung mit dem Orient in Verbindung brachte, ist mit letzterm diejenige des Eilandes Kreta verknüpft. Europa, die Stammmutter seiner Könige, die von Zeus als Stier entführte, ist die phönikische Astarte (Bd. I. S. 442), d. h. der Mond; ihr ältester Sohn Minos ein Sonnengott, ist von der Sage zum Gesetzgeber der Insel gemacht, und hat zur Gattin Pasiphae, die Allscheinende, also wieder eine Mondgöttin, deren Bild wieder die Kuh und deren Bastard, Minotauros, der stierköpfige Moloch Asiens ist, während dessen Labyrinth den bahnenreichen Sternhimmel vorstellt.

Weit wichtiger als die genannten Heroen, ja der eigentliche Typus des hellenischen Heroentums ist der menschgestaltige Sonnengott Herakles, um den sich ein Reichtum von Sagen gruppirt, wie um keinen andern Heros oder Gott. Der Lieblingssohn des Zeus (von der Alkmene) und Lieblingsheld der Athene, der Verfolgte der Hera, deren Namen er doch trägt, um sie als Schutzgöttin seiner Heimat Argos zu verherrlichen, erst Feind, dann Freund des andern Sonnengottes Apollon, steht mit morgenländischen Kulten in naher Beziehung. Wir kennen seine

*) Preller, griech. Myth. II. S. 66 f.

Verehrung in Kleinasien (Bd. I. S. 567); in Phönikien hieß er Melkart, Stadtkönig (ebend. S. 440). Bedeutend und farbenreich ist sein Mythos aber nur in Hellas ausgeprägt, wo er in den verschiedensten Staaten seinen Kult und seine besonderen Sagenformen und Dichtungen hatte. Als Sonnengott verbringt er seine jüngeren Jahre in Dienstbarkeit, d. h. Verborgenheit, wie Perseus und Bellerophon, wie der Gott Apollon und wie der nordische Sigurd. Haben schon seine fünfzig Gattinnen wahrscheinlich irgend einen astronomischen Bezug auf die Sonne, so haben diesen noch mehr die zwölf Arbeiten, welche offenbar die Monate bedeuten. In ihrer Bezeichnung sind die verschiedenen Sagen, da die Thaten des Herakles im Ganzen unzählig sind, nicht einig; ein Theil davon verrät Zusammenhang mit den zwölf Thierkreiszeichen; aber der größere Theil macht diesen Umstand unsicher. Zur astronomischen Mythe scheint ohne Zweifel der Löwe zu gehören, so auch die Hydra, durch die er als Sonnenheld auch zum unvermeidlichen Drachentödter wird, und namentlich der kretische Stier. Auch der Eber, die Hirschkuh, die Stymphalos-Vögel und die Rosse des Diomedes haben eine in den Sagen der Völker stark vertretene siderische Bedeutung. Des Augeias Stall mit seinen Thieren scheint den Himmel zu bedeuten, durch den der Sonnengott seine Stralen sendet und ihn damit säubert. Der Gürtel der Amazonenkönigin, den Herakles im Kampfe gegen Troia erringt, bezieht sich ebenso sehr auf das Verhältniß zwischen Sonne und Mond, wie die Befreiung der Hesione vom Meeresdrachen, welche an Perseus erinnert. Der dreileibige Riese Geryonens erinnert an die drei Riesen des Nordens, welche Feuer, Wasser und Sturm vertreten und ein Gesammtbild des Winters sind, der dem Sonnengott erliegt. Die Äpfel der Hesperiden sind die Sterne, welche der Sonnengott Morgens vom Himmelsbaume pflückt. Der besiegte Höllenhund Kerberos mit seinen drei Köpfen könnte die drei von der Sonne als Gottheit überwundenen Verdunkelungen, Nacht, Winter und Tod oder auch die drei Mondgestalten bezeichnen.

In allen Erlebnissen des Herakles indessen Beziehungen auf den Sonnengott als solchen finden zu wollen, ist wie bei allen Göttern und Heroen ein vergebliches Beginnen, da ihre Geschichten mit der Zeit, ohne mehr den wahren Charakter der Helden zu berücksichtigen oder auch ohne selben mehr zu kennen, roman- und anekdotenhaft ausgeschmückt worden sind. Völlig rein mythisch ist aber der Tod des Herakles, der sich als Sonnengott selbst verbrennt und dann zum Gotte wird, was er doch stets gewesen war. Er wurde daher auch bald mit allen Rechten eines Gottes, bald blos nach Art der Heroen verehrt, ersteres in Athen, letzteres in Opus und Theben, beides aber auch in vielen anderen hellenischen Orten. Er war namentlich der Schutzgott der Gymnasten und Athleten, die sich ihn zum Muster wählten. Daher wurde ihm auch die

Stiftung der olympischen Spiele zugeschrieben. Ebenso riefen ihn die Krieger als ihr Vorbild in der Schlacht an, indem viele Kriegszüge von ihm erzählt wurden, endlich die Wanderer als Schützer der Wege, die Winzer, Bauern und Hirten als Freund ihrer Gewerbe. Mehrere Herrscherhäuser verehrten ihn als ihren Stammvater, woran sich wieder besondere Sagen knüpften in Asien wie in Europa. Seine bildliche Darstellung zeigt außerordentliche Kraft und als seine Waffe meist die Keule. Die Dichtung liebt es, ihn ebenso als Helden im Essen und Trinken, wie im Kampfe darzustellen. Eine ethische Bedeutung erhielt er erst in späterer Zeit.

Ein Gegenbild des Herakles war der attische Heros Theseus, in der Sage sein Freund und sein Nacheiferer, aber mehr in Beziehung auf den Staat und dessen Ordnung, als auf die Bändigung wilder Naturkräfte. Er ist ursprünglich gewiß auch ein Sonnengott, aber zum eigentlichen Gründer und Ordner des athenischen Staates geworden (daher sein Name, von τιθέναι, festsetzen). Sohn des Königs Aigeus, eigentlich aber des Poseidon, befreit er Athen durch die Erlegung des Minotauros von Kreta's Oberherrschaft, vereinigt die zerstreuten Bewohner Attikas in einer Hauptstadt, stiftet das Fest der Panathenaien, besiegt die Amazonen und stirbt den Tod des Sonnengottes durch Sturz ins Meer (wie sein Vater).

Von der Schöpfung großartiger Helden, in deren Händen sich eine Menge von Thaten vereinen, wie Herakles und Theseus, schritt der sagenbildende Geist der Hellenen zur Dichtung größerer Mythenkreise, in welchen eine Menge von Helden zusammenwirken und gemeinsame Thaten vollführen. In diesen Kreisen (Kyklen) werden die zu gewissen Thaten ausersehenen Götter, namentlich Sonnengötter, vervielfältigt und es verrät damit das dichtende Volk das Bestreben, die Thaten, welche es an seinen Göttern bewundert, einer größern Anzahl seiner Vorfahren und damit sich selbst zuzuschreiben. Einen Übergang von den heroischen Thaten Einzelner zu denen ganzer Kreise bildet die Sage von der kalydonischen Jagd, in welcher ein Held, Meleagros, vor den Anderen hervorragt und alle Kennzeichen eines Sonnengottes trägt, indem ein Feuerbrand sein Symbol, ein Eber als Thier der Nacht sein erlegter Feind, und die mit Artemis vermengte Mondgöttin Atalante seine Geliebte ist. Weit weniger sticht der Führer hervor im Mythos von den Argonauten. Das Schiff Argo ist die Sonne, die durch den Ocean des Himmels fährt, und auf der Nachtseite wieder zurückkehrt und die zwölf Haupthelden, darunter die Dioskuren, Herakles, Orpheus u. A., bezeichnen die zwölf Theile der Sonnenbahn, das goldene Fließ, um das sie die Fahrt unternehmen, das Tageslicht, das sie dem Drachen der Nacht entreißen. Der Sonnengott Jason, der Heilende, führt wie immer die düstere, zauberkundige Mondgöttin Medeia, die Lenkerin

des Drachenwagens der Nacht, heim, die ihm aber ihrer Natur gemäß wieder entflieht. Mit der Zeit ist auch die Geschichte dieser himmlischen Seefahrer zu einem Roman ausgesponnen und dabei die Richtung der Fahrt verkehrt worden, aber immer noch reich an ächt mythischen Zügen geblieben.

Bestandtheile anderer Art als die letztgenannten Sagenkreise hat der thebäische des Oidipus und seiner Nachkommen. Als Gestirngott verrät sich dieser gleich dem Hephästos (oben S. 119) durch sein Fußübel, insbesondere als Sonnengott durch den Vaternord, indem die alte Sonne des Winters durch die junge des Frühlings zum Opfer fällt, wie auch durch seine Blendung und als Gatte der Iokaste, welche als Mondgöttin sowol dem Vater als dem Sohne gehört und ihren Charakter durch ihr Aufhängen an den Tag legt. Der Krieg der Sieben unter seinem Sohne Polyneikes gegen Theben läßt auf die Siebenzahl der Planeten schließen.

Alle Momente und Elemente der hellenischen Mythe vereinigten sich aber in deren Krone, in dem südeuropäischen Nibelungensagenkreis, welcher die Kämpfe um Troia, und was damit zusammenhängt, besingt. Gleich den Kurus und Pandus in Indien sind hier zwei unversöhnliche Gegensätze einander gegenüber gestellt, Europa und Asien. Europa ist das zukunftreiche, siegende, Asien das der Vergangenheit angehörende, unterliegende Element. Es sind nicht Gegensätze von Tag und Nacht, Süd und Nord, wie die nordischen Wölsungen (Walischen, Südländer) und Niflungen (Nebelleute, Nordländer); sondern beide Theile sind hellenisch, sind mit derselben Liebe gezeichnet, entsprechen beide dem griechischen Kunst- und Schönheitsideal; aber die Weltherrschaft rückt von Ost nach West, das ahnten die Hellenen, und der Ost treibt daher einem unaufhaltsamen Verhängniß entgegen. Schon Herakles mußte daher Troia niedergeworfen, er und Theseus wie Perseus mußten die östlichen Amazonen besiegt, die Argonauten mußten dem Morgenlande sein goldenes Fließ entrissen haben. Wenn es sich daher in der ursprünglichen Mythe auch um den Kampf zweier Sonnengötter, eines östlichen und eines westlichen, um die Mondgöttin Selene oder Helena handelte, mit der Zeit schwand der mythologische Kern in diesem Sagenkreise mehr als in jedem andern und wurde von historisch-politischen Interessen einerseits und von romanhaft ausgeschmückten Familiengeschichten anderseits überwuchert. Die patriotische Tendenz läßt sich in der griechischen Auffassung des troischen Sagenkreises nirgends verleugnen. Der jahrtausendlange, nie aufgegebene und doch nie erreichte schöne Traum griechischer Einheit ist schon in jener alten Sage in glänzender Erfüllung anzutreffen, wo Hellas in Agamemnon von Mykenai einen gemeinsamen Führer hat und den Raub seiner gefeiertsten Schönheit mit Aufbietung aller seiner Kräfte rächt, dabei auch einen mit allen Zeichen der

Göttlichkeit ausgestatteten jugendlichen Helden in seinen Reihen besitzt, Achilleus, den die Unverwundbarkeit gleich Sigfrid, mit Ausnahme einer Stelle, zum Sonnengott stempelt, der ja auch notwendig untergehen muß. Eine andere Einkleidung des Sonnenmythos ist die Geschichte des erfindungsreichen Odysseus, der, ein Nachfolger und Wiederholer der Argonauten, die Fahrt der nächtlichen Sonne im Westen darstellt, gleich dieser aber unfehlbar am Morgen wieder erscheinen und die seine Gattin, die keusch sich verhüllende Mondgöttin umwerbenden Sterne erbleichen machen muß. So ist der jugendliche Achilleus, dessen Heimat im Osten, die Tag-, der reife Odysseus, der im Westen zu Hause, die Nachtsonne; es sind die beiden Helden der zwei großen Epopöen der Hellenen. Die übrigen Recken derselben sind Schattirungen jener Beiden, so manigfaltige Charaktere sie auch darbieten.

Ein blutiges und entsetzenvolles Nachspiel des troischen Krieges bildet die ebenfalls im Grunde mythische Katastrophe der Atreiden, der Untergang des siegend heimkehrenden Heerführers, die Blutrache für ihn durch den Sohn Orestes aus heiliger Pflicht, dessen Verfolgung durch die Erinyen und seine Vereinigung mit der verlorenen Schwester Iphigeneia. In der ganzen Verknüpfung verschwindet das mythische Element vor dem Familieninteresse, wie in der Katastrophe des Hauses Oidipus; beide Grauengeschichten boten den herrlichsten Blüten des griechischen Theaters den Stoff. Mehrere der Helden und Heldinnen des Krieges, wie der „Heimkehr" (*Νόστοι*) wurden in der Folge göttlich verehrt, wie Achilleus, Helena, Aias, Agamemnon, Orestes, Iphigeneia u. A.

Wie Krieg und Jagd, Heldenkämpfe und Irrfahrten, so hatten auch die Werke des Friedens ihre gefeierten Heroen, welche weitverbreiteten Kult fanden. Wir nennen die Seher Melampus, Amphiaraos, Teiresias, die Sänger Orpheus, Linos, Musaios, Homeros, Hesiodos, die Künstler Daidalos, Trophonios und Agamedes. Am deutlichsten spricht der Sonnengott aus Orpheus, der gleich so manchem dieses Charakters in die Unterwelt niedersteigt, seine Mondgöttin verliert, indem er sie anblickt und alles Lebende und Tode bewegt und bezaubert. In Homeros und Hesiodos reicht die Mythe der Geschichte, der Heros dem Menschen die Hand.

Zweiter Abschnitt.

Der Dienst der hellenischen Götter.

A. Die religiösen Personen und Orte.

Die Hellenen hatten weder eine Bibel, noch Predigten, noch Religionsunterricht, also keine Dogmatik; sie konnten dies auch nicht; denn sie besaßen überhaupt kein allgemein anerkanntes und gemeinsames Religionssystem, sondern nur Lokalkulte, die in Folge der natürlichen Zusammengehörigkeit des Volkes viel Gemeinsames mit einander hatten. Es war Jedem überlassen, was er über Religion denken und sagen mochte, sofern er die anerkannten Kulte seines Ortes achtete und sich keine Verletzung derselben erlaubte. Dieselben gehörten zu den Staatseinrichtungen und wurden also vom Staate geschützt, der ihre Verächter als Verletzer seiner Gesetze zur Rechenschaft zog. Bekannt ist das Schicksal, welches in Folge dieser Anschauung in Athen den Anaxagoras, Sokrates u. A. ereilte. Des Glaubens wegen ist niemals ein Hellene verfolgt worden, und Niemand war in diesem Lande zur Beobachtung gewisser religiöser Handlungen gezwungen. Bekannt ist, welche achtungswidrige Behandlung die Götter in der Komödie erfuhren, ohne daß dagegen eingeschritten wurde, weil eben die Dichter einen gewissen Punkt, bis zu welchem sie gehen durften, zu überschreiten sich hüteten und das Theater, als ursprünglich religiöse Handlung, ohnehin gewisse Vorrechte hatte. Auch war Fremden erlaubt, ihre Götter unter sich zu verehren, nur durften ihre Dienste keine Verletzung des örtlichen Kultes enthalten. Der letztere war so sehr Staatssache, daß die Behörde, in deren Händen die höchste Gewalt lag, in Athen also die Volksversammlung, über Einführung neuer oder Abschaffung alter Kulte beriet und abstimmte. So hatten politische Veränderungen stets ihren Einfluß auf den Staatskult. Unterwarf ein Staat den andern, so machte er seine Götter zu den herrschenden, nahm aber auch jene der Besiegten zu den ersteren an. Es fehlte auch nicht an Chikanen gegen gewisse Kulte, um deren Anhänger in politischer Beziehung herabzuwürdigen. Doch sind das Ausnahmen.

Aus dem Gesagten geht mit Notwendigkeit hervor, daß sich die Einzelnen zur Religion in keinem andern Verhältniß befanden als zum Staate, d. h. sie standen ihr, je nach der Verfassung, ebenso abhängig oder unabhängig gegenüber wie dem letztern. Da es somit keine für sich bestehende Religionsgenossenschaft, keine Kirche gab, so bedurfte man

auch keiner eigentlichen Priesterschaft, d. h. keiner offiziellen Vermittler zwischen den Einzelnen und den Göttern, was ja die Staaten und ihre Gesetze bereits waren. Es kam in dieser Beziehung lediglich darauf an, von wem der zu übende Götterdienst ausging, und einen solchen zu üben, war jede anerkannte Gemeinschaft berechtigt. Den Dienst, welcher vom Staate ausging, besorgte in der monarchischen Zeit der König, in der republikanischen Zeit aber der Beamte, welcher diesem wenigst gefährlichen Amte des Königs vorstand und daher dessen Titel (*Βασιλεύς*) führte. Auch seine Gattin (*Βασίλισσα*, *Βασίλιννα*) hatte gewisse priesterliche Funktionen. Doch standen solche in Athen auch dem Archon Eponymos und dem Polemarchen (oben S. 96) zu. In Sparta war der eine König Priester des Zeus Uranios, der andere des Zeus Lakedaimon. Dem Familienkult stand natürlich der Hausvater vor, dem einer Gemeinde deren Vorsteher. Nur wo Heiligtümer entstanden, die nicht einer anerkannten Genossenschaft gehörten, da mußten eigentliche Priester die religiösen Befugnisse verrichten; außerhalb dieser Heiligtümer aber hatten dieselben keinen Einfluß, ja keine Geschäfte überhaupt. Geistliche Gemeindevorsteher, als solche angestellte Ortspriester, Seelsorger, Beaufsichtiger der Familien, Beichtväter und dergleichen kannten die Griechen nicht. Nur wer in einem bestimmten Heiligtume der angegebenen Art opfern wollte, bedurfte eines Priesters, und dies nur zu diesem einen Zwecke; sonst dachte Niemand daran. Es ist übrigens nicht völlig ausgemacht, welche Beamte des griechischen Altertums als Priester zu betrachten waren, d. h. ob sie die betreffenden Handlungen als Priester oder als Staatsdiener vollführten. Es erscheinen solche unter den Titeln Hierothyten, Hierapolen, Hierarchen, Hierophylaken, Hieronomen, Hieropoien u. s. w. Priesterliche Gehilfen waren die Neokoren, welche für die Ausstattung der Heiligtümer, dann in Attika die Parasiten, welche die Getreidelieferungen an grundstückbesitzende Tempel und die Festschmäuse zu besorgen hatten und dabei wahrscheinlich sich selbst nicht vergaßen, daher ihr Name mit der Zeit eine verächtliche Bedeutung erhielt. Herolde hatten die niedrigeren Verrichtungen zu besorgen; dann gab es noch Träger von geweihten Dingen verschiedener Art, Sänger, Musiker und verschiedene Diener (Hierodulen) bei den Tempeln. Bei weiblichen Gottheiten dienten oft Priesterinnen*) unter verschiedenen Titeln; doch war das Verhältniß der Geschlechter bisweilen umgekehrt. Auch gab es Priestertümer, deren Bekleidung vom Alter abhing, z. B. solche, die nur von Knaben besorgt wurden. Ehelosigkeit war den Priestern meist nicht vorgeschrieben, in einigen bestimmten Fällen aber wol, so auch den meisten Priesterinnen auf die Zeit ihres Amtes nicht nur Ehelosigkeit, sondern auch Keuschheit. Einen

*) Adrian, die Priesterinnen der Griechen. Frankf. 1822.

Gegensatz hierzu bildeten die Hierodulen in Korinth (oben S. 39). Die priesterliche Würde beider Geschlechter dauerte von einem Jahr bis auf Lebenszeit, Priester und Priesterinnen waren häufig an gewisse Speisevorschriften und Reinigungsgebote gebunden. Die priesterlichen Ämter waren entweder in gewissen Familien erblich oder wurden durch Wahl von Seite des Staates oder der dazu berechtigten Geschlechtsgenossen besetzt, in späterer Zeit aber auch — verkauft. Die Kleidung der Priester war lang, von weißer Farbe; auf dem Kopf trugen sie Kränze, in der Hand Stäbe. Die Priesterinnen waren in die Tracht der Göttinnen gekleidet, denen sie dienten, doch Aphrodite vermutlich ausgenommen. Die Priester bezogen eine bestimmte Gebühr von den Opfern, in denen überhaupt ihre Beschäftigung beinahe ausschließlich bestand. Unter sich hatten die Priester verschiedener Heiligtümer und Orte keine Verbindung und man kennt von ihrer Seite keine Versuche, Macht und Einfluß zu erlangen oder auch nur eine bedeutende Rolle zu spielen.

Die verschiedenen Geschlechter und Gemeinden, Phylen oder Phratrien und Demen hatten gemeinsame Kulte zu Ehren ihrer Schutzgottheiten; die Mitglieder befaßten sich indessen oft mehr mit weltlichen als mit religiösen Angelegenheiten, z. B. mit Malzeiten und Gelagen, Scherz- und Witzspielen. Auch gab es eine Menge besonderer Gesellschaften, welche es ähnlich trieben und doch ihre Priester hatten. Ihre Geschäfte wurden von eigenen Beamten besorgt.

Die griechischen Priester und anderen Kultbeamten hatten sämmtlich bestimmte örtliche Wirkungskreise, welche man zugleich für die Wohn- und Aufenthaltsorte der Götter hielt, denen Jene dienten. Ursprünglich zwar waren die Götter eines mit den Elementen und Naturorganen, denen sie später vorstanden, und wohnten also auch in ihnen, der Himmelsgott im Himmel, der Sonnengott in der Sonne, der Meergott im Meere u. s. w. Die obersten Götter, die „Olympier“ wohnten nach Homers Ansicht auf dem Berge Olympos, jedoch in späterer Zeit, als man in der Landeskunde Fortschritte machte, im Himmel, der in der Dichtung den Namen Olympos beibehielt. Da aber die griechische Götterverehrung die Tendenz hatte, die Götter den Menschen gleich vorzustellen, weil die Menschen nur zu Ihresgleichen Liebe und Verehrung empfinden konnten, so mochten sie sich bei jenen entfernten und unerreichbaren Wohnorten nicht beruhigen, sondern mußten ihren Göttern nähere solche anweisen, wo sie sie treffen, sich mit ihnen verständigen konnten. Diese näheren Wohnorte befanden sich zuerst im Freien; es waren Wälder und Berge, Höhlen und Quellen, sogar einzelne Bäume, denen man als Sitzen gewisser Götter opferte, die man festlich schmückte, vor denen man Altäre errichtete. Später wurden Bilder der Götter in Höhlen, hohle Bäume u. s. w. hineingestellt, und allmälig erweiterten sich diese Götterbehältnisse zu immer kunstvolleren Tempeln und Heilig-

tümern. Dieselben befanden sich vorzugsweise in den Städten, besonders in den Altstädten, den Akropolen (hier namentlich die der Schutzgottheiten der Stadt), dann aber auch an den Straßen, an den Grenzen und anderwärts, in großer Anzahl durch das ganze Land verbreitet. Das wesentlichste Erforderniß eines Tempels oder Heiligtums war der Altar (βωμός), der aus allem möglichen bestehen konnte, aus aufgehäuften Steinen, aufgeworfener Erde, Reisig, Knochen u. s. w. Die Altäre, welche nicht zu Tempeln gehörten, waren von einem heiligen, mit Bäumen bepflanzten Platze (τέμενος, ἄλσος) umgeben. Der eigentliche Götterdienst fand jedoch nur im Tempel (ναός) statt. Es gab heilige Bezirke (περίβολοι), in welchen mehrere Tempel standen. Am Eingange des Tempels oder Peribolos stand ein Gefäß mit Weihwasser, womit der Eintretende sich besprengte. Die heiligen Gebäude waren auf einem Unterbau errichtet, damit sie höher waren als profane Bauwerke. Lichtöffnung war blos die Thüre, bei größeren Tempeln auch eine im Dache. Der Thüre gegenüber, welche sich stets nach außen öffnete, stand das Gottesbild und davor ein Altar für unblutige Opfer. Ein geheimer Theil des Tempels (ἄδυτον), das Allerheiligste, diente bisweilen den Eingeweihten geheimer Gottesdienste (Mysterien). Auch waren manche Tempel und Heiligtümer überhaupt Allen außer den Priestern und gewissen Bevorzugten verschlossen und manche nur zu bestimmten Zeiten geöffnet. Aus anderen waren Weiber, Sklaven, Fremde oder sonstige Menschenklassen verbannt, was zu begründen Sagen erzählt wurden. Jeder Tempel gehörte in der Regel einem Gotte, aber es gab auch solche für mehrere, nicht nur für Zusammengehörende wie die Musen, Chariten, Dioskuren u. s. w., sondern auch für mehrere solche, die unter sich in keinem Zusammenhange standen. Auch wurde wol im Haupttheile des Tempels ein Gott und in Nebentheilen andere Götter verehrt, oder in Doppeltempeln, die nach beiden Seiten schauten, zwei sich gleichstehende Gottheiten. Tempel der Heroen gab es meist nur auf ihren Gräbern. Andere Tempel galten als Schutz- oder Freistätten (ἄσυλα), in welche sich fliehende Sklaven oder Feinde, Schutzbedürftige jeder Art und sogar Verbrecher zurückziehen konnten und vor jeder Verfolgung sicher waren, soweit dies nicht bestehende Satzungen beschränkten. Auf die Bauart der Tempel werden wir bei Anlaß der Baukunst zu sprechen kommen.

Was die in den Tempeln aufgestellten Bilder der Götter betrifft, so dienten als solche in ältester Zeit, wie in Ägypten, Thiere, besonders Schlangen, aber auch Pflanzen und Steine. Aus der Zeit des Überganges von der Verehrung der Götter unter Thier- zu der unter Menschengestalt stammen die Mischgestalten, an denen die griechische Mythe noch so reich ist, z. B. in Phigalia die Eurynome mit Fischschweif, Demeter mit Pferdekopf, Dionysos mit Stierhörnern (früher

ganz als Stier), die Satyrn, Kentauren u. s. w. Nachdem die Götter völlige Menschengestalt erhalten, wurden ihre Thierformen zu ihnen geheiligten Thieren, z. B. des Zeus Adler, der Hera Pfau, der Aphrodite Taube, der Athene Eule u. s. w. Häufiger als Thiere waren aber in ältester Zeit Steine in der Eigenschaft von Sinnbildern der Götter, ein Zeugniß mehr einst allgemeiner Steinverehrung (Bd. I. S. 33, 401); sie hatten sehr verschiedene Gestalt, waren roh oder in gewissen Formen behauen; sogar in der Zeit der völligen Menschenbilder verehrte man manche Götter noch unter der Gestalt von Säulen. Auch in Holz geschah dies; so stellten in Sparta zwei durch ein Querholz verbundene Balken die Dioskuren, anderswo ein Phallos den Hermes oder Dionysos vor. Ja man opferte dem angeblichen Speer oder Scepter eines Gottes, in Chaironeia dem Befehlshaberstabe des Agamemnon.

Manche solcher Klötze erhielten auch theilweise Menschengestalt, Köpfe, Arme, Phallos u. s. w. und hießen dann mit allgemeiner Benennung Hermen, obschon sie oft den Kopf anderer Gottheiten als des Hermes trugen. Sie dienten auch als Meilensteine und Wegweiser. Es gab sogar Bilder nach brahmanischer Art, z. B. in Lakonien einen Apollon mit vier Händen und vier Ohren. Manche Götterbilder galten dafür, vom Himmel herabgefallen zu sein, der Ursprung mancher wurde in ehrwürdige alte Zeiten versetzt, mythischen Meistern, wie dem Daidalos zugeschrieben und ihnen mehr Verehrung gezollt als kunstreichen neueren. Erz- und Marmorbilder entstanden erst in der Zeit völliger Menschengestaltung der Götter; im Hausgottesdienste kamen auch andere Stoffe vor. Zur Heiligkeit eines Bildes war eine vorgenommene Einweihung mit Opfern erforderlich. Mit den Götterbildern wurde allerlei Aberglaube getrieben, welcher ziemlich genau mit dem Heiligenbilderkult der Katholiken übereinstimmt. Das gemeine Volk hielt die Bilder für die Gottheiten selbst. Manchen schrieb man, natürlich ohne Grund, wie im Aberglauben immer, gute, manchen schlimme Einwirkungen auf Menschen und Fruchtbarkeit der Pflanzen zu. Man fesselte sie, um ihr Entfliehen zu verhindern, sah sie weinen, schwitzen, hörte sie sprechen und beschimpfte oder zerschlug sie, wenn sie die Gebete nicht erhörten.

B. Die heiligen Handlungen.

Wie sehr unter den alten Griechen der Glaube vorherrschte, daß sich die Götter am Orte ihrer Verehrung befänden, das zeigen am deutlichsten die Handlungen, durch welche den Göttern Verehrung gezollt wurde. Die Schauplätze derselben waren durchweg die den betreffenden Göttern errichteten Tempel und Heiligtümer. Die einfachsten Handlungen dieser Art waren die Darbringungen von Weihgeschenken,

welche früher gleich den Götterbildern *ἀγάλματα*, später aber mit eigenem Ausdrucke *ἀναθήματα* hießen. Es gehörten dazu die verschiedenartigsten Gegenstände, welche oft so zahlreich waren, daß für sie eigene Schatzhäuser (*θησαυροί*) in den Tempelbezirken errichtet werden mußten. Wer den Göttern Dank schuldete oder um ihre Gunst buhlte, legte hier nieder was ihm theuer war, besonders jeder Stand seine Werkzeuge, Krieger ihre Waffen, Sieger Beutesachen, Landleute Proben der Ernte, Frauen ihren Schmuck, Genesende ihre Haare, sowie plastische Abbildungen der geheilten Glieder, wie noch jetzt an den katholischen Wallfahrtsorten, — dann Gegenstände, die den Göttern selbst dienen sollten, wie Schmuck, sowie Götterbilder und den Göttern heilige Thiere, lebendige und künstlich geformte, ja sogar Menschen zum Dienste der Götter, besonders Sklaven, zu denen auch die Hierodulen Korinths gehörten. Die Weihgeschenke gehen damit in die Opfer über, welche ebenfalls Weihgeschenke sind, aber nicht auf die Dauer bewahrte, sondern gleich bei der Darbringung vernichtete, um von ihnen, die stets Lebensmittel waren, den Göttern Trank und Speise zu bereiten und selbe mit ihnen zu genießen, aber nicht in der Meinung der tieferen Kulturstufen, daß die Götter von diesen Gaben abhängig wären und ohne sie nicht leben könnten, wenn es auch der lose Aristophanes so darstellte; denn die hellenischen Götter genossen auf dem Olymp Nektar und Ambrosia. Zum Opfer gehörte vor allem Feuer, das daher heilig war und durch Todesfall im Hause oder sündhafte Handlungen verunreinigt wurde. Die Spartiaten nahmen auf allen Feldzügen reines Feuer von Hause mit. Gewissen Göttern durfte nur gewisses Holz beim Opfer verbrannt werden. Geopfert wurden bei den Griechen Pflanzen, Früchte solcher und Thiere, und zwar den einzelnen Göttern solche von bestimmter Art, sowie Brote und Kuchen, Wein, Honig und Milch. Die Opfer und die dabei beobachteten Gebräuche waren auch nach den Orten verschieden. Die Opferthiere waren meist Haussäugethiere, und ihr Geschlecht richtete sich in der Regel nach dem der betreffenden Götter. Menschenopfer kamen nur in ältester Zeit und später nur vereinzelt vor und das nationale Gefühl war ihnen so entgegen, daß, wo sie auch noch beibehalten waren, der Opfernde fliehen mußte, ja auch dann noch, als an die Stelle eines Menschenopfers ein Thieropfer gesetzt war. Wo Menschenopfer blieben, wählte man in der Blütezeit Griechenlands stets Verbrecher dazu. Vor der Schlacht bei Salamis setzte der Pöbel das Opfer drei gefangener Perserknaben durch. Opferthiere und Opfernde trugen Kränze. Die Theilnehmenden besprengten sich mit Wasser, in das ein Opferbrand getaucht worden, und streuten Gerste auf den Kopf des Opferthieres. Dem Aberglauben kam viel auf das Verhalten der Thiere an. Knochen, Eingeweide und bisweilen auch Stücke Fleisch wurden mit der Fetthaut umwickelt und auf dem Altar verbrannt, und unter Flötenklang Öl dazu

ausgegossen. Was vom Fleisch übrig blieb, aßen die Opfernden. Den himmlischen Göttern opferte man am Morgen, den unterirdischen am Abend. Große Opfer, Hekatomben, trafen oft hunderte von Thieren. Die Eintheilung der Opfer nach ihrem Zwecke war im Ganzen dieselbe wie bei den Hebräern (Bd. I. S. 403): Weissageopfer, Eid- und Vertragsopfer, Reinigungs- und Sühnopfer.

Die wichtigste religiöse Handlung nach dem Opfer war das Gebet, von dem es verschiedene Arten gab. Zu denselben gehörte auch der Gesang zu Ehren der Götter (Hymnos, Paian, Dithyrambos, Prosodion). Das Gebet erbat Gutes; Schlimmes auf den Frefler sollte der Fluch herabrufen. Flüche und Verwünschungen wurden auch oft Gebeten beigemengt, namentlich gegen Hartherzige, dem Staate Ungehorsame, Unfromme, Verräter u. s. w., welche feierlich durch Priester verflucht wurden. Feierliche Gebräuche fanden auch bei dem Eide (ὅρκος) statt. Schwören mußten die Beamten beim Amtsantritte, die Zeugen und Parteien vor Gericht, soweit es die Richter verlangten. Es fand sich jedoch schon im griechischen Altertum, namentlich bei Platon, viele Abneigung gegen den Eid. Besondere Kulte hatten wie erwähnt die Gemeinden und Geschlechter und manche Gesellschaften. Alle Stände und Berufsarten verehrten in besonderen Gottheiten ihre Schutzdämonen. Auch das Haus und die Familie hatten ihre eigenen Götter, denen im Hofe oder im Innern des Gebäudes Altäre errichtet waren, besonders dem Zeus Herkeios (oben S. 16). Ohne Bild wurde der blos sinnbildlich durch ein Gefäß angedeutete „Hüter und Mehrer der Habe" (Ζεὺς κτήσιος) verehrt. Der Feuerherd galt als Altar der Hestia; dem Gotte der Straße, der verschiedene Namen (Apollon, Hermes, Dionysos) führte, war eine Säule vor der Thüre gewidmet. Heilige Handlungen im Hause wurden vorgenommen bei der Hochzeit (s. oben S. 22); mit der Ehe wurden die meisten Götter in Verbindung gebracht und also bei diesem Anlasse verehrt, natürlich mit Opfern. Priester hatten jedoch dabei nichts zu thun. Auch die Geburt eines Kindes hatte religiöse Gebräuche im Gefolge (s. oben S. 25), die mit der Reinigung der Wöchnerin am vierzigsten Tage nach der Entbindung endeten, und solche fanden in späterer Zeit auch an den Geburtstagen (S. 32) statt. Die letzten Akte des häuslichen Kultes waren endlich mit der Todtenbestattung verbunden (oben S. 33).

C. Die heiligen Zeiten*).

Die Zeiten, welche den Göttern zu Ehren festlich begangen wurden, richteten sich nach dem griechischen Kalender. Derselbe war, gleich

*) Mommsen, Aug., Heortologie, Antiquar. Untersuchungen üb. d. städt. Feste der Athener. Leipz. 1864.

den übrigen Einrichtungen, in den einzelnen Staaten verschieden. Gemeinsam war nur der Gebrauch, den Mondmonat als Grundlage des Jahres zu betrachten und nach in denselben fallenden religiösen Festen zu benennen. Die Namen waren in jeder Landschaft andere. Jeder Monat begann mit dem Tage, an dessen Abend der Neumond aufging, und zählte abwechselnd 29 und 30 Tage („hohle" und „volle" Monate). Zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre wurde in Athen seit Solon innerhalb einer Periode von 99 Monaten (also acht bis neun Jahren), die man das große Jahr (*μέγας ἐνιαυτός*, auch Oktaeteris oder Ennaeteris) nannte, im dritten, sechsten und achten Jahre ein Schaltmonat von 29 oder 30 Tagen eingeschoben; das gemeine Jahr hatte daher 354, das Schaltjahr 383 oder 384 Tage*). Da aber das letztere um $7\frac{1}{2}$ Tag zu lang war, führte Meton zur Zeit des Perikles eine Periode von 19 Jahren (Enneakaidekaeteris) ein, innerhalb welcher die erforderliche Ausgleichung stattfand. In Athen (und bei allen Ioniern) begann das Jahr mit dem ersten Neumond nach der Sommersonnenwende (in Sparta mit der Herbstnachtgleiche, in anderen Staaten zu anderen Zeiten). Es hatte in Athen folgende zwölf Monate:

Hekatombaion	=	Juli	—	Aug.
Metageitnion	=	Aug.	—	Sept.
Boedromion	=	Sept.	—	Okt.
Pyanepsion	=	Okt.	—	Nov.
Maimakterion	=	Nov.	—	Dez.
Poseideon	=	Dez.	—	Jan.
Gamelion	=	Jan.	—	Febr.
Anthesterion	=	Febr.	—	März
Elaphebolion	=	März	—	Apr.
Munychion	=	Apr.	—	Mai
Thargelion	=	Mai	—	Juni
Skirophorion	=	Juni	—	Juli.

Der Schaltmonat hieß „Zweiter Poseideon" und folgte auf den ersten dieses Namens. Jeder Monat zerfiel (da die Griechen nur drei, nicht vier Gestalten des Mondes zählten, nämlich die wachsende, die annähernd oder ganz volle und die abnehmende) in drei Dekaden, von denen jede zehn, die letzte eines Monats von 29 Tagen aber nur neun Tage zählte. Die Tage der zwei ersten Dekaden wurden vorwärts, die der dritten aber, wegen des abnehmenden Mondes, rückwärts gezählt, und zwar wurde in den Monaten von 29 Tagen kein zweiter berechnet. Wochen gab es daher nicht, und ebensowenig regelmäßig wiederkehrende Fest-

*) Manche Gelehrte suchten nachzuweisen, daß die Athener nach Solon und bis auf Meton Jahre von 360 Tagen mit 12 Monaten zu 30 Tagen gehabt hätten. Rinck, die Religion der Hellenen, Zürich 1854, II. S. 27 ff.

und Ruhetage. Dagegen gab es regelmäßig am so und so vielten Tage eines Monats oder einer Dekade wiederkehrende, gewissen Göttern gewidmete Tage, durch welche beinahe das ganze Jahr in Anspruch genommen wurde. Die Arbeit wurde jedoch an solchen Tagen nicht unterbrochen, sondern nur an größeren Festen, ἑορταί, πανηγύρεις, deren es in Athen 50 bis 60 im Jahre gab. Andere Staaten hatten weit weniger solche Feste.

Die wichtigsten der großen hellenischen Feste sind, nach der Reihenfolge der Götter, denen sie im Laufe des attischen Jahres galten, folgende.

An den Kronien zu Athen, dem ersten dortigen Feste im Monat Hekatombaion schmauste man festlich und bewirtete die Sklaven, wie an den italischen Saturnalien. In Rodos opferte man dem Kronos Verbrecher, wahrscheinlich in Folge Einwirkung der Phöniker und ihres Moloch.

Das erste Fest der Schutzgöttin Athens im attischen Jahre, das auf die Kronien folgte, und zugleich ihr Hauptfest, war das der Panathenaien. Eine Vorfeier dazu*) waren die Synoikien oder Synoikesien am 16. Hekatombaion zur Erinnerung an die Vereinigung Attika's zu einem Staate unter Theseus. Das Hauptfest selbst folgte 7 Tage später und wurde alle vier Jahre, im dritten Jahre jeder Olympiade, unter dem Namen der großen Panathenaien, sechs Tage lang mit besonderm Glanze begangen. Es fing mit Kampfspielen (gymnischen Spielen) in allen Arten (s. oben S. 43 ff.) und von allen Altern (Knaben, Jünglinge und Männer) und mit Wagenrennen an, welchen ein Kriegstanz (Pyrriche), ein kriegerischer Aufzug (Euandrie), und am Abend ein Fackellauf, die Lampadodromien folgten. Seit Peisistratos wurden an dem Feste auch die Gesänge Homers vorgetragen, seit Perikles musikalische Wettkämpfe für Flöte, Kithara und Gesang aufgeführt, und Schiffswettläufe (von Trieren) schlossen die Kämpfe. Die Anordnung war Sache der zehn Athlotheten; den Siegespreis bildeten goldene Kränze, Öl von den heiligen Ölbäumen Athene's in kunstvollen Thongefäßen, Dreifüße von Erz, Gelt u. s. w. Zum Schlusse brachte ein festlicher Umzug der Göttin den Peplos dar, um ihr Bild im Tempel damit zu schmücken, gewebt und gestickt von athenischen Jungfrauen. Im Zuge schritten die Priester, die Tempeldiener, die Opferthiere, die Heiligtümer tragenden Frauen und Jungfrauen, die schönsten Männer aller Phylen, von denen die, welche in dieser Hinsicht den Sieg davon trug, vom Staate hundert Drachmen erhielt, um sie zum Opfer zu verwenden. Es folgten die waffenfähigen Männer in schönstem Kriegsschmucke, die Sieger in den Kampfspielen, die Bürger, die Fremden, die Metoiken, Alle mit Opfergaben und Weihgeschenken, während

*) Was indessen auch bestritten wird, s. Mommsen, Heortologie S. 132.

Freigelassene die Straßen, welche der Zug durchschritt, mit Eichenlaub schmückten. Festgesandtschaften vertraten die befreundeten Staaten und die attischen Kolonien. Die jährliche Festfeier, die der kleinen Panathenaien, fand etwas später statt und war in allem ein kleineres Abbild des großen Festes. In den beiden letzten Jahresmonaten, Thargelion und Skirophorion, wurden zwei weitere Athene-Feste gefeiert, im ersten das der Reinigung des Bildes der Göttin, während welcher Handlung kein Geschäft vorgenommen wurde, weil die Göttin fern war und daher alles unglücklich ausfallen mußte. Nach Vollendung der Reinigung zog man mit dürren Feigen zum Tempel, um sie der Göttin darzubringen.

Die Skirophorien waren ein Bittfest wegen Dürre des Bodens und hatten den Namen von dem großen Sonnenschirm (σκίρον), der über der Priesterin der Athene getragen wurde.

Dem Apollon wurden als Sommer-Sonnengott in Attika und anderwärts in den Sommermonaten besonders häufige Opfer gebracht; doch hat der erste attische Monat nicht von einem Feste des Apollon, wie früher geglaubt wurde, sondern von den Hekatomben der Panathenaien den Namen*). Der zweite hatte ihn von den Metageitnien, die den Apollon als Beschützer nachbarlicher Vereinigung, der dritte von den Boedromien, die ihn als Helfer im Kampfe, der vierte von den Pyanepsien, die ihn als Gott der Frucht- und Baumpflanzungen feierten. An dem letztgenannten Feste wurden dem Sonnengotte die Erstlinge der Ernte dargebracht, und zwar in Form der Eiresione, eines mit Baumfrüchten, Backwerk, Näpfchen voll Öl, Wein, Honig behangenen Olivenzweiges, den man vor den Häusern aufstellte, indem man ihn in lieblichen Liedern besang. Zugleich mit Apollon feierte man bei diesem Anlasse die Horen.

Im Frühling, am 6. Munychion (Ende März) wurde Apollon in den Delphinien als delphischer Gott gefeiert und Jungfrauen mit Bittzweigen in den Händen flehten ihn im Tempel an, das Meer zu beruhigen und die Schifffahrt zu gestatten. In der zweiten Hälfte des Mai, an den Thargelien, die dem elften Monat den Namen gaben, dankte man dem Sonnengotte für die Zeitigung der Früchte und bat ihn, die Ernten mit Brand und die Menschen mit Seuchen zu verschonen. Dabei brachte man ihm und den Horen die Erstlingsfrüchte im festlichen Zuge dar und ein Paar (Mann und Frau oder zwei Männer als Vertreter beider Geschlechter), mit Feigenschnuren um den Hals, wurden unter Flötenklang und Gesang herumgeführt und mit Meerzwiebeln und Feigenruten gegeißelt, um gewissermaßen als Sündenböcke zu dienen; in früherer Zeit waren sie, wie erzählt wird (was

*) Mommsen, Heortologie S. 104 f. Preller, griech. Myth. I. S. 210.

sich aber schwerlich auf Attika bezieht)*), geopfert, d. h. verbrannt und ihre Asche ins Meer geworfen worden. An demselben Feste fanden auch Kampfspiele und Wettgesänge statt, und man sandte ein Schiff, stets dasselbe, das man immer wieder herstellte, mit einer Gesandtschaft, der Theoria, nach der Insel Delos, wo gleichzeitig ein Apollofest stattfand.

Die Dorier feierten dem Apollon die Hyakinthien zu Ehren des vom Sonnengotte durch den Diskos (Sonnenball) getödteten Hyakinthos (der verdorrten Blumenwelt). Es wurde dem Letztern ein Grabesopfer dargebracht, am Tage darauf von Knabenchören Lieder auf ihn gesungen; Reiterschaaren zogen auf, Jünglinge und Jungfrauen tanzten und sangen, es wurden Spiele und Wettfahrten, Opfer und Gelage veranstaltet. Der Hauptfestplatz war Amyklai bei Sparta. Einen Monat später fanden die Karneien statt, zu Ehren des Apollon Karneios, des Heerdengottes, der aber mit der Zeit zum Heeresgotte wurde; man errichtete Lauben und Hütten, unter denen man speiste, und Wettläufe wurden gehalten.

In Delphoi feierte man dem Apollon die Theophanien, wenn nach der Winterszeit die Sonne wieder erschien, die Septerien zu Ehren seines Sieges über den Drachen Python und die Theoxenien, an denen Apollon die übrigen Götter bewirtete. In Boiotien wurden die Daphnephorien gefeiert, indem man dem Apollon zu Ehren Lorbeerzweige trug.

Im Boedromion feierten die Athener das Todtenfest (Genesien, auch Nekysia oder Nemeseia), das Gedenkfest der Schlacht bei Marathon, und die Charisterien, das Freudenfest über den Sturz der dreißig Tyrannen. Zugleich mit letzterm wurde ein Fest der Artemis Agrotera gefeiert und ihr zu Agrai 500 Ziegen geopfert.

Der Monat Elaphebolion hatte den Namen von den Elaphebolien, einem andern Feste der Artemis; als Mondgöttin (*Μουνυχία*) wurde letztere im Munychion gefeiert und ihr große Opferkuchen in Mondgestalt und mit Lichtern umsteckt dargebracht. Nach ihrem Tempel hatte die Halbinsel Munychia mit dem Hafen dabei den Namen. In Brauron wurde zu unbestimmter Zeit ein besonderes Fest der Artemis gefeiert, dabei Homers Gesänge vorgetragen und die Mädchen von fünf bis zehn Jahren der Göttin geweiht.

Von den Festen der Demeter werden wir die Eleusinien bei Anlaß der Mysterien kennen lernen. Einen Monat nach jenen, im Pyanepsion, wurden ihr die Thesmophorien gefeiert, ein Fest, welches sie als die Erfinderin des Ackerbaues und Bringerin der Gesetze, namentlich aber als mütterliche und häusliche Göttin ehrte, und darum von den Frauen allein mit Ausschluß der Männer begangen

*) Mommsen, Heortologie S. 418.

wurde. Die Theilnehmenden mußten sich während der fünftägigen Festdauer des ehelichen Umgangs enthalten. Es fand ein Festzug mit mutwilligen Scherzen und Neckereien von Halimus, wo man sich versammelte, zum Thesmophorion (Eleusinion?) in Athen und hier tägliche und nächtliche Feiern mit mystischen Gebräuchen und Fasten statt*), und den Schluß bildete ein Festmal mit Tänzen und Spielen. Noch an vielen anderen Orten Attikas und Griechenlands überhaupt wurden Thesmophorien gefeiert. Ein Tennen- und Dreschfest der Demeter, die Haloa, folgte im Poseideon und wurde namentlich in Eleusis begangen.

Die Feste des Dionysos begannen im Pyanepsion mit den Oschophorien. Diese bestanden aus einem Wettlauf junger Männer mit Weinranken in den Händen, einem Festzuge zum Tempel des Gottes, Chorgesängen von Jünglingen in langen Kleidern, Opfern und Schmaus. Im Monat Poseideon folgten die kleinen oder ländlichen Dionysien, ein Winzerfest mit allerlei Lustbarkeiten, zu denen unter andern der Askoliasmos gehörte, ein Spiel, das darin bestand, daß man auf einem Beine tanzend auf einen mit Luft gefüllten und mit Öl gesalbten Schlauch sprang und sich darauf stehend zu erhalten suchte, was bei dem Mißlingen des Versuches vielen Spaß hervorrief. In festlichem Zuge ging es dann zum Opfer, welches einen Bock traf, und außer Früchten in Körben, Weinranken, Feigenschnüren und Opferkuchen wurde auch der Phallos einhergetragen und sogar personifizirt und besungen. Nach dem Opfer wurde geschmaust, gezecht und gejubelt, Schwänke, Scherze, Verkleidungen und mimische Darstellungen aus der Geschichte des Gottes aufgeführt. Das Fest wurde besonders zu Ikaria in Attika gefeiert, wo Dionysos den Weinbau zuerst eingeführt haben sollte. Aus den Chören aber, welche sich dort zu mimischen Aufführungen vereinigten, entstand um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. die Schaubühne, wie wir weiter unten sehen werden.

Im Gamelion folgten zu Athen selbst die Lenaien, das Kelterfest, bei welchem auch Chöre, in der Zeit des ausgebildeten Theaters aber dramatische Stücke aufgeführt und im Lenaion ein tonkünstlerischer Wettkampf abgehalten wurde, dessen Preise Epheukränze waren.

Die Anthesterien, in dem Monat, dessen Namen sie tragen, vom elften bis dreizehnten Tage, feierten die aus dem Winterschlaf erwachende Natur und zugleich die Vollendung der Weingärung. Am ersten Tage wurden die Fässer geöffnet, der Wein gekostet und in die Krüge verzapft. Man opferte, jubelte und zechte, bekränzt von den ersten Blumen des Frühlings. Am zweiten Tage, dem der Kannen, zog man in der Tracht von Personen aus dem Gefolge des Dionysos (oben S. 130) umher und es bildeten sich Zechgesellschaften, in denen

*) Mommsen, Heortologie S. 296 ff.

man um die Wette trank; auch spendete man den Todten auf die Gräber. Der sonst stets verschlossene ältere Dionysos-Tempel wurde an diesem Tage eröffnet und die Basilissa oder Basilinna (oben S. 141) darin dem Gotte vermält. Am dritten, dem Topftage wurden dem mit Dionysos verbundenen Hermes Töpfe mit gekochten Früchten geopfert und es fanden Wettkämpfe, sowie die Theaterproben auf die großen oder städtischen Dionysien statt. Das letztgenannte Fest, im Elaphebolion, feierte in zwölf Tagen den schließlichen Sieg des fruchtbringenden Sonnengottes über den Winter. Kampfspiele und Chöre schmückten es und das Theater sah bei diesem Anlasse seine größten Triumfe, namentlich da gerade zu dieser Zeit die Bundesgenossen Athens ihre Tribute brachten und also viel Volk in der Stadt zusammenströmte. Weitere Dionysos-Feiern wird uns das Kapitel der Mysterien vorführen.

Dem Zeus wurde von den Athenern im Maimakterion ein Fest gefeiert, über welches nichts näheres bekannt ist, im Anthesterion dann die Diasien mit unblutigen Opfern, im Skirophorion die Diipolien, wo er auf der Akropolis als Schutzgott verehrt und ihm ein Stieropfer dargebracht wurde. Der Opferschlächter mußte, nachdem er den Stier niedergeschlagen, das Beil wegwerfen und fliehen, worauf über jenes Werkzeug Gericht gehalten und dasselbe verurteilt und ins Meer geworfen wurde. Außerhalb des attischen Gebietes fanden Zeusfeste besonders in Arkadien und auf Kreta statt. Dort wurden ihm vor dem mit vergoldeten Adlern geschmückten Altare noch lange Menschen geopfert, hier seine Erziehung durch die Kureten und seine Hochzeit mit Hera gefeiert.

Den Ehegöttern, namentlich der Hera war in Athen der Gamelion geweiht (oben S. 23). Besonders gefeiert war die Himmelsgöttin zu Argos, wo an den Heraien Hekatomben von Stieren fielen und allgemeiner Festschmaus folgte. In Korinth wurden ihr am jährlichen Sühnfeste sieben Kinder von jedem der beiden Geschlechter geweiht und mußten ein Jahr lang ihrem Tempel dienen. In Elis brachten ihr die Frauen einen Peplos, wie in Athen der Athene dar, und ein Wettlauf von Jungfrauen schloß das Fest; die Siegerin durfte ihr Bild im Heiligtum aufstellen. In Boiotien wurden die Daibala zu Ehren der Versöhnung des Zeus mit der schmollenden Hera gefeiert, geschnitzte Bilder der Gottheiten herumgeführt und mit einem geopferten Rinderpaare, Stier und Kuh, verbrannt.

Den Hephästos feierten zu Athen die Schmiede und andere Feuerarbeiter am Ende des Pyanepsion, in den Chalkeien und zu unbestimmter Zeit in den Hephästien mit Fackelwettrennen. Auf Lemnos fand ein großes Fest dieses Gottes statt, wobei auf neun Tage alles Feuer der Insel gelöscht und dann in Delos neues Feuer geholt und feierlich an die Haushaltungen vertheilt wurde.

Über die Feste der Aphrodite läßt sich nicht viel sagen, als daß

sie meist ziemlich zuchtlos waren, und daß sich daran meist Hetären betheiligten. Mit ihr wurde vielfach auch Adonis festlich bedacht, jener syrische Gott, den Hellas aufnahm und nach seinem Ideal verschönerte. Dem in Thespiai unter dem Bilde eines rohen Steines verehrten Eros wurden die Erotidien gefeiert, in Samos aber das Freiheitsfest, die Eleutherien, in Orchomenos den Chariten die Charitesien. In Athen galten dem Hermes zu Ehren die Hermaien, an denen sich besonders die Gymnasten betheiligten; auch den Eumeniden, dem Prometheus, den Dioskuren, dem Herakles, dem Theseus u. s. w. wurden in Athen bedeutende Feste gewidmet. Übrigens hatte jeder Demos seine eigenen Feste, Göttern wie Heroen zu Ehren, und so in ganz Hellas *).

Dritter Abschnitt.

Die Mystik der Hellenen.

A. Der Aberglaube und die Orakel.

Die hellenische Religion, so weit wir sie kennen gelernt, bewegte sich im Lichte, war voll von Leben und Freude und enthüllte sich offen als liebevolle Anlehnung eines schönheitdurstigen und schönheittrunkenen Volkes an die Mächte der Natur. Das Individuum verschwand in diesem Kulte; es war das ganze Volk, das ihn übte. Dies genügte jedoch denen nicht, die ein tieferes religiöses Bedürfniß fühlten, d. h. welche nicht nur den Menschen überhaupt, sondern ausdrücklich und ganz besonders diesen Menschen, d. h. sich selbst von der Gottheit abhängig wußten. Dieses Verhältniß führt zu einem Sichversenken in den Begriff der Gottheit und damit zur Lust am Verborgenen, am Dunkeln, und neigt sich am Ende mehr zum Schmerz als zur Freude, zur Trauer über die Trennung von der Gottheit und zur Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit ihr. Diese Richtung, welche das Selbst zum Mittelpunkte der Welt macht, nennen wir die mystische und ihren Gipfelpunkt die Mysterien. Sie ist in ihrem ganzen Wesen Aberglaube, d. h. Glaube ohne Grund (Überglaube), weil es keinen vernünftigen Grund geben kann, für einen Einzelnen ein anderes Verhältniß zur Gottheit anzunehmen, als für irgend welchen Andern. Schon das Gebet ist ein Anfang in

*) Über die mit Kampfspielen verbundenen Feste s. oben S. 43.

dieser Richtung; aber so weit es Allen gemein ist, hat es noch etwas harmloses, naives, kindliches, versenkt sich noch nicht in die verborgenen Quellen des Seins, und wer es mit Anderen zugleich spricht, dünkt sich nicht als ein die Gottheit in ihren Entschlüssen bestimmendes allmächtiges Wesen. Denn dies ist der geheime Grund aller Mystik und alles Aberglaubens, den Einzelnen, d. h. sich selbst mit der Gottheit zu identifiziren und ihre Werke mit schaffen zu lassen. Die notwendige Folge davon ist der Wunderglaube, insbesondere aber der Glaube an das Wunder einer Offenbarung, welche die Gottheit dem eine Vereinigung mit ihr Suchenden zu theil werden läßt.

Die Griechen waren, so ferne aller Mystik ihr freier, offener, heiterer Kult war, doch Menschen und strebten in Folge dessen nach Höherm, waren aber in ihrer großen Menge nicht fähig, dies in aufgeklärter Weise zu thun, daher das Volk durchweg im Aberglauben befangen lag und nur durch die Schönheit des öffentlichen Götterdienstes von den Verirrungen frei blieb, in welche die indischen Büßer, die chaldäischen Magier und die ägyptischen Thierdiener verfielen.

Der Aberglaube des griechischen Volkes äußerte sich in seiner verbreitetsten Form als Mantik oder Seherei, deren Wesen darin besteht, daß der Einzelne äußere Vorgänge als von Seite der Gottheit speziell auf ihn selbst bezogen wähnt, ja soweit geht, solche Vorgänge anzunehmen, ohne daß sie irgendwo anders existirten, als in seiner Einbildungskraft. Die Mantik lag entweder im Menschen oder in äußeren Dingen. In jenem Falle bestand sie in Traumgesichten oder in Gesichten, die der Wachende zu sehen glaubte, in Visionen. Die äußere Mantik dagegen konnte sich in allen möglichen Vorfällen, Zeichen, Erscheinungen bewegen, welche der Gläubige auf sich zu beziehen für gut fand. Wer in solchen Vorkommnissen der verschiedensten Art den Vermittler zwischen der Gottheit und dem Einzelnen machte, war ein Medium damaliger Zeit und hieß Seher (*μάντις*). Die Seher hatten Visionen oder behaupteten es wenigstens und legten den anderen Sterblichen ihre Träume aus, sowie alles, was man für Offenbarungsmittel der Götter hielt. Äußere Zeichen dieser Art waren besonders die mit dem Vogelfluge zusammenhängenden. Rechts von der Sonne erscheinende Vögel bedeuteten Glück, links aber Unglück. Andere solche Zeichen boten Blitz und Donner, Sternschnuppen, Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, der Stand der Sterne, doch hatte der letztere, Gegenstand der aus Ägypten und Chaldäa eingedrungenen Astrologie (Bd. I. S. 361 und 502), unter dem griechischen Volke sich nur geringer Aufmerksamkeit zu erfreuen. Solch späterer Schwindel war auch die Eingeweideschau der Opferthiere, die aber weitläufige Regeln hatte*).

*) Schoemann, griech. Altert. II. S. 275 ff.

Wenn die Zeichen dabei ungünstig waren, so wiederholte man die Opfer, bis man günstige erhielt. Ähnliche Vorbedeutungen schöpfte man auch aus dem Verhalten der Opferthiere, dem Brennen des Opferfeuers u. s. w. Gewisse Bedeutungen suchte man auch darin, wenn einem Thiere an ungewöhnlicher Stelle ein Horn wuchs, eine Priesterin einen Bart bekam, ein fremder schwarzer Hund in ein Haus lief, die Balken im Hause krachten, Wein verschüttet wurde und so am Ende in allen möglichen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Dingen.

Absichtlich veranstaltete man Gelegenheit zu Wunderzeichen durch eigens zu diesem Zwecke unternommene Opfer, ferner durch das Los, meistens mit Steinchen, durch die Eierschau, indem man ein Ei ins Feuer hielt und aus den Sprüngen der Schale u. s. w. wahrsagte, durch die Alektoromantie, wobei man einen Hahn in einen Kreis stellte, der mit den Buchstaben des Alfabetes bezeichnet war und auf jedem ein Korn trug; welche Körner gefressen wurden, deren Buchstaben sollten die Lösung der gestellten Frage enthalten — und Ähnliches mehr.

Was die mantischen Personen betrifft, so glaubten sie oder schienen zu glauben, daß sie ihre Eingebungen von Göttern hätten. Man suchte an verschiedenen Orten die Seher in gewissen Geschlechtern. Es konnte aber auch außerdem Jeder diese „Kunst“ ausüben. Auch gab es vom Staate angestellte Seher und Zeichendeuter, und Solche zogen mit den Heeren in den Krieg. Diese höheren Seher waren geachtet; ebenso sehr verachtet wurden die gemeinen Traum- und Zeichendeuter, unverschämte Schwindler verschiedener Gattung. Gelt brachten beide Arten des Gewerbes ein. Außer den menschlichen Sehern nahm aber der Volksglaube noch mythologische an, die männlichen Bakiden und die weiblichen Sibyllen. Von verschiedenen mythischen Personen wie Orpheus, Musaios und anderen hatte man Sammlungen wahrsagender Sprüche.

Die höchste Stufe erstieg die griechische Mantik in den Orakeln*) (*μαντεῖα, χρηστήρια*), die wir in dieser Form, d. h. in der von ständigen priesterlichen Anstalten zur Ertheilung angeblicher Aussprüche der Götter, nur in Ägypten (Bd. I. S. 327), Kleinasien und Griechenland finden, welche Verbreitung den Weg anzeigen mag, den diese Einrichtung genommen, welche jedoch schließlich in Hellas eine völlig selbständige Gestalt gewonnen hat. Die Orakel sind fixirte und isolirte Stätten einer bestimmten förmlich anerkannten und autorisirten Art von Aberglauben. Sie entstanden ganz natürlich durch den besondern Ruf eines Heiligtums, an welchem sich die Gläubigen Trost und damit auch Rat zu suchen kamen, und dessen Priester daher zugleich Seher waren. Die besondere Art des Aberglaubens aber hing von dem Charakter des Gottes ab, dem das Heiligtum gehörte.

*) Doehler, die Orakel, Berl. 1872.

Man unterscheidet die Orakel in Zeichen- und Spruchorakel. Naturgemäß sind erstere die älteren, da letztere eine gewisse Ausbildung der Sprache nicht nur, sondern auch des Institutes selbst voraussetzen. Die Zeichenorakel schließen sich an die erwähnten abergläubigen Meinungen bezüglich der Bedeutung äußerer Vorfälle und Erscheinungen. Das älteste Orakel, das von Dodona in Epeiros, gehört hierher. Es war dem Zeus geweiht und die Art und Weise seiner Äußerung bestand nach dem einstimmigen Berichte aller zuverlässigen Schriftsteller ausschließlich in dem Rauschen der heiligen Eiche des dortigen Platzes. Das Weltall wird in vielen Mythen unter der Gestalt eines Baumes dargestellt, und so paßte für den Himmelsgott vollkommen ein solches Orakel. Die Priester und Priesterinnen des Zeus-Heiligtums weissagten, wie man glaubte, vermittelst göttlicher Erleuchtung aus jenem Rauschen, das als die Stimme des Gottes galt. Daneben wurden aber auch Lose gezogen; und in späterer Zeit scheint auch aus den Klängen eines ehernen Beckens, welches die Korkyräer als Weihgeschenk gegeben, gewahrsagt worden zu sein. An mehreren anderen Orakeln waren verschiedene weitere Arten der Zeichendeutung im Schwange. An dem mantischen Altar des Zeus in Olympia wurde in Bezug auf den Ausfall der Kampfspiele gewahrsagt, vorzüglich aus den Häuten und Fleischstücken der Opferthiere.

Abarten der Zeichenorakel waren die Traumorakel, die vorzüglich in den Heiligtümern des Asklepios, namentlich in Epidauros geübt wurden, indem man Kranke hineinbrachte, aus deren Träumen auf den Verlauf ihrer Krankheit geschlossen wurde. Zugleich verpflegte man aber auch die Kranken daselbst, schrieb ihnen eine Diät, Bäder, Reinigungen u. s. w. vor, und es waren dies daher ohne Zweifel die ältesten Krankenhäuser. Ein solches Orakel war zu Amphiklea in Phokis. In einem andern in Lydien schliefen und träumten die Priester statt der Kranken. Im Heiligtum des Amphiaraos zu Oropos wurde nicht nur über Krankheiten, sondern über alle möglichen Dinge im Traume geweissagt. Zu Lebadeia in Boiotien unterwarf das Orakel des Trophonios die Fragenden allerlei Ceremonien und Prüfungen und versetzte sie auf geheimnißvolle Weise nach Waschungen und Salbungen in ein unterirdisches Gemach, wo sie Gesichter hatten und Stimmen hörten, auch von Schlangen und Dämonen belästigt wurden. Selbst der Perser Mardonios befragte dieses Orakel. Verwandt mit dieser Gattung sind die Todtenorakel (*νεκρομαντεῖα*, *ψυχομαντεῖα*, *ψυχοπομπεῖα*), darin bestehend, daß man die Seelen Verstorbener heraufbeschwor, um von ihnen Offenbarungen zu empfangen. Die Fragenden wurden in einen ekstatischen Zustand versetzt oder erhielten ihre Aufschlüsse auch im Traume. Solche waren das des Teiresias bei Haliartos, das am See von Kyme in Unteritalien, das zu Herakleia am Pontos in Bithynien. Diese und andere Orte galten als Eingänge zur Unterwelt.

Die berühmtesten und am meisten beschäftigten Orakel waren aber die mittels Sprüchen geübten und unter ihnen dasjenige des Apollon zu Delphoi. In späterer Zeit wurde eine Reihe von Göttern erdichtet, denen es nacheinander geweiht gewesen; nachgewiesen ist nur die Vorsteherschaft Apollons. Am südlichen Abhange des Parnassos war auf einem Plateau, etwa tausend Fuß über dem Meer, ein Erdschlund, aus welchem kalte Dämpfe emporstiegen, die den davon Betroffenen angeblich in aufgeregte Zustände versetzten, und deren Entstehung man einer Einwirkung der Sonne auf die Erde zuschrieb, daher der Ort dem Gotte der erstern gewidmet wurde. Der Tempel des Apollon war so gebaut, daß sein Adyton die Mündung des Schlundes in sich faßte. Unmittelbar über der letztern stand ein hoher Dreifuß, darauf ein Becken mit einer kreisförmigen durchbrochenen Scheibe und über dieser der Sitz für die Seherin. Diese, Pythia genannt, war eine Jungfrau, und zwar in späterer Zeit eine solche von vorgerücktem Alter. Durch die Dämpfe angeblich erregt und durch das Trinken aus der kastalischen Quelle und Kauen von Lorbeerblättern berauscht, oft auch in Zuckungen geratend, antwortete die Pythia auf die an sie gestellten Fragen und ihre Antworten wurden von dem neben ihr stehenden Priester oder Profeten in eine meist metrische Form gebracht. Der Hergang dabei war sicherlich, wie bei allen derartigen Einrichtungen des Aberglaubens, aus Selbsttäuschung, bewußter politischer Berechnung und absichtlichem Betrug gemischt. Letzteres beides war ohne Zweifel der Fall bei den vielen bekannten zweideutigen Antworten des delphischen Orakels. Es sind auch Beispiele von Bestechung der Pythia und der Priester nachgewiesen*). Je mehr Griechenland seinem Verfalle entgegen ging, desto mehr nahm auch bei dem delphischen Orakel Betrug und Bestechung an der Stelle gutgemeinten Aberglaubens und religiös-patriotischen Eifers überhand. Denn dieses Orakel war eine der Hauptstätten für die Gemeinsamkeit des hellenischen Lebens, in welcher Eigenschaft es sich mit den vier großen Kampfspielen (oben S. 43) und mit den Versuchen politischer Einheit (oben S. 70 ff.) theilte. Es war daher nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Anstalt. Wie überhaupt, so standen auch hier die Hellenen nicht unter priesterlichem Einfluß, sondern unter demjenigen einer nationalen Anstalt. Dieselbe hing eng mit der Verbreitung der Kultur in jenen Gegenden zusammen und behielt daher stets großes Ansehen in allen Fragen staatlichen, örtlichen und persönlichen Charakters. Auch erwarb sie sich gegenüber der Freiheitsliebe des hellenischen Volkes noch dadurch besonderes Ansehen, daß sie einen bedeutenden Damm gegen alle Gelüste der Unterdrückung bildete,

*) Schoemann, griech. Altert. II. S. 306.

indem Alle, welche solche versuchten, ihre Mißbilligung von Seite des Orakels gewärtigen mußten, welche den Bedrückten dann ermächtigte, sich Recht zu schaffen. Da das Orakel die Grundlage und der Mittelpunkt des Amphiktyonenbundes (oben S. 70 ff.) war, der in ganz Griechenland Verbindungen hatte, weil die Gründung sämmtlicher griechischen Staaten ursprünglich von ihm ausgegangen war, so konnten sich auch die dortigen Priester Kenntniß aller Verhältnisse verschaffen und dieselbe bei Abgabe ihrer Orakelsprüche verwerten, welche die Macht und das Ansehen von gerichtlichen Urteilen hatten und in ganz Hellas Achtung genossen. So wurde denn das delphische Orakel der eigentliche religiöse und politische Hauptort und oberste Gerichtshof von Hellas und vertrat in Wahrheit dieses Land und Volk gegenüber der Fremde*). Betrachteten ja die Griechen einen Stein im Heiligtum gerade vor dem Sitze der Pythia als Mittelpunkt (Nabel, ὀμφαλος) der ganzen Erde! Das Orakel pflegte in Folge dessen auch die Vaterlandsliebe. Es war Gesetz, daß kein Hellene oder hellenischer Staat das Orakel in feindlicher Absicht gegen Landsleute benutzen durfte. Ferner ging die in Hellas allgemein übliche Annahme eines „großen Jahres“ von 99 Monaten vom Apollon-Kult aus; diese Zahl stellte eine der Sonnengottheit geweihte Hekatombe dar und den durch selbe vertretenen Zeitraum von acht Jahren mußte ein Mörder flüchtig sein, ehe er von dem Gotte den Lorbeer der Sühnung erhalten konnte. Endlich verhinderte das Orakel durch die von seinen Amphiktyonen anerkannte Zwölfzahl der Götter jede Ausschreitung des Polytheismus und jedes Eindringen fremder Kulte, was beides im spätern Römerreiche so sehr zur Entartung beigetragen hat. Darauf brauchen wir nicht besonders hinzuweisen, daß überdies das Orakel in moralischer Hinsicht viel Gutes bewirken konnte, so lange es noch in seiner ursprünglichen Verfassung bestand und der Bestechung und anderer Entartung Widerstand leistete, und daß vielleicht das Ansehen der Pythia auch zur Hochhaltung der Frauen beitrug. Mit der Abnahme der guten und schönen Seite des Griechentums, nicht wie Cicero und Plutarch meinten, mit Abnahme der unterirdischen Dämpfe, verlor das Orakel am Parnassos seine Bedeutung.

Es gab noch mehrere Orakel des Apollon, so das der Branchiden zu Didyma bei Milet, das zu Klaros bei Kolophon, das zu Obai in Phokis, das zu Akraiphiai in Boiotien und viele andere.

Die bloße Mantik, d. h. die Erforschung des Schicksals wurde im griechischen Volksglauben überschritten durch die aus dem Morgenlande nach Hellas gebrachte Magie, d. h. das Bestreben, das Schicksal selbst gestalten, nach dem menschlichen Willen lenken zu können. Die Griechen selbst leiteten die bei ihnen vorkommende Zauberei aus chaldäischen und

*) Curtius, griech. Gesch. I. S. 464. 468.

ägyptischen Quellen ab.*) Sie ist auch nicht vor dem fünften Jahrhundert vor Chr. nachgewiesen. Zur Zaubergöttin wurde mit dem Auftauchen dieser Bestrebungen die alte dreigestaltige Mondgöttin Hekate. Magie wurde vorzüglich in der Heilung von Krankheiten angewendet, daher die Heilmittel überhaupt Zaubermittel (φάρμακα) genannt wurden. Doch fiel die Blütezeit der griechischen Magie nicht mehr in die hier zu behandelnde Periode der ächt hellenischen Kultur.

Daß Götter der Zauberei mächtig sind, liegt im Götterglauben selbst, und es ist daher begreiflich, daß schon die älteste griechische Dichtung den Göttern die Kraft zuschrieb, Personen eine andere Gestalt zu geben, sie zu verschönern, in ihnen Liebe zu Anderen zu erwecken, Krankheit und Tod zu verbreiten u. s. w. Gegen solche und andere Zaubereien kannte das Volk schon in alter Zeit Gegenmittel, wie Tränke, Kräuter, Talismane, Amulette, Sprüche in unverständlicher Sprache u. s. w., kurz, sogar im schönen Hellas hatte der allgemein menschliche Schamanismus und Fetischismus seine Ableger und Verzweigungen!

B. Die Reinigungen und die Mysterien.

Zeigte sich in den abergläubigen Handlungen und in ihrer Vermengung mit anderen Interessen, wie sie in den Orakeln zu Tage trat, das Bestreben des Menschen, das von den Göttern über ihn verhängte Schicksal kennen zu lernen und zu ergründen, sich also im Wissen und später mittels der Zauberei auch im Können den Göttern ähnlich zu machen, so zielte eine andere Reihe religiöser Handlungen darauf hin, die Trennung zwischen Gott und Mensch völlig aufzuheben, die Schranken zwischen beiden niederzureißen und den Menschen mit seinem Gotte zu vereinigen. Den Weg zu diesem Ziele sollten die Reinigungen und Sühnungen ebnen und bereiten, das Ziel selbst aber die geheimen Gottesdienste, die Mysterien erreichen.

Die Reinigungen, allen Religionen civilisirter Völker eigentümlich, sind die Schwelle zur Wohnung der Götter, beziehungsweise zur Vereinigung mit ihnen. Schon zum gewöhnlichen Gottesdienste waren Waschungen und reine Gewänder vorgeschrieben. Zur Einheit mit den Göttern mußte auch die Seele rein sein. Die älteste Art der Reinigung ist wol diejenige von Blutschuld. Sie war mit Opfern verbunden und es diente dazu Blut der Opferthiere, Salz, Feuer vom Opferbrand und Wasser.

Der gereinigte Thäter (in früherer Zeit gleichviel ob Todtschläger

*) Schoemann, griech. Altert. II. S. 330.

oder Mörder) mußte sich in die Verbannung begeben und nach deren Ablauf, wenn ihm die zur Blutrache (oben S. 97) berechtigten und verpflichteten Verwandten des Getödteten durch eine Versöhnung die Rückkehr erlaubten, eine zweite Reinigung bestehen. Überflüssig war die Ceremonie nach der Tödtung eines Ehebrechers durch den Beleidigten, eines eingedrungenen Diebes, eines Landesverräters oder Tyrannen, indem solche That erlaubt war. Andere Fälle des Erfordernisses einer Reinigung und Sühnung traten ein, wenn ein schwerer Frefel gewissermaßen eine ganze Stadt oder Gemeinde entweiht hatte, wie in Athen bei der Tödtung Kylons und seiner Genossen u. s. w.; auch die Berührung mit Leichen, mit Verbrechern, mit Wöchnerinnen und neugeborenen Kindern, die Begattung u. s. w. machten eine Reinigung notwendig, doch gab es über diese kleineren Fälle keine allgemeine Vorschrift und keine Pflicht ihrer Beobachtung. Namentlich enthielten sich die Gebildeten ganz dieser abergläubigen Vornahmen. Die dabei geübten Gebräuche waren sehr verschiedenartig, ebenso die dabei verwendeten Gegenstände, die Tage, an welchen sie stattfinden sollten u. s. w.

Ihre Spitze aber erhielten die Reinigungen und Sühnungen in den religiösen Einrichtungen, durch welche die Idee einer Vereinigung von Gott und Mensch vermittelst der Reinwerdung des Letztern von aller Sünde und Schuld zu einem System ausgebildet wurde. Es waren dies die geheimen Gottesdienste, die Mysterien, welche in Griechenland etwas von den ägyptischen Mysterien (Bd. I. S. 323 f.) durchaus Verschiedenes waren und mit ihnen in keinem Zusammenhange standen. Wie alle kultartigen Anstalten, befanden auch sie sich unter Leitung und Aufsicht des Staates und es gab ihrer wahrscheinlich in den meisten griechischen Gemeinwesen.

Sie hatten ihren Ursprung entweder in der Abschließung gewisser Kulte gegen die daran Unbetheiligten, indem sie sich auf einen einzelnen Stamm und dessen Gottheiten, auf einen bestimmten Stand, eines der beiden Geschlechter u. s. w. bezogen, — oder in der Natur gewisser Gottheiten, deren Kult etwas Geheimnißvolles besaß, — oder endlich in der Einführung fremdländischer Gottesdienste. Anfänglich war daher der Inhalt der Mysterien nicht verschieden vom übrigen Gottesdienste; erst mit der Zeit gewann er durch die fortgesetzte Geheimhaltung einen besondern Charakter. Theilnehmer an den geheimen Kulten waren bald nur die Priester, bald größere Kreise von Gläubigen, aber auf die dazu berechtigten Stände oder Geschlechter beschränkt, bald endlich bildeten sie ausgedehnte geheime Verbindungen, in welche Leute jeder Lebensstellung aufgenommen werden konnten. Die Mitglieder der Mysterien waren zum strengsten Stillschweigen verpflichtet, daher über ihre Einrichtung und den Inhalt ihrer Lehren wenig bekannt ist. Nach allem was man weiß und aus den Verhältnissen schließen kann, konnte

der Zweck der Mysterien keineswegs etwas wie Aufklärung oder Opposition gegen die öffentliche Religion, noch überhaupt ein bestimmtes System von Lehren und Grundsätzen, sondern schlechterdings kein anderer sein, als eine Vertiefung der Religion, eine ausschließliche Beschäftigung mit derselben, losgelöst vom alltäglichen Leben, eine gründlichere Erforschung des wahren Wesens der Götter, ein Streben nach Vereinigung mit denselben durch das Emporsteigen aus der Sünde, und, obwol den Betreffenden unbewußt, auch ein Trauern über die Fruchtlosigkeit dieses Strebens. Die Mysterien waren daher in ihrer spätern Entwickelung ein Abweichen von der frohen, heitern, offenen griechischen Volksreligion, welche schon hatte, was erstere suchten, nämlich das Bewußtsein der Einheit von Gott und Mensch in Gestalt und Charakter; sie waren eine der lebenvollen hellenischen Kunst abgewandte Schwärmerei, welche das Ideal außerhalb der Wirklichkeit suchte, sie waren die Wurzeln der Romantik und zeitigten die Blüte, welche nachher, dem Stamme des Judentums aufgepfropft, zur Frucht des Christentums heranreifte. Die Mysterien waren daher die Sache einer Art religiöser Aristokratie, welche aus den Menschen sich bildete, die sich in der öffentlichen Religion nicht befriedigt fühlten und ein innerlicheres Glaubensleben suchten, dem die große Menge gleichgültig gegenüberstand, aber doch nicht die hohe geistige Bildung besaßen, aus der Volksreligion den wahren Kern herauszuschälen, oder auch durch ihren religiösen Sinn von diesem Wagniß abgehalten wurden, welches, von den Philosophen unternommen, dem aufrichtigen Glauben an die Götter als übermenschliche allmächtige Wesen ein Ende bereiten mußte.

Unter sich standen die Mysterien der verschiedenen griechischen Staaten in keinem Zusammenhange, sondern jeder der vielen geheimen Gottesdienste hatte seinen besondern Charakter und seine eigentümliche Art und Weise, eine Vertiefung und Verinnerlichung des Glaubens anzustreben. Doch hatten sie diesen letztern Zweck in allgemeinen Zügen gemein, und in dieser Hinsicht kann man ihr Verhältniß zur Volksreligion in ähnlicher Weise auffassen wie dasjenige des Protestantismus zum Katholizismus. Wie ersterer wandten sich die Mysterien von der Form ab und zum Inhalt, suchten die Seligkeit im Glauben statt in äußeren Werken und legten innerhalb des Kulturkreises, aus dem sie hervorgewachsen, die Grundsteine zu einem neuen solchen. Doch bestand keinerlei Eifersucht oder gar Streit zwischen beiden Richtungen; denn beide waren Anstalten derselben Staaten und deren Bürgern zur Auswahl dargeboten.

Der wahrscheinlich älteste*), berühmteste und ehrwürdigste unter den

*) Vergl. „Buch der Mysterien" von O. Henne-Am Rhyn, (St. Gallen 1869), S. 49 ff.

einheimischen Geheimdiensten Griechenlands war derjenige der **Eleusinien**, welcher zu Eleusis in Attika und anderen Orten der Göttin **Demeter** und ihrer Tochter **Persephone**, später auch einer männlichen Gottheit geweiht war, welche in den Mysterien selbst **Jakchos** hieß, in welcher aber die Griechen der Namensähnlichkeit wegen den **Bakchos** suchten, obschon keine sprachliche Ableitung die Vertauschung von J und B kennt. Jakchos erscheint vielmehr als ein von der Volksreligion unabhängiger Gottesname und sprachlich verwandt mit **Jao**, Jovis pater (zusammengezogen **Jupiter**) und dem hebräischen **Jahve**. Den Namen **Jao** gibt Diodor (Bd. I. S. 400) dem jüdischen Gotte, und ein vorhandener Orakelspruch des Apollon von Klaros sagt:

> Wisse, der sämmtlichen Götter Erhabenster nennt sich Jao;
> **Aïdes** erst im Winter und **Zeus** im beginnenden Frühling,
> **Helios** drauf im Sommer, im Herbst dann milder Jao.

Diese Eigenschaft als Herbstgott führte um so eher auf Bakchos, der eine Personifikation der den Wein zeitigenden Sonne ist. *Ἔλευσις* heißt im Griechischen „Ankunft" und soll diesen Namen daher haben, daß Demeter auf ihrer Wanderung zur Aufsuchung der geraubten Tochter unter der Gestalt einer Magd dort ankam, was ähnlich auch von Isis in Ägypten erzählt wird. Den Bewohnern von Eleusis verlieh Demeter zum Danke für ihre Gastfreundschaft die Brotfrucht und die Mysterien. Von Eleusis aus verbreitete sich übrigens der Kultus der beiden verbundenen Gottheiten über ganz Griechenland und einen Theil von Kleinasien, in etwas veränderter Form auch nach Italien, und an mehreren Orten entstanden Filialanstalten von Eleusis, in welchen dieselben Feste und Geheimdienste gefeiert wurden. Eleusis behielt aber stets den Vorrang. Die dortigen heiligen Gebäude, kunstvoll im dorischen Stil erbaut und prachtvoll eingerichtet, bestanden aus dem Tempel der Demeter und dem „mystischen Hause", in welchen die geheimen Feiern stattfanden. Sie waren durch die mit Tempeln und Heiligtümern reich besetzte „heilige Straße" mit Athen verbunden, wo ebenfalls ein eleusinisches Gebäude stand, in welchem ein Theil der Mysterien gefeiert wurde. Vor dem peiräischen Thore daselbst befand sich ein ebenfalls zu diesen Gottesdiensten gehöriges Heiligtum des **Jakchos**, und noch ein „Eleusinion" (Gebäude für eleusinische Festlichkeiten) in Agrai. Die heiligen Gebäude von Eleusis bestanden bis zur Völkerwanderung, wo sie im vierten Jahrhundert nach Christus von den Gothen Alarichs unter Anleitung fanatischer Mönche zerstört wurden.

Die Eleusinien standen von jeher unter der Aufsicht und Leitung des athenischen Staates. Seitdem dieser eine Republik geworden, gingen die Rechte, welche in Bezug auf die dortigen Heiligtümer sonst der König ausgeübt hatte, auf den Archonten über, welcher (oben S. 95) die Oberleitung der religiösen Angelegenheiten besorgte und den Titel

Βασιλεύς (König) trug. Ihm standen vier Räte (Epimeleten) zur Seite; zwei davon wurden aus allen Athenern, zwei aber aus den beiden Geschlechtern der Eumolpiden und Keryken zu Eleusis gewählt. Den Bericht über die Verwaltung der Mysterien nahm der große Rat von Athen (die *Βουλή*) entgegen, indem er sich zu diesem Zwecke im Eleusinion zu Athen versammelte. Das Priestertum der Anstalt blieb stets im Besitze der beiden eleusinischen Geschlechter. Die oberste Persönlichkeit desselben war der Hierophant, welchem eine Hierophantin zur Seite stand. Nach ihnen kamen: der Fackelhalter (*δᾳδοῦχος*), der heilige Herold (*ἱεροκῆρυξ*) und der Altarpriester (*ὁ ἐπὶ βωμῷ*). Auch diese Ämter sollen weibliche Parallelstellen gehabt haben. Die Priester bildeten zusammen den heiligen Rat, welcher die eigentlichen Mysterienangelegenheiten besorgte.

Das öffentliche Ansehen der Eleusinien innerhalb des offiziellen Heidentums war so groß, daß zwischen kriegführenden Parteien während der mystischen Weihen Waffenstillstände geschlossen wurden und daß diejenigen, welche die geheimen Lehren und Gebräuche von Eleusis verspotteten oder verrieten, oder sich unbefugter Weise unter die Eingeweihten mischten, zur Todesstrafe oder lebenslänglichen Verbannung verurteilt werden konnten. Im Jahre 411 vor Chr. wurde der Dichter Diagoras aus Melos, welcher ein Herakles-Bild ins Feuer geworfen, damit der Heros seine dreizehnte That vollführe, und die Mysterien verraten hatte, wegen Götterlästerung geächtet. Selbst nach dem Untergange der griechischen Freiheit wandten die römischen Kaiser ihr Interesse den dortigen Heiligtümern zu. Hadrian ließ sich einweihen, Antonin führte in Eleusis Bauten auf, selbst die ersten christlichen Kaiser, wie Konstantius II. und Jovian, nahmen von ihren Verboten der Nachtfeiern die eleusinischen aus, — und nach der gemeldeten Zerstörung der heiligen Gebäude scheinen die Einweihungen bis auf Theodosios fortgedauert zu haben.

Dieses hohe Ansehen der Eleusinien rührte offenbar zuvörderst daher, daß dieselben Göttern der Volksreligion gewidmet waren. Freilich bestand das Patronat der Demeter und des Bakchos blos dem Namen nach und dachten sich die Eingeweihten ganz Anderes darunter. Jedenfalls ist es auffallend, daß gerade die beiden jenen Gottheiten besonders geweihten Gaben, Brot und Wein, von späterer, das Heidentum scheinbar ganz abwerfender Mystik als Bestandtheile der Handlung aufgenommen wurden, welcher das tiefste Mysterium zu Grunde liegt.

Was wir indessen von dem sicher wissen, was in Eleusis gelehrt wurde, ist folgendes. Die Fabel, welche den dortigen Mysterien zu Grunde lag, war der Raub der Persephone, Demeters Tochter, durch Pluton. Dieser, der Herrscher des Aufenthalts der sündhaft Verstorbenen, d. h. die Personifikation der untergegangenen Sonne, also der Sonne zur Nachtzeit oder auch zur Winterszeit, raubt die Blumen pflückende

Persephone, d. h. die Pflanzenwelt, indem diese bei Eintritt der rauhen Jahreszeit verwelkt und verdorrt, und führt sie mit sich in sein Schattenreich, wo sie nun neben ihm als Königin tront. Ihre Mutter aber, Demeter, als Mutter der Pflanzenwelt also die Erde, und als solche natürlich die Beschützerin des Ackerbaues, klagt und irrt trauernd umher, weil ja die Erde zur Winterszeit allerdings ihren Schmuck, ihr Liebstes verloren hat. Endlich aber erbarmen sich die Götter der Unglücklichen und bewirken einen Vertrag zwischen ihr und dem Räuber, welcher dahin lautet, daß die Geraubte während des Sommers auf der Ober-, während des Winters in der Unterwelt weilen soll, womit die Symbolisirung der Fruchtbarkeit des Bodens und zugleich die Idee der Auferstehung des Menschen, dessen Leib gleich dem Samenkorn in die Erde gelegt wird, ausgedrückt ist. Die Vereinigung Persephone's mit Bakchos, d. h. dem Fruchtbarkeit befördernden Sonnengotte, ist erst ein Werk der Mysterien und bezieht sich wol auf die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit, welche das Ziel der Mysterien war. Die Hauptsache des Inhalts derselben war also allem Anscheine nach die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit, angeknüpft an die Thatsache der Rückkehr des Blühens der Pflanzen im Frühling.

Auf die erwähnte Mythe nun beziehen sich die in Eleusis gefeierten Hauptfeste. Es waren deren zwei: die kleinen Eleusinien im Frühling (Monat Anthesterion, März), wo die Geraubte aus der Unterwelt zum Lichte emporstieg, zu Agrai gefeiert, und die großen Eleusinien im Herbste (Monat Boëdromion, Oktober), wo sie ihrem düstern Gemale wieder in den Hades folgen mußte, in Athen und Eleusis gefeiert. Nur über den Hergang der letzteren wissen wir etwas Näheres. Sie zerfielen in eine Vorfeier zu Athen und eine Hauptfeier zu Eleusis. Die Vorfeier dauerte sechs Tage, nämlich vom 15. bis zum 20. Boëdromion. Am ersten Tage versammelten sich die Eingeweihten aus allen Gegenden, wo die edle griechische Zunge ertönte und hellenische Herzen für ihre Götter schlugen, in der Bilderhalle (*Στοὰ ποικίλη*) zu Athen und wurden durch den Hierophanten, dessen Gehülfen mit lauter Stimme den mit Blutschuld Behafteten den Zutritt verweigerten, mit der Tagesordnung des Festes bekannt gemacht. Der Rest des Tages verlief unter lärmenden Umzügen, bei denen sich wahrscheinlich die Freude auf die bevorstehenden Feierlichkeiten und über das Wiederfinden von Bekannten Luft machte. Am zweiten Tage wurden alle Mysten durch energischen Ruf (*ἅλαδε μύσται*) an das Ufer des Meeres beordert, wo sie in der heiligen Salzflut die zur würdigen Festfeier notwendige Reinigung vornehmen mußten. Die vorgeschriebenen Opfer, Opferschmäuse und Umzüge nahmen die nun folgenden zwei Tage in Anspruch, und die Mysten benutzten ihre freie Zeit wol zu Spaziergängen im Schatten der Bäume und Hallen wie zur Ruhe und Erfrischung. Erst am sechsten Tage

fand der Übergang zur Hauptfeier statt mittels der großen Jakchos-Procession, die sich durch das „heilige Thor" und auf der heiligen Straße nach Eleusis bewegte. In die Tausende stark*) setzte sich der Zug der Mysten beider Geschlechter, begleitet von Athens Magistraten und den Priestern, in Marsch, die Häupter mit Eppich und Myrte bekränzt, Ähren und Ackergerät und Fackeln tragend; denn wenn man auch des Tags aufbrach, ging doch die Reise so langsam von Statten, daß man erst spät ankam, um die Feier in geheiligter Nacht zu begehen. Jakchos selbst dachte man sich als den Führer der Menge und sein Bild wurde in Gestalt eines Kindes durch Wärter vorangetragen, auch kostbares Spielzeug oder eine Wiege für dasselbe mitgenommen**), — und man zog am brandenden Meeresufer hin durch denselben blumigen Hain und Wiesengrund der thriasischen Ebene, auf welchem nach der Sage Persephone geraubt worden. Vier Stunden betrug der Weg an Länge; es herrschte aber ungezwungene Heiterkeit, ihn zu verkürzen, und Aufenthalte bei den verschiedenen Heiligtümern, mit Befolgung mystischer Gebräuche und Opfer verbunden, gaben öftern Anlaß zum Ausruhen. Der wild rauschende Gesang des Jakchos-Liedes erschallte, unterbrochen durch lebhafte Tänze, Flötenspiel und mächtig durch die Nacht hintönende Ausrufungen: Jo, Heil Jakchos! Und abwechselnd damit wurden, wie wir den satirischen Andeutungen darauf in des Aristophanes „Fröschen" entnehmen, lose Scherze getrieben, mit den theilnehmenden Frauen und Mädchen gekost und geschmollt, auch wol über den weiten Weg geklagt, sogar über seinen Nächsten gewitzelt und gespottet; zu solchen Episoden scheint namentlich der Übergang über die Brücke des Kephissos Anlaß gegeben zu haben. Frauen pflegten auf dem Wege zu fahren, bis ein Demagog zur Zeit des Demosthenes die Abschaffung dieses Vorrechtes der Reichen bewirkte. Zu Kriegszeiten scheint entweder militärische Bedeckung den Zug begleitet zu haben oder derselbe in Schiffen zur See ausgeführt worden zu sein.

Am ersten Tage der Feier in Eleusis wurde Abends von allen Mysten gemeinsam der heilige Trank des Kykeon eingenommen, durch welchen Demeter auf ihrer Flucht in Eleusis gestärkt worden, und welcher aus Gerstengraupen, Wein und geriebenem Käse bestand, wozu bald Honig, bald Milch, bald Kräuter und Wasser, bald Salz und Zwiebeln kamen. Die drei folgenden Nächte fanden die mystischen Gebräuche und Einweihungen statt, indem namentlich mit Fackelzügen das Suchen der Persephone durch ihre Mutter dargestellt wurde, — und bei Tag scheinen

*) Zur Zeit der Schlacht bei Salamis schätzte man den Zug auf 30.000 Personen, nach der Erzählung des Herodot von der Vision des Dikaios und Demaratos (VIII, 65) zu schließen.

**) Mommsen, Heortologie S. 252 ff.

die Eingeweihten gefastet zu haben. Wie weit diese Enthaltsamkeit ging, können wir nicht mehr ergründen. Nach Vollendung der Weihegebräuche begann das Fest ein solches der Freude zu werden, und war mit gymnischen Wettspielen verbunden, bis es endlich nach fünf Tagen eleusinischer und elf solchen der gesammten Feier mit einer Wasserspende schloß, die nach Sonnenaufgang und Sonnenuntergang gerichtet wurde*). Wahrscheinlich zogen die Mysten ebenfalls in Procession wieder nach der Stadt zurück, wo der Bericht über das Fest dem großen Rate vorgelegt wurde, dessen nicht eingeweihte Mitglieder austreten mußten.

An den genannten Hauptfesten nun, den kleinen und großen Eleusinien, wurden die Einweihungen und Aufnahmen in den Geheimbund der eleusinischen Mysterien vorgenommen. Diese Einweihungen umfaßten zwei Grade, diejenigen der kleinen und der großen Mysterien. Die Aufnahme in die kleinen Mysterien fand während der kleinen Eleusinien, diejenige in die großen entweder während der nächstfolgenden großen Eleusinien oder nach einigen Jahren an denselben statt. Die Eingeweihten der kleinen Mysterien hießen Mysten, die der großen Mysterien Epopten (Anschauende). In beiden Jahresfeiern nahmen die Mysten wahrscheinlich blos an den äußeren Festlichkeiten Antheil; zum Eintritt in das heilige Haus der Weihe zu Eleusis, und damit zur Kenntniß der geheimen Bedeutung der eleusinischen Feste und ihrer Gebräuche, d. h. dessen, was hinter den Mysterien steckte, wurden, wie wir aus der überaus großen Zahl der Mysten wol mit Recht schließen, blos die Epopten, die Anschauenden, zugelassen.

Wer sich in die Mysterien einweihen lassen wollte, mußte sich an einen eingeweihten athenischen Bürger wenden, welcher, von den Behörden hierzu ermächtigt, den Vermittler zwischen ihm und den Priestern machte und daher Mystagog hieß. In der Regel mußte der Neophyt ein Hellene sein; „Barbaren“ wurden nur zugelassen, wenn sie ausgezeichnete Männer waren, wie z. B. der skythische Philosoph Anacharsis. Seit der römischen Herrschaft wurden die Römer den Griechen gleich gehalten. Selbst Sklaven konnten aufgenommen werden, wenn sie nicht Barbaren waren. Bezeichnend aber ist, daß zwischen den beiden Geschlechtern kein Unterschied gemacht wurde. Solche dagegen, auf denen Blutschuld lastete, waren ausgeschlossen. Die Einweihung zum Mysten geschah durch verschiedene Gebräuche der Reinigung, worunter sich auch eine Art von Taufe befunden haben soll.

Die zur Epoptie Emporsteigenden, welche also wahrscheinlich zum ersten Male das „mystische Haus“ betreten durften, ließ man in demselben Irrgänge durchwandern, und zwar in dichter Finsterniß und durch mancherlei Mühen, Hindernisse und Gefahren. Dann folgten Ceremonien,

*) Mommsen, Heortologie S. 260 ff.

durch welche der Mut der Kandidaten auf die Probe gestellt wurde. Man setzte sie in Schrecken und brachte bei ihnen „Schauer und Zittern, Schweiß und ängstliches Staunen" hervor. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Schreckbilder aus den griechischen Vorstellungen von der Unterwelt hergenommen waren. Auf die Finsterniß folgte aber die Helle, auf den Tartaros das Elysion, die Gefilde der Seligen. Den Epopten erfreute plötzlich ein wunderbares Licht; freundliche Gegenden und Wiesen nahmen ihn auf, woraus wir schließen müssen, daß das „Mystische Haus" mit dem kunstreichsten theatralischen Apparat von Versenkungen, Zauberlaternen u. a. mechanischen und optischen Vorrichtungen ausgestattet war. Es ließen sich himmlische Stimmen und Töne hören, es zeigten sich liebliche Tänze, dem Auge und Ohre wurde mit dem ganzen Aufwande griechischer Kunst geschmeichelt, und endlich folgte der feierlichste Moment. Der Hierophant öffnete die Propyläen oder das Allerheiligste des Tempels weit, ließ den Epopten eintreten, zog die Hüllen von den Götterbildern, deren eigentliche Bedeutung hiermit wol offenbar wurde, und zeigte das Göttliche in seinem stralendsten Glanze.

Die Eingeweihten trugen zum Kennzeichen einen Faden um den rechten Arm und den linken Fuß. Daß ihnen bei der Weihe ein besseres Loos in der Unterwelt als den Ungeweihten vorgespiegelt wurde, wofür sie nicht nur etwa der boshafte Aristophanes in seinen Fröschen geißelt, indem er sie in Myrtenhainen unter Flötenklängen und Tänzen wohnen, die Profanen aber in Finsterniß und Morast liegen und Wasser schlappen läßt, sondern was selbst der ernste würdige Sophokles in einem von Plutarch angeführten Fragmente verrät, indem er singt: „O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen; für sie allein ist ein Leben in der Unterwelt; für die Anderen eitel Drangsal und Not," ist eben ein Beweis für die bei geheimen Gesellschaften gar zu gerne einreißende Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Hatten die Mysterien, wie wol anzunehmen ist, auch moralische Zwecke, so wurden durch solche Auffassungen dieselben freilich zur Täuschung und verloren ihren Wert. Wie jede Religion, wurde auch die der Mysterien nach und nach zum Formen- und Ceremoniendienst, zum bequemen Mittel, Gnade und Seligkeit zu erlangen, — und wie jeder Geheimbund auch sie zu einem Tummelplatze des Ehrgeizes und der Protektion.

Merkwürdig erscheint indessen die Thatsache, daß die Eleusinien immer an jenen Orten und zu jenen Zeiten am meisten blühten, wo die größte politische Freiheit herrschte. Bekanntlich war Athen der freieste Staat Griechenlands, soweit bei dem Bestehen von Sklaverei von einer Freiheit die Rede sein kann, — und hier waren die Eleusinien zu Hause. In Messenien waren sie vor der Unterjochung dieses Ländchens durch Sparta eingeführt; während der spartischen Herrschaft weiß man

nichts von ihnen; aber nach der Befreiung durch Epameinondas erneuerte auch der Athener Metapus die Eleusinien. Auch im freien Hirtenlande Arkadien waren sie stark verbreitet, und zu Pheneos befand sich in einem steinernen Behälter ein geheimes Archiv, aus welchem bei der Feier heilige Schriften genommen und den Mysten vorgelesen wurden. Wir können diese Erscheinung nicht anders erklären, als daß da, wo politische Freiheit waltet, der Mensch auch mehr denkt, und verschiedene Ansichten, Meinungen und geistige Lebensäußerungen größern Spielraum finden.

— Nach den Eleusinien waren in Griechenland die ältesten und angesehensten Mysterien diejenigen der Kabeiren (oben S. 128) auf der Insel Samothrake. Wer die Kabeiren gewesen, ob Menschen, ob Mittelwesen zwischen Menschen und Göttern, ob Götter, welche und wie viele? darüber ist man noch zu keinem befriedigenden Resultate gelangt. Wenn wir indessen aus Allem, was bei den alten Schriftstellern über die Kabeiren gesagt wird, auf ein sehr hohes Alter dieser Gestalten schließen müssen, auf ein Alter, das der Entstehung der einzelnen griechischen Götter weit vorausgeht, wenn wir bei Herodot (III, 37) lesen, daß in Ägypten, wo die Kabeiren ebenfalls verehrt wurden, und zwar als Söhne des Hephästos (Ptah), sie gleich diesem ihrem Vater in ihrem Heiligtum als Zwerge (Pygmäen) abgebildet gewesen seien, über welche Gestalt sich der persische König Kambyses lustig machte, als er Ägypten erobert hatte, wenn wir ferner sehen, daß die ältesten Gestalten der Volkssage und des Märchens Zwerge sind, welche, gleich dem Hephästos, als Meister in der Schmiedekunst gelten, deren Füße aber unsichtbar oder wenigstens mißgestaltet sind, weil sie eben nichts anderes als die Gestirne bedeuten, die fußlos am Himmel dahin schweben, — so müssen wir in den Kabeiren die ältesten und unvollkommensten, zwerghaften Personifikationen der Gestirne erblicken, welche in dieser Gestalt von einem noch ziemlich rohen Urvolke verehrt und als die Stifter und zugleich Gegenstände eines alten Geheimdienstes angesehen wurden. Daß im Phönikischen „Kabirim" so viel heißt als die „Großen, Mächtigen", ändert an der Sache nichts, da hier „groß" jedenfalls nicht in körperlichem Sinne zu verstehen ist. Ebensowenig ändert es etwas, daß die Kabeiren in Griechenland als den Göttern untergeordnete Wesen betrachtet wurden; denn bei dem Emporkommen eines spätern Göttergeschlechtes wurde stets das frühere herabgesetzt. — Die Mysterien von Samothrake waren also ursprünglich ein Gestirndienst, dessen Bedeutung aber mit der Zeit vergessen wurde. Was nun ihre Form betrifft, so wissen wir hierüber, weil die Insel ziemlich entlegen war, noch weniger als vom geheimnißvollen Hause zu Eleusis. Aus einer Andeutung bei Herodot (II, 51), daß die Athener ihren Gebrauch, die Bilder des Hermes mit Phallen zu versehen, von den auf

Samothrake wohnenden Pelasgern gelernt haben, und wer in den Geheimdienst der Kabeiren eingeweiht sei, wisse, was dies heiße, — müssen wir schließen, daß in diesem Geheimdienste die zeugende Naturkraft eine bedeutende Rolle spielte, als deren Symbol der Phallos bei den orientalischen Völkern benutzt und von ihnen auf die ursprünglich solcher Obscönität fremden Griechen übertragen wurde. Auch stimmt damit überein, daß man, wie Juvenal sagt, in Liebesangelegenheiten bei den Kabeiren schwor. Vor der Einweihung in die samothrakischen Mysterien mußte man sich einer Reinigung durch Feuer und Räucherungen unterwerfen und eine Art von Beichte ablegen. Plutarch erzählt von einem Sparter, der bei dieser Gelegenheit den Priester gefragt habe, ob er ihm oder den Göttern seine Sünden bekennen müsse, und als der Priester geantwortet: den Göttern, erwidert habe: „nun, so tritt unterdessen bei Seite; ich will es der Gottheit allein sagen." — Es wurden Männer und Frauen, ja sogar Kinder eingeweiht, und die Aufgenommenen erhielten eine purpurfarbene Binde, die sie um den Leib befestigten, in der Meinung, sich hierdurch vor Gefahren auf dem Meere zu schützen. Die Griechen erzählten von ihren fabelhaften Helden Orpheus, Agamemnon, Odysseus u. s. w., daß sie sich in diese Mysterien hätten einweihen lassen; auch König Philipp II. von Makedonien und seine Gattin Olympias, die Eltern Alexanders des Großen, unterwarfen sich dieser Ceremonie. Auf mehreren anderen Inseln und an verschiedenen Punkten des griechischen und kleinasiatischen Festlandes gab es ebenfalls Mysterien der Kabeiren.

Auf der Insel Kreta wurden Mysterien des Zeus gefeiert. Nach der Göttersage war der Vater der Götter und Beherrscher der Welt als Kind vor den Nachstellungen seines Vaters Kronos, der seine übrigen Kinder verschlungen hatte, von der Mutter Rea nach jener Insel geflüchtet und dort von ihren Urbewohnern, den Kureten, in einer Grotte des Berges Ida mit Milch und Honig ernährt und bewacht worden, indem sie sich wechselseitig auf die Schilde schlugen, um das Schreien des Kindes zu übertäuben. Auf Kreta zeigte man auch ein Grab des Zeus. Von den dortigen Mysterien wissen wir nur, daß im Frühling in der erwähnten Grotte die Geburt und an dem erwähnten Grabe der Tod des Gottes gefeiert wurde, daß dabei junge Leute, welche die Kureten vorstellten, bewaffnet, tanzend, singend und unter dem Lärm von Erzbecken und Trommeln die Sage von Jupiters Kindheit aufführten. Diodor bemerkt, die kretischen Mysterien hätten sich dadurch von den eleusinischen und samothrakischen unterschieden, daß sie öffentlich (*φανερῶς*) und nicht im Geheimen (*μυστικῶς*) gefeiert worden seien, was wir uns aber nicht so auszulegen haben, daß dabei, wie bei einem öffentlichen Gottesdienste, Jedermann ohne Unterschied Zutritt gehabt hätte, womit die Benennung „Mysterien" unvereinbar wäre,

sondern so, daß diese Feierlichkeiten nicht bei Nacht, sondern am Tage, und nicht in einem geschlossenen Raume, sondern unter freiem Himmel stattgefunden haben, weil Zeus der Gott des Himmels und des Lichtes war.

Zu einem Mysterium wurde auch die Dionysosfeier (oben S. 151) in den trieterischen, d. h. nach griechischer Zählweise jedes dritte Jahr, nach unserer alle zwei Jahre gefeierten Dionysien. Diese Art von Festen soll ihren Ursprung in Thrakien haben, also bei dem Urvolke der Pelasger, welches auch, wie wir bereits gesehen, auf der benachbarten Insel Samothrake den sinnlichen feurigen Kultus der Kabeiren beging, verbreitete sich aber von da aus über fast ganz Griechenland. Der düstere und bei Weckung der schlummernden Leidenschaften wild begeisterte Charakter der Thraker theilte sich in diesen Festen, die jedoch eher als sittliche Verirrungen zu bezeichnen sind, den heitern und maßvollen Hellenen mit. Es bezeichnet die Wildheit dieser Kulturerscheinung, daß nach der griechischen Heldensage der große Sänger Orpheus und der König Pentheus von Theben durch die rasenden Mänaden bei Bakchosfesten zerrissen wurden, Ersterer, weil er nach dem Tode seiner geliebten Gattin Eurydike von keiner Frauenliebe mehr etwas wissen wollte, Letzterer, weil er die Feier belauschte. Diese wurde nämlich ausschließlich von Frauen begangen, die sich im Weine berauschten und in ihrer Erregtheit keine Grenzen der Vernunft und Menschlichkeit mehr kannten; man nannte sie Mänaden oder Bakchen, und ihre Feste Orgien. Sie fanden auf Bergen und zwischen solchen bei der Nacht unter Fackelschein statt und die theilnehmenden Schönen waren in Hirschkalbfelle gekleidet, mit dem epheu- und weinlaubumrankten Thyrsosstabe bewaffnet, und in fliegenden Haaren, angeblich mit Schlangen in denselben und in den Händen. Die Feier, welche in die Mitte des milden griechischen Winters, in die Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht fiel, dauerte mehrere Tage und Nächte, während welcher die Mänaden jeden Umgang mit Männern mieden, opferten, tranken, tanzten, jubelten, mit Doppelpfeifen und Erzpauken lärmten, ja nach der Sage (deren Unmöglichkeit von selbst einleuchtet) eigenhändig den als Symbol des Gottes geltenden und zum Opfer bestimmten Stier zerrissen und sich über sein Schmerzgebrüll freuten. Es sollte diese Handlung den Tod des Zagreus versinnbildlichen, wie eine der verschiedenen Gestalten hieß, unter welchen Dionysos erschienen und in welcher Gestalt er von den Titanen zerrissen worden war, weil Zeus ihn zu seinem Nachfolger in der Weltherrschaft bestimmt hatte, eine Sage, welche von der später zu erwähnenden Sekte der Orphiker erzählt wurde. Das Fleisch des Stiers wurde angeblich mit den Zähnen zerrissen und roh verzehrt. Dann fabelten die rasenden Weiber vom Tode ihres Gottes, und wie derselbe verloren sei und gesucht werden müsse.

Diese Bemühung blieb aber umsonst und man hoffte das Wiederfinden von dem Alles belebenden Frühling. So wechselte die Trauer um den Tod des Gottes mit der Fabel über seine bevorstehende Wiedergeburt. Gleich wild war jedoch diese geheime Feier nicht überall; in gebildeten Gegenden wurde sie bedeutend verfeinert. In Attika drang sie in dieser Form gar nie ein; wol aber verfügten sich Athenerinnen zu der Feier auf den Parnassos bei Delphoi, den Schnee des Gipfels nicht scheuend. Hinwieder fand in späteren Zeiten geheimer Dionysoskult unter der Form von geheimen Gesellschaften, besonders zur Zeit des peloponnesischen Bürgerkrieges, in Attika Eingang. Diese Gesellschaften führten denselben Namen, womit sonst die fabelhaften Züge und Gefolge der Götter belegt wurden (θίασοι). Diese Züge waren dem Fortschreiten des Sternenheeres entnommen, wie sie in der Mythologie des deutschen Volkes durch das „wilde Heer" vertreten sind. Im sonnigen Süden nahmen sie aber natürlich nicht jenen düstern, verschwommenen Charakter an wie im nebligen Norden; wenn auch die Wildheit und Aufgeregtheit der Theilnehmer dieselbe wurde, mußten sie nach griechischer Auffassung in plastischen, deutlichen Gestalten erscheinen und der bildenden Kunst beliebte Gegenstände zu schönen Darstellungen leihen. So erblicken wir auf den Vasenbildern des Altertums den wolbeleibten, weinseligen Dionysos (oben S. 130), das Haupt von Reben umkränzt, den Leib mit dem Leopardenfelle nachlässig bekleidet, auf seinem Wagen von Leoparden gezogen, hinter ihm in lustigem Gefolge: den betrunkenen Seilenos mit dem Weinschlauch im Arme auf seinem Esel reitend und durch Diener festgehalten, damit er nicht herabfalle, die bocksbeinigen und ziegenohrigen Satyrn mit ihren schlauen, sinnlichen Gesichtern, die wilden Mänaden mit ihren Thyrsosstäben, Pauken und Flöten, reizende Nymphen, zahme Löwen, Panter u. s. w., um die Macht des Weines zu versinnbildlichen. Die genannten geheimen Gesellschaften nun waren Erscheinungen, wie sie die Gräuel und Verwirrungen eines innern Krieges sehr leicht hervorrufen konnten, nämlich höchst krankhafte und unerfreuliche. Sie waren Zeugnisse davon, worin der schwache Mensch Trost und Zerstreuung sucht, wenn ihn das äußere Leben abstößt und anekelt, nämlich in geistigen und leiblichen Verirrungen und Ausschweifungen. Religiöse Schwärmerei und Sinnlichkeit, so oft und so gerne verbunden und auf beiden Seiten in ihrer Verbindung so leicht alles Maß überschreitend, bildeten den Inhalt des Treibens jener Vereine, die übrigens mit der Sekte der Orphiker vielfach zusammenhingen, ohne daß wir jedoch über ihre Organisation etwas Näheres wüßten.

Die genannten Orphiker leiteten ihren Ursprung von dem mythischen Sänger Orpheus (oben S. 139) ab, sind jedoch nicht früher nachzuweisen, als zur Zeit der Peisistratiden, wo der Kritiker Onomakritos

einer ihrer ersten Profeten gewesen zu sein scheint. Er hat auch wahrscheinlich den hauptsächlichsten Antheil an der Abfassung der mit dem Namen des Orpheus bezeichneten Gedichte, deren jetzt vorhandene Bearbeitungen jedoch weit jünger sind und nicht mehr in die Periode gehören, welche wir hier besprechen*). Die Orphiker verfolgten den Zweck, eine den anerkannten Mysterien ähnliche, auf Verinnerlichung der Religion hinzielende Richtung mit einem gefeierten Namen zu schmücken und dadurch zur Geltung zu bringen. Die musikalisch-poetische Gestalt dieses Heros, unter dessen Namen vielleicht schon früher (jetzt verlorene) Gedichte vorhanden waren**), wurde dadurch zugleich zu einer theologisch-religiösen, ja zu einer Art Gottheit, zu einer Gestaltung des Dionysos-Zagreus, gleich welchem er nach der Sage von den Mänaden zerrissen sein sollte. Die Macht seines Gesanges und sein Hinabsteigen in die Unterwelt verstärkten seine göttliche Eigenschaft. Bezeichnend ist, daß Onomakritos zum Mitarbeiter einen Krotoniaten, Namens Orpheus, hatte. Nach Orpheus wurde besonders Musaios verehrt, und auch von Diesem Gedichte vorgewiesen. Die pietistische Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen und seinem Bedürfniß nach Gnade und Erlösung wurde von den Orphikern wie von den Mysterien in ein System gebracht, nur daß jene eine staatlich nicht anerkannte geheime Gesellschaft oder Sekte bildeten, deren Verbreitung, Einrichtung, Heimat und eigentliches Alter unbekannt sind. Die Reste des bei der Geschichte der griechischen Philosophie zu erwähnenden Bundes der Pythagoreier wandten sich theilweise den Orphikern zu. Die Eingeweihten dieser Sekte beobachteten gewisse Lebensregeln und Ceremonien, enthielten sich des Fleisches und der Bohnen, und kleideten die Todten nicht in wollene, sondern nur in leinene Stoffe und dergl. Zur Aufnahme in die orphischen Mysterien waren gewisse Reinigungen vorgeschrieben. Ursprünglich waren diese Andächteleien gewiß aufrichtig religiös gemeint; mit der Zeit aber trat an ihre Stelle, ohne daß bekannt ist, ob es noch die nämliche Organisation oder eine neue betraf, ein jämmerliches Treiben von Aberglauben und Heuchelei, das zum Deckmantel der schmuzigsten Handlungen diente und von Betrügern benutzt wurde, um fromme Gimpel zu fangen und auszubeuten. Es wurde den Leuten vorgegeben, daß den Orpheotelesten, wie man sie jetzt nannte, von den Göttern ganz besondere Kraft verliehen wäre, durch Opfer und Gesänge Unrecht zu beseitigen (Platon Staat II. 7.), und es gab in der That Leute, welche sich monatlich mit Weib und Kind bei ihnen weihen ließen (Theophr. Char. 16); auf diese Weise schwindelten sie den Leuten das

*) Bernhardy, Grundr. der griech. Literatur, 3. Bearb. II. 1. S. 408 ff. bes. S. 427. 4. Bearb. I. S. 419 ff.

**) Bergk, griech. Lit.-Gesch. I. S. 396 ff.

Gelt ab. Manche trieben dasselbe Spiel durch Bettelei, indem sie als Diener der Göttermutter Kybele oder des Sabazios monatlich milde Gaben einsammelten, daher sie Metragyrten (Mutterbettler) oder Menagyrten (Monatsbettler) genannt wurden. Denn seit dem Anfange des peloponnesischen Krieges etwa, als fremde Sitten und damit auch fremde Kulte in Folge des persischen Einflusses in Hellas Eingang fanden, brachte man auch, wie den syrischen Adonis, so die Göttermutter und den Sabazios, mit welchem Namen bald Zeus, bald Dionysos-Zagreus geschmückt wurde, in Verbindung mit den orphischen Weihen. Auch der Heilkunde rühmten sich diese Gauner; sie hausirten mit Heilmitteln um geringen Preis, beschworen Geisteskranke unter Zimbeln- und Paukenschall nach Art der nordasiatischen Schamanen und gingen im Brauen von Liebes- und Zaubertränken bis zur Giftmischerei, wegen welcher Ausübung eine Asiatin Namens Ninus in Athen zum Tode verurteilt wurde, — wahrscheinlich der erste bekannte Hexenproceß. Schon vorher hatte dasselbe Schicksal einen phrygischen Metragyrten wegen Gotteslästerung getroffen, wofür das Orakel von Delphoi (eine Krähe hackt der andern kein Auge aus!) den Athenern zur Buße aufgab, einen Tempel der Göttermutter zu errichten. Die Orpheotelesten oder Sabazianer hielten auch öffentliche Umzüge mit den Bildern ihrer Götter, tanzten dabei wie rasend, schwangen zahme Schlangen um das Haupt und geiselten sich, während sie von den Zuschauern Gelt einsammelten. Die Einweihungen der Gläubigen wurden bei Nacht vorgenommen. Dem Kandidaten band man ein Rehfell um (wie es die Mänaden trugen), gab ihm einen Weihetrank, rieb ihn mit Lehm und Kleie ein, zog ihm Schlangen durch den Busen und dann mußte er aufstehen und rufen: *ἔφυγον κακόν, εὗρον ἄμεινον* (dem Übel entrann ich, das Bess're gewann ich). Der rituelle Ruf der Eingeweihten war: *εὐοὶ σαβοί, ὕης Ἄττης, Ἄττης ὕης* (*εὐοί*: Ruf der Bakchanten, *σαβοί*: wol Bezug auf Sabazios, welcher Name von *σαβάζειν*, zertrümmern, zu stammen scheint, *ὕης*: Beiname des regenspendenden Zeus, *Ἄττης*: der phrygische Attis, Geliebter der Göttermutter). An diesen Gaukeleien nahmen der Redner und Vaterlandsverräter Aischines und dessen Mutter Glaukothea als Einweiher und Priesterin des Sabazios eifrigen („heulenden“) Antheil, wofür Demosthenes seinen Gegner in öffentlicher Rede züchtigte (für die Krone p. 313. 314). Man sagte übrigens den Eingeweihten die schamloseste Schlemmerei und Unzucht nach und Aristophanes überschüttete daher diese Schwindeleien mit der ganzen Lauge seines unerbittlichen Spottes *).

---

*) Wespen 9 f. Vögel 875 f. Über die Mysterien vergl. Preller, griech. Mythologie, Schoemann, griech. Altert. II., Döllinger, Heidentum und Judentum, und Pauly, Realencyklop. des klass. Altert., Art. Mysterien, Eleusinien und Orpheus.

Die Theilnehmer an den Mysterien waren ein sehr gemischtes Publikum, wol nicht unähnlich demjenigen der neueren Sekten und sogenannten Geheimbünde. Die Aristokratie der Bildung ließ sich zwar einweihen, theils um zu wissen, was dort vorging, theils weil es zum guten Tone gehörte; aber ihre Glieder waren weit entfernt, sich von den frommen Gaukeleien, die der gläubigen Menge imponirten, blenden zu lassen und machten sich unter einander über den Hokuspokus lustig. Die Philosophen aber ignorirten die Mysterien oder sprachen geringschätzig davon, ein Beweis, daß sie in denselben keine Weisheit gefunden hatten. Auch bei den Gläubigen selbst vermögen wir bei unbefangener Betrachtung der Thatsachen, keine bedeutende Einwirkung der Mysterien zu bemerken; dieselben brachten keine Veränderung im Gesammtgeiste des griechischen Volkes hervor, äußerten keinen Einfluß auf das Staatsleben und ebensowenig auf Kunst, Literatur und Wissenschaft. Sie lebten und webten für sich im Verborgenen fort, bis ihre Zeit gekommen war und ihr Geist unter manigfachen Modifikationen die Grundlage einer neuen Religion und Kultur wurde, wie wir am Ende dieses Bandes unserer Kulturgeschichte sehen werden.

Viertes Buch.

Das geistige Schaffen der Hellenen.

Erster Abschnitt.

Die Kunst.

A. Idee und Pflege der Schönheit.

Ein Volk, das in einer von der Natur so sehr bevorzugten Gegend der Erde lebte wie die Hellenen, mußte es zu einer hohen geistigen Entwickelung bringen. Dem landschaftlichen Charakter ihres Vaterlandes gemäß mußte aber die Richtung ihres Geistes vorzugsweise auf die Empfindung und Nachbildung der Schönheit angelegt sein. Das herrliche Klima des Landes, die Üppigkeit der Vegetation, die Pracht der landschaftlichen Gruppirung und die Harmonie und Anmut der Körperbildung des Volkes selbst mußten das Gefühl der Schönheit nähren und zu seiner Äußerung antreiben. Dieser Zweig geistiger Thätigkeit war nun allerdings bei den Griechen in voller Ausbildung auf die menschliche Gestalt beschränkt, weil blos diese dem einfachen Gefühle, der naiven Auffassung als Ganzes ungetheilt entgegentritt. Dieselbe bildete denn auch für die Griechen in der Zeit ihrer Blüte die erhabenste Stufe ihrer Göttervorstellung. Der Umstand nun, daß die personifizirten Naturkräfte, was doch die Götter waren, die Gestalt erhielten, welche bei den Hellenen den meisten Beifall fand, die menschliche, würde schon an sich beweisen, daß die Natur nicht nur einen mächtigen, sondern auch einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt dieses Volkes hervorbrachte. Daß dies aber der Fall war, zeigt außerdem die griechische Dichtkunst in deutlich ausgesprochener Weise. Freilich konnte das Gefühl für die Schönheit der Natur nicht das ausgebildete, allumfassende

sein, wie es in der Neuzeit die Gemüter erobert hat; es war erst in seinen Anfängen begriffen, wenn auch bereits höher gestiegen, als wir bei den Indern (Bd. I. S. 278) gesehen und als es manche Bücher der hebräischen Literatur verraten. Die Eindrücke und darnach geformten Bilder waren klarer und deutlicher als bei jenen morgenländischen Völkern und gingen mehr auf das Besondere und Einzelne ein. Das verhindert aber gerade das Zusammenfassen der Natureindrücke in größeren Gesammtheiten und das folgenreiche Einwirken derselben auf das menschliche Gemütsleben*).

Naturschilderungen spielen in den Schriften der Hellenen nur beiläufig und gelegentlich eine Rolle; sie sind nie Selbstzweck wie in unserer Zeit und werden auch nie mit Vorliebe und Sorgfalt ausgeführt. Sie knüpfen sich stets an Naturdinge, welche zugleich Gegenstände der Verehrung sind, haben also ihre Quelle in der Religion, indem die Gegenstände, welche man verehrte, zugleich gepriesen und damit der Eindruck, den sie auf die Seele ausübten, in Worte gekleidet wurde. Es lag daher den Griechen ferne, die Natur schildern oder besingen zu wollen: für den Begriff der Natur, wie wir ihn als einen alles Entstandene umfassenden verstehen, hatten sie überhaupt keine Vorstellung**). Sie kannten nur die einzelnen Organe der Natur, Himmel, Erde, Sonne, Mond, Meer, Sturm, Donner und Blitz, Bäume, Thiere, Menschen. Mit diesen Gegenständen fühlten sie sich selbst verwachsen und verbunden und traten daher der Natur nicht als einem Fremden gegenüber. Sie fühlten in allem, selbst im Menschen das Göttliche und priesen es daher auch als schön und erhaben, wo sie es fanden. Einen Punkt, z. B. etwa eine Bergspitze aufzusuchen, weil sich von dort ein prachtvoller Anblick der Natur darbot, kam ihnen nicht in den Sinn; aber wenn sie das Meer sahen oder davon sprachen oder sangen, so rühmten sie es als das laut aufrauschende, das frohschäumende, das purpurne, so die Erde als die lachende, den Olympos als den schneebedeckten, einen Fluß als den wirbelnden, schön hinwallenden, die Sonne als die lichtstralende, den Mond als den silbern leuchtenden u. s. w. Noch mehr und manigfaltigere Bezeichnungen erhielten die Pflanzen und Thiere. Für die Natur schwärmen konnten die Griechen nicht; denn schwärmen kann man nur für das Unerreichbare oder Schwerzuerreichende (wie unsere Städter und die Bewohner der reizlosen Ebenen thun). Die Griechen hatten ja die schönste Natur stets vor und um

*) Humboldt, Kosmos II. Woermann, über den landschaftl. Natursinn der Griechen und Römer, München 1871. Lübker, die Naturanschauung der Alten, Flensb. 1867. Berndt, die Empfindung der Naturschönheit bei den Griechen, Herford 1873.

**) Φύσις hieß nur die Natur einer Sache, die Naturordnung, die Naturkraft, auch ein Geschöpf, nicht aber der Inbegriff des sinnlich Wahrnehmbaren.

sich in ihrer ganzen Herrlichkeit, vom Schneegebirge bis zur schäumenden Meereswoge, von der duftenden Blume bis zur schönen Menschengestalt; sie konnten sich also nur über das Pulsiren des reichen Lebens freuen, von dem sie selbst einen Theil ausmachten. Nur selten finden sich in ihrer Naturbetrachtung empfindsame Anklänge, wie wir sie in der neuern Zeit bei den Dichtern vorherrschend finden, z. B. wehmütige Gefühle bei dem Anblicke von Ruinen oder der fallenden Blätter im Herbste, Sehnsucht darnach, wie ein Vogel zu fliegen, Heraushören menschlicher Gefühle aus dem Gesange der Vögel, Auffassung der Natur als einer schuldlosen, Abschiednehmen von liebgewordenem Lande (wie der sterbende Aias des Sophokles u. A.) u. s. w. Diese Stellen sind aber sehr vereinzelt, und nach der Auffassung, dem Gesammteindruck und der Analyse ganzer landschaftlicher Bilder würde vergebens gesucht. Solches war erst einer spätern Entwickelung der Menschheit vorbehalten; es bedurfte dazu eines weitern Horizontes, eines größern Umkreises übereinstimmender Kultur und manigfacherer Erlebnisse und Schicksalsprüfungen. Für diesen Mangel der griechischen Kunst entschädigt indessen reichlich deren eigentümlicher Vorzug, die Vollendung in der Nachbildung der Menschengestalt nebst der ganzen diese Errungenschaft umgebenden und mit ihr eng verknüpften Kunstwelt.

Wir erwähnten bereits (oben S. 10), daß die Hellenen viel auf Schönheit hielten. Es war dies in solchem Maße der Fall, daß Menschen nach einem körperlichen Vorzuge Beinamen erhielten, und es gab Wettspiele der Schönheit unter Jünglingen, wie unter Mädchen. Auf die Auszeichnung in den gymnastischen Übungen (oben S. 44), welche als notwendig zur Schönheit gehörend betrachtet wurden, legte man so viel Wert, daß selbst Philosophen als Kämpfer in Festspielen auftraten*). Denn hier wurde die Schönheit der nackten Körper offenbar und es war daher auch eine Lieblingssache der griechischen Künstler, das Nackte darzustellen. Schönheit und Jugend waren die Ideale der Griechen und daher mußten auch ihre Götter ewig schön und jung bleiben. Ja sogar Götter und Göttinnen, welche nach der Sage alle möglichen Abenteuer bestanden hatten, erschienen in der Kunst Jene ohne Bart, Diese mit jungfräulichem Busen. Das griechische Profil ist Muster und Maßstab der Schönheit des Angesichtes geblieben bis auf den heutigen Tag, und so sind es die Formen und Maßverhältnisse des ganzen Körpers, wie sie die griechische Kunst der Natur ablauschte. Die Kunst dieses Volkes ist und bleibt daher auch Muster und Vorbild für die Kunst aller Völker.

Wenn wir aber von der hellenischen Kunst ohne Beschränkung auf eine einzelne ihrer Äußerungen sprechen, so werden wir unwillkürlich

*) Winckelmann, Gesch. der Kunst des Altert. (Berl. 1870) S. 94. 95.

an den Ort und die Zeit denken, wo sie ihre höchste Blüte entfaltete und an den Mann, der ihr diese vorzugsweise bereitete, nämlich an Athen in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. und an Perikles. Es sei uns deshalb vergönnt, bei dieser für alle Zeiten ruhmreichen Erscheinung, bei diesem unerreichten Urbilde der Auguste und der Mediceer etwas zu verweilen. Perikles, dieser größte Staatsmann und Freund der Kunst und Wissenschaft in der wichtigsten Stadt Griechenlands war zugleich der im Verhältniß zu seiner Stellung einfachste, sittenstrengste und häuslichste Mann seiner Heimat. Er suchte den Weg, den ihn seine Pflichten führten und scheute denjenigen nach Vergnügungen. Im Hause war seine Beschäftigung die mit Staatsgeschäften, mit Entwürfen zur Verherrlichung Athens in Hinsicht auf Freiheit, Bildung und Schönheit*). Er wollte nicht als Schriftsteller glänzen, aber seine Werke waren dauerhafter als Stein und Erz, und wäre es nach seinem Sinne gegangen, so wäre Hellas ein großer, freier Volksstaat geworden und Athen sein Haupt. Sein Vermögen vergrößerte er nicht und vergeudete es auch nicht. Bis zum reifen Alter von vierzig Jahren blieb er unverheiratet, und erst nachdem er einige Jahre in einer liebelosen Ehe verbracht, fand er, nahe dem Alter eines halben Jahrhunderts, das Ideal, dessen er in Athen bedurfte, seine zweite Gattin, die Milesierin Aspasia, die schönste, edelste, geistreichste und liebenswürdigste Frau ihres Zeitalters. Die losen Mäuler der Komödiendichter und der politischen Gegner des Perikles haben sich in solch zweideutiger und verdächtigender Weise geäußert, daß sie in späterer Zeit als Hetäre oder gar als Kupplerin verschrien wurde. Nicht eine einzige nach geschichtlichen Grundsätzen als Quelle annehmbare Angabe gibt es, nach welcher sie im geringsten eines sittenlosen Lebens schuldig gewesen wäre. Vielmehr drängten sich die in ihrem Gynaikeion so streng eingezogenen athenischen Frauen, die Bekanntschaft der weisen Ionierin zu machen! Das große Verbrechen, für das die Lästerzungen sie büßen ließen, war der Einbruch in die systematische orientalische Absperrung der Geschlechter, den sie der öffentlichen Meinung entgegen wagte. Ungezwungen bewegte sich die Freigesinnte in Männer- und Frauengesellschaft. Nur so konnte sie die Lehrerin des Sokrates in der dialektischen Methode des Philosophirens, nur so die Begünstigerin des Anaxagoras sowol, als der größten Künstler jener Zeit werden. Auch sind die Proben, die wir von ihrer Dialektik besitzen, so schlagend für eine würdige und edle Auffassung aller Lebensverhältnisse, daß es in dieser Hinsicht keines weitern Beweises bedarf. Ihre Ehe mit dem größten und sittenreinsten Athener war ein Muster an Innigkeit und Glück, und es war ihre einzige Verbindung, da die Fabel von ihrer zweiten Ehe

*) Adolf Schmidt, Epochen und Katastrophen, Berlin 1874, S. 90 ff.

mit dem schon ein Jahr nach Perikles gestorbenen Viehhändler Lysikles, ihrem Sachwalter, ebenso schlecht begründet ist wie ihre Hetärenschaft oder Kuppelei.

In das hellste Licht werden die Charaktere des Perikles und der Aspasia gesetzt durch die von ihm bewirkte Aufhebung des von priesterlich-orthodoxer Seite bewirkten Beschlusses, welcher die persönliche Verspottung in der Komödie untersagte, obschon gerade jenes Paar am meisten durch den Mißbrauch dieses Vorrechtes der Lustspieldichter zu leiden hatte. Beide waren mit ihrem fleckenlosen Edelsinn über jedes kleinliche Vorurteil erhaben, und so waren es auch die Freunde, welche mit ihnen einen Kreis Gleichstrebender bildeten. Dazu gehörte vor Allem der Lehrer und Schützling des Perikles, der Philosoph Anaxagoras, dieser Fels der Aufklärung jener Zeit, dann dessen Berufsgenossen Zenon und Protagoras und der noch jugendliche Sokrates, — des Perikles politische Parteigenossen Ephialtes, Demonides, Menippos u. A., — der Bildhauer Pheidias, die Tragiker Sophokles und Euripides, der Geschichtschreiber Thukydides (auch die beiden anderen Glieder des historischen Dreigestirns der Hellenen standen zu Perikles in Beziehung, Herodot als Mitgründer von Thurioi in Italien, Xenophon, damals noch ein Knabe, als Bewunderer des großen Mannes und seiner Gattin) und viele Andere. Sie alle sammelten in seinem Hause ihren Geist zu den höchsten Schöpfungen.

Die großartigsten Folgen für die Zukunft hatte unter allen Zweigen des Wirkens Perikles' dasjenige für die Kunst. Selbes erhob Athen zum höchsten Glanze und machte es zum Hauptpunkte von Hellas, dem alle anderen Städte weichen und die Siegespalme reichen mußten. Man konnte die Stadt als Ganzes in ihrer Anlage und ihrem Anblicke wie ein Kunstwerk betrachten, d. h. den ganzen Inbegriff von Bauwerken, welchen die sog. langen Mauern einschlossen: Athen selbst und seine Hafenorte: Peiraieus, Munychia und Phaleros, diese mit ihren Schiffswerften, Docks, Arsenalen und Magazinen, welche tausend Talente ($4^1/_2$ Millionen Mark) kosteten, der Getreidehalle, der Uferhalle, den Theatern u. s. w. In der Stadt selbst aber glänzten weit prächtigere Bauten. Der Markt (ἀγορά) war täglich der Sammelplatz der athenischen Bürger und aller Athen bewundernden Fremden, ein Stelldichein für ganz Griechenland. Gegen die brennende südliche Sonne schützten die ihn umgebenden Hallen und Arkaden, darunter die als nationale Ruhmeshalle hervorragende Stoa Poikile, deren Bilder Athens Geschichte von den mythischen Zeiten herab bis auf die Perserkriege und die Kämpfe mit Sparta darstellten. Prachtvolle Tempel, wie das Theseion, der des Apollon Patroos, das Rathaus, das Metroon und andere Gebäude umgaben ebenfalls den Markt. Die weltgeschichtlichen Hügel Athens, in der Umgebung des Marktes, der Areiopag, wo das berühmteste aller

Gerichte, die Pnyx, wo die mächtigste aller Volksversammlungen tagte, verschwinden vor der imposanten Höhe der Akropolis. Zu ihr leitete allgemach ein breiter Weg, in der Mitte geebnet, für die feierlichen Aufzüge, auf beiden Seiten mit Stufen, und zwar zuerst zu den fünfthorigen Propylaien aus pentelischem Marmor, mit zwei Flügeln (in deren einem eine Gemäldegallerie) und einer Säulenhalle, — höher zur ehernen Riesenbildsäule der Pallas Promachos von Pheidias, deren Helm und Lanzenspitze schon bei Sunion auf dem Meere erblickt wurden, — und endlich zum Parthenon, dem Festorte der Panathenaien und dem Bewahrorte des Schatzes, mit seinen wundersamen Skulpturen und dem gold-elfenbeinernen, 47 Fuß hohen Riesenbilde der Athene Parthenos von Pheidias. Das auf sie verwendete Gold allein betrug 40 bis 44 Goldtalente (2.322.000 — 2.553.000 Mark). Erst nach des Perikles Tode entstand als ergänzender Bau das Erechtheion, ein Doppeltempel der Athene und des Poseidon. Außerhalb der Akropole waren künstlerische Schmuckwerke der bevorzugten Stadt die zwei mächtigen Theater: das steinerne des Dionysos und das Odeion, letzteres besonders für Musikaufführungen, dann die Gymnasien, das der Akademie und das des Lykeion, mit ihren schattigen Gärten und Baumgängen, Altären und Bildsäulen, Springbrunnen und Ruheplätzen. Auch außerhalb Athens war Attika mit Werken geziert, die dem Geiste des Perikles entsprossen waren, besonders der Mysterientempel zu Eleusis. Die Gesammtkosten aller perikleischen Bauwerke werden (offenbar viel zu gering) auf dreitausend Talente ($13^1/_2$ Millionen Mark) geschätzt; denn die Propylaien allein sollen nach Heliodoros 2012 Talente (9.054.000 Mark) gekostet haben. Adolf Schmidt schätzt daher die Gesammtkosten auf 6300 Talente (28.350.000 Mark)*). Ja der Geist dieses seltenen Mannes wirkte befruchtend auf den Ehrgeiz und die Nachahmungslust der übrigen Hellasstaaten, welche es unternahmen mit Athen zu wetteifern, und ähnliche Bauten schmückten nicht nur die Hauptstädte der Peloponnesos, des Festlandes und der Inseln, sondern auch die hellenischen Kolonien in Kleinasien und Italien, ja vom Pontos bis zu den Säulen des Herakles. Kein außerattisches Werk aber konnte es mit dem unsterblichen Zeustempel und dem Zeusbilde des Pheidias zu Olympia aufnehmen.

So war das gesammte Zeitalter des Perikles, soweit griechische Sprache und Kultur waltete, von dem Geiste der Schönheit erfüllt, und dieser verbreitete sich nicht nur über Land und Meer, sondern unterwarf auch die nicht der Kunst selbst huldigenden Kreise der Bevölkerung seinem milden Scepter. Die Industrie wurde durchweg der Kunst zinspflichtig und eiferte danach, sich in Pflege der Schönheit hervorzuthun.

*) Vergl. damit die attischen Staatseinkünfte oben S. 96.

Herb war der Undank, mit dem Athens vornehmer und gemeiner Pöbel dem Perikles und seinen Freunden lohnte. Anaxagoras starb in der Verbannung, Pheidias im Kerker, Aspasia wurde der Gottlosigkeit und der Kuppelei angeklagt und nur durch ihres liebenden Gatten glühende Beredsamkeit freigesprochen, Perikles selbst wegen angeblicher Veruntreuung oder Bestechung in seiner Stellung als Finanzvorstand in Untersuchung gezogen; aber ihm konnte der übelste Wille nichts anhaben. Sein letzter glänzender Augenblick war, als er die Grabrede für die im ersten Jahre des traurigen peloponnesischen Krieges gefallenen Athener hielt, deren Hauptgedanken Aspasia entworfen haben soll. Die im zweiten Jahre des Unglückskrieges ausgebrochene Pest zog ihm den Unwillen des Volkes zu, das ihm die Schuld am Unglücke beimaß, und so fiel auch er, zum Danke für seine Wohltaten und für die Verherrlichung Athens, von häuslichem und öffentlichem Unglück gebeugt, als ein Opfer der Volksungunst. Noch einmal zwar wandte sich letztere zur höchsten Gunst; aber sie konnte ihm das zerrissene Herz nicht ersetzen. Wenn ihm auch kein Denkmal errichtet wurde, die Akropolis und Athens Kunst und Philosophie waren sein unsterbliches Monument. Aspasia überlebte ihn noch lange und starb in Dunkelheit. Ihr bestes Denkmal würde die Überzeugung unserer Zeit von ihrer Tugend sein. — Eine Zeit des Perikles und der Aspasia aber ist für Hellas niemals wiedergekehrt, und sie ist die einzige Epoche geblieben, in welcher ein harmonisches Zusammenwirken der Mächte des Guten, Wahren und Schönen jene hochbegünstigte Gegend schmückte.

B. Die Baukunst.

Diejenige Kunst oder Art der Darstellung des Schönen, durch welche der Volksgeist der Hellenen in umfassendster Weise zu Tage trat, war die Baukunst; denn sie diente den manigfachsten höheren Zwecken des Lebens und enthielt daher gewissermaßen Alles in sich, was dieses Volk dachte und wonach es strebte. Die größte Sorgfalt und Mühe wurde unter allen Bauten auf die Tempel der Götter verwendet; es waren dies die Gebäude, welche für den Geist der griechischen Kultur die sprechendsten Zeugnisse sind. Seit der Zeit, wo Naturgegenstände, wie Felsen, Bäume, Quellen u. s. w., die einzigen Heiligtümer waren (oben S. 142), hat die hellenische Baukunst, indem sie die Natur zu veredeln und zu verschönern, regelmäßig und der Götter würdig zu gestalten suchte, eine lange Entwickelung bis zu ihren erhabensten Werken durchgemacht. Die ältesten Tempel sind längliche Steingebäude ohne Ausschmückung. Die erste Spur von letzterer sind die Säulen, offenbar eine Nachahmung der Baumstämme eines Waldes. Die einfachste Form

der griechischen Säule, die sog. dorische, ist der reine Baumstamm wie er aus der Erde wächst, gleich diesem nach der Höhe zu sich verjüngend, nur regelmäßig gestaltet und statt der Verzweigung in Äste mit einem einfachen Knauf oder Kopfstücke geziert. Die Vertiefungen der Baumrinde sind in den Säulen zu regelmäßigen Rinnen von unten bis oben geworden. Die dorische Säule, fast unmittelbar der Natur entnommen, hat daher den Charakter ruhiger Würde, fester Hoheit, entsprechend dem Volksstamme, der sie geschaffen. Der andere, diesem entgegenstehende ionische Stamm hat ebenfalls seine eigene Säule, aber seinem Charakter gemäß mit schwunghafter, wenn auch einfacher Ausschmückung. Die ionische Säule ist schlanker als die dorische, hat ein Fußgestell; geht sie schon damit über die Baumform hinaus, so ist dies in noch höherm Grade der Fall mit dem Knauf, welcher von jeder Seite angesehen zwei symmetrische spiralförmige Verzierungen (Schnecken) darbietet. Eine dritte Säulenform gehört keinem besondern Volksstamme und erst späterer Zeit (Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr.) an, die korinthische, welche auf Grundlage der ionischen durch den Blätter- und Blütenschmuck ihres Knaufes zur Baumform zurückkehrt, aber selbe in künstlerischer Anordnung darstellt.

Der Platz der Säulen war zunächst in Zahl von zweien am Eingange des Tempels im Osten, wo sie, in frühester Zeit zwei, die Vorderwand ersetzten. Das Heiligtum wurde statt dessen durch eine innere Wand abgeschlossen, in deren Mitte sich eine Thüre befand und durch welche der Tempel in das Vorgemach (*πρόναος*, *πρόδομος*) und das Heiligtum (*ναός*) zerfiel. Die Säulen und Außenwände trugen zunächst den Architrav, eine Lage von Steinbalken (*ἐπιστύλιον*), diese das Fries, bestehend aus abwechselnden Triglyphen (Verzierungen aus senkrechten Streifen) und viereckigen Feldern (Metopen), oft mit Bildhauerarbeit, und auf dem Fries ruhte das Kranzgesimse (*γεῖσον*), über welchem sich der Giebel (*ἀετός*) als dreieckiges Feld erhob; er war ebenfalls mit Bildhauereien geschmückt und auf Spitze und Ecken mit Verzierungen (*ἀκρωτήρια*) versehen.

Im Interesse der Gleichmäßigkeit wurden mit der Zeit, wie am Eingange, so auch auf der entgegengesetzten Schmalseite des Tempels Säulen angebracht, so daß hier ein dem Vortempel ähnlicher Raum (*ὀπισθόδομος*) entstand; derselbe diente, wie auch der Prodomos, oft zur Aufbewahrung von Kultgegenständen, Bildwerken, Weihgeschenken u. s. w. Vielfach wurden daher diese beiden offenen Räume durch Gitter gegen Eindringen gesichert, oder der Opisthodom auch mit einer Mauer umschlossen und statt seiner eine Hinterhalle offen gelassen.

Weiterhin traten die Säulen auch aus dem Wandumfang des Tempels heraus und bildeten so, an Zahl natürlich vier, eine Vorhalle

(πρόστυλος)*). Da aber den Griechen das Erforderniß der Symmetrie sehr wesentlich war, so traten diese Vorhallen später auch auf der Hinterseite hervor (ἀμφιπρόστυλος) und endlich sah man sie auch noch auf den beiden Langseiten des Tempels erscheinen, so daß sie ihn rings umgaben (ναὸς περίστυλος). Die Überdeckung des Säulenumganges hieß Flügel (πτερόν), der Säulenumgang selbst Peristylon (auch περίπτερος). Nur selten war die Manier des Pseudoperipteros, wo die Säulen des Umganges nur halb aus der Tempelwand hervortraten. Großartige Tempel hatten auch doppelte Säulenreihen in den Peristylen (δίπτερος). Die Anlage vollkommen ausgebildeter Tempelbauten war indessen sehr manigfaltig und erging sich in den geistvollsten und schönsten Planen. Als höchstes Meisterbild der griechischen Tempelbaukunst gilt der Tempel der Athene Parthenos (der „jungfräulichen") auf der Akropolis in Athen, das Werk des Iktinos und Kallikrates auf Anordnung des Perikles, mit Bildhauerschmuck von des Pheidias Hand (oben S. 180), 438 vor Chr. vollendet. Es war ein auf drei Stufen erhöhter Peripteros von 46 dorischen Säulen, 8 auf den schmalen, 17 auf den langen Seiten. Der Architrav war mit goldenen Schilden und Weihinschriften, die Metopen mit Reliefbildern aus den Mythen der Athene und ihrer Heroen, die Giebel mit Darstellung der Geburt der Athene und ihres Wettstreites mit Poseidon geschmückt. Innerhalb des Peristyls waren, um zwei Stufen erhöht, die beiden Schmalseiten des Tempels durch eine Vor- und eine Hinterhalle, jede von sechs Säulen, bezeichnet. Auf den Friesen rings um die Tempelzellen zog sich die bildliche Darstellung des Festzugs der Panathenaien. In der Tempelzelle standen in zwei Reihen achtzehn Säulen und theilten den Raum in drei Schiffe. Im Hintergrunde, dem Eingange vom Pronaos gegenüber, stand das goldelfenbeinerne Standbild der Athene Promachos, 26 Ellen hoch. Im verschlossenen Opisthodom wurde der Schatz aufbewahrt, zu dem nur die dabei angestellten Beamten Zutritt hatten; die Decke stützten vier Säulen.

Das mittlere Schiff der Tempelzelle war in den größeren Tempeln oben ohne Decke, unter freiem Himmel**); denn Fenster waren keine vorhanden und jenes die einzige Beleuchtung. Die bezügliche Öffnung, Hypaethros, war in verschiedener Weise angebracht.

Außer den länglich viereckigen Tempeln gab es auch runde (kreisförmige), außer den einfachen auch Doppeltempel (s. oben S. 143), außer den zum eigentlichen Gottesdienst bestimmten auch solche zur Begehung besonderer Gebräuche, wie der Mysterientempel in Eleusis (oben S. 162). Besonders großartige Veranstaltungen waren aber die

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 16.
**) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 34.



Tempelbezirke, wie z. B. im Haine Altis zu Olympia, auf der Akropolis zu Athen u. a. Im letztern u. a. bildete ein besonderer Bau, die **Propylaien**, durch Mnesikles 437—432 vor Chr. erbaut (s. oben S. 180), den Zugang. Sie öffneten sich nach der Stadt und der Burg in Säulenhallen, die unter sich durch Thore und Schiffe verbunden waren, und liefen in Seitenflügel aus, deren Säulenhallen mit Wandmalereien in marmornen Rahmen geschmückt waren.

Außer den Tempeln und den Gymnasien (oben S. 44), über welcher letzteren Bauart wir indessen nur Berichte aus späterer (römischer) Zeit besitzen, wurde auf baukünstlerische Ausstattung namentlich bei der **Agora**, dem Markt- und Versammlungsplatze Rücksicht genommen. Dort standen die Haupttempel, die Rathäuser, wurden Festspiele gefeiert, vereinigten sich die Straßen, fanden die Verhandlungen des demokratisch geordneten Volkes statt und war überhaupt der Mittelpunkt des Verkehrs und Handels (oben S. 55). In älterer Zeit erfreute sich dieser Platz weder der Regelmäßigkeit, noch schöner Bauart; auch ging in Herstellung dieser Eigenschaften nicht das Mutterland den Kolonien voran; vielmehr sollen es die kleinasiatisch-ionischen Städte gewesen sein, welche hierin den europäischen ein Beispiel gaben. Als Grundgedanke diente bei solcher Verschönerung ein viereckiger, mit Säulenhallen umgebener und wol auch gepflasterter Hof; auch Spaziergänge über den Säulenhallen auf deren flacher Decke kamen oft vor. Solche Säulenhallen (Stoen) waren überhaupt eine Lieblingsanordnung der Griechen und wurden nicht nur bei allen möglichen Gebäuden, sondern auch für sich allein angelegt. In der Regel bestanden sie aus einer fortlaufenden Wand und einer Säulenreihe, zwischen denen man hinwandelte. An der Wand wurden oft Malereien mit Inschriften angebracht, worin sich besonders die Gemäldehalle (*στοὰ ποικίλη*) in Athen auszeichnete. Wie die Tempel, so erweiterten sich aber auch die Hallen, indem sie oft auf der andern Seite der Wand eine zweite Säulenreihe erhielten (*στοὰ διπλῆ*), so z. B. in Elis. Eine Verbesserung hiervon, zur Herstellung leichterer Verbindung zwischen beiden Gängen war, daß an die Stelle der Wand, die sonst nur eine Thür hatte, oft eine dritte Säulenreihe trat (so in Pästum), die als Trägerin des Daches oft höher war*). Es gab Säulenhallen bis zu fünf Gängen. Über andere Werke der griechischen Baukunst haben wir gehandelt oder werden handeln bei Anlaß ihrer Verwendung, so namentlich über die zu öffentlichen Vorstellungen dienenden, wie die Stadien und Hippodrome (oben S. 43 f.) und die Theater (unten bei der dramatischen Kunst und Literatur).

Ein wesentlicher Bestandtheil des **Schmuckes** der griechischen

*) Guhl und Koner a. a. O. S. 124. 125.

Baukunst war die Farbe. Die Säulen, die Querbalken und alle anderen wesentlichen Theile der kunstvollen Gebäude waren bemalt, namentlich rot oder blau, oder vergoldet, und so auch alle an den Gebäuden angebrachten Bildhauereien, von denen bei Anlaß der plastischen Kunst die Rede sein wird*).

C. Plastik und Malerei**).

Wie schon die griechische Baukunst nicht ohne Erinnerungen an diejenige der morgenländischen Völker des Altertums ist, aber in den Werken ihrer Blüte eine vollkommen selbständige Entwickelung, einen Triumf der Schönheit gewonnen hat, der an erhebendem Eindruck auf das Gemüt alle ägyptischen und assyrischen Bauwerke, die daneben plump erscheinen, in den Schatten stellt, so ist dies in noch sprechenderm Maße im Gebiete der Künste der Fall, welche lebende Wesen zu den beliebtesten Gegenständen ihrer Darstellung haben. In diesen Künsten besteht eine viel tiefere Kluft zwischen den Griechen und den Morgenländern, als in der Baukunst. Letztere hat bei beiden Gruppen von Kulturvölkern denselben Zweck und verrät auch bei beiden das Streben nach Schönheit. Anders die Bildhauerkunst und die Malerei. Diese kennen im asiatisch-afrikanischen Morgenlande blos symbolische Zwecke, ihre Werke sind eine Bilderschrift, welche bestimmte Gedanken auszudrücken die Absicht hat und welcher der Plan fern liegt, Schönes darzustellen. Daher sind die plastischen und malerischen Gestalten im Morgenlande entweder, wie viele Thiergestalten und wie die ägyptischen Statuen der ältern Zeit (Bd. I. S. 369 f.), Zeugnisse rein realistischer Auffassung, oder sie sind, wie die Götter-, Dämonen- und Menschengestalten in der Regel, unabsichtliche Zerrbilder. Auch die hellenische Kunst huldigt in ihren ältesten Stadien dieser Art der Darstellung und zeigt in denselben deutliche Anklänge an die Leistungen der morgenländischen Völker. Aber sie ist es, welche zuerst in der Geschichte des menschlichen Geistes diesen Standpunkt überwunden und in der Abbildung des Menschen eine Stufe errungen hat, wie sie nimmermehr zu übertreffen sein wird. In diesem Punkte sind die Hellenen ursprünglicher als in irgend einem andern; ihnen zuerst ist es gelungen, der menschlichen Gestalt die Weihe des Idealen zu verleihen, sie mit

*) Jahn, die Polychromie der alten Skulptur in dessen Aufsätzen „Aus der Alterthumswissensch.“, Bonn 1868, S. 247 ff.

**) Winckelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums II. Theil. Otto Jahn, Die hellenische Kunst, in den Aufsätzen „Aus der Alterthumswissenschaft“, S. 115 ff. Carriere, Plastik und Malerei, im Text zum „Bilder-Atlas“, S. 7 f.

dem Zauber des Göttlichen zu erfüllen. Vorbereitet wurde diese Fähigkeit durch die hellenische Dichtkunst schon zu einer Zeit, wo die Griechen noch wenig oder nichts von der Kultur der großen orientalischen Reiche am Nil und am Eufrat-Tigris wußten. Ihre Dichtkunst aber beruhte auf ihrer Religion, durch deren Mythen sie schon in uralter Zeit das Streben an den Tag legte, die menschliche Gestalt als diejenige ihrer Götter zu wählen, auf welchem Streben denn auch ihre ganze Kultur, ihr Gottesdienst, ihr Leben und Treiben, namentlich in der Gymnastik und den Kampfspielen, ihre Kunst, besonders Plastik und Mimik, und ihr Staatsleben folgerichtig beruhten.

Die ältesten plastischen Versuche der Hellenen waren wie bei jedem Volke roh und plump und hatten keine anderen als religiöse Zwecke; ja sogar in späterer Zeit der Kunstblüte blieben die alten kunstlosen Götterbilder bei dem gemeinen Volke die beliebtesten und wunderkräftigsten, wie ja noch jetzt das katholische Volk wol von einer Muttergottes zu Einsiedeln oder Kevlaar, nimmer aber von einer Rafael'schen oder Murillo'schen Madonna Heilung und Trost erwartet. Die Erhebung der Kunst aus ihren rohen Anfängen war daher zugleich eine Befreiung derselben aus den Fesseln der Religion. Nur in der Freiheit entfaltet die Schönheit ihre Schwingen, und so war es auch in Hellas. Nachdem daher in diesem Lande der Kampf der Freiheit gegen die Unterdrückung auf dem staatlichen Gebiete begonnen, regte sich auch das Freiheitsgefühl der Künstler, wie sich zu gleicher Zeit das der Philosophen, der Historiker, der Redner und der Dichter, besonders der Dramatiker, eifrig bethätigte und das des gesammten Volkes in der großartigsten Entfaltung der Gymnastik seinen Ausdruck fand. Im achten Jahrhundert vor Chr. (oben S. 42) kamen die regelmäßigen Kampfspiele auf, befreit von der Vormundschaft der Religion, aus welcher sie hervorgegangen, und die nämliche Emanzipation vollzog sich in den nächsten Zeiten an der mimischen und der bildenden Kunst, die ebenfalls in den Tempeln ihre Geburtsstätte hatten. Langsam nur schüttelte zwar die griechische Kunst die beengenden Fesseln der orientalischen Muster, deren steife, prunkend übergehängte Gewandung ohne freien Faltenwurf und deren monotone Nationaltypen ab. Die verschiedenen Stämme und ihre politische Selbständigkeit machten eine vielseitige Entwickelung der Kunst möglich. Wie in der Form der Säule (oben S. 182) unterschieden sich die dorischen und ionischen Künstler auch in der Behandlung der menschlichen Standbilder. Jene schufen, in der urwüchsigen Kraft ihres Stammes auferzogen, vorherrschend nackte Gestalten, und zwar aus dunkeln, starrem, festem Erz und in düsteren Farben, während die feiner gebildeten, beweglichen und heiteren Ionier bekleidete Bilder aus weißem, zartem Marmor, mit lebhaften Farben bemalt, vorzogen. Denn die F a r b e war ein wesentliches Erforderniß, wie der

griechischen Baukunst, so auch der dortigen Bildhauerkunst, und es ist jetzt erkannt, was früher geleugnet wurde, daß keine Bildsäule, wie kein Fries-, Giebel- und sonstiges Reliefbild unbemalt blieb*) und zwar in der buntesten Weise, Haar und Bart, Gesicht, Kleider, Schmuck, Thiere u. s. w., alles in ihrer naturgemäßen, stark und grell aufgetragenen Farbe. Diese Thatsache, welche ehemals mit der griechischen Kunstidee unvereinbar schien, hatte einen religiösen Ursprung. Die ältesten Götterbilder, unförmlich geschnitzte Klötze, die man vom Himmel gefallen glaubte, waren aus Holz und wurden bemalt, weil der Stoff der Haltbarkeit wegen dies verlangte, und um so mehr, als auch Priester sich bemalten, um, wie man meinte, den Göttern ähnlich zu sein. Zum Kult gehörte aber auch Bekleidung und Ausschmückung der Götter; sie erhielten z. B. goldene Haare, Bärte und Gewänder, die man abnehmen und wieder ansetzen konnte. So kamen auch Schmucktheile aus Elfenbein, Ebenholz und verschiedenen Metallen in Gebrauch und die Vielfarbigkeit der Bildhauerei erhielt sich daher durch alle Zeit. Die Augen wurden durch eingesetzte farbige Edelsteine dargestellt, Lippen, Hand- und Fußnägel oft besonders bemalt oder gar vergoldet, manche Theile an Bronzebildern aus besonderm Metall eingelegt. Selbst als der prächtige Marmor Stoff der Bildhauerkunst wurde, bemalte man ihn, und zwar besorgte die Farbengebung nicht der Bildhauer, sondern ein Maler, so daß auch auf diese Seite der Kunst großer Wert gelegt wurde.

Noch in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. erinnerte die Bildsäule des Apollon von Tenea im Schmuck an die ägyptische Kunst, zeigte aber auch zugleich in der Gestalt das Streben nach freieren Formen. Dieses findet sich auch in der Kampfscene am Giebelfelde des wahrscheinlich nach dem Siege über die Perser errichteten Athene-Tempels zu A i g i n a, wo die um die Leiche des Patroklos kämpfenden Achaier und Troer dasselbe nichtssagende Lächeln in den Zügen haben wie jener Apollon, während die Formen und Bewegungen der Körper bedeutende Fortschritte nach der treuen Anlehnung an die Natur verraten **).

Wol trug die Entwickelung der dramatischen Dichtung und Kunst zu höchster Blüte gegen Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. das Meiste dazu bei, daß die bildende Kunst der Hellenen sich aneignete, was ihr noch fehlte, den lebendigen Ausdruck der Gesichtsbildung, welcher im Vereine mit der schönen Körpergestalt die Spitze der hellenischen Leistungen in der bildenden Kunst bezeichnete. An der Spitze der in dieser Weise sich auszeichnenden Künstlerschule stand A g e l a d a s aus

*) Jahn, Die Polychromie a. a. O. S. 250 ff.

**) S. Herm. Kurz, Erläuterungen zu Ludwig Weißers Lebensbilder aus d. klass. Altert., Stuttg. 1864, S. 121 ff.

Argos, und ihm zunächst standen seine drei bedeutendsten Schüler Myron aus Boiotien, Polykleitos aus Sikyon und Pheidias aus Athen. Der Letzte hat die Übrigen und alle seine Kunstgenossen verdunkelt. Als rechte Hand des großen Perikles in Kunstangelegenheiten ist er der eigentliche Schöpfer des damals neu erstehenden und blühenden Athen geworden. Seine Hauptwerke waren, in Folge großherzigen Aufwandes seiner Gönner im Interesse der Kunstübung, aus den kostbarsten Stoffen, aus Gold und Elfenbein geschaffen, aus letzterm die sichtbaren Körpertheile, aus ersterm die Gewandung und der Haarschmuck. Zwei unsterbliche Werke sind es, welche seinen Namen verewigt haben, die Athene Parthenos im Parthenon auf der Akropolis und der Zeus zu Olympia. Letzteres Bild, das größte plastische Kunstwerk der Griechen und vielleicht aller Zeiten, stellte den Göttervater in erhabener Würde und Majestät dar, hier besonders als Schutzherrn der friedlichen Kampfspiele. In der Linken trug er das Herrschaftsscepter mit dem Adler, auf der Rechten die geflügelte Nike, auf dem Haupte den Ölbaumkranz der Sieger in den Spielen. Der elfenbeinerne Leib zeigte in seinen Wölbungen das Ideal reifer männlicher Schönheit. Das Goldgewand war mit farbenschimmernden Lilien und Thiergestalten geschmückt. Der Tron, aus Ebenholz und Elfenbein, Gold und Edelsteinen zusammengesetzt, zeigte an seinen Pfeilern erhaben gearbeitete tanzende Siegesgöttinnen. Die Rücklehne trug auf ihren beiden Pfeilern zu Häupten des Gottes die Horen und die Chariten. Die Armlehnen waren durch Sfingen gestützt und die Sitzbretschwingen zeigten Apollon und Artemis, die Kinder Niobe's erlegend, die Querriegel Darstellungen der olympischen Spiele und der vaterländischen Sagenkämpfe, Malereien an der Wand des Trons die Arbeiten des Herakles u. a. Mythen, Skulpturen an der Grundlage des Trons die Gestalten der olympischen Götter. Das großartige Werk blieb in Olympia bis in die christlichen Zeiten herab, wo es wahrscheinlich Theodosios nach Konstantinopel schaffen ließ. Hier ging es 476 bei einem Brande zu Grunde.

Andere Werke des Pheidias und seiner Schüler waren der Fries am Parthenon mit dem Festzuge der Panathenaien: lange Reihen von Flötenbläsern und Leierspielern, Bringern von Opfergaben, Jünglingen zu Roß und Wagen u. s. w. in wahrhaft epischer Weise gruppirt und aufgefaßt, sowie die kolossalen Bildwerke der Giebelfelder desselben Gebäudes: die Geburt der Athene und ihr Wettstreit mit Poseidon u. s. w.

Pheidias hatte 437 vor Chr. die Athene Parthenos vollendet und kehrte 432 auch vom vollendeten olympischen Zeus nach Athen zurück. Da mußte er der geltgierigen kunstfeindlichen Demagogenparei als Sündenbock für Perikles dienen. Einer seiner Gehilfen, Menon, gab sich als Denunziant her und erschien auf dem Markte an einem

Altar mit dem Ölzweig als Schutzflehender, indem er den Meister beschuldigte, bei Fertigung der Athene Gold unterschlagen zu haben. Bei der Untersuchung aber rettete den Meister seine Klugheit. Er hatte das Gold so eingefügt, daß es herausgenommen und gewogen werden konnte, was ihn glänzend rechtfertigte. Da dieser Angriff abgeschlagen war, versuchten es die Elenden mit der elastischern Anklage auf Götterverachtung; er sollte in der Kentaurenschlacht auf dem Schilde der Göttin einzelnen Kämpfern des Perikles und seine Züge verliehen haben. Sie hatten die Stirne, ihn deshalb in den Kerker zu werfen, in welchem ihn noch vor Beginn der Untersuchung der Tod den Händen der feilen Buben entriß, — oder diese selbst, vor dem Ergebniß bangend, ihn mit Gift wegräumten.

Von den Mitschülern des Pheidias schufen Polykleitos seine berühmte Hera aus Gold und Elfenbein in Argos und Myron seinen Diskoswerfer. Schüler von ihm, welche in seinem Geiste fortwirkten, waren Alkamenes und Agorakritos. Ersterer schuf die Bildwerke des Westgiebels am Zeustempel zu Olympia, Letzterer das zehn Ellen hohe Marmorbild der Nemesis für Ramnos. Im vierten Jahrhundert vor Chr. blühten Skopas aus Paros und Praxiteles aus Athen. Jener schmückte den Prachtbau des Mausoleions der Artemisia mit Bildsäulen und erhabener Arbeit, dieser schuf die erste unbekleidete Aphrodite, die von Knidos, das Original des Apollon Sauroktonos, den Dionysos mit seinem schwärmenden Gefolge; streitig zwischen beiden ist die Gruppe der Niobe und ihrer Kinder. Überhaupt bewegten sich die Künstler dieses Jahrhunderts mit Vorliebe, statt in den Höhen der Herrscher des Olympos, im Gebiete der den Menschen näher stehenden Gottheiten der Erde und des Olympos, wie der heroischen Mythe. Noch mehr verweltlicht, ja ganz aus dem Reiche des Idealen in das der Sinnlichkeit herabgezogen wurde die Kunst unter Leochares, dem Urheber des Ganymedes, und Polykles, dem des Hermaphroditos.

Obschon die Malerei weniger dauerhafte Stoffe ihren Arbeiten zu Grunde legt, als die Bildhauerei und ihre im alten Hellas geschaffenen Werke daher verloren sind, wissen wir dennoch aus den Schriften der Alten, daß dort, wo Alles von der Weihe der Schönheit erfüllt war, auch sie Großes geleistet hat. Die ältesten griechischen Maler finden wir in der Mitte des Landes, am Isthmos. Kleanthes aus Korinth soll zuerst Schattenrisse gezeichnet haben. Eine eigentliche Malerei, wenn auch mit mangelhaften Farben (nach Plinius blos weiß, schwarz, gelb und rot), kam erst im fünften Jahrhundert vor Chr., im Zeitalter des Perikles zu bedeutenden Schöpfungen. Es entstanden gemalte Hallen und Gemäldesammlungen (Pinakotheken). Es zeichnete sich damals aus Polygnotos von der Insel Thasos (seit 463 vor Chr. in Athen). Er malte die Zerstörung Troias und Odysseus in der Unterwelt im Gasthause (Lesche) zu Delphoi, jedes mit 80 bis 100

Figuren. Mit seinen Schülern Mikon und Panainos, dem Bruder des Pheidias, betheiligte er sich vorzüglich an den vier großen Prachtbildern der Stoa Poikile in Athen: der Amazonenschlacht, dem Kampfe bei Oinoe (mit Argos gegen Sparta), der Zerstörung Troias und dem Siege bei Marathon*). Mikon aus Aigina malte die Argonauten, die Thaten des Theseus und andere Mythen. Apollodoros, der „Skiagraph", soll den Pinsel erfunden und die Vertheilung von Licht und Schatten eingeführt haben. Sein Schüler war der große Zeuxis aus Herakleia in Unteritalien, am Anfange des vierten Jahrhunderts vor Chr. Ihm gelang die berühmte Helena im Tempel der Hera zu Kroton, eine gefeierte Penelopeia u. s. w. Großartige historische Gemälde, wie die der älteren Maler, waren nicht seine Sache. Sein Zeitgenosse und Nebenbuhler Parrasios aus Ephesos soll aus Künstlerstolz in Purpur und Krone aufgetreten sein. Von ihm wird der Kampf um des Achilleus Waffen genannt, der aber im Wettstreite mit Timanthes aus Samos oder Sikyon unterlag, während er dagegen die von lebenden Vögeln für ächt gehaltenen Trauben des Zeuxis durch seinen gemalten Vorhang überwand. Von Timanthes preisen die Alten das Opfer der Iphigeneia. Pamphilos aus Amphipolis gründete gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chr. die Malerschule von Sikyon, welche sich durch mathematische Genauigkeit in der Zeichnung hervorthat.

Eine neue Blütezeit der hellenischen bildenden Kunst sah das Zeitalter des großen Alexander, das uns weiter unten beschäftigen wird.

Ein bedeutender Nebenzweig der griechischen Malerei war die Fertigung bemalter Vasen, deren Hergang in der Hauptsache wir bereits oben (S. 18 f.) andeuteten**). Die ältesten derselben trugen blos allerlei Figuren aus geraden und krummen Linien, Sterne, Blumen, Rosetten, dann Vögel und andere Thiere, Wundergeschöpfe, wie Greife, Sfingen, Sirenen, Fischmenschen u. s. w. Man kann in ihnen die Nachahmung assyrischer Muster nicht verkennen. Griechisch wurde dieser Kunstzweig erst durch die Einführung der reinen menschlichen Gestalt, neben welcher die fantastisch-orientalischen Figuren mit der Zeit zurücktraten und endlich verschwanden. Es entstanden Umzüge, Kampfscenen, mythologische Darstellungen, Genrebilder u. s. w. Man fügte ihnen Inschriften bei, stets in dem Dialekte des Fabrikortes. Die umfangreichste Produktion dieser Werke war in der Landschaft, welche sich überhaupt in künstlerischer Thätigkeit auszeichnete, in Attika. Den Inhalt der Inschriften

*) Göttling, die Nationalgallerie der Gemälde und die Stoa Poikile in Athen, in dess. gesamm. Abhandl. aus d. klass. Altert., München 1863. II. S. 133 ff.

**) Jahn, die griech. bemalten Vasen a. a. O. S. 307 ff.

bildeten Zurufe, welche den Gebrauch der betreffenden Gefäße verrieten, z. B.: „Sei gegrüßt und trink' mich aus", auch Gespräche verschiedener Art zwischen den abgebildeten Personen, dann die Namen der letzteren, auch wenn sie ganz bekannte Götter und Heroen vorstellten, die Namen der Maler und Fabrikanten, wobei oft das Gefäß als sprechend erschien, z. B. „Euphronios hat mich gemacht und gemalt," ferner Lobpreisungen der Schönheit gewisser Mädchen oder Jünglinge, auch mitunter ohne deren Namen, endlich unverständliche Zusammenstellungen von Buchstaben, vielleicht Geheimschrift oder Fabrikzeichen. Bemerkungen, welche an den Namen des Besitzers anknüpften, z. B. „Kephisophon gehört die Schale, wer sie zerbricht, zahlt eine Drachme, weil sie ein Geschenk eines guten Freundes ist," oder „ich bin ein Salbenfläschchen der Tataia, wer mich stiehlt, der erblinde", und dergleichen waren nicht gemalt, sondern später vom Besitzer eingekratzt. Dies gilt auch von Bemerkungen über den Preis u. s. w. Die bemalten Vasen hatten im Altertum eine ungeheure Verbreitung, nicht nur in allen griechischen Städten, Inseln und Kolonien, sondern auch bei nichtgriechischen Völkern, namentlich in Sicilien, Unteritalien, Etrurien, Lykien u. s. w.

D. Die musischen Künste.

Wir kommen zu den Künsten, welche den Hellenen das Leben erheiterten und ebenso, wie sie ihren Götterdienst schmückten, aus dem sie entsprossen waren, in ihnen auch vaterländische und freiheitliche Gefühle hegten und pflegten. Diese Künste bildeten den eigentlichen Gipfelpunkt des hellenischen Lebens; während die bisher betrachteten todtem Stoffe eine lebenvolle Form gaben, nahmen sie auch den Stoff aus dem Leben selbst, — die Menschen boten denselben in eigener Person dar, und während die Statuen und Gemälde stumm blieben, verherrlichten die Darsteller der musischen Künste, die zugleich deren Material waren, ihre Kunstleistung durch den Zauber der menschlichen Stimme. Darum waren auch diese Künste das ausschließliche Gebiet der den Werken der Kunst überhaupt vorstehenden Göttinnen, der Musen; sie alle lassen sich auf die drei das Schöne im lebenden Menschen darstellenden Künste, Ton-, Tanz- und Schauspielkunst zurückführen (oben S. 124) und ihre Beziehungen zu Wissenschaften und Dichtarten sind spätere und künstliche.

Die Tonkunst, eigentlich die vorzugsweise musische Kunst (μουσική), war außer ihrer das Leben in verschiedenen seiner Lagen verschönernden Eigenschaft auch, wie wir (oben S. 26) gesehen, eines der wichtigsten Bildungsmittel für die hellenische Jugend, namentlich als höhere Ergänzung der Gymnastik.

Den Hellenen war die ganze Welt Musik, d. h. harmonisches

Zusammenwirken der verschiedenen in ihr lebenden Elemente, so auch die einzelnen Theile der Welt und Seiten des Lebens, der Staat, die Familie, die Religion, die Weisheit, die Kunst selbst, ja jeder Tempel, jedes Haus und jedes Buch. Die Musik war daher in älterer Zeit eines mit der übrigen geistigen Thätigkeit, besonders aber mit der Dichtkunst. Götter (Hermes u. A.) und Heroen (Orpheus, Linos u. A.) galten als die Vorbilder im Reiche der Töne. Die Dichter brachten in der heroischen Zeit als Sänger (ἀοιδοί) ihre Gedanken zugleich in Wort und Ton und sangen so vor den Königen und Fürsten zur Lyra. Auch mit dem Tanze war die Tonkunst, namentlich mittels der Hirtenflöte, untrennbar verbunden.

Unter den Hirtenvölkern auf den Bergen hatte die Kunst ihre Anfänge, im asiatischen Phrygien und im europäischen Arkadien. Auf der asiatischen Seite erhielt sie zuerst höhere Ausbildnng, und man nannte die den Griechen bekannten Tonarten nach fünf Abtheilungen ihrer Stammesgenossen in Kleinasien: die dorische (tiefste), phrygische (mittlere) und lydische (höchste), sammt den zwei Übergängen, der aiolischen und ionischen Tonart. Mit tieferer, man könnte sagen wissenschaftlicher Behandlung der Tonkunst gingen die musischen Wettkämpfe bei den Festspielen Hand in Hand. Als älteste Dichter und Sänger werden u. A. Arion, Mimnermos, Alkaios, Simonides, Pindaros, Tyrtaios und die gefeierte Sappho, als Begründer wissenschaftlicher Tonkunst Terpandros aus Lesbos in Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. genannt. Er zeichnete die Volksmelodien auf und setzte homerische Verse, wie angeblich auch die lykurgischen Gesetze in Töne. Seinem Zeitgenossen Archilochos werden manche Verbesserungen in der Tonkunst zugeschrieben. In der Folge scheinen sich Dicht- und Tonkunst nach und nach getrennt zu haben, indem bald nach Obigen Mehrere, wie Aristonikos, Kleon, Philotas u. A., als blose Musiker erscheinen. Hundert Jahre nach Terpandros schrieb Lasos aus Hermione, der Lehrer des Pindaros, das erste theoretische Werk über Musik. Der Philosoph Pythagoras nahm großen Antheil an der Welt der Töne und seine Lehre von der Harmonie der Sphären zeigt, welche Wichtigkeit er der Musik zuschrieb. In ähnlicher Weise, wenn auch mit mehr Beschränkung auf das thatsächlich Gegebene, schenkten Platon und Aristoteles dieser Kunst ihre Aufmerksamkeit.

In der ältern Zeit wurde beinahe nur im Chore gesungen. Später aber, namentlich während des peloponnesischen Krieges, wurde die Tonkunst immer gezierter; die einzelnen Stimmen hoben sich aus dem Chore heraus und in den Dithyramben suchte man das Rollen des Donners, das Rauschen des Wassers und Thierstimmen nachzumachen. Auch kamen leichtfertige Tanzrythmen auf.

Von der Beschaffenheit der Stimmtonkunst, welche größtentheils

mit der Dichtkunst zusammenfiel, ist nicht viel bekannt, mehr von der Tonkunst mit Tonwerkzeugen, welche bald für sich allein, bald zur Begleitung der menschlichen Stimme geübt wurde.

Der Tonwerkzeuge gab es hauptsächlich zwei Klassen: Saiten- und Blase-Instrumente. Die ersteren wurden sämmtlich nicht gestrichen, sondern mit den Fingern gespielt, bisweilen auch mit dem Plektron (aus Metall, Holz oder Elfenbein) geschlagen, das man an einem langen Bande trug. Das Instrument hing ebenfalls an einem Tragriemen. Die Saitenwerkzeuge hatten drei Hauptformen: Kithara oder Phorminx, Lyra und Trigonon. Die Gestalt der Lyra ist bekannt, sie erlitt aber verschiedene Abweichungen. Die Arme waren von Ziegenhörnern gebildet, der Schallkasten, aus welchem sie hervorragten, unbestimmt aus was, der Sage nach ursprünglich aus einer Schildkrötenschale. Wie die Lyra von Hermes, so sollte die Kithara von Apollon erfunden sein. Der Schallkasten derselben war aus dünnen Holz-, Metall- oder Elfenbeinplatten gebildet und durch zwei hohle Arme verlängert*).

Die Kithara ist kunstvoller als die Lyra, daher auch wol jünger; jene diente mehr zu Aufführungen an Festen, diese zum Unterrichte der Jugend und zum Vergnügen. Das Trigonon war der modernen Harfe ähnlich und hatte mehr Saiten als die Kithara und Lyra, welche beiden zwischen drei und sieben solchen schwankten. In der Zeit des peloponnesischen Krieges, als die Musik schwülstig und aufregend wurde und ihre alte Einfachheit verlor, versuchten die Dithyrambiker Phrynis und Timotheos auch eine größere Anzahl Saiten einzuführen, die ihnen aber in Sparta von Amtswegen abgeschnitten wurden. Außerdem gab es noch mehrere Neben- und Mischformen der Saiteninstrumente.

Die zum Blasen eingerichteten Tonwerkzeuge hatten die drei Hauptformen der Syringen oder Rohrflöten, aus mehreren verbundenen Pfeifen (sieben bis neun) bestehend, der Αὐλοί, welche den Klarinetten und Oboen ähnlich waren, einfache oder doppelte Röhren (letztere für die tieferen und höheren Töne) aus Schilf, Holz, Bein oder Elfenbein, mit Mundstücken und Seitenöffnungen, bisweilen auch durch eine Mundbinde an den Kopf befestigt, — und der Salpingen oder Trompeten. Nebenformen des αὐλός waren die selten vorkommende Quer- und die Sackpfeife, der Trompeten die Hörner. Bei Tänzen und lärmenden Mysteriengebräuchen kamen auch Klappern, Becken und Pauken in Anwendung.

Der Tanz wurde schon in der heroischen Zeit in bedeutender Ausbildung geübt. Während der ganzen Dauer griechischer Kultur diente er niemals, wie in der Neuzeit, zum eigenen Vergnügen, sondern zur

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer, S. 238. 240.

Darstellung von Gefühlen, Zuständen und Handlungen vor Zuschauern. Dadurch, daß die Tanzkunst, bei den Griechen Orchestik, zugleich ein Element des Kultes war, blieb sie frei von sinnlichen Ausschweifungen. Mit der Gymnastik und kriegerischen Übungen hingen zusammen die Waffentänze, unter denen die Pyrriche der beliebteste war; sie stellte die Bewegungen des Angriffs und der Vertheidigung in Fechterstellungen dar*). Großartiger aber wirkten die friedfertigen Reigen an den großen Götterfesten, welche sehr verschiedene Gestalt annahmen. Es gab gymnastische Festtänze von Männern und Knaben, Kettentänze von Jünglingen und Jungfrauen. Aus Reden und Gesängen, die sich in diese Reigen mischten, entwickelte sich das Schauspiel, wovon des Zusammenhangs wegen in Verbindung mit den Theatern und der dramatischen Dichtung die Rede sein wird.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

A. Das Epos.

Derselbe Sinn für Schönheit und Kunst, durch dessen Antrieb die Hellenen in Erz und Marmor sangen, auf der Lyra dichteten und den eigenen Körper in der Orchestra zum Kunstwerke umschufen, bewährte sich auch in den Werken, mit welchen sie die Worte ihrer Sprache zu künstlerischen Thaten formten, die durch ihren Reichtum und Wollaut und die Art ihrer Bildung und Zusammensetzung zur Dichtung geschaffen erscheint. Wie in der bildenden und musischen Kunst, wo sie Organe und Stoffe der Natur zur Äußerung ihrer schönen Gedanken und Gefühle verwendeten, folgten sie auch in der Dichtung, wo diese Äußerung durch symbolische Bilder der Gedankenwelt ihren Weg nahm, einem natürlichen Triebe, der ein Kind ihrer eigenen Schönheit und derjenigen ihres wundervollen Landes war. Der aus dieser Verbindung hervorgehende künstlerische Formensinn wurde den Griechen so sehr eigen, daß er ihnen nicht nur keine Last auferlegte, sondern ihnen sogar gleichbedeutend mit Freiheit wurde. Was sie aus dem Schatze ihres Fühlens und Denkens dichteten, erhielt daher dieselbe erhebende und gewinnende und für alle Zeiten anziehende begeisternde Form wie das, was sie unmittelbar der Natur abgelauscht hatten.

*) Guhl und Koner a. a. O. S. 331.

Der Ursprung der hellenischen Dichtkunst lag daher, weil in der Natur, schon in den ältesten Zeiten des Bestandes einer griechischen Nation. Ja die Sage des Schrifttums derselben reicht sogar in nebelgraue Fernen, in welchen ein hellenisches Volk noch gar nicht bestand, in Zustände eines Überganges von asiatischen in europäische Wohnsitze zurück, und zwar deutet sie auf den Landweg dieses Überganges (oben S. 6). In Thrake, welchen Landstrich die auf trockenem Wege auswandernden Voreltern der Hellenen durchziehen mußten, tauchen die ältesten Namen auf, — freilich blose Namen, — an welche sich dichterische Thaten in der Sprache von Hellas knüpfen, wie Thamyris, Orpheus, Linos, Eumolpos u. a. Man findet thrakische Spuren, d. h. nicht vom spätern barbarischen Thrakervolke, sondern von in Thrake zu uralten Zeiten einheimischen Hellenen, Spuren, die sich auf griechische Dichtkunst beziehen, vom Norden her durch Makedonien (Pierien), durch die Gegend des Olympos und dem Pindos entlang bis zu den Landschaften am Helikon, Parnassos und Leibethron mit ihren heiligen Quellen und Grotten, ja noch weiter bis nach Eleusis vor den Thoren Athens und bis nach dieser sangreichen Stadt selbst (durch Eumolpos und des Orpheus Schüler Musaios). Es ist dies namentlich nach der Verbreitung des Kultes Apollons und der Musen und Chariten, sowie der Mysterien zu beurteilen. Doch, das alles sind nur nebelhafte Namen, mit welchen sich zwar theilweise uralte Erinnerungen verknüpfen (wie Homeros und Hesiodos den Klagegesang um Linos, eine Gestaltung des syrischen Adonis, kannten), theilweise aber willkürlich späte Erzeugnisse der hellenischen Kultur beehrt wurden. Wirkliche Werke dichterischer Einbildungskraft in hellenischer Sprache, deren Alter über dasjenige der Blütezeit griechischen Lebens hinauszusetzen ist, sehen wir nicht auf jenem Landwege aus Asien nach Europa, sondern vielmehr in einer aus letzterm Erdtheil her nachträglich rückwärts besiedelten Gegend des erstern auftauchen. Dort waren es gewiß die mit diesen Rückwanderungen verbundenen Ereignisse, welche, mögen sie nun mit der Eroberung einer Stadt Ilion verbunden gewesen oder die Erinnerung an eine solche That wachgerufen haben, zu einer Erregung der Geister und damit zu schöpferischer Gestaltung von Sagen in dichterischem Gewande Anlaß boten. Dichter und Sänger in einer Person (ἀοιδοί) waren es, welche an den Fürstenhöfen, sich selbst mit dem Saiteninstrumente (Phorminx oder Kitharis) begleitend, ihre Gesänge vortrugen, wie Phemios und Demodokos in der Odysseia, und sie dem Gedächtnisse der Zuhörer so tief einprägten, daß schriftliche Aufzeichnung noch geraume Zeit kein Bedürfniß war. Mit jenen Wanderbegebenheiten wurde die Religion der Hellenen, wie sie sich ausgebildet hatte, in Verbindung gebracht und so die Vaterlandsliebe und das Stammesbewußtsein sowol durch die gemeinsame Erinnerung, als durch den gemeinsamen Glauben genährt

und erhoben. Beides verschmolz aber geradezu zu einem Ganzen in der heldenhaften Überlieferung, und diese wurde denn auch der Hauptinhalt der ältesten epischen Dichtung.

Der Schönheitssinn und die Formgewandtheit des hellenischen Volkes bedingten schon früh die Formschönheit und sprachlich-rythmische Anordnung dieser alten Heldengesänge, sowie die Manigfaltigkeit des dichterischen Sprachmaßes in den verschiedensten Dichtarten überhaupt, was eine durchaus ursprüngliche Erfindung der Hellenen ist, indem den morgenländischen Kulturvölkern jedes strenge und zugleich schöne Zeitmaß der Sprache fremd und nur eine ferne Ahnung von sprachlicher Zucht der Dichtung eigen war, die daher auch bei ihnen den Charakter eintöniger Despotie und nicht denjenigen europäisch-griechischer Freiheit trug.

In den griechischen Kolonien Kleinasiens war es demnach, wo eine in der Form und im Inhalte selbständige hellenische Dichtung zuerst ihre Schwingen entfaltete. Begünstigend wirkte auf diesen Umstand die Wolhabenheit ein, welche sich die dortigen Küsten- und Inselstädte, wie Smyrna, Kolophon, Miletos, Chios, Samos, Rodos u. a. durch Schifffahrt, Handel und Gewerbefleiß errungen hatten. Namentlich war dies bei den Joniern der Fall, wenn auch die ersten Heldendichtungen eine Schöpfung der Aiolier und Achaier gewesen zu sein scheinen. Auf die Jonier war vorzugsweise die Erbschaft der Phöniker, die Seeherrschaft im Mittelmeer übergegangen und dazu hatte sich die im Pontos gesellt. Durch ihre kühnen Fahrten kannten sie die damalige Welt vom Nil bis zum Rodan und vom Tanais bis zum Bätis, und erweiterten dadurch ihren Gesichtskreis und ihre Kenntnisse. Die Bekanntschaft und Berührung mit dem Luxus der morgenländischen Reiche und mit dem Pomp der dortigen Götterdienste regte die Geister und Gemüter auf, und während dabei die alte Kraft und Einfachheit des heimischen Volkstums Schaden litt, verfeinerte sich dafür die Auffassungs- und Darstellungsgabe und wurde durch eine Fülle bunter Bilder und Vorstellungen der lebendige Geist angefeuert, sich in der Meisterschaft der Töne und Worte zu üben und auszuzeichnen. Unter diesen Verumständungen entsprang aus dem himmlischen Mythos der Götter und dem irdischen der Volkshelden das griechische Epos. Die ältesten Sänger desselben sind namenlos; denn das Volk selbst dichtete zuerst, ohne es zu beabsichtigen. Religiöse Volksversammlungen mit Wettgesängen begünstigten die Schöpfung der ersten Heldenlieder.

Die ältesten solchen, welche wir kennen, sind, was ihren Ursprung betrifft, noch stets ein Rätsel. Es glänzen vor uns zwei riesenhafte Heldengedichte, ohne irgend ein bekanntes Vorbild, eine völlig ursprüngliche Schöpfung des Geistes der asiatischen Hellenen und eine unsterbliche Leistung, die noch jetzt ihre Wirkung mächtig und unwiderstehlich



äußert. Das eine der beiden Werke stammt aus dem Kreise der die Eroberung Troias erzählenden Sagen, das andere besingt die ursprünglich mit dieser That nicht zusammenhängenden Irrfahrten des Odysseus. Ihren Verfasser nennt die Überlieferung Homeros. Nach der Ansicht Mancher wäre dieser Name nur die Personifikation einer Sängerschule, der Homeriden auf Chios, während Andere seine Person zu retten suchen*). Von letzterer wissen wir nichts zuverlässiges, die Angaben über seine Zeit schwanken zwischen dem zwölften und neunten Jahrhundert vor Chr. und etwa zehn Städte in Europa und Asien stritten sich um seine Geburt. Es ist jedoch ausgemacht, daß die beiden Meisterwerke in Ionien entstanden, wahrscheinlich um 900 vor Chr., etwas über hundert Jahre nach David und Zarathustra.

Die Art der Entstehung beider Werke ist ein Gegenstand lebhaften Streites. Gegen die von vielen bedeutenden Gelehrten verfochtene Liedertheorie, nach welcher sie blos Sammlungen ursprünglich für sich entstandener und nachher aneinander gereihter Lieder wären, spricht nicht nur der Mangel an einem Nachweise hierfür, sondern ebenso sehr der einheitliche Charakter beider Werke. Allerdings sind sie nicht so entstanden, wie sie vorliegen, sondern jedes von ihnen hat einen Kern, welcher von einer Hand herrührt. Allerdings mögen zu dieser Arbeit ältere Einzellieder als Material gedient haben, aber von sehr knappem, einfachem Gepräge, so daß sie nicht mehr aus dem Zusammenhange gesondert werden könnten**). Mit der Zeit wurden dann jene Kerne von jüngeren Dichtern überarbeitet, ergänzt und fortgesetzt, bis sie die Gestalt erhielten, in der sie auf uns gelangten. Manche ursprüngliche Theile gingen dabei auch wol verloren und wurden durch andere von verschiedenem Werte ersetzt und zwar oft auf ungeschickte Weise.

Was das Verhältniß der beiden Gedichte betrifft, so ist die Ilias wol ohne Zweifel das ältere, weil eine einfachere Zusammensetzung verratend, die Odysseia das neuere, weil kunstvoller gefügte. Beide aber bieten so wesentliche Verschiedenheiten dar, daß sie in ihrem Kerne nicht den nämlichen Verfasser haben können. Die Ilias ist voll Leidenschaft, die Odysseia ruhig und gemessen. Dort wilde Kämpfe und blutiges Ringen, hier eine wundervolle Märchenwelt, reich an Abenteuern, abwechselnd mit idyllischen Schilderungen aus der Heimat des Helden***). Auch die Sprache ist in beiden Werken abweichend, und dasselbe ist der Fall mit manchen Einzelheiten in den geschilderten Sitten und Gebräuchen. Die Odysseia hat entwickeltere geographische Begriffe und

---

*) Bernhardy, Grundriß der griech. Literatur, 4. Bearb. I. S. 293 ff. 3. Bearb. II, 1. S. 129 ff. Bergk, griech. Lit.-Gesch. I. S. 440 ff.

**) Bergk a. a. O. S. 521 ff.

***) Bergk a. a. O. S. 727 ff.

mythologische Anschauungen; namentlich zeigt sie die in der Ilias nach Parteien gespaltenen Götter in voller Eintracht, aber auch den Menschen ferner gerückt, nicht mehr auf dem Berge Olymp, sondern im Himmel, und nicht mehr selbst in das Schicksal der Menschen eingreifend, sondern durch Mantik wirkend. Beide Werke ignoriren einander gegenseitig und haben eine verschiedene Anlage. Die Ilias hat den Charakter einer Episode, die in ein größeres den ganzen troischen Krieg umfassendes Werk zu gehören scheint; die Odysseia aber tritt vollkommen selbständig auf, ist weit einheitlicher und besitzt nur einen Helden an Stelle der vielen, welche das ältere Gedicht glänzen läßt. Doch haben beide Werke in den augenscheinlich später eingefügten Theilen manches Gemeinsame, so daß die Ergänzer und Fortsetzer beider einer gemeinsamen Schule angehört zu haben scheinen. Einig sind beide Werke überhaupt in der Schönheit der Sprache, welche namentlich durch das vom hellenischen Epos angewandte Zeitmaß des Hexameters begünstigt wird, indem dasselbe zugleich Musik und Tanz in die Sprache bringt und diese gleich dem Marmor zum Kunstwerk ausbildet. Daher das schöne Maßhalten und die klassische Ruhe und Ordnung, durch welche Eigenschaften sich das griechische Schrifttum in seiner Blütezeit so sehr auszeichnete. Unermeßlich war der Einfluß, den auf letztere die unvergänglichen Schönheiten der ewig jungen und frischen Homeriden-Werke ausübten. Dichtung und Wahrheit verschwistern sich in denselben so, daß letztere in dem Gesichtskreise des Volkes, für welches sie geschrieben sind, durch erstere gar nicht beeinträchtigt erscheint, weil Alles dem Glauben und Fühlen dieses Volkes und zugleich seinem Leben und Treiben in der Natur seines Landes entspricht, immerhin mit Rücksicht auf die verschiedenen Zeitpunkte, aus denen die Zusätze und Einschaltungen stammen. Namentlich aber überrascht und ergreift die tiefe Menschen- und Seelenkenntniß, welche die Verfasser an den Tag legen. Die homerischen Gesänge waren daher das Entzücken der hellenischen Welt bis in die Zeit ihrer Entartung; sie waren die Bibel der Griechen, und es ist bezeichnend für den der Freiheit und Schönheit stets offenen Sinn und Geist dieses Volkes, daß es keine lehrhafte oder gar mystisch-dunkle, sondern eine farbenreiche, lebendige, helle und allgemein verständliche Bibel hatte, eine Bibel, um deren Offenbarung es sich nicht zu streiten brauchte, weil man über den Namen des Verfassers einig geworden war und an seiner Begeisterung durch die Göttin des Gesanges Niemand zweifelte. Keine der zehn Bibeln der Menschheit*) kann sich rühmen, so ungetheilten Beifall gefunden zu haben, namentlich bei Menschen verschiedener Religion,

*) Die ägyptischen Thoth-Bücher, die heiligen Keilschriften, die Kings der Chinesen, das Tao-te-king des Lao-tse, die Vedas, die heiligen Schriften der Buddhisten, das Zendavesta, das Alte und das Neue Testament und der Koran.

wie die Doppel-Dichterhalle Joniens, die keine Bibel sein wollte und doch das Ansehen einer solchen hatte; keine jener Priesterbibeln ist Musterbild für die Weltliteratur, für die Dichtung aller civilisirten Völker geworden, wie es die Ilias und die Odysseia stets geblieben sind, namentlich jene für alle Kriegs-, diese für alle Reiseschilderungen. Doch verdient diesen Ruhm weniger die Iliasdichtung, welcher der ergreifende Schluß mit der Vernichtung von Priamos Feste fehlt, als die Erzählung der Fahrten des „vielgewandten" Dulders Odysseus. Wol entflammt sich die unbedachte Jugend an den Heldenkämpfen im Felde des Skamandros, wol sind die Scenen zwischen Agamemnon und Achilleus, zwischen Hektor und Andromache, die Freundschaft des Patroklos und die Sohnesliebe des alten Priamos von unverwüstlichem Zauber; allein es wird mit dem Blute der Achaier und Dardaner zu verschwenderisch umgesprungen — das Einzelne fesselt, aber das Ganze spannt und packt nicht. Anders in der Odysseia. Wenn wir von der endlosen Vorbereitung des Gerichtes über die Freier absehen, — was gibt es rührenderes, als den hingebenden Sohn Telemachos, was herrlicheres als die unerschütterliche Treue der sinnigen Penelopeia, was reizenderes als die Inseln der Kalypso und Kirke, was erschütternderes, als die Fahrt zur Todtenwelt, was naturwahreres als die Seestürme, was märchenhaft-anziehenderes als das glückliche Land der Phaiaken? Eingehender als wir es hier können, hat Carriere die Schönheiten der Homeriden-Epen in seiner klassischen Sprache geschildert*).

Wann die dem Homeros zugeschriebenen Gedichte in ihrem jetzigen Bestande vollendet waren, ist nicht mehr auch nur annähernd zu bestimmen. Doch muß dies geschehen sein, ehe die ersten der sogenannten Kyklischen Dichter auftraten, deren älteste als Schüler des Homeros galten. Dieselben suchten das an Heldendichtungen Vorhandene zu vervollständigen und fügten ihm etwa seit dem Beginne der Zeitrechnung nach Olympiaden ergänzende Dichtungen im Geiste der homerischen bei. Zu ihnen gehörten Kreophylos, angeblicher Freund des Homeros, mit der Einnahme Oichalias, Arktinos aus Miletos mit der Aithiopis und der Zerstörung Ilions, welche die Ilias genau fortsetzten, Stasinos aus Kypros, ungewiß ob Verfasser der Kyprien, welche umgekehrt die Veranlassung des Krieges durch die Liebesränke der jener Insel heiligen Aphrodite besangen und so der Ilias eine Einleitung gaben, Lesches aus Lesbos mit der Kleinen Ilias, einer andern Fortsetzung der Großen, dann die Verfasser mehrerer *Νοστοί*, d. h. sich um die Odysseia gruppirender Gesänge von der Heimkehr der Helden vor Troia und viele Andere, auch mit weiteren als den troischen Heldenstoffen, z. B. dem thebäischen Sagenkreise, denen des Theseus, Herakles u. s. w. Alle

*) Die Kunst etc. II. S. 51—66.

diese Dichtungen, welche sich gegenseitig ergänzten, ohne übrigens in einer Verbindung unter sich zu stehen, und sich alle hüteten, einen Stoff der homerischen Gedichte zu bearbeiten, werden von den Alten nicht gelobt, scheinen blos gelehrte, dem Volke nicht geläufige Werke gewesen zu sein und sind sämmtlich verloren. Ein glücklicheres Geschick waltete über ihren Vorbildern und Vorgängern. Lykurgos soll die durch Kreophylos mitgetheilten Gesänge Homers nach Sparta gebracht haben, wo sie großes Ansehen genossen, durch Terpandros in Töne gesetzt und an Kampfspielen vorgetragen wurden. Beglaubigter ist das Schicksal der Homeridenwerke in Athen. Seit Solons Zeit finden wir sie daselbst unter den Schutz des Staates gestellt. Der große Gesetzgeber ließ sie durch wandernde, ohne Gesang und Musik sprechende „Rapsoden" getreu nach einem amtlich anerkannten Texte vortragen. Der Tyrann Peisistratos ließ denselben durch einen Ausschuß von vier Dichtern, darunter Onomakritos (oben S. 171) der Vorsitzende war, prüfen und berichtigen. Sein Sohn Hipparchos befahl den wettstreitenden Rapsoden, an den Panathenaien größere Abschnitte nach einer bestimmten Reihenfolge vorzutragen. So wuchs Homeros den Athenern wie den Spartiaten in das volkstümliche Bewußtsein hinein und die Jugend bildete sich an den beiden Riesenepen in den Schulen heran. Das delphische Orakel, die einflußreichste Anstalt von Hellas, nahm sie zum Muster seiner Sprüche. Ja sie wurden mit ihrer hellen Weltanschauung und Lebensweisheit die Grundlage der hellenischen Philosophie, Beredsamkeit, Geschichtschreibung und Landeskunde, wie der spätern Dichtkunst, des Theaters und der bildenden Künste, die dem Vater der Poesie ihre Stoffe entlehnten. Auch knüpften sich an ihn die ersten Anfänge literargeschichtlicher und grammatischer Forschung an.

Weit jüngern Ursprungs als die beiden großen homerischen Gedichte sind die den Namen Homeros tragenden Hymnen und die die Ilias parodirende Batrachomyomachie (letztere wahrscheinlich im 5. Jahrhundert vor Chr. entstanden).

Der Homerischen Dichtung steht in der ältesten Zeit dichterischen Schrifttums der Hellenen diejenige, welche den Namen des Hesiodos trägt, gegenüber. Der ionischen Begeisterung stellte sich hier die dorisch-aiolische Nüchternheit, der Liebe zu Kampf, Sieg und Abenteuern die zu den Künsten des Friedens, dem Kulte der Schönheit und Tapferkeit derjenige der Arbeit und der Häuslichkeit als unvereinbarer Widerspruch zur Seite. Auch die Gedichte des Hesiodos sind das Werk Mehrerer, doch waren dies nicht Sänger, sondern Lehrer. In Homeros sehen wir die Wurzeln der hellenischen Volksreligion, in Hesiodos die der Mysterien. Hesiodos lebte wahrscheinlich in Boiotien zu Askra am Helikon, später aber wahrscheinlich in Folge von Mißverhältnissen mit seinem Bruder zu Naupaktos im ozolischen Lokris, und zwar wahrscheinlich

etwa hundert Jahre nach der Zeit, in welcher die homerischen Gesänge entstanden, also etwa um 800 vor Chr.

In seinen Versen tritt uns sein Charakter als der eines rechtlichen und soliden Hauswirtes, der aber nicht von dem Aberglauben seiner Zeit frei ist, plastisch entgegen. Das Hauptwerk, das wir unter seinem Namen besitzen, und dem Kerne nach wol sein eigenes, sind die Werke und Tage (ἔργα καὶ ἡμέραι), in 828 Hexametern. Es besteht aus zwei Theilen; der erste enthält Ermahnungen an des Dichters Bruder Perses, der ihn übervortheilt, sowie Vorwürfe gegen die Richter, die demselben Recht gegeben, woran sich, als illustrirende Beispiele seines Ungemaches, die Mythe von Prometheus und Pandora (oben S. 115 f.) und die Sage von den Weltaltern, sowie eine Fabel knüpft. Der zweite Theil ist eine Enkyklopädie der Landwirtschaft jener Zeit mit allen ihren meteorologischen, technischen, ökonomischen und religiösen Beziehungen. Den Schluß bildet eine abergläubige Vertheilung der verschiedenen menschlichen Handlungen auf die Tage des Kalenders. Jüngern Ursprungs und dem Hesiodos vielfach, wenn auch nicht mit stichhaltigen Gründen abgesprochen ist die Theogonie oder das Lied von der Entstehung der Welt und von den Göttergeschlechtern in 1022 Hexametern, eine der bedeutendsten Quellen (und die älteste geordnete) für die Kenntniß der Vorstellungen, welche die Griechen vom Ursprunge der Dinge hatten. Das kleinere fälschlich dem Hesiodos zugeschriebene Gedicht vom Schilde des Herakles ist in schülerhafter und geschmackloser Weise der Beschreibung des achilleischen Schildes in der Ilias nachgebildet. Auch die hesiodischen Gedichte wurden von des Peisistratos Gelehrtenausschuß durchgesehen und berichtigt, wie die homerischen; denn auch sie übten einen bedeutenden Einfluß auf die griechische Kultur aus, wobei es nichts ausmachte, daß Kriegsleute sie als eine Bauerndichtung verachteten. Namentlich wurden die eingestreuten Sprüche, Rätsel u. s. w. höchst volkstümlich. Aber auch die Philosophen ehrten den ältesten Kosmogonen sehr hoch und die Mythologen betrachten ihn als Vater ihrer Wissenschaft*).

Bedeutende Nachfolger im Epos hatten beide Schulen nicht. Den meisten Ruhm genoß Panyasis aus Halikarnassos, Vetter oder Oheim des Herodotos, Verfasser einer Herakleia in vierzehn Büchern, wovon wir wenige Bruchstücke haben, die aber ein bedeutendes Talent verraten. Den ersten kühnen Versuch, den epischen Stoff aus der Zeitgeschichte zu greifen, wagte des Herodotos Freund Choirilos aus Samos in seiner Persika oder Perseis, welche den Sieg der Hellenen über Xerxes besang und in Athen öffentlich vorgelesen wurde. Aber alle diese dichterischen Epigonen konnten neben dem ewig jungen und stets volkstümlich

*) Bernhardy a. a. O. II. 1. S. 282. Bergk a. a. O. S. 1022 ff.

bleibenden Homeros nicht aufkommen. Die Nation hatte sich ihren Lieblingsdichter gewählt und behielt ihn, fest im Glauben an seine Person und die Einheit seiner Werke. Man meinte in der ganzen Zeit griechischer Kultur nur Homer, wenn man von dem „Dichter" (ποιητής) sprach. Daher waren denn auch die homerischen Dichtungen von so großartigem Einflusse auf die Kultur der Hellenen. Doch war dies weit mehr bezüglich der Ilias der Fall, als der Odysseia; erstere blieb das Lieblingsgedicht und Achilleus der Lieblingsheld der für ihre Nationalität und deren Vorrang unter den Völkern, sowie für den Kampf der Abwehr gegen und um die Obmacht in Vorderasien begeisterten Griechen. Ja sie war nicht der unbedeutendste Antrieb für den an Homer gebildeten und dem Peleiden nacheifernden Alexander, das Land zu züchtigen, das den Griechen so viel der Unbill angethan.

B. Die Elegie und das Melos.

Wie das Epos aus der Mythe, so entstand bei den Griechen die Dichtart, welche der heute sogenannten lyrischen entspricht, aber mehr als diese umfaßt, aus dem Götterdienst, und zwar in unzertrennlicher Verbindung mit der Tonkunst und sehr oft auch mit der Tanzkunst (oben S. 192 f.). Das hauptsächlich dabei in Anwendung kommende Tonwerkzeug war die Syrinx oder Hirtenflöte (oben S. 193), deren Heimat in Asien und zwar im Berglande Phrygien lag, die aber nach ihrer Aufnahme in Europa hauptsächlich ein Eigentum des dorischen Stammes wurde, namentlich in Argolis, Lakonien, Kreta und in den dorischen Kolonien Siciliens und Italiens. Die Jonier hatten das Epos geschaffen, die Dorier wurden Väter der musischen Dichtkunst. Es haben sich ächte Volkslieder aus alter Zeit erhalten, wie z. B. ein den Frühling feierndes „Schwalbenlied", welches in Rodos von Knaben gesungen wurde, die mit einer Schwalbe von Haus zu Haus zogen und Gaben einsammelten, wie noch jetzt in Griechenland geschieht. So haben wir auch ein altes Erntelied aus Samos und mehrere andere. Das gesangreiche Volk hing dieser seiner Lust bei jeder Verrichtung nach und besaß daher einen großen Schatz schöner Volkslieder, darunter auch Tanz- und Liebeslieder, sogar Zauberlieder zu abergläubigen Zwecken, so auch Sprüche auf alle Lebensverhältnisse, Rätsel, Sprüchwörter u. s. w.

Es gibt kaum einen schärfern Gegensatz, als den zwischen den beiden Dichtarten: Epos und Melos, Wort und Gesang. Derselbe würde daher der Kulturgeschichte große Schwierigkeiten bieten, wenn er nicht durch Übergänge oder Zwischenstufen vermittelt wäre. Diese Vermittelung ist namentlich bewirkt durch die Elegie. Dunkel ist der Ursprung derselben; gewiß ist nur, daß sie zugleich mit dem Penta-

meter entstand, diesem gewissermaßen weiblicher gearteten jüngern Bruder des Hexameters, dessen harte und strenge Alleinherrschaft durch die Beigesellung eines ihn schön ergänzenden und mit ihm ein anmutiges Paar bildenden Elementes gemildert wurde. Natürlich entstand der Pentameter im Vaterlande des epischen Hexameters, in Jonien, und zwar hielt diese weichlichere und gefälligere Ausbildung des dichterischen Zeitmaßes mit der Entwickelung des Aufwandes und Wohllebens in den handeltreibenden und seefahrenden Städten jenes Landes gleichen Schritt. Die Elegie ersetzte den Joniern das dorische Melos und wurde ihnen die passende Form für subjektive dichterische Stimmungen, wie für patriotische Äußerungen, kurz, für die der Breite und Feierlichkeit des Epos entfliehenden Gefühle, endlich auch für Sinnsprüche moralischen und belehrenden Inhalts, dies besonders in Athen, wohin die Elegie aus Jonien auch wanderte. So wurde diese Dichtform höchst volkstümlich; aber sie verlor damit an Kunstfertigkeit und zersplitterte die ihr sich widmenden Kräfte. Neben dem elegischen Zeitmaße waren jedoch auch andere solche aufgetaucht, namentlich das iambische, welches die bedeutenderen Elegiker noch neben dem Distichon übten; bisweilen kam noch der trochäische Tetrameter dazu. Als ältesten Elegiker nennt die Überlieferung den Kallinos aus Ephesos, in unbestimmter Zeit lebend; weit bedeutender ist aber Archilochos aus Paros um 700 vor Chr., ein rechter Abenteurer, sowol Krieger und Seefahrer, als Politiker und Sänger. Er trat mit der Lyra in den Chören der Festspiele auf und weckte mit der Kühnheit, Freimütigkeit und Leidenschaft seiner Hymnen die Begeisterung des zuhörenden Volkes. Frisch griff er ins Leben und war daher ein wirklicher Dichter der Nation. Aber seine Jamben waren gefürchtet, wenn er die Rache für erlittene Beleidigungen in seinen Saiten ertönen ließ, wobei er so weit ging, daß er in den Schmähgedichten gegen den Vater, der ihm die Tochter verweigert, die anstößigsten Bilder zur Verwendung brachte. Auch war er einer der ersten Fabeldichter. Nach seinem Tode in einer Schlacht wurde er in seiner Heimat als Heros verehrt und sein Ruhm überdauerte ihn weit; namentlich diente der Stachel seiner Rede den Komödiendichtern zum Muster, wie die Klarheit und Eleganz, die Reinheit und Manigfaltigkeit seiner Sprache den Dichtern überhaupt. Simonides aus Samos, Führer einer Kolonie nach Amorgos, jüngerer Zeitgenosse des Vorigen (erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Chr.), wetteiferte mit ihm in Vorzüglichkeit der Sprache und Offenheit des Tones, übertraf ihn aber an sittlichem Gehalt und war auch sonst ernster gestimmt. Sein Gedicht über die Weiber, eine Parodie der alten Mythen, besingt die Schöpfung der Weiber aus Thierseelen. Des Tyrtaios, von unbekannter Herkunft, zur Zeit des zweiten messenischen Krieges, hat sich die Sage bemächtigt. Daß er die Sparter im brudermörderischen Kriege mit

Gesängen anfeuerte, mit deren kräftigen Tönen man den Marsch taktmäßig begleitete, ist kaum zu bezweifeln, ebenso sein Einfluß nachher im Frieden, woraus erhellt, daß er, wenn auch nicht geborener Spartiate (Athener?), doch als solcher eingebürgert und völlig einheimisch geworden. Seine Landsleute hielten sein Andenken hoch.

Den Höhepunkt der Blüte erstieg die Elegie in Mimnermos aus Kolophon, dem Flötenspieler, um 630—620 vor Chr., dessen milde Klänge die Liebe und den Lebensgenuß feiern, während sie die Flucht der Zeit und das Alter beklagen.

Auch der attische Gesetzgeber Solon gehört in diese Dichtergruppe durch seine politischen Elegien, welche sowol seine Jugend, als seine männliche Wirksamkeit und sein zurückgezogenes Alter schmückten und durch seine Stellung, wie durch ihren Gehalt großen Einfluß auf sein Volk übten. Edle Menschlichkeit und reine Sittlichkeit zeichnen sie aus. Als Spruchdichter ragen hervor: Phokylides aus Miletos (540 bis 530 vor Chr.), ein beißender Satiriker, mehr noch aber sein Zeitgenosse Theognis aus Megara, dortiger Oligarch und im Parteikampfe gegen Tyrannis und Demokratie sehr eifrig betheiligt, Verfechter adeliger Zucht gegenüber der Gemeinheit des Pöbels, wegen des moralischen Inhaltes seiner Sprüche in der griechischen Pädagogik von großem Einfluß, aber auch Verehrer des Weines und — schöner Knaben. Den Choliambos, diesen mutwilligen hinkenden Vers erfand der bittere Verächter alles Schlechten, der körperlich häßliche Hipponax aus Ephesos, Zeitgenosse der Vorigen, der manche Gegner zur Verzweiflung brachte, aber durch seinen derben und rohen Ton wahrer Kunst fremd blieb. Nach ihm ruhte der Choliambos zwei Jahrhunderte hindurch. Daß hundert Jahre nach dem Letztgenannten der attische Oligarch und Sophist, der scheußliche Kritias unter die Elegiker gezählt werden konnte, ist ein sonderbares Zeichen der Zeit.

Das Epos war mit der Kithara nur andeutungsweise begleitet, die Elegie nur mittelbar mit Flötenspiel in Verbindung; die iambische und andere Versarten des Archilochos hatten bereits eine Melodie, die aber nicht vom Dichter herrührte; innig verbunden waren Wort und Ton erst im Melos, auf welches wir bereits hingedeutet, als das Eigentum der Dorier und Aiolier, wie die Elegie das der Jonier war. Die beiden Stämme, die dasselbe sonach hauptsächlich übten, unterschieden sich darin von einander, daß die Aiolier zum Gegenstande der Dichtung mehr Angelegenheiten des Einzelnen und allgemein menschliche Interessen, die Dorier aber mehr solche der Politik und Religion wählten. Lesbos war bei Jenen, Sparta bei Diesen der Hauptplatz der künstlerischen Bethätigung. Die Sänger beider Stämme gehörten nach Abkunft und Neigung der Oligarchie an und verachteten daher die Volksherrschaft.

Das künstlerische Melos und das des Volkes unterschieden sich darin von einander, daß bei ersterm der Text die Hauptsache war, wogegen die begleitenden Künste, Musik und Tanz zurücktraten, bei letzterm aber das Gegentheil stattfand. Den Anlaß zur Übung des Melos boten hauptsächlich bei den Doriern die staatlichen religiösen Feste, besonders zu Ehren Apollons, wo neben dem mit Musik und Tanz verbundenen Gesange gymnastische Spiele gehalten wurden. Dies geschah auch an den vier großen hellenischen Festspielen, an welchen die Dorier ja die Hauptrolle spielten. Die Dichter waren in der bessern Zeit fast immer ihre eigenen Tonsetzer. Daher weiß man auch so wenig über die nähere Beschaffenheit der melischen Aufführungen, indem die Tonarten natürlich verloren gingen. Auch der Tanz war durchaus in Übereinstimmung mit Ton und Wort; nur alle drei zusammen machten die „Harmonie" aus. Der Dichter trat dabei fast gar nicht hervor; er sang nicht von sich, sondern von Göttern und Vaterland und im Namen des letztern, daher auch die dorischen Meliker meist vergessen sind.

Die Unterarten des Melos sind folgende: 1) der Paian, religiös-moralisches Chorlied, ursprünglich dem Apollon gewidmet, mit der Zeit aber an alle Heilsgötter gerichtet, auch außerhalb des Götterdienstes bei Gastmälern gesungen, dann zum Kampf- und Siegesliede der Krieger geworden und mit Waffentänzen verbunden; 2) der Nomos, auch ein religiöses Chorlied mit Instrumentenbegleitung; 3) das Hyporchema, ein heitersinnliches Gegenbild des ernsten Paian, mit mythologischem Inhalt und äußerst lebhafter Musik- und Tanzbegleitung; 4) der Hymnos, ein Götterlobgesang ohne nähere Beschränkung; 5) die Prosodia, ein Lied bei festlichen Aufzügen; 6) das Enkomion, Loblied auf ausgezeichnete Männer, besonders Fürsten und agonistische Sieger (im letzten Fall Epinikion genannt), mit der Nebenform des bei Weingelagen gesungenen Skolion; 7) die Hochzeitlieder: Epithalamien und Hymenaien; 8) das Trauerlied, Threnos, und 9) der Dithyrambos, aus dem Kult des Dionysos stammend, ursprünglich ein Tanz mit improvisirten rythmischen Vorträgen, in welchem erst später das wirklich dichterische Element hervortrat, in der Zeit des peloponnesischen Krieges aber vor der ausgebildetern Musik zurückstehen mußte, die sich zuletzt in Schwulst und Prunk verlor. Der Dithyrambos war die Quelle des Dramas.

Unter den dorischen Melikern ist der älteste bekannte der in Sparta eingebürgerte Lydier Alkman, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. Er war Lehrer der Jungfrauenchöre in Gesang und Tanz, eine harmlose heitere Dichternatur, der Politik und dem Kriege abgeneigt, und schuf in fast allen melischen Arten stets volkstümliche und sangbare Weisen; auch der Humor und die Naturreize spielen eine Rolle in seinen Versen, welche einst sechs Bücher füllten.

Er blieb das Musterbild dorischer Dichtkunst. Stesichoros aus Himera in Sicilien, um 600 vor Chr., erweiterte den Horizont des Melos durch Verwendung der Mythe und sonstiger epischer Elemente, wie er auch (verlorene) Epen dichtete, und wirkte, obschon zurückgezogen lebend, dennoch auf das öffentliche Leben durch seine Fabeln, in denen er vor dem werdenden Tyrannen Phalaris warnte.

Die Reihe der aiolischen Meliker eröffnet der sagenumflossene Sänger Arion aus Methymna am Ende des siebenten und Anfang des sechsten Jahrhunderts vor Chr., der Urheber des dichterischen Elementes im Dithyrambos; ein (schwerlich ächter) Hymnos an Poseidon, in welchem er sich in prächtiger Malerei der Meergötterschar von Delphinen tragen läßt, gab wol den Anlaß zu der Sage von seiner wunderbaren Rettung. Zu seiner Zeit erhob sich auf seiner Heimatinsel eine neue Dichterschule, mit deren Wirken die melische Poesie aus dem religiösen auf das weltliche Gebiet übertrat. Alkaios aus Mytilene, um 600 vor Chr., der Führer derselben, Krieger und Politiker, thätiger Gegner der dortigen Volkstyrannen, im Frieden Verehrer der Liebe und des Weins, ist der Schöpfer einer jetzt noch beliebten Strophe. Dasselbe gilt von seiner Heimat- und Zeitgenossin und Freundin Sappho, der größten Dichterin des Altertums und Lehrerin einer weiblichen Dichterschule. Den gegen sie geschleuderten Verleumdungen („lesbische“ Liebe) widersprechen ihre zugleich glühende Liebe und hohen Edelsinn atmenden Gedichte, namentlich auch ihre die Ehe keusch feiernden Epithalamien. Sagenhaft ist ihr angeblicher Selbstmord (Sprung ins Meer). In der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. blüte Ibykos aus Region in Unter-Italien, bekannt durch den an ihm verübten Raubmord. Seine Verwertung der Mythe erinnert an Stesichoros, sonst war die Liebe Hauptgegenstand seiner Dichtung, und zwar die Paidophilie. Ibykos sang auch am Hofe des samischen Tyrannen Polykrates, und dasselbe that sein Zeitgenosse Anakreon aus Teos, der fein gebildete Sänger fröhlichen Lebensgenusses, dessen Bild Teos auf Münzen setzte und Athen als Statue auf der Akropolis aufstellte. Seine Gedichte, in charakteristischen kurzen Versen, feiern ausschließlich die Liebe (zu beiden Geschlechtern), mit Vorliebe als Eros personifizirt und reizend geschildert, sowie den Wein, und zwar bis ins hohe Alter hinauf; sie zeugen von ruhiger Heiterkeit und sind jeder Leidenschaft und Ausschweifung fremd, aber auch jedes höhern dichterischen Schwunges und idealer Bestrebungen baar. So steht er in noch jetzt bestechendem Reiz selbständig da, ohne Vorbild, als einziger Vertreter einer liebenswürdigen ächt dichterischen Richtung, welche für den griechischen Volkscharakter äußerst bezeichnend ist.

Seit den Perserkriegen erstieg das Melos eine neue Stufe. Es bewegte sich nicht mehr einseitig im Gebiete der Liebe und des Weins,

sondern gewann, angefeuert durch die Heldenthaten des Volkes und dessen Fortschritte in politischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung, wie im Handel und Verkehr, einen weitern Gesichtskreis. Das öffentliche Leben der Hellenen, Kriege und Festspiele wurden Gegenstand der lyrischen Dichtung; auch die Religion wurde von derselben wieder aufgenommen, aber in freierer, kunstreicherer Weise. Die Träger dieser Richtung waren nicht mehr Vertreter einzelner Landschaften, sondern der ganzen Nation, nicht mehr blos Sänger, sondern Weise und Lehrer. Durch sie erhielt der griechische Mythos seine festbleibende Gestalt und die religiösen Handlungen ihre dichterische Bedeutung. Unter ihrer großen Zahl ragen zwei Geister mächtig hervor, der jüngere Simonides und Pindaros. Simonides aus Keos (559 — 469), aus einer Dichterfamilie, im Alter ein Zeuge der Perserkriege, war ein feiner Beobachter der Menschen und Ereignisse seiner Zeit. Den meisten Ruhm erntete er in Athen zu des Themistokles Zeit und war später ein Schützling Hierons von Syrakus. Mit seiner Dichtung übte er in Hellas großen Einfluß aus, der ihn jedoch zuletzt verblendete und ihm von mancher Seite den Vorwurf eines Lobsingers um schnöden Lohn zuzog. Da wir von ihm nur Bruchstücke besitzen, können wir seine Leistungen nicht hinlänglich würdigen, welche alle lyrischen Gattungen umfaßten, unter denen aber die Zeitgenossen seine Epigramme am meisten bewunderten. Darunter befinden sich Grabschriften auf Leonidas und seine Sparter, auf die Todten am Eurymedon, auf Anakreon u. s. w., die noch jetzt ergreifen. Es wird ihm die Erfindung der Gedächtnißkunst (Mnemonik) nachgerühmt. Ihn und seinen weniger bedeutenden, aber vielgenannten Neffen Bakchylides übertraf als Dichter weitaus des Letztern glücklicher Nebenbuhler Pindaros aus Theben, der größte lyrische Sänger der Hellenen (521—441). Die hellenische Welt dreier Erdtheile suchte und ehrte ihn, welchem Andringen gegenüber er eher zurückhaltend als aufdringlich blieb. Obschon begünstigt von den Königen Makedoniens, Kyrene's und Syrakusai's wurde er doch nicht zum niedrigen Fürstenschmeichler, sondern ehrte weit mehr freie Gemeinwesen, wie das Athens, von dem er auch die dauerndsten Ehren, die Würde des Proxenos und eine Bildsäule erhielt. Neben seinem Verständniß für die Eigentümlichkeiten aller hellenischen Stämme behielt er auch dasjenige für die Glaubensformen seines Volkes in erhabenster Weise. Von seinen sämmtliche lyrische Klassen umfassenden Dichtungen sind auf uns blos seine Siegesgesänge gelangt, welche nach den vier nationalen Kampfspielen in vier Bücher geordnet sind. In diesen zeigt sich Pindaros als der wahre Vertreter der Begeisterung, mit welcher Hellas an seinen die Kraft und Schönheit zur Geltung bringenden großen Volksfesten hing; dieselbe ist in seinen Oden Wort und Klang, Seele und Geist geworden, und zugleich ist in ihm die lyrische Dichtkunst zur staunenswertesten Erhabenheit,

fleckenlosesten Reinheit, stolzesten Würde und vollendetsten klassischen Kunst gestiegen. Ja seine Poesie ist Kunst im weitesten Sinne; sie ist ein herrliches Gebäude und enthält plastische und malerische Bilder der höchsten Pracht, wie sie zugleich ein Triumf der griechischen Sprache und ihrer Bildungsfähigkeit und daher auch ein beredtes Zeugniß der zu seiner Zeit erreichten Höhe der hellenischen Kultur darbietet. Ein Volk, das einen Homer und Pindar und die noch zu besprechenden Dramatiker, das dazu einen Pheidias und einen Herodot, einen Sokrates, Platon und Aristoteles und einen Demosthenes besaß, das konnte eine Stelle in der Geschichte der Menschheit einnehmen, die den morgenländischen Völkern nicht beschieden war; ein solches Volk war mehr als vom Orient genährt, es hatte denselben überwunden und in den Schatten gestellt.

Die Art und Weise der Behandlung in Pindars Siegesliedern ist die, daß er den Sieger und seine That weniger hervortreten läßt, als seine Heimat und seine Familie, deren mythische und historische Erinnerungen und deren Verdienste um das Land, dem Sieger aber Ermahnungen zur Bescheidenheit und Menschlichkeit ertheilt. Dies sowie seine seltene Kenntniß der Mythen und deren passende epische Verwertung war es, was ihm, neben seiner Kunst an sich, die große Beliebtheit unter seinen Mitbürgern schuf.

Mit Pindaros wetteiferten merkwürdiger Weise auch Frauen, wie die gefeierte schöne und geistvolle Korinna aus Tanagra, die namentlich in der boiotischen Mythe bewandert war, dann zwei Dorierinnen, die tapfere Telesilla aus Argos und die dithyrambenberauschte Praxilla aus Sikyon. Mittels seiner Schmähgedichte erregte der Athlet Timokreon aus Rodos, Freund des Themistokles, zu seiner Zeit vieles Aufsehen, und durch seine Angriffe auf Götterglauben und Mysterien des Pindaros jüngerer Zeitgenosse Diagoras aus Melos, den Athen und die Peloponnesos als Götterläugner ächteten. Der Abenteurer Philoxenos aus Kythera (um 400 vor Chr.), bei Dionysios dem Ältern von Syrakus erst in Gunst, dann in Ungnade, weil er ihn verspottet hatte, und Timotheos aus Milet, ein musikalischer Neuerer, waren die letzten Vertreter des alten Melos, besonders des Dithyrambos, der durch sie zu prunkendem, melodramatischem Tonwerk wurde und eine verweichlichende, die Sinne aufregende Wirkung ausübte.

C. Das Theater und seine Dichtung.

Zeichneten sich die Ionier Asiens im Epos und in der Elegie, die Aiolier und Dorier im Melos aus, so gebührte dagegen die Krone der

darstellenden Dichtkunst den Athenern. Wie diese es vorzüglich waren, welche die Idee der Freiheit, wie sie in den Hellenen lebte, in ihrem Staatswesen verwirklichten, so war es auch ihr Verdienst, das griechische Streben nach Schönheit in die Oeffentlichkeit überzutragen. Athen allein unter den griechischen Staaten besaß ein Theater eigenen Ursprungs; vorzugsweise sein Werk ist sowol die Verwendung der Baukunst im Dienste der Musen, als die Schöpfung einer mimischen Kunstübung, und sein war auch die Wiege der Männer, welche die hellenische Sprache zum Organe der vor dem Volke auftretenden Götter und Heroen erhoben.

Die Theater der Griechen standen hinter anderen Gebäuden zum Zwecke von Schaustellungen, wie den Stadien und Hippodromen (oben S. 43 f.) an Größe zurück, übertrafen sie aber an Kunst in der Ausführung, wenigstens in späterer Zeit, da die Anfänge des Theaters sehr einfach waren. Der Schauplatz des Theaters war zuerst für Tänze eingerichtet, wie sie im Kult vorkamen, besonders in dem des Dionysos. Dieselben bewegten sich um den Altar (θυμέλη) des gefeierten Gottes auf einem geebneten Raum, der Orchestra. Um diesen zogen sich die Sitze der Zuschauer, in Form eines Halbkreises oder größern Kreisabschnittes, und zwar zuerst auch hier, wie bei Stadien und Hippodromen, am Abhang eines Hügels, an welchem mit der Zeit erst hölzerne, dann steinerne Sitze hergestellt, beziehungsweise solche in den Felsen eingehauen wurden. Die von uns zu behandelnde Zeit der Unabhängigkeit Griechenlands erlebte die Errichtung vollkommen künstlicher, steinerner Theater nicht. Das berühmteste Theater dieser Zeit, das des Dionysos zu Athen, wurde, nachdem die früher zu Darstellungen benutzte hölzerne Bude eingestürzt, im Anfange der Wirksamkeit des Aischylos begonnen und unter der Verwaltung des Redners Lykurgos beendet. Es soll dreißigtausend Menschen gefaßt haben. Prächtiger wurden spätere Theater, namentlich in den Kolonien Siciliens.

Als sich aus den gottesdienstlichen Chören und Reigen die Tragödie und Komödie entwickelten, entstanden dafür erhöhte Bühnen, erst auf beweglichen Gerüsten, später auf bleibenden Erhöhungen. Diese bestanden erst aus einer Wand, welche mit dem Zuschauerraum die Orchestra einschloß, dann aus einem eigentlichen Gebäude, in welchem sich die Bühne (σκήνη) befand. Nach Ausbildung des Theaters erhoben sich die Zuschauersitze in konzentrischen Kreislinien, stets nach hinten zu sich erhöhend, um die Orchestra und waren in größeren Theatern durch Treppen in fächer- oder stralenförmige, sowie durch breitere runde Gänge (διαζώματα) in konzentrische Abtheilungen getrennt. In den einzelnen Abtheilungen waren gewöhnlich die vordersten Sitzreihen lehnstuhlartig, die übrigen aber stufenartig, ohne Lehne. Erstere waren für Beamte und Priester bestimmt. Das Ganze umschlossen Säulengänge. Eine Bedeckung hatte der Zuschauerraum (κοῖλον) nicht. Die Zuschauer stiegen

von der Orchestra, in welche längs der Bühne die Zugänge führten, zu ihren Sitzen empor. Doch gab es auch andere Anordnungen.

Das **Theater**, welches alle musischen Künste, Ton-, Tanz- und Schauspielkunst mit der Poesie zu einem Ganzen vereinigte, gehört zu denjenigen Leistungen des hellenischen Geistes, welche in der großartigsten Weise auf die Nachwelt eingewirkt haben und ihr ein unübertroffenes Vorbild geblieben sind. — Die griechische **Mimik** entwickelte sich (s. oben S. 151) aus dem Kult des Dionysos. Die Chöre mit ihren Gesängen, Tänzen und Wechselreden boten die Grundlage dazu dar. Es ist uns der Name des Mannes aufbewahrt, welcher auf derselben den nachher so stolzen Bau zu errichten begann, des ersten Dramaturgen, **Thespis** aus dem weinreichen und festfreudigen attischen Demos Ikaria, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. An die Stelle der an den ländlichen Dionysien bislang aufgeführten Schwänke setzte er zuerst eine vorher aufgezeichnete Handlung, welche außer dem Chor einzelne Personen in gewissen Charakteren vorführte und diese mit dem Chor Wechselgespräche, beziehungsweise Wechselgesänge anknüpfen ließ. Der Inhalt dieser Handlungen und Reden wurde immer manigfaltiger, und man nannte sie bald nach dem Bocke (τράγος), der dem Sieger im Wettstreite zugesprochen und dann als Opferthier verzehrt wurde, oder vielleicht eher nach den mit Bocksfellen bekleideten Satyrn, aus deren Chören diejenigen des Schauspiels entstanden*), Tragodia (Bockslied), bald nach den Chören (κῶμοι) fröhlicher Gesellen, welche auftraten, Komodia (Chorlied). Zuerst gab es keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Stücken, welche beide Benennungen führten; erst mit der Zeit wurde der erste Name der ernsten, der zweite der heitern Form des Schauspiels zugetheilt. So waren die ländlichen Demen die Heimat des Schauspiels; als dies aber groß und wichtig geworden, mußten sie sich damit begnügen, die in der Stadt aufgeführten Dramen zu wiederholen, und die hauptsächlichsten Anlässe zu großen Aufführungen wurden wie erwähnt die Lenaien und die städtischen Dionysien. Der **Chor** war so der Grundstock und blieb auch der Mittelpunkt des griechischen Dramas. Derselbe war zuerst, der Natur der Dionysos-Feste gemäß, ein dithyrambischer, bestehend aus 50 Personen, welche unter dem Absingen begeisterter und begeisternder Lieder im Kreise (kyklisch) um den Altar des Gottes tanzten. (Dithyrambos war ein Beiname des Bakchos und dann Name eines ihm zu Ehren gesungenen Liedes.) Diese Lieder waren bei dem verschiedenen Charakter der betreffenden Feste bald heiterer, bald ernster oder sogar trauriger Art, je nachdem die im Frühling auflebende und später fruchttragende oder die

*) Wagner, die griech. Tragödie und das Theater zu Athen. Dresden u. Leipzig 1844. S. 5 f.



im Winter abgestorbene Natur als Gott gefeiert wurde. Die Winterfeste waren so die Quelle der Tragödie, wie die Feste in schönerer Jahreszeit die der Komödie. Eine Handlung, wodurch die Chorfeier zum Drama wurde, war wol dadurch gegeben, daß ein Mitglied des Chores den Dionysos selbst oder auch einen andern Gott oder Heros, von dem in den Dithyramben die Rede war, und der Chor die bakchischen Begleiter, die Satyrn vorstellte. So wurde der dithyrambische Chor zunächst zum satyrischen und dieser darnach zum tragischen, indem aus den Erlebnissen des Helden Ernst gemacht wurde. Der tragische Chor hatte erst, statt der fünfzig des dithyrambischen, blos zwölf, später meistens in der Tragödie fünfzehn, in der Komödie aber vierundzwanzig Theilnehmer. Zur Zeit der Reform des Thespis war derselbe oder der jeweilige Chorführer der einzige Schauspieler in seinen Stücken und stellte verschiedene Rollen nach einander dar, indem er sich während der zwischen die einzelnen Vorträge fallenden Chorgesänge dem Charakter der Rolle gemäß umkleidete, wozu auch Wechselreden zwischen ihm und den Chören kamen. Seitdem trat der dionysische Charakter des Dramas zurück und an dessen Stelle die heroischen Nationalmythen der Hellenen. Phrynichos, der erste eigentliche Tragödiendichter, am Ende des sechsten und Anfang des fünften Jahrhunderts vor Chr., führte zuerst neben dem Chorführer noch einen besondern Schauspieler und zwischen Beiden den Dialog ein und wählte den trochäischen Tetrameter als Versmaß. Pratinas aus Phlius erfand die Satyrspiele oder bildete sie vielmehr aus den satyrischen Chören heraus. Aischylos aus Athen, der erste große Dramatiker, führte den zweiten Schauspieler ein, schuf so den eigentlichen dramatischen Dialog, den er durch Vermehrung der Versmaße lebendiger machte, beschränkte den Chor, so daß die dramatischen Vorgänge die Hauptsache wurden, gab den Schauspielern Masken, den Kothurn und lange Festgewänder und begründete die Malerei und Maschinerie des Theaters. Er verband ferner je drei Tragödien zu einer Trilogie und ließ jeder solchen, um den niederschlagenden Eindruck auf die Zuhörer zu mildern, ein Satyrspiel folgen (Tetralogie)*). Was aber sein Hauptverdienst ist: er war der Erste, welcher hoher sittlicher Fragen Lösung als Gegenstand der Tragödie einführte, was sowol für die Ansprüche an die Bildung der Darstellenden, als für die Einwirkung des Theaters auf die Zuschauer von unermeßlicher Tragweite sein mußte. Sophokles, unter welchem das attische Theater seine höchste Blüte entfaltete, fügte den beiden Schauspielern seines Vorgängers den dritten bei, wodurch erst Verwickelungen in der Handlung möglich wurden; auch wurde der Chor noch nebensächlicher. Die Verbindung der Tetralogien löste sich auf;

*) Bernhardy, Grundriß der griech. Lit. II. 2. S. 24.

es gab nur noch einzelne unabhängige Stücke, und es traten die Personen dem menschlichen Wesen näher. Die Charaktere des Aischylos waren Götter, die des Sophokles Heroen; erst die seines Nachfolgers Euripides wurden wirkliche Menschen. Der letztere trat aus der Götter- und Mythenwelt heraus auf die Erde wie sie ist, nahm aber gerade dadurch der Tragödie ihre höhere Weihe und machte ein Weiterschreiten unmöglich, so daß nach ihm der Verfall der griechischen Bühne eintrat.

Die Ausstattung der griechischen Bühne, welche zur Aufführung der Schauspiele diente, war eine höchst einfache. Die Rückwand der Scene war meist mit einem Palaste bemalt; aus der mittlern seiner drei Thüren trat der Fürst, aus den beiden anderen die übrigen Personen, und zwar deutete die eine die Heimat, die andere die Fremde an. In größeren Theatern gab es fünf Thüren, von denen die zu beiden Seiten der mittelsten für die Gastfreunde des Fürsten bestimmt waren. Die Periakten, zwei dreiseitige umdrehbare Pfeiler zu beiden Seiten der Bühne, mit verschiedenen Dekorationen, dienten zu Veränderungen des Schauplatzes. Von Maschinerien wissen wir wenig; es gab Versenkungen, Flugapparate, Donner- und Blitzmaschinen.

Die Zuschauer waren sehr gemischt; die Frauen saßen getrennt von den Männern, soweit sie überhaupt Zutritt hatten, was für sittsame Bürgerinnen hinsichtlich der Komödie nicht der Fall war. Das Eintrittsgelt (θεωρικόν) betrug gewöhnlich zwei Obolen, welche auf des Perikles Betrieb den Armen aus der Staatskasse gegeben wurden.

Die Vorstellungen fanden ausschließlich an den Dionysosfesten statt und begannen schon früh am Tage, so daß das Publikum im Theater aß und trank. Es klatschte zum Beifall, pochte und pfiff als Zeichen des Mißfallens. Bei der Komödie erscholl unbändiges Gelächter und wurden laute und oft genug anzügliche Bemerkungen gemacht. Die Theaterpolizei wurde durch mit Ruten bewaffnete Männer (Mastigophoren, ῥαβδοῦχοι) ausgeübt.

Unter den auf der Bühne auftretenden Personen war in der ältesten Zeit wie erwähnt der Chor der wichtigste Theil. In der Zeit des ausgebildeten Dramas jedoch nahm er „bald die Rolle einer mithandelnden Person, bald die eines beratenden und theilnehmenden Zuschauers an, in dessen Gesängen sich die Empfindungen der zuschauenden Menge abspiegelten.“ Mit der Zeit wurden seine Gesänge immer kürzer und traten gegenüber dem Dialog immer mehr zurück, etwa im gleichen Maße, wie es das alte mythologische und religiöse Element des griechischen Theaters that. Seine Vorträge zerfielen in gewisse Abtheilungen, welche meist gesungen, aber auch oft gesprochen wurden und selbst wieder die einzelnen Theile (Akte) des Stückes von einander schieden. Die gesungenen Chorlieder begleitete Musik von Flöten. An Stelle des

den Alten unbekannten Taktes trat allein der Rythmos des Silbenmaßes der gesungenen Worte. Tanz kam vorzugsweise nur im Satyrspiel, auch in der Komödie vor; in der Tragödie war eine Art feierlichen Tanzschrittes des Chors üblich. Der Platz des Chors war in der Orchestra, wo er geregelte Bewegungen in gewissen Figuren ausführte; nur selten betrat er die Bühne. Seine Leitung war Aufgabe des Chorführers (*χορυφαῖος*), seine Ausstattung Sache der vom Staate zur Leistung (*λειτουργία*)' der Choregie verpflichteten Bürger (oben S. 97); seine Theilnehmer, die Choreuten, waren freiwillig sich dazu entschließende Bürger.

Die Schauspieler, seitdem ihrer drei waren, wurden als Protagonist, Deuteragonist und Tritagonist unterschieden. Diese Bezeichnung als „Wettkämpfer" rührte daher, daß die attischen Schauspiele, Tragödien wie Komödien, mit einem Wettkampfe zwischen zwei oder mehr dramatischen Dichtern verbunden waren. Die eigens dazu aufgestellten Preisrichter erkannten drei Preise zu. Es ist überliefert, wenn auch kaum glaublich und begreiflich, daß an einem Tage die Stücke aller Preisbewerber, und zwar nicht nur eines, sondern vier (!) von jedem aufgeführt wurden, nämlich unter Aischylos die ein Ganzes bildende Tetralogie, unter seinen Nachfolgern aber vier nicht notwendig zusammengehörige Stücke. Jedes Stück wurde gewöhnlich nur einmal aufgeführt; nur ausnahmsweise wiederholte man Stücke berühmter verstorbener Dichter. Daher wurden denn neue Stücke mit ungeheurer Spannung erwartet und nachsichtiger beurteilt, als wenn sie öfter aufgeführt worden wären. Jene drei Schauspieler waren nur Männer, da in Griechenland keine Frau die Bühne betrat, übernahmen alle Rollen, auch wenn deren mehr als drei waren, und unterschieden ihre verschiedenen Charaktere durch Maske und Kostüm. Die seit Aischylos an Stelle der früher üblichen Bemalung des Gesichtes übliche Maske (*πρόςωπον*) umschloß den ganzen Kopf, hatte einen hohen Haaraufsatz und weite Oeffnungen für Augen und Mund. Am Mienenspiel ging dadurch nichts verloren, indem der Raum der griechischen Theater zu groß war, um selbes genau beobachten zu können. Die tragischen Masken hatten ein ernsthaftes, ja schreckliches, die komischen ein fratzenhaftes oder lächerliches Ansehen. Wirkliche Personen, die man darstellte, wurden in der Maske porträtirt oder vielmehr karikirt. Die Schauspieler trugen ferner unter den Füßen den in mehreren dichten Sohlen bestehenden Kothurn, um als Götter und Heroen größer und ehrwürdiger zu scheinen. Auch wurde der Leib ausgepolstert und die Arme durch Handschuhe verlängert, so daß die Gestalt für unsere Begriffe höchst barock erschien. Die Tracht war nach Schnitt, Länge und Farbe verschieden, und für einerlei Charaktere meist dieselbe; doch näherte sie sich in der Tragödie mehr derjenigen, die man an den Dionysosfesten trug, in der

Komödie aber der des gewöhnlichen Lebens; so hatte auch die Farbe des Haares verschiedene Regeln nach Alter, Geschlecht, Eigenschaft u. s. w. Wenn, wie oft in der Komödie, der Chor Thiere (Frösche, Vögel u. s. w.) oder andere Wesen (z. B. Wolken) vorstellte, so war seine Kleidung in fantastischer Weise den darzustellenden Gestalten ähnlich gemacht. Die Satyrn im Satyrspiel waren bis auf ein Bocksfell um die Lenden nackt und hatten einen künstlichen Phallos vorgebunden.

Die griechischen Schauspieler mußten in Literaturkunde, Vortrag, Gesang und Musik eine tüchtige Schule durchmachen und eine Prüfung ablegen. In älterer Zeit traten die dramatischen Dichter selbst in ihren Stücken auf; Sophokles war der Erste, der dies aufgab. Die Dichter wählten sich selbst ihre Schauspieler aus und die Letzteren waren in Athen geachtet und geehrt.

Es gibt nur drei attische Dichter, von welchen wir Tragödien besitzen, und nur Einen, dessen Komödien unser Zeitalter erreicht haben; aber Das, was Diese geschaffen, reicht hin, um ein Bild von der Großartigkeit und dem Reichtum des dramatischen Schrifttums der Hellenen zu geben. Man rechnet die Zahl der dramatischen Dichter von Thespis bis zum Verluste der griechischen Freiheit auf hundert und fünfzig und die ihrer Werke auf 3350 (45 tragische Dichter mit 1468 und 105 komische mit 1882 Stücken). Die Dichter des Theaters lebten völlig ihrer Aufgabe; ja es widmeten sich diesem erhabenen Ziele ganze Familien. Die Söhne des Aischylos, Sohn und Enkel des Sophokles, ein Neffe des Euripides u. A. waren ebenfalls Tragiker. Einen regen Wetteifer brachte der Umstand hervor, daß das Theater unter dem unmittelbaren Schutze und der Leitung des Staates stand. Der Dichter, der seine Stücke zur Aufführung zu bringen wünschte, legte sie dem Archon zur Prüfung vor und begehrte von ihm einen Chor; durch Verleihung desselben war die Aufführung gestattet. Durch das Los wurden dann aus den zehn Phylen Preisrichter gewählt. Auch sein Honorar erhielt der Dichter vom Staate, der sich damit als verpflichtet zur höhern ethischen und ästhetischen Erziehung des Volkes bekannte. Da es kein öffentliches Schulwesen gab, so war das Theater für Jung und Alt die eigentliche Schule, die Vorbereitung zum Staatsleben sowol als zur künstlerischen und wissenschaftlichen Laufbahn. Es konnte dies um so eher sein, als es alle Gattungen der Dichtkunst zusammenfaßte, indem es die Fabel dem Epos und die Gefühlsäußerungen dem Melos entnahm; so wurde es zu einer Enkyklopädie des griechischen Gesichtskreises; denn die Mythe und die Geschichte, die Welt- und Lebensweisheit wie die Staatslenkung, die Religion und die Kunst hatten darin ihre Vertretung.

Dies alles war der Tragödie und der Komödie gemein; sonst aber gingen diese beiden unähnlichen Schwestern weit genug auseinander. In

veredelnder und erziehender Wirkung auf das Volk stand die Tragödie unbestrittener Weise voran; denn sie behandelte bildende und zur Nacheiferung nicht nur anzuspornen bestimmte, sondern auch wirklich geeignete Stoffe. Ihr Inhalt war mit wenigen Ausnahmen aus der hellenischen Mythologie genommen, und zwar aus deren sämmtlichen Fabeln vom Sonnengotte Herakles an bis auf die Heimkehr vom troischen Kriege. Namentlich waren in Athen die thebäische Sage der Labdakiden und die argeiische der Danaiden und Atriden beliebt; doch war es eine charakteristische patriotische Liebhaberei der attischen Tragiker, theils heimische Mythen frei auszuschmücken, theils fremde Mythen durch einen geschickten Kunstgriff auf attischen Boden herüberzulenken, wie es „großartig Aischylos in den Eumeniden, anmutig Sophokles im Oidipus zu Kolonos und sinnig Euripides im rasenden Herakles" that*). Andere als mythische Stoffe wurden selten gewählt und hatten verschiedenen Erfolg, wie bei dem Eingehen auf brennende Zeitfragen nicht anders denkbar ist. Als Phrynichos die Eroberung von Miletos durch die Perser auf der Bühne darstellte, brach die ganze Zuhörerschaft in Tränen aus und dies bewirkte, daß die Behörden den Dichter, der die Bürger an das Unglück von Stamm- und Bundesgenossen erinnerte, um tausend Drachmen strafteu und jede fernere Aufführung des Stückes untersagten (Herod. VI. 21). Dagegen ging Aischylos, als er die „Perser" dichtete, weil die darin geschilderte Schlacht bei Salamis für die Hellenen eine glorreiche und freudige Erinnerung war, nicht nur frei aus, sondern wurde mit Ehren überhäuft. Von den berühmten drei Einheiten der alten Tragiker wurden diejenigen der Zeit und des Ortes weniger streng beobachtet, als diejenige der Handlung, doch auch diese nur bei den älteren Tragikern; seit Euripides galt auch sie nicht mehr als strenge Regel. Ebenso nahm seit dem letztgenannten Tragiker die Schilderung der Charaktere in dem Maße zum Nachtheile der Dichtung ab, als auch im Leben das Dasein von Charakteren seltener wurde und einer charakterlosen Plauheit Platz machte.

Da die antike Tragödie dem Götterdienste entstammte, hatte sie ursprünglich blos religiöse Zwecke, nämlich vor allem denjenigen der Verherrlichung der einheimischen Mythen. In dem Maße aber, als die Vaterlandsliebe, geweckt durch Angriffe von außen, sich höher entwickelte, wurden jene Mythen und damit auch ihre bühnengerechte Verherrlichung immer mehr auch eine Sache des Stolzes auf die Heimat und auf die Selbständigkeit und Freiheit der letztern. Die Tragödie in ihrer Blütezeit, namentlich unter Aischylos und Sophokles, hatte daher vornehmlich patriotische Zwecke. Seit aber die inneren Wirren der heimischen Freiheit gefährlicher zu werden begannen als äußere Angriffe, und das all-

*) Bernhardy, Grundr. der griech. Lit. II. 2. S. 165.

gemeine Interesse sich von letzteren ab und den Parteikämpfen in den Einzelstaaten zuwandte, diente auch die Tragödie, namentlich seit Euripides, den Parteien. Seit seiner Zeit gewann auch die Philosophie Einfluß auf das Drama und gab diesem neben den politischen philosophische, namentlich ethische Tendenzen, und zwar noch ehe die attische Tugendlehre durch Sokrates eine feste Methode erhielt. Ethisch war zwar schon die ältere Tragödie gewesen, aber auf religiöser Grundlage. Mit dieser Veränderung des Standpunktes bemächtigte sich denn auch die Aufklärung des Theaters, in dessen Kunstwerken der alte Götter- und Wunderglaube schwand. Da aber dasselbe einen Einfluß auf das Volk übte wie keine andere Anstalt im Lande, so mußte Hand in Hand mit der Umwandlung seiner Tendenzen auch eine solche in den kulturlichen Bestrebungen der Nation gehen; die letztere entfernte sich daher zugleich mit ihrer Bühne von den religiösen und patriotischen Gesinnungen der Vorfahren und geriet in kosmopolitische Verschwommenheit, welche dem Untergange der politischen Selbständigkeit den Weg bahnte. Dieselbe Entwickelung machte auch die innere Idee des Dramas durch. In der alten Tragödie leitete die Gottheit den Verlauf der Handlung mit überirdischer Macht gemäß den in ihr wohnenden sittlichen Grundsätzen, ließ unerbittlich die späteren Geschlechter für die Missethaten ihrer Ahnen büßen und bereitete auf diese Weise die Katastrophe mit unabwendbarer Notwendigkeit vor. In diesem Geiste dichtete Aischylos. Die nächste Zeit jedoch, die der Blüte bildender Kunst und politischer Reife, setzte an die Stelle blutiger Strenge schöne Humanität und edle Harmonie der Theile; Sophokles ließ die Ereignisse sich nach den Erfordernissen einer allgemeinen sittlichen Weltordnung abspielen, statt nach der Willkür der Götter, doch mit Bewahrung der Ehrfurcht vor ihrem Willen. Wie von dieser überhaupt, fiel aber Euripides auch von der sittlichen Weltordnung ab und setzte an deren Stelle die menschliche, die dichterische Willkür, bis an der Unmöglichkeit der Durchführung dieses Verfahrens die alte Tragödie zu Grunde ging.

Die Tragödie war endlich auch auf die Sprache von wesentlichem Einfluß. Die Manigfaltigkeit der Charaktere und der Wechsel der Gefühle konnten sich mit der Einfachheit und Prunklosigkeit des Epos und der lyrischen Dichtung nicht mehr begnügen. Die Diktion erstieg im Drama ihre höchste Ausbildung und die Verwendung von Bildern gelangte zum größten Reichtum. Den Zwiespalt, welcher durch des Aischylos pathetischen Ausdruck und neue Wortbildungen zwischen der gewöhnlichen und der tragischen Sprache entstanden war, suchte Sophokles auszugleichen; er blieb bei der Jedem verständlichen Ausdrucksweise, gab ihr aber durch Feinheit und Harmonie der Sprache höhern Adel, worin ihn die feinere Bildung und künstlerische Begeisterung seiner Zeit (der Zeit des Perikles) unterstützte. Endlich fielen bei Euripides die Sprache

der Bühne und jene der gebildeten Welt, namentlich im allgemein angenommenen retorischen Stile, vollkommen zusammen. Ähnliche Wandelungen machte das dichterische Zeitmaß durch. Im Dialog blieb seit Aischylos meist der jambische Trimeter üblich; aber sein Bau und seine Haltung modifizirten sich. Ausnahmsweise vertraten ihn Anapästen oder trochäische Tetrameter. Der Chor bediente sich der manigfaltigsten Versmaße.

Eine besondere Berücksichtigung verdienen noch die drei großen Tragiker und ihre Werke, welche laut einem durch den Redner Lykurgos in Athen bewirkten Gesetze nur nach einem vom Staatsschreiber durchgesehenen und im Staatsarchiv aufbewahrten Exemplar vorgetragen werden durften (was freilich wol nicht streng beobachtet wurde).

Aischylos, Sohn des Euphorion aus Eleusis, geb. 525, wurde durch des Phrynichos Beispiel zur dramatischen Dichtkunst angeregt; er kämpfte tapfer bei Marathon, Artemision, Salamis und Plataiai; nachdem er einige Zeit bei Hieron in Syrakus zugebracht, unterlag er zu Hause dem Nebenbuhler Sophokles im Wettkampfe 468, ob der Dichter dem Dichter oder der Aristokrat dem Demokraten ist unsicher, siegte aber noch einmal in hohem Alter 458 mit der Oresteia; er starb bald darauf zu Gela in Sicilien, wohin er wieder zurückgekehrt war. In ihm vereinigten sich energisches Festhalten an der Religion des Landes, begeisterte Vaterlandsliebe, strengste Sittlichkeit und ernste Hingabe an seine Kunst. Doch war sein religiöser Standpunkt verhältnißmäßig freisinnig, indem es schon sehr gewagt war, die geheiligten Mythen der Götter überhaupt auf die Bühne zu bringen. Seine Zeichnung ist großartig und erhaben; seine Charaktere sind nicht menschliche Individuen, sondern typische Vertreter hoher sittlicher Grundsätze. Alles Milde, Anmutige, Leichte, Harmonische fehlt bei ihm; seine Dichtung ist monoton im erhabenen Sinne. Selbst die Boten sprechen im gleichen Stile wie die Götter. Die Sprache seiner Stücke ist durch eine tiefe Kluft von derjenigen des Lebens getrennt und reich an eigenen Wortbildungen. All dies war die Folge des unmittelbaren Hervorgehens der Theaterdichtung aus dem Götterdienste; sie bewahrte den ernsten, feierlichen Charakter des letztern und bedurfte weiterer Entwickelung, um zur wirklichen und ausschließlichen Kunst zu werden; wozu Aischylos den Grund gelegt, das konnte er nicht selbst zum Ziele führen. Er hat gemäß der von ihm eingeführten Anordnung nur Tetralogien geschrieben, d. h. Werke, deren jedes aus drei zusammengehörigen Tragödien und einem auf den Stoff derselben bezüglichen Satyrspiele bestand. Die Zahl seiner Tetralogien wird auf gegen zwanzig („wenigstens 70 Stücke") angegeben. Erhalten sind uns: eine Trilogie und vier einzelne Tragödien, kein Satyrspiel. Das unserer Auffassung am fernsten stehende Stück ist der „gefesselte Prometheus", wahrscheinlich Mittelstück einer „Titanomachie";

ein „befreiter Prometheus“ hat ihm gewiß gefolgt, das erste Stück ist unbekannt, — am natürlichsten wäre: Prometheus als Feuerbringer, doch hat das verlorene Satyrspiel der „Perser“ einen ähnlichen Titel, was die Sache verwirrt. Es spielen nur Götter in dem Stücke, welches mit des Feuerbringers Fesselung beginnt und ihn in diesem Zustande läßt, daher in Ermangelung des Schlußstückes ein unbefriedigendes Ende hat. Die Dichtung ist aber auch als Bruchstück wahrhaft titanisch und das Vorbild der dem Titanismus zustrebenden Dichtwerke aller Zeiten geblieben. Der Gedanke des Leidens für eine unsterbliche That wider Willen der Götter und zu Gunsten der Menschen und der edle Trotz des für edle That Gepeinigten erregt für so frühe Zeit das Staunen der Nachwelt. Aus der Tetralogie: Laios, Oidipus, die Sieben vor Theben und die Sfinx (Satyrspiel) ist nur das dritte Stück gerettet und endet in grellem Mißton, unversöhnt, mit dem gegenseitigen Brudermorde. Vollständig liegt uns vor die Trilogie der Oresteia mit den drei Stücken „Agamemnon, die Choephoren (Grabesspenderinnen), die Eumeniden“ (das verlorene Satyrspiel war „Proteus“); welche die schöne Gliederung und erhabene Anordnung dieser Dichtart, — That, Rache und Sühne — der dankbaren Nachwelt vor Augen stellt und damit zugleich merkwürdige Blicke in die ethische Auffassung der alten Hellenen zu werfen gestattet. Weniger bedeutend ist das Stück „die Schutzflehenden“ (Ἱκέτιδες) aus dem Sagenkreise der Danaiden; der „Perser“, welche, zwischen zwei mythischen Stücken eingeschlossen, die Rückkehr des Xerxes nach Hause darstellten, gedachten wir bereits.

Sophokles, Sohn des Sophillos, aus Kolonos, geb. 496, als Knabe Leiter der Reigen im Festliede auf den Sieg bei Salamis, 468 als Tragiker auftretend und gleich schon mit Aischylos um den Preis streitend, siegte als Vertreter einer neuen Richtung der Freiheit und Schönheit an Stelle der Strenge und Erhabenheit und war seitdem der Liebling des Volkes, bis zu seinem späten Tode 406, nach welchem ihn noch heroischer Kult ehrte. Mehrere Male bekleidete er kriegerische Ämter und war sogar des Perikles Genosse als Heerführer. Viel besprochen ist seine langjährige Liebe zur Hetäre Theoris. Er vertritt den rein klassischen Höhepunkt der attischen Tragik; nicht im Olymp und in nebelgrauer Ferne, sondern unter der menschlich gedachten Heroenwelt bewegen sich seine Werke, in welchen die Verwickelung des Dramas ihren Anfang nahm und die Charaktere Individuen wurden, statt nur Typen wie bei Aischylos, ohne jedoch bereits in die Tiefen subjektiven Bewußtseins hinabzusteigen. Auch der Humor erhielt durch ihn seine Vertretung. Harmonie atmet im Zusammenspiel seiner Personen wie in seiner dichterischen, zwischen Pathos und geselligem Ausdrucke die Mitte haltenden Sprache und im Verhältniß von Glauben und Sittlichkeit. Denn seine Zeit war ja die des Perikles und Pheidias, die Periode

der Kunstblüte Athens, deren Ausdruck wie das Parthenon, so auch das sophokleische Drama war. Von dem Zwange der Trilogie und Tetralogie befreite der mit der gemäßigten Demokratie einig gehende Dichter die Bühne und schuf nur einzelne unabhängige Stücke, deren uns von etwa 70 (meist Tragödien, weniger Satyrspiele) noch sieben der erstern Art erhalten sind. Drei davon, Oidipus König (vielleicht das einzige wirkliche „Schicksalsdrama" der Hellenen), Oidipus in Kolonos und Antigone bilden einen Kyklos (nicht eine Trilogie) und enthalten zugleich das Schönste und Edelste seiner Muse, indem die Frauenliebe in Antigone so wunderbar herrlich geschildert ist wie selten in einem Werke der paidophilen Hellenen. Ebenso hoch ist die Frauenwürde gefeiert in „Elektra", deren Handlung in ergreifend gemilderter Weise dem zweiten Stücke der Oresteia entspricht. Ein Heldenende, durch Schuld herbeigeführt, malt erschütternd der rasende Aias. Sein Gegenstück bildet der unschuldig leidende und darum auch siegende Philoktetes. Schwächer sind die durch das Ende des Herakles erschütternden „Trachinerinnen".

Euripides, Sohn des Mnesarchos, angeblich am Tage der Schlacht bei Salamis auf dieser Insel geboren, trat mit 25 Jahren (wol 455) als Tragiker auf, lebte zurückgezogen unter Bücherrollen und trieb eifrig Philosophie (er war Schüler des Anaxagoras, Freund des Protagoras und Bekannter des Sokrates und sammelte die Schriften der alten Philosophen). Dem Volke stand er fremd gegenüber, war aber trotzdem ein Freund ausgedehnter Volksherrschaft und eine fortwährende Zielscheibe der Komiker. Durch trübe Erfahrungen (Untreue) aus einem warmen Verehrer wahrer, besonders ehelicher Liebe zum Weiberfeind geworden, schloß er sein Leben am Hofe des makedonischen Königs Archelaos hoch geehrt, aber durch Neider ins Verderben geführt, im gleichen Jahre wie Sophokles, aber noch etwas vor diesem.

War Aischylos der Dramatiker der Vergangenheit und ihres kindlichen Glaubens und Sophokles derjenige der Gegenwart und ihrer Begeisterung für die Schönheit, so finden wir in Euripides den Profeten der Zukunft und ihrer von politischen und religiösen Besonderheiten losgerissenen kosmopolitischen Humanität. Er warf die Schranken der alten Religion wie der klassischen Kunst ab und erhob das Belieben des Dichters zum hauptsächlichen Beweggrunde der Dichtung, wie er auch in der Musik den dithyrambischen Bombast eines Timotheos (oben S. 208) begünstigte und auf der Bühne einzuführen strebte. Die Philosophie, vornehmlich die skeptische des Anaxagoras, seines Lehrers, in ethischer Beziehung aber die des Sokrates, seines Freundes, bestieg mit ihm die Bühne an Statt der zwei älteren Schwestern Religion und Kunst. Das Ränkespiel der Menschen wie sie sind wurde Hauptinhalt des Dramas an Stelle der Mythe, an welche ihm der Glaube fehlte, daher sie nicht Herzenssache war und er von ihr nur den Stoff entlehnte, ihn aber

in freier Weise bearbeitete. Charaktere wie sie wirklich vorkommen, subjektivste Individualitäten treten in seinen Stücken auf und werden mit den grellsten Farben psychischer Pathologie gemalt, und durch sie auch die Schäden und Mängel der Zeit in nichts weniger als beschönigenden Schattenbildern. Die traurige Zerrissenheit der Zustände seiner Zeit und die Mißverhältnisse der Ochlokratie mit ihren nivellirenden Bestrebungen und blutigen Bürgerkriegen machten ihn zum Dichter der Verneinung und des Weltschmerzes. Von seinen zwei Vorgängern schied ihn daher eine tiefe Kluft. Den alten Aischylos, der vor seinem Auftreten das Leben verlassen, betrachtete er mit Widerwillen; mit Sophokles erscheint er in gar keiner geistigen Berührung, obschon er in Freundschaft mit ihm lebte. Sein Einfluß auf seine Zeit und die folgenden Jahrhunderte war groß; selbst die von ihm gering geachtete Kunst wetteiferte in Darstellung seiner Scenen, besonders auf Vasengemälden. Er wurde bei den „Leuten von Welt" der Nebenbuhler Homers und seine Grundsätze ihr Evangelium, d. h. in der Theorie; denn seine Sittenlehre war rein und erhaben wie sein Leben tadellos, wenn auch seine Bilder und Ausdrucksweisen oft nichts weniger als edel und züchtig sind. Obschon er das Theater vom alten Götterglauben losriß, dachte er keineswegs irreligiös, sondern stand auf dem Boden des aufgeklärten, auf der Tugendlehre ruhenden Theismus seiner Zeit mit Anklängen an die Mysterien. Sein Drama war es, aus welchem Aristoteles seine Poetik in Bezug auf diese Dichtform abstrahirte. In der Sprache war Euripides ein Schüler der Retoren, Sophisten und Sykophanten; dabei mußte die alte Zeitmessung der Sprache zu kurz kommen und die Chorlieder, ja der Chor selbst, als lästige Beigabe an Bedeutung verlieren oder zum blosen Sprachrohr des Dichters herabsinken. Dafür wucherte der reflektirende Monolog und Dialog empor und die hochragenden Berge des Aischylos wie die sanftschwellenden Hügel des Sophokles verflachten sich bei Euripides zur platten Gegend. Den Mangel harmonischen Zusammenhangs im Drama suchte er durch äußerlich angefügte Prologe und Epiloge zu ersetzen. Von seinen etwa 75 Dramen besitzen wir noch siebenzehn, darunter das einzige erhaltene Satyrspiel, den „Kyklopen" (Polyphemos). Die hervorragendsten der 16 erhaltenen Tragödien sind: die Phönikerinnen (aus dem Kampfe der Sieben gegen Theben, benannt nach den den Chor bildenden Tempeljungfrauen), die Schutzflehenden (Fortsetzung des vorigen, mit politischer Tendenz, bestehend im Bunde Athens mit Argos gegen Theben), Medeia, Hippolytos, Iphigeneia in Tauris (dieselbe in Aulis ist ein elendes Stück), die Bakchantinnen (Tod des Pentheus), Helena (nach der Annahme, daß die wirkliche Helena während des troischen Krieges in Ägypten geweilt und derselbe nur um ein Trugbild geführt worden), Ion und der rasende Herakles. In „Alkestis" versuchte er eine neue

dramatische Form, welche einen tragischen Stoff heiter enden läßt, aber ohne daß ihm dies Unternehmen glückte. Unächt ist „Resos" (aus dem troischen Sagenkreise). — Die Nachahmungen der Dramen des Euripides reichen bis in unser Jahrhundert herab. Namentlich nährten sich die französischen Tragiker (Racine) von seinem Nachlasse; aber auch Schiller hat ihn bearbeitet und Goethe einen seiner Stoffe neu gedichtet. All' das zeigt, daß er eine ungewöhnliche Erscheinung war.

Andere tragische Dichter waren zum Theil eingebürgerte Fremde, wie z. B. Neophron aus Sikyon, welcher Medeia zuerst auf die Bühne brachte, zum Theil Athener von mancherlei Art, sprichwörtlich gewordene frostige Dichterlinge, wie Theognis, einer der „dreißig Tyrannen", Morsimos, eine Zielscheibe des Aristophanes, Meletos, dessen gleichnamiger Sohn des Sokrates Ankläger wurde, aber auch der bedeutendere Agathon, des Tisamenos Sohn, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Chr., Schüler der Sophisten, retorisch und weichlich, aber durch Schönheit, Reichtum und Freigebigkeit ein Mittelpunkt des feinen Tones, von dessen zum Theil originellen Stücken nichts erhalten ist. In seinem Versbau ergab er sich unerquicklichen Künsteleien. Im Inhalte der Stücke scheint er eine neue Bahn betreten zu haben, wie aus dem Titel eines derselben (Ἄνθος) geschlossen werden mag. Er starb bei dem makedonischen König Archelaos um 400 vor Chr. in der Blüte der Jahre.

Der Tragödie stand schon früh, doch anfangs ohne Gegensatz, die Komödie gegenüber. Nachdem sich beide Gattungen des Dramas von einander getrennt, bestand das Wesen der Komödie Anfangs wol darin, daß sie sich völlig vom Kulte losgerissen hatte, während die Tragödie mit demselben verbunden blieb. Erstere war und blieb daher das Stiefkind der dramatischen Muse von Hellas und erfreute sich weder des Ansehens noch des staatlichen Schutzes wie ihre glücklichere Schwester. Aus der Spaßmacherei der Bauern an den ländlichen Dionysien hervorgegangen, rang sie sich mühsam, aber erfolgreich empor, bis sie das Schoskind der extremen Demokratie und damit eine Großmacht im attischen Leben wurde, — doch ohne je von der gelehrten Welt als Kunstgattung förmlich anerkannt zu werden. Eine Folge der Hintansetzung der Komödie von Seite der maßgebenden Kreise war indessen auch ihre Ungebundenheit gegenüber dem Gesetze, ihre Freiheit, welcher alles als erlaubt galt und wogegen sich gerade die Verspotteten und Verhöhnten am wenigsten auflehnten. Die Komödie war übrigens im Altertum verbreiteter als die Tragödie, indem an verschiedenen Orten der ländliche Scherz sich vom Kult ablöste, ohne daß anderswo als in Attika der letztere sich zur Tragödie entwickelte. Die ältesten Spuren der Komödie finden wir bei den Doriern; doch blieb sie hier Possenreißerei und verband sich nicht, wie in Athen, mit künstlerischem Streben und politischen Zielen.

An den verschiedenen Orten hatte sie abweichenden Charakter. Auf der Peloponnesos bewegte sie sich im täglichen Leben, in Sikyon in phallischen Darstellungen, in Megara in Charakter- und Sittengemälden, auf Sicilien in der Mythe sowol als im gewöhnlichen Leben, in Italiens griechischen Kolonien in einer Mischung der genannten Elemente, wozu noch Parodien und Travestien der ernsten Dichtung kamen. Unter den Trägern dieser Kunstgattungen ragte im fünften Jahrhundert vor Chr. der in der Schule des Pythagoras gebildete Epicharmos aus Kos hervor, welcher auf Sicilien wirkte, besonders unter Hieron in Syrakus, und 35 Dramen verfaßt haben soll, meist Sittenbilder und Travestien, die er mit einer gesunden Lebensweisheit zu durchsäuern verstand. Sein Zeitgenosse Sophron aus Syrakus übte durch seine volkstümlichen derben Scenen (μῖμοι) aus dem Volksleben eine große Wirkung auf seine Zeit aus.

Die höchste Stufe erstieg aber die Komödie in Attika, unterstützt durch das vielberufene „attische Salz", den lebendigen ionischen Witz der Athener, der freilich für uns vielfach seine Spitze verloren hat und frostig läßt. Als Dichtung trat hier die Komödie um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. an das Tageslicht, als Krates mit seinen dramatischen Sittenbildern auftrat. Unter Perikles hatte sie bereits eine eigene, derjenigen der Tragödie nachgebildete Einrichtung. Seit der 85sten Olympiade war der Staat wiederholt genötigt, die Ausschreitungen der Komödie, d. h. die durch sie geübte Verspottung angesehener Personen durch Gesetze zu verbieten (s. oben S. 179). Der Zweck, den die Komödie bei dieser Art der Wirksamkeit im Auge hatte, war im Grunde ein ethischer: es sollten die Schwächen der Menschen in allen Lagen des Lebens und die Schäden des Staates an den Pranger gestellt werden; die alte Komödie hatte daher eine viel großartigere Idee als das jetzige Lustspiel, welches blos die Harmlosigkeit zur Zielscheibe macht; sie griff ungescheut in die tiefsten Fragen der Zeit ein und schrak vor keinen Konsequenzen zurück. Doch blieb sie nicht in den durch dieses Ziel gegebenen Schranken, sondern machte lächerlich, was der Dichter oder der große Haufe nach eigener Ansicht dafür hielt, wenn es auch dem unbefangenen Verstande als erhaben und edel erschien. So fiel die Komödie in hohem Streben und niederm Vollbringen mit der Demokratie jener Zeit zusammen; sie war die Ochlokratie in der Kunst; das Urteil der Menge war ihr Sittengesetz, wie es gleichzeitig auf der Pnyx die Quelle des Staatsgesetzes bildete. Blühen konnte daher die Komödie nur, so lange ihre Doppelgängerin, die Ochlokratie, am Ruder war, und diese Zeit wird als die der alten Komödie bezeichnet; ihre Dauer endete mit der Niederlage Athens am Ende des peloponnesischen Krieges. Man zählt etwa vierzig komische Dichter dieser Periode, mit etwa dreihundert Stücken. Außer dem genannten Krates erfreuten sich

des größten Rufes: Kratinos (519—422 ?), ein anakreontischer Charakter, und zugleich archilochischer Satiriker, Pherekrates, Hermippos, Eupolis, erst Freund, dann Gegner des Aristophanes, des Letztern Nebenbuhler Phrynichos und Ameipsias, sowie Platon, deren Zeitgenosse, zum Unterschied vom Philosophen der Komiker genannt. Der Einzige, von welchem wir vollständige Stücke besitzen, ist Aristophanes.

Die Grundlage der Komödie war wie bei der Tragödie der Chor (oben S. 211); nach Einleitung des Stückes stieg derselbe von der Bühne, wo er am Gespräche der (seit Kratinos drei) handelnden Personen theilgenommen, herab (*παραβῆναι*) und gruppirte sich in der Orchestra, wo zuerst der Chorführer die Wünsche des Dichters und dann der Chor ein auf die Tagesereignisse bezügliches Wechsellied vortrug, was die Parabasis hieß. Eine solche wurde auch bei weiteren passenden Abschnitten des Stückes eingeschaltet. Je mehr Athens Blüte und die alte Komödie ihrem Ende entgegen gingen, schwanden Chorgesänge und Parabasen zusammen. Der Versbau der Komödie war höchst manigfaltig (im Dialog meist wie in der Tragödie der Trimeter, doch so zwanglos, daß er wie Prosa lautete), die Sprache keck, ja nicht selten grob oder gar unflätig, dabei aber geistvoll und klassisch (bisweilen je nach dem Charakter der Sprechenden in Dialektformen); vielfach wurde die Sprache der Tragödie, seltener die des Epos parodirt. Die Charaktere waren Karikaturen von Typen oder von wirklichen Personen, welch Letztere weder Rang noch Stand, weder Verdienste noch die Partei vor der Nachäffung auf der komischen Bühne schützten. Die Welt, in der die Stücke spielten, war aus der wirklichen und einer fantastischen, märchenhaften auf die barockste Weise vermengt.

Der Fürst der alten Komiker, A r i s t o p h a n e s, verdient besondere Beachtung.

Von seinem Leben ist wenig bekannt. Er spielte zuerst in den Komödien des Eupolis, den er seinen Meister nennt, ließ dann seit 427 vor Chr. Stücke unter fremdem Namen aufführen und trat erst 424 selbständig mit den „Rittern“ auf, was er bis 388 fortsetzte, wo er mit dem „Plutos“ von der Bühne Abschied nahm. Er wurde im Altertum allgemein als der größte Komiker (*ὁ κωμικός*) geehrt und von ihm vorzugsweise gilt, was von der alten Komödie im Allgemeinen gesagt worden. Sein Standpunkt war ein wesentlich konservativer; er kämpfte mit begeisterten Worten für die Aufrechthaltung der alten Sitten und Gesetze, des alten Glaubens, des alten Ruhmes der Athener und des Friedens unter den Hellenen. Obschon seine Dichtung und deren Freiheit gerade eine Folge der unumschränktesten Demokratie und weitgehendsten Freiheit waren, zeigte er sich doch als den entschiedensten Gegner dieser die frühere Sitteneinfalt zerstörenden Zustände und schoß die Pfeile seines Spottes gegen nichts so unerbittlich ab, wie gegen die

Demagogen und die Philosophen neuerer, den alten Glauben zersetzender Richtung. Von reaktionären Tendenzen war er fern; er war nicht so verblendet, die Rückkehr vergangener Zustände für möglich zu halten; aber seine Vaterlandsliebe legte ihm die Pflicht auf, wenigstens nach Kräften das aufzuhalten und an der Geltendwerdung zu verhindern, was er für verderblich halten mußte. Freilich zeigen seine Stücke deutlich genug, daß er umsonst die alten Zeiten pries und es wurde ihm dies in späterer Zeit selbst klar, so daß in seinen späteren Stücken der anfängliche Ernst immer mehr der ausgelassensten Lustigkeit wich, die freilich keinen würdigen Gegenstand hatte. Nicht nur sind seine Personen von der Verderbniß der Zeit angefressen, sondern auch er selbst läßt sich von dem Geiste derselben und von seiner ihm zur andern Natur gewordenen Spottlust wider bessere Erkenntniß so weit hinreißen, daß er selbst die Götter, deren Verehrung er früher aufrechterhalten wollte, lächerlich machte und es nicht verschmähte, aus der hohen Dichterregion zum Pöbel herabzusteigen und mit den Wölfen zu heulen. Dazu paßt auch seine obscöne Darstellung, die mit seiner vielgerühmten Begeisterung für ehrwürdige Sitten gar sehr im Widerspruche steht, während sie dagegen von aller Lüsternheit und anlockenden Sinnlichkeit ferne ist. In künstlerischer Beziehung kennt er keinen Zwang; die „Einheiten" bestehen für ihn nicht und die Fantasie waltet schranken- und bodenlos, auf der Erde und in den Wolken, unter Thieren, Menschen und Göttern. Ebenso halten seine Stücke kein Ebenmaß ein und sind nach Belieben bald so bald anders angeordnet, und er geht so mit der politischen Richtung seiner Zeit, die er doch bekämpfte, Hand in Hand. Sein Stil und seine Sprache wurden allgemein und werden noch jetzt bewundert.

Von seinen ungefähr vierzig Stücken sind elf auf uns gekommen. Die „Acharner" feiern mit köstlichem Humor und unnachahmlicher Beiseitesetzung aller politischen Rücksichten den Frieden und seine Segnungen und verspotten fröhlich die Demagogen, während sie das Volksleben treu malen. Dasselbe Thema wird in dem Stücke „der Friede" in allegorisch-mythologischer Weise behandelt. Die „Ritter" wenden sich ohne Humor, mit bitterm und herbem Spotte gegen den Demagogen und Gerber Kleon als Sklaven des personifizirten „Demos" und zeichnen sarkastisch das ganze Treiben der Ochlokratie. Die „Wolken" nehmen Sokrates zur Zielscheibe, der für die „Sophisten" herhalten muß. Die „Wespen" verspotten die Proceßsucht der Athener und deren unwürdige Richter, diese Geschöpfe der Volksgunst. Die „Vögel", in welchen der angedeutete Übergang von dem ernstgemeinten Tadel schlechter Sitten zur rücksichtlosen Spötterei zuerst deutlich hervortritt, liefern in ihrem „Wolkenkukuksheim" das satirische Abbild der ultrademokratischen Chimären, welche in der Niederlage auf Sicilien eine so empfindliche Züchtigung erfuhren, — wol des

Dichters vollendetstes Werk. Die „Frösche“, in der Unterwelt spielend, suchen den nach seinem Tode allgemein betrauerten Euripides gegenüber dem Aischylos herunterzusetzen. Seine sonstige Manier verließ der Dichter in seinem letzten Stücke, dem „Reichtum“ (Plutos), einer allegorischen Fantasie ohne allen Bezug auf zeitgenössische Verhältnisse.

Eine eigene Gruppe der aristophanischen Stücke bilden die (zur ausgelassenern Periode gehörigen) auf Gelüste nach Weiberherrschaft bezüglichen: „Lysistrate“, worin die Frauen durch Revolution einen Friedensschluß erzwingen, ein durch seine Obscönitäten berüchtigtes Stück, die „Weiber an den Thesmophorien“, welche über den „Weiberfeind“ Euripides Gericht halten, und die „Weiber in der Volksversammlung“, worin die verkleidet an einer Volksversammlung theilnehmenden Frauen und Mädchen ihre Herrschaft, sowie Güter- und Weibergemeinschaft eingeführt haben.

Noch zu Lebzeiten des Aristophanes, vorzüglich aber um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chr. blühte die „mittlere“ Komödie. Es war ein der alten Komiker durchaus unwürdiges Epigonentum, das weder politische Wirksamkeit suchte, noch nach hohen Idealen strebte, sondern nur der Unterhaltung und Sinnlichkeit diente. Der Chor und damit Musik und Tanz fielen weg, und die Parodie, theils in mythischem Gewande, theils auf die älteren Tragiker bezüglich, spielte die Hauptrolle, wozu noch Liebes- und Intriguengeschichten kamen. Die Sprache wurde weitschweifig und schwülstig, dabei aber auch anständiger. Man zählt in dieser Periode etwa vierzig Dichter mit etwa achthundert Stücken. Die bedeutendsten dieser Komiker waren Antiphanes, Eubulos, Anaxandrides, Alexis. Die „neuere“ Komödie gehört in das alexandrinische Zeitalter. Wenig bekannt ist das eigentliche Wesen der bei den Griechen vorkommenden Marionetten (Neurospasten), welche Xenophon (im Symposion) erwähnt.

Dritter Abschnitt.

Die Wissenschaft.

A. Sprache, Schrift, Bücherwesen.

Die den hellenischen Volksstamm beherrschende Liebe zur Schönheit hätte nicht so herrliche Blüten an das Tageslicht zu bringen vermocht, wenn sie nicht von berechnendem und maßvollem Verstande begleitet ge-

wesen wäre. Eine glückliche Natur schuf den Hellenen nicht nur zum Künstler, sondern auch zum Denker, und wenn auch, wie unter jedem Volke, die von der Fantasie Geleiteten an Zahl weit die der Vernunft Huldigenden übertrafen, so waren doch auch Erstere dem Einflusse der letztern Macht zugänglich und das verständige Denken brachte Maß und Ruhe in die Verwirklichung der Idee des Schönen und trug dabei eben so zur Veredelung der Kunst bei, wie es in seinem engern Gebiete die Entwickelung der Wissenschaft beförderte. Beide Gebiete aber unterstützten und beförderten gegenseitig ihre Vervollkommnung und auf diesem Zusammentreffen und Zusammenwirken beruhte die klassische Blütezeit der Griechen, namentlich aber jene Athens im fünften Jahrhundert vor Chr.

Wie für die bildende Kunst der Hellenen die Schönheit des Volkes der Haupthebel war, so diente als solcher der dichtenden Kunst und der Wissenschaft die Sprache, eine der reichsten und bildungsfähigsten des indogermanischen Sprachstammes. Allerdings kennen wir in der klassischen Zeit kein Gebilde, welches als solches mit Recht „griechische Sprache" genannt werden kann, sondern nur vier nahe verwandte Mundarten, welche sowol Volks- als Schriftsprachen der griechischen Stämme waren, nach denen sie benannt sind. Diese Mundarten können nach ihrer Verwandtschaft in zwei Familien gruppirt werden. Die dorische und aiolische Mundart (Doris und Aiolis) bilden die eine, die ionische und attische (Jas und Atthis) die andere Familie; die beiden ersten haben sich schon sehr früh, die beiden letzten aber erst in späterer Zeit von einander getrennt. Neben ihnen gab es indessen in manchen Landschaften noch Mischdialekte, wie z. B. den boiotischen, welcher aus dem aiolischen und dem ionischen vermengt war, und in den einzelnen Landschaften unterschieden sich wieder die Städte und ihre Gebiete durch ihre Sprache deutlich von einander. Wo ein Stamm erobernd oder kolonisirend vordrang, wurde auch seine Mundart herrschend; so z. B. ging Halikarnaß von der dorischen zur ionischen über und in Arkadien und Elis drängte in Folge Ausdehnung der Macht Spartas die dorische Zunge die aiolische zurück. Aber auch im Frieden wurde im Wetteifer der Bildung manches von einem Stamme bei der Mundart des andern geborgt.

Der Unterschied der Dialekte lag vorzugsweise in den Selbstlauten. Die Doris und Aiolis gefielen sich in dem kräftigen und breiten *A*, die Jas und Atthis in dem sanftern und spitzern *H*. Die aiolische Mundart herrschte einst in Abzweigungen über Arkadien, Elis, Boiotien, Thessalien, Makedonien, die Insel Lesbos und das asiatische Aiolis. Sie näherte sich mehr als alle anderen den italischen Sprachen und wurde rascher und nicht so breit gesprochen wie das Dorische. Das letztere hatte zur Domäne den größten Theil der Peloponnesos, Kreta, Kyrene und das griechische Sicilien und Italien, sowie Doris in Asien,

und erfreute sich in diesem Gebiete größerer Einheit als das Aiolische. Dies letztere ist auch beim Ionischen der Fall, der weichsten und wollautendsten griechischen Mundart; aber sein Sitz war auf das asiatische Ionien beschränkt, wie das Attische auf Attika, welches zwischen dem Kräftigen und dem Zarten die Mitte zu halten suchte, den meisten Reichtum der Formen, die größte Bildsamkeit, Feinheit und Anmut und die ausgebildetste und einflußreichste Literatur, sowie die wenigste Sprödigkeit und die meiste Neigung zur Verschmelzung mit anderen Mundarten besaß, daher auch, was wir jetzt gewöhnlich „griechisch" nennen, eigentlich attisch ist. Alle diese Dialekte haben im Laufe der Zeiten manche Wandelungen durchgemacht; zuletzt aber wurde das mit Entlehnungen aus anderen Dialekten bereicherte Attische zur allgemeinen Sprache Griechenlands, doch nicht vor der Zeit Alexanders des Großen, und verdrängte nach und nach die übrigen Mundarten, die zuletzt nur noch in den älteren Schriften ihrer Angehörigen fortlebten. In der klassischen Zeit, welche uns beschäftigt, standen noch alle vier Mundarten gleichberechtigt nebeneinander; doch richtete sich ihr Gebrauch nicht nach der Heimat der Schriftsteller, sondern nach dem Lande, in welchem die betreffende Literaturgattung zuerst Fuß gefaßt hatte. So sind die homerischen Gedichte aus Aiolisch und Ionisch gemischt, weil das Epos von den Aioliern geschaffen, von den Ioniern aber ausgebildet war. Herodotos, geborener Dorier, schrieb ionisch, weil die Geschichtschreibung ihre Heimat in Ionien hatte. Die athenischen Schriftsteller jedoch schrieben durchaus attisch, welche Mundart schon früh nach der Oberherrschaft im Reiche des Geistes strebte.

Die griechische Sprache hat sich große Reinheit bewahrt und von fremden „barbarischen" Zungen nicht leicht Wörter in sich aufgenommen, obschon der Fremden so Viele, als Reisende, Kaufleute, Schiffer, Söldner, Sklaven u. s. w. in Hellas sich aufhielten. Dem gebildeten Griechen gehörte es zum guten Tone, nicht allzu rasch (da besonders die Attiker ungemein schnell redeten, wie sie auch rasch lebten) und nicht übertrieben laut zu sprechen. Die Dorier sprachen sehr langsam, wie sie ja auch in ihrer Kulturentwickelung langsamer und daher in der Politik konservativ waren.

Die Mundarten der Griechen hatten auch unter sich verschiedene Schriften, die jedoch alle eine Familie bilden und von dem phönikischen (oder althebräischen) Alfabet (Bd. I. S. 415 f.) herstammen. Die Übertragung desselben nach Hellas fand in alter, nicht näher zu bestimmender Zeit, jedenfalls lange vor dem Beginne der Olympiaden, und wahrscheinlich zuerst bei den asiatischen Aioliern statt. Bei diesem Anlasse wurden die der eigenen Sprache nicht notwendigen Zeichen für die im semitischen Schriftsystem fehlenden Selbstlaute verwendet*). Als

*) Bergk, griech. Lit.-Gesch. I. S. 186.

eigene griechische Erfindung kamen später die Hauchlaute und Doppelmitlaute *X*, *Φ*, *Ξ* und *Ψ* dazu, zuerst in Ionien, nachher erst auf den Inseln und in Griechenland; zugleich wurden die semitischen Zischlaute auf zwei, *Z* und *Σ*, beschränkt. In Ionien entstanden ferner neben dem *E* und *O*, welche ursprünglich sogar noch für *ει* und *ου* dienten, die verlängerten Formen *H* und *Ω*. Das Digamma Ϝ (wahrscheinlich dem w entsprechend, doch auch als Hauchlaut verwendet) und das Koppa q (Ϙ) wurden schon früh aufgegeben und blieben am längsten bei den Doriern im Gebrauche.

So erhielt endlich (in Ionien wol um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr., in Athen erst an dessen Ende) das griechische Alfabet mit 24 Buchstaben einen völlig selbständigen Charakter, der in nichts mehr, außer in den Namen mehrerer Buchstaben, an das semitische Vorbild erinnerte. Auch die ursprünglich von den Griechen angenommene Richtung der semitischen Schrift (von rechts nach links) hatte sich zuerst in die furchenförmige (Bustrophedon, abwechselnd hin und her, und zwar zuerst von rechts, später von links angefangen) verwandelt und wich endlich ganz der von links nach rechts gewendeten Schrift, was wahrscheinlich etwa in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. vollendet war.

Zu den ältesten Arten des Gebrauches der Schrift bei den Griechen gehört die *σκυτάλη*, darin bestehend, daß ein weißer Lederstreifen um einen Stab gewickelt und dann der Länge des letztern nach beschrieben, dann aber wieder abgewickelt wurde, so daß ihn nur lesen konnte, wer einen Stab von gleicher Dicke besaß. Auch das Eingraben von Buchstaben auf Tempeln, Denkmalen und verschiedenen Gegenständen aus Stein, Erz und Holz ist ohne Zweifel sehr alt. Solons und andere Gesetze wurden auf Holztafeln, die mit Gips überstrichen waren, geschrieben, so auch öffentliche Bekanntmachungen, Lieder u. s. w. Dinge des gewöhnlichen Lebens schrieb man auf Baumrinde, Palmblätter, Bleiplatten u. s. w.; auf Blei- oder Zinntafeln sollten die „Werke und Tage" des Hesiodos geschrieben und im Musentempel auf dem Helikon aufbewahrt sein. Später nahmen Ziegen- und Schafhäute (*διφθέραι*) als Schreibestoff überhand; seit näherer Bekanntschaft mit Ägypten aber, besonders unter Psammetich, wurde Papyros (*βίβλος*) stark verwendet und herrschte sogar vor, bis Ägypten persisch wurde. Als in Folge dessen die Ausfuhr stockte, griff man wieder zum Pergament, doch wurde hierdurch der Papyros, den Alexander wieder ausführen ließ, keineswegs verdrängt*). Papyrosblätter wurden nur einseitig, Pergamente aber beidseitig beschrieben; beide bewahrte man auf Stäbe gerollt in walzenförmigen Kapseln auf und erleichterte das Erkennen der einzelnen Rollen

*) Bergk, griech. Lit.-Gesch. I. S. 209.

durch daran befestigte Pergamentstreifen mit dem Titel der Schrift. Auf Pergament und Papyros schrieb man mit Schilfrohr (κάλαμος) und Tinte, die man in kleinen verschlossenen Metallgefäßen am Gürtel trug. Zum Schulunterrichte jedoch, zu Briefen, Aufzeichnungen und Entwürfen bediente man sich der mit Wachs überzogenen Tafeln, welche buchförmig zusammengeheftet wurden (πολύπτυχοι δέλτοι), und in welche man die Schrift mittels eines Griffels aus Elfenbein oder Metall einritzte, dessen oberes Ende zum Auswischen diente. Die Griechen schrieben allgemein, indem sie den Beschreibstoff auf die Knie legten*).

Die griechische Literatur wurde indessen während der uns beschäftigenden Zeit weniger auf schriftlichem, als auf mündlichem Wege unter das Volk gebracht. Dasselbe lernte Hymnen und andere Gesänge beim Götterdienste und an den öffentlichen Festspielen, Tragödien und Komödien im Theater kennen. An den Panathenaien in Athen wurden Homers Gedichte und Herodots Geschichte vorgelesen, letztere auch, sowie mehrere Dichterwerke an den olympischen Spielen, viele Schriften endlich, auch philosophische, vor ausgewählten Kreisen.

Unter den Werken der griechischen Schriftsteller waren jedoch vorzugsweise die dichterischen zum mündlichen Vortrage bestimmt. Die prosaischen Schriften wurden meistens gelesen und zu diesem Zwecke abgeschrieben und aufbewahrt. Als älteste Archive und Bibliotheken dienten die Tempel und Heiligtümer. Polykrates in Samos und Peisistratos in Athen legten die ersten größeren Büchersammlungen an. Später hatten auch Dichter und Philosophen, wie Euripides und Aristoteles, namhafte Büchereien und Aristophanes (Frösche V. 1054 und 1113) feierte den Nutzen der Bücher. Es gab damals schon Kochbücher, Anstandslehren, medicinische Schriften u. s. w., und es herrschte ein außerordentlicher Leseeifer.

Bei Zeiten entwickelte sich daher in Griechenland auch ein Buchhandel**), wenigstens schon zu Anfang des peloponnesischen Krieges, wo zu Athen ein Büchermarkt war (Aristoph. Vögel V. 1037 und 1285, Eurip. Hippol. V. 954) und man z. B. des Anaxagoras Werke für eine Drachme kaufte; doch fehlen uns alle näheren Nachrichten darüber vor der Zeit Alexanders des Großen.

In der ältesten Zeit des Bestehens eines Schrifttums hatten die Bücher keine Titel. Die epischen und andere Gedichte erhielten solche unabsichtlich durch das Volk, soweit es davon Kenntniß hatte, nach dem

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 232 f.

**) Bräutigam, ein Blick in das Bücherwesen des klassischen Altertums (Bericht der Buchhändler-Lehranstalt), Leipzig 1866. Göll, über den Buchhandel der Griechen und Römer (Feier des Heinrichstages im Rutheneum zu Schleiz 1865). Bergk a. a. O. S. 217 ff.



Hauptinhalte (wie: Ilias, Odysseia, Thebais u. s. w.). Erst zur Zeit der Blüte des Theaters benannten die Dichter ihre Stücke absichtlich, was wegen des Wettstreites zwischen Nebenbuhlern notwendig war, um Verwechslungen zu verhüten. Manche Stücke wurden nach dem Helden, manche aber, ohne den Inhalt zu berühren, blos nach dem Chore (z. B. Choephoren, Phönikerinnen, Hiketiden; Acharner, Frösche, Vögel u. s. w.) benannt. Geschichtliche Werke nannte man schlechtweg z. B. des Herodotos Geschichte. Unter den Prosaikern begannen die Philosophen zuerst, ihre Werke zu betiteln. Doch noch keineswegs allgemein, indem es z. B. Aristoteles nicht that, und demzufolge manche seiner Werke so unpassende Titel führen, wie z. B. die sogenannte Metaphysik (*μετὰ τὰ φυσικά*, die auf die „Physik" folgenden Bücher).

Die Eintheilung der Werke in Bücher ist ziemlich alt, doch älter bei der Prosa als bei der Dichtung und ohne daß sie stets schon von den Verfassern herrührte. In früherer Zeit schwankte daher die Eintheilung mancher Werke. Oft hing dieselbe gewiß von der Zahl der Papyrosrollen ab, aus denen das Werk bestand, oder war sonst zufällig, absichtlich und systematisch im Altertum noch beinahe nirgends, und dies um so weniger, als auch die Anordnung der Werke keinem System, sondern blos der Willkür des Verfassers folgte. Eine Unterabtheilung der Bücher in Kapitel kannte das Altertum noch nicht, wol aber schon früh eine Zählung der Zeilen in den einzelnen Büchern. Inhaltsangaben im Eingange findet man erst seit Polybios, auch Interpunktionen und Accente erst in der alexandrinischen Zeit, Illustrationen in letzterer bei astronomischen und naturgeschichtlichen Schriften.

Eine Belohnung für ihre Werke verlangten und erhielten die Schriftsteller erst in später Zeit, da die Arbeit um Geld früher als unrühmlich und nur der Sklaven würdig galt (siehe oben S. 50). Erst nachdem die bildenden Künstler damit begonnen hatten, thaten es Dichter, angeblich zuerst Simonides von Keos; Pindaros soll für ein Siegeslied 3000 Drachmen gefordert haben, und nun wurde es Sitte, daß Städte den ihre Feste verherrlichenden Sängern hohe Honorare bezahlten, z. B. Athen für ein Festlied an den Panathenaien einen goldenen Kranz im Werte von tausend Drachmen und dazu fünfhundert Drachmen baar. Bei den dramatischen Dichtern, Tragikern wie Komikern, war es dann etwas ganz gewöhnliches, den Schriftstellerlohn einzuziehen. Die Königin Artemisia im griechischen Karien, persische Vasallin, setzte für wetteifernde Lobreden auf ihren gestorbenen Gatten Mausolos hohe Preise aus. Die Einnahmen der Philosophen, Retoren und Sophisten für ihren Unterricht gehören in die Kategorie der Lehrergehalte (oben S. 26), die der Redner vor Gericht entsprechen den heutigen Advokatenrechnungen. Ob und inwieweit Schriftsteller in der klassischen Zeit Griechenlands von ihren Verlegern honorirt wurden, ist

ebensowenig bekannt, wie die damaligen Verhältnisse des Buchhandels überhaupt. Jene Zeit war noch zu sehr auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit in allen Kulturverhältnissen angelegt und zu wenig von wirtschaftlichen Mißverhältnissen des Staates und Nahrungssorgen der Einzelnen beherrscht, um bezüglich solcher untergeordneten Dinge ein Interesse darzubieten, wie es ihr großartiges Streben nach der Schönheit, Weisheit und Freiheit im Großen und Ganzen und dessen bewundernswürdiger Erfolg mit Recht in Anspruch nimmt.

B. Die Philosophie der Natur.

Die Griechen verstanden unter φιλοσοφία in der ältesten Zeit geistigen Schaffens überhaupt alles, was zur Bildung gehörte; später verengerte sich der Begriff stufenweise, indem er zuerst auf alles ernste Streben, mit Ausschluß bloser Unterhaltung, durch Platon aber auf die Beschäftigung mit dem Wesen der Dinge statt mit ihrem Scheine und durch Aristoteles auf die wissenschaftliche Untersuchung beschränkt wurde. Später geriet er jedoch wieder ins Schwanken und verlor zu Ende des Altertums alle Bestimmtheit*). Wir können demnach, einen Mittelweg einschlagend, unter der Philosophie der Griechen alle Forschung nach Wahrheit ohne Bezug auf vorübergehende Einzelheiten verstehen, und in dieser Thätigkeit sind allerdings die Griechen die Ersten gewesen, indem alles Forschen des Morgenlandes entweder in den Schranken der Religion blieb oder sich auf bestimmte Gegenstände des praktischen Lebens bezog. Der Grund hiervon liegt in dem Sinne für Freiheit, welcher den Orientalen von China bis Ägypten völlig unbekannt war, bei den Hellenen aber, außer der vorgeschrittenen Bildungsfähigkeit ihrer Rasse, in der freien offenen Meereslage ihres nicht als Stromthal abgeschlossenen, sondern reichgegliederten Landes seine Wurzeln hat. Aus dem so begründeten Triebe der Freiheit mußte sich derjenige der Forschung entwickeln, und er äußerte sich im Volke schon früh, ehe es speziell mit der Philosophie sich beschäftigende Denker gab.

Wahrscheinlich ebenso früh wie ihre Mythen und Sagen, besaß die griechische Nation auch einen Schatz von Lebensweisheit in Sprüchen (Gnomen), wie sie schon in der ältesten Dichtung auftreten**). Beispiele solcher Spruchweisheit sind die bekannten Denksprüche der sogenannten Sieben Weisen (Platon Protagoras 28). Dazu kamen noch eigentliche Sprichwörter in Menge, die theils im Volke selbst entstanden, theils aus den Werken der Dichter unter dasselbe gekommen,

*) Zeller, die Philosophie der Griechen, 2. Aufl. I. S. 1 ff.
**) Bergk, griech. Lit.-Gesch. I. S. 360 ff.



und stets von Philosophen und Dichtern gerne angewandt wurden. Eine weitere Ausarbeitung und Anwendung der Spruchweisheit ist dann die Fabel, welche unter Vorfällen im Thierreiche eine weise Lehre verbirgt und daher gewiß zu einer Zeit entstand, wo der Mensch noch in einfacher Lebensweise den Thieren näher stand. Die Griechen hatten sie aus Kleinasien und betrachteten den ungewiß ob historischen und dicht mit Sagen umkleideten Phryger Aisopos (angeblich in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor Chr.) als den ersten bedeutenden Vertreter dieser Gattung, bauten dieselbe jedoch auch selbst rüstig weiter an. Schon die „Werke und Tage" des Hesiodos enthalten eine Fabel (oben S. 201). Zur Zeit des Aristophanes besaß man eine Sammlung äsopischer Fabeln (Vögel V. 471). Sokrates versuchte eine poetische Bearbeitung derselben und Andere folgten. Schon damals erhielten die Thiere besondere, ihren Fabelcharakter bezeichnende Namen, wie z. B. der Fuchs *κερδῶ*, der Affe *μιμώ* u. s. w.

Aus dieser natürlichen Lebensweisheit des griechischen Volkes nun hat sich dessen Philosophie, d. h. die Forschung seiner bevorzugten Geister entwickelt; und zwar in durchaus selbständiger Weise. Von Seite der Religionen des Morgenlandes sind nur sehr vereinzelte Anregungen, aber keine tiefere Einwirkung auf die griechische Philosophie nachweisbar und die Annahme solcher beruht schlechterdings nur auf willkürlichen Behauptungen*). Unter allen Ländern, bezüglich welcher solche aufgestellt worden, wurde allein Ägypten griechischen Philosophen näher bekannt; jedoch zwischen dem, was man von der Spekulation der Priester am Nil weiß, und den Lehren Jener ist durchaus kein Zusammenhang aufzufinden. Was die griechischen Philosophen von Osten entlehnt, bezog sich wol nur auf die gleichzeitig von ihnen betriebene Astronomie, in welcher die Griechen Schüler der Ägypter waren, wie in der Schifffahrt solche der Phöniker.

Die Selbständigkeit der griechischen Philosophie erhellt übrigens auch aus der Selbständigkeit der Kunst und Dichtung desselben Volkes. In beiden Geistesäußerungen herrscht dieselbe, keinem morgenländischen Volke verliehene Klarheit der Auffassung, Freiheit des Urteils und maßvolle Beherrschung der Form. Die griechische Philosophie war die notwendige Weiterbildung desselben Strebens, das sich schon in der ältesten epischen Dichtung kundgegeben; was hier die Einbildungskraft geschaffen, mußte dort die inzwischen ebenfalls entwickelte Vernunft auch ihrerseits zu Stande bringen. Diese Entwickelung ging Hand in Hand mit derjenigen der Religion, der Sitten und der gesellschaftlichen Einrichtungen, welche, obschon verwandt mit denen der übrigen indogermanischen Völker, doch in Hellas vermöge der bevorzugten Lage des Landes schon früh

*) Zeller a. a. O. S. 24.

eine höhere Stufe der Kultur erstiegen hatten, als dies in Asien möglich gewesen. Da nun Religion und Philosophie denselben Ursprung haben, nämlich in der Frage nach dem Grunde der Dinge, nur daß die Religion mit einer Antwort zufrieden ist, an welche sie glauben, die Philosophie aber eine solche verlangt, welche sie beweisen kann, so hängen auch Religion und Philosophie der Griechen besonders eng zusammen. Da ihre Religion eine Naturreligion war, wie diejenige aller vorchristlichen Völker, mit Ausnahme des spätern Judentums, so mußte auch die hellenische Philosophie mit Fragen aus dem Gebiete der Natur beginnen, und da die griechische Religion nicht bei der äußern Natur stehen blieb, sondern erst in dem Begreifen des Menschen als eines harmonischen Ganzen Befriedigung fand, und daher auch ihren Göttern die schönste Menschengestalt verlieh, so mußte auch die Philosophie zur Untersuchung der Rätsel des Menschengeistes vorschreiten. Abhängig war aber darum die Philosophie von der Religion keineswegs, sondern errang sich dieselbe Unabhängigkeit ihr gegenüber, wie dies auch der Kunst gelang, weil das Streben der Griechen nach Wahrheit eben so stark und unaufhaltsam vorwärts drängte wie dasjenige nach Schönheit und sie in beidem sich nicht mit dem Glauben begnügten, sondern Gewißheit und offene Verwirklichung ihrer Ideale verlangten und daher auch erreichten. Die griechische Religion war, dem Volksgeiste gemäß, schon von vornherein nur ein Streben nach Höherm und erklärte sich nirgends abgeschlossen und unfehlbar, daher sie auch keinen Glaubenszwang kannte (s. oben S. 140), und das gestattete der Kunst und Wissenschaft die volle Freiheit der Bewegung und des Fortschrittes. Wo Jeder Priester war (oben S. 141), konnte auch Jeder seine Religion abgrenzen und die Höchststrebenden konnten Kunst, Dichtung und Philosophie in dieselbe einschließen, ohne sie zu untergraben; sie mußten nur die Staatsordnung achten, deren Bestandtheil auch gewisse Kulte waren. Eine solche Freiheit hatten weder die asiatischen und afrikanischen Völker gekannt, noch kannte sie das Christentum, ehe das gerade auf der wiedererwachten Kenntniß der griechischen Welt beruhende Streben der neuern Zeit nach Freiheit sie wieder erkämpfte.

Der Einfluß der griechischen Religion auf die Philosophie beschränkt sich indessen auf die öffentliche Religion. Die Mysterien, die sich ja ursprünglich von letzterer abgezweigt hatten und in ihrem eigentlichen Wesen von ihr nicht verschieden waren, sondern nur in ihren Formen, haben von sich aus keinen besondern nachweisbaren Einfluß auf die Philosophie ausgeübt, können ihr aber, wie die orientalischen Religionen und wie viele andere Umstände, gewisse Anregungen gegeben haben. Wahrscheinlicher ist, daß umgekehrt eine Einwirkung der Philosophie auf die Mysterien stattgefunden hat, welche dadurch der öffentlichen Religion immer mehr entfremdet und zuletzt, da die Philosophie

hier mystische Färbung erhielt, zu Herden einer neuen, den Sturz des Griechentums vorbereitenden religiösen Richtung wurden.

Die Heimat der griechischen Philosophie ist in den Kolonien dieses Volkes zu suchen, welche, wie in vielen anderen Dingen, so auch in der Reife des Denkens dem Mutterlande vorausgeeilt waren, und zwar vor Allem in den ionischen Kolonien Kleinasiens, welche, wie sie die Wiege der Dichtkunst waren, auch die der Philosophie wurden, welche beiden geistigen Thaten ohnehin auch insofern zusammenhingen, als die ältesten philosophischen Werke Lehrgedichte waren. Vorbereitet wurde ihr Erwachen hier und anderswo durch Versuche, das Dasein der Welt zu erklären, wenn auch dieselben nicht auf wissenschaftlicher Untersuchung, sondern auf naiver Dichtung beruhten. Es waren dies die Versuche von Kosmo- und Theogonien, wie sie Hesiodos (oben S. 114 u. 201), Pherekydes aus Syros, Epimenides aus Kreta, sowie die Dichtungen der Orphiker (oben S. 172 aufgestellt haben, lauter chaotische Mythen ohne Wert für die Kulturentwickelung der Nation. Doch mögen sie nicht ohne Anregung für die kommenden Philosophen geblieben sein, die ihres regen Geistes Thätigkeit der Naturbetrachtung zuwandten. Diese Seite des Forschens war die vorherrschende in der ersten Periode der griechischen Philosophie, der vorsokratischen; denn sie lag dem erwachenden Selbstdenken am nächsten. Religion und Philosophie haben zuerst gefragt: was war im Anfange des Seins? Doch hatte die erste als Antwort darauf dichterische Erzählungen, Schöpfungsgeschichten, die zweite aber wissenschaftliche Hypothesen, philosophische Dogmen, die anfangs allerdings auch in metrischer Form abgefaßt waren.

Mit solchen begann um 600 vor Chr. der Milesier Thales, von phönikischer Abkunft. Er ist der erste Philosoph der Weltgeschichte und zugleich der erste namhafte Astronom; als solcher soll er eine Sonnenfinsterniß vorausgesagt haben. Es ist sehr bezeichnend, daß der gräcisirte Phöniker das Wasser als den Urgrund aller Dinge erklärte, das Element, dem seine Ur- wie seine Adoptivheimat beide ihre Größe verdankten. Es mußte dies allerdings einem Küstenbewohner, der den blauen Spiegel und seine kulturfördernde Macht täglich vor Augen hatte, nahe liegen; ist ja das Wasser zugleich dasjenige, ohne welches, ob Regen oder Quelle, kein Wesen leben kann, das reinigende, verschönernde, erfrischende Naß! Man hat gefragt, ob Thales denn an keine Götter geglaubt. Als ob die Griechen, selbst die religiösen, jemals eine Weltschöpfung durch die Götter angenommen! Ihre Kosmogonie ging stets der Theogonie voraus, und Thales drückte nur philosophisch aus, was sein Landsmann Homeros (oben S. 113) poetisch: daß die Welt aus dem Okeanos emporgestiegen. Seiner Lehre ähnlich ist die seines um ein Jahrhundert jüngern Mitbürgers Anaximenes, daß die Luft der Grund aller Dinge sei; er hatte dazu wenigstens so viel

Grund wie sein Vorgänger zu Gunsten des Wassers; denn auch dieses Element erschien dem Griechen wunderbar schön und erhaben und auch ohne dasselbe kann kein Wesen atmen. Allerdings kannte er die Begrenzung der Atmosphäre nicht und dachte sich diese als die ganze Welt einhüllend; durch ihre Verdichtung sollte erst das Wasser, dann die festen Körper entstanden sein, durch ihre Verdünnung das Feuer; Verdichtung und Verdünnung aber wären durch die Bewegung der Luft verursacht worden. Er soll auch einen Wechsel von Bildungen und Zerstörungen der Welt gelehrt haben.

Zwischen diesen beiden „Materialisten" steht der Zeit nach mitten inne ihr Mitbürger, des Thales Schüler, des Andern Lehrer (?) Anaximandros als erster philosophischer Schriftsteller. In seinem verlorenen Buche *περὶ φύσεως* (von der Natur) erklärte er einen übersinnlichen Begriff, das Unendliche oder Unbegrenzte als Ursprüngliches. Allerdings faßte er diesen Begriff stofflich, — er konnte ja nicht anders — als ein besonderes Körperliches, als einen Stoff ohne nähere Bezeichnung; doch war seine Lehre die erste nicht rein physische, sondern spekulative und gab ohne Zweifel den ersten Anstoß zu Systemen einer weitern und höhern Auffassung. Die einzelnen Elemente und Körper erklärte er durch Ausscheidung aus dem unendlichen Grundstoff. Die Erde stellte er sich walzenförmig, mit unserm Wohnsitze auf der obern Fläche, die Seele luftförmig vor, und lehrte, daß die Welt wieder in den unendlichen Grundstoff zurückkehren werde, aus dem sie hervorgegangen. Mit den beiden Erstgenannten bildet er eine Gruppe, deren Glieder sich gegenseitig ergänzen, und um welche sich die zahlreiche Schule der ionischen Naturphilosophen sammelte, die bald dem Einen, bald dem Andern jener Drei zustimmten, bald ihrer Aller Lehren verknüpften und vervollkommneten, so namentlich Diogenes von Apollonia. Auf das griechische Volk haben indessen diese Forscher wenig Einfluß ausgeübt, und wenn überhaupt, mehr durch ihre noch sehr unklaren astronomischen Forschungen, ohne Zweifel nicht recht ausgearbeitete Anregungen aus dem Nillande, — als durch ihre philosophischen Lehren.

Ein praktisches Eingreifen in das Leben der Nation fand dagegen auf der Asien entgegengesetzten Seite der hellenischen Welt statt, im Westgebiete derselben, in den italischen Kolonien. Da erhob sich ein Geist, einzig in seiner Art, den zugleich mystisches Dunkel und zugleich der Morgendämmerschein von Ideen einer neuen Zeit umgibt, es erglänzte da der Lichtstral eines Gedankens, der für seine Zeit um Jahrtausende zu früh kam. Jener vielfach theils zu hoch erhobene, theils nicht genug gewürdigte seltene Geist umfaßte Welten mit seiner Spannkraft und verknüpfte die Weisheit Ägyptens und die Kunst Griechenlands mit den socialen und ethischen Bestrebungen des neuern Europa. Pythagoras, von dem wir sprechen, geborener Asiate (auf Samos),

in Hesperien aber wirkend und endend und Alt-Hellas mit seinem Ruhme erfüllend bis weit über den Untergang der griechischen Kultur hinaus, war der erste Vertreter des in den Hellenen verborgen glimmenden kosmopolitischen Funkens. Er, der Erste, der die Bewegung der Erde ahnte, der Erste, der einen mathematischen Beweis führte, der Erste, der philosophische Lehren nicht nur behauptete, sondern auch begründete, war zudem der Erste, welcher einen von überlieferten Glaubenslehren und Kultformen unabhängigen Männerbund zur Verbesserung des Loses und des Strebens der Menschheit gründete.

Dieser Zeitgenosse Buddha's (s. Bd. I. S. 231) und gleich den Religionsstiftern des Morgenlandes mit Sagen und Wundern umgebene Geistesheld, ist aus solchen Zuthaten späterer Zeit schwer herauszuschälen. Man hat ihn zu einem Sohne des Apollon oder des Hermes gemacht, ließ ihn in den Hades hinabsteigen, seine Lehren ihm von seinem Schutzgeiste eingeben u. s. w. Doch nicht nur das, — die ihm selbst und die meisten der seiner Schule zugeschriebenen Werke sind unächt; es gedenkt seiner kein Schriftsteller eingehend bis auf den zwei Jahrhunderte jüngern Aristoteles; das Meiste, was man von ihm weiß, ist erst durch die sogenannten Neupythagoreier der christlichen Zeit gefabelt worden; aber es bleibt immer noch so viel Sicheres übrig, um seine Größe zu bewundern. Wahrscheinlich um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. wanderte er, etwa vierzig Jahre alt, aus Samos nach Italien aus. Eine vorhergehende Reise nach Ägypten ist, wenn auch nicht sicher, doch wahrscheinlicher als seine Reisen nach Babylon und anderen Ländern. Es wird auch erzählt, daß er, ein Schüler des Thales oder Anaximandros, schon in Samos und anderen griechischen Orten als Lehrer aufgetreten war. Vertrieben von da hat ihn wol des Polykrates Tyrannis oder seine Vorliebe für dorisches Wesen. Er ließ sich in Kroton, einer dorisch-achäischen Pflanzstadt nieder und gewann bald großen Zulauf an Schülern*).

Die Lehre des Pythagoras nimmt unter den philosophischen Systemen der Griechen eine ganz eigentümliche Stellung ein. Über den ewigen Widerspruch zwischen Geistigem und Leiblichem, über die Ungewißheit und Dunkelheit des Verhältnisses zwischen beiden und der wahren Beschaffenheit beider half sie sich dadurch hinweg, daß sie die Zahl als die Form zugleich und als den Stoff aller Dinge erklärte. Alles bestand nach ihr aus Zahlen, sowol die körperlichen Elemente, als die geistigen Kräfte, und die Philosophie wurde daher bei Pythagoras zur Mathematik. Die albernen Spielereien mit den Zahlen, in welche sich die späteren Pythagoreier verirrten, haben kein Interesse für die Kultur-

*) Gerlach, Zaleukos, Charondas und Pythagoras S. 101 ff. Zeller, die Philosophie der Griechen I. (2. Aufl.) S. 206 ff.

geschichte. Wahrscheinlich ist, daß sich der Meister selbst auf die allerdings nicht zu leugnende Thatsache beschränkte, daß der Stoff und das Wesen aller Dinge auf mathematischen Verhältnissen beruhe, eine Ahnung, deren Tiefsinn in so alter Zeit alle Anerkennung verdient. Nur durch die ruhige, unbefangene, mathematische Prüfung des Existirenden wird der menschliche Geist vor blinder Anbetung fremder Behauptungen, die sich auf keine wissenschaftliche Forschung stützen können, bewahrt. Dem Pythagoras und seiner Schule wird die Unterscheidung der Zahlen in gerade und ungerade, das dekadische Zahlensystem, die Quadrat- und Kubikzahlen, sowie der berühmte pythagoreische Lehrsatz, dieser Triumf der Geometrie zugeschrieben.

Mit der Mathematik brachte Pythagoras die Musik in das innigste Verhältniß. Denn da er in den Zahlen die vollkommenste Harmonie fand, so mußte er die Harmonie der Töne als einen notwendigen Theil der Harmonie der Zahlen betrachten. Durch diese Zusammenstellung wurde er zum Erfinder unserer jetzigen Notenleiter von sieben Tönen, der Oktave. Seine Idee der Harmonie fand aber Pythagoras am vollkommensten verkörpert im Weltall, und auch in der Astronomie wurde er so der Erste, welcher ahnte, daß die Erde nicht stillstehe, sondern sich um einen Mittelpunkt bewege, daß sie sonach nicht selbst die Hauptsache im Weltgebäude, daß nicht Alles um ihretwillen erschaffen, daß sie nicht die Zwillingsschwester des „Himmels" sei. Allerdings ahnte Pythagoras noch nicht, und konnte nicht ahnen, wie sich die Weltkörper wirklich verhielten. Er nahm als Mittelpunkt der Welt ein „Centralfeuer" an, aus welchem sich alle Weltkörper gebildet haben, — den Sitz der welterhaltenden Kraft, den Schwerpunkt und Halt des gesammten Alls. Um dieses Feuer bewege sich zunächst die „Gegenerde", ein beständiger Begleiter der hierauf folgenden Erde, von welcher Pythagoras glaubte, daß sie zwar rund, aber nur auf der dem Centralfeuer und der Gegenerde abgewandten Hälfte bewohnt sei. Auf die Erde folgte der Mond, auf diesen die Sonne, welche, wenn sie sich mit der Erde auf einer Seite des Centralfeuers befand, den Tag hervorbrachte, während durch ihren Aufenthalt auf der andern die Nacht entstand. Nach der Sonne kamen die damals bekannten fünf Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, und jenseits dieser die Fixsterne, welche wieder durch ein „Feuer des Umkreises" umgeben waren. Gegenerde und Erde brauchten zu ihrem Umlaufe 24 Stunden, der Mond einen Monat, die Sonne und die Planeten ein Jahr, die Fixsterne eine Periode von mehreren tausend Jahren, welche man ein „großes Jahr" nannte. Sogar die neue Hypothese einer Centralsonne ahnte also bereits Pythagoras. Auch war er der Erste, welcher den Wechsel der Jahreszeiten aus der schiefen Stellung der Erdachse zur Erd- und Sonnenbahn erklärte. Er soll ferner die Identität des Morgen- und Abendsternes entdeckt haben.

Seine Schule hielt den Mond für den Sitz schönerer und größerer Pflanzen und lebender Wesen als sie auf der Erde sind. Die pythagoreische Schule verwarf entschieden die Begriffe von Oben und Unten und nannte das, was der Mitte des Alls näher liegt, rechts, was von ihr weiter entfernt ist, links. Die Konsequenz seiner Harmonielehre bewog den Pythagoras zu dem Gedanken, daß die Weltkörper bei ihrer Bewegung Töne hervorbrächten, die zusammen eine vollständig harmonische Musik (oder mit besonderm Bezuge auf die sieben Planeten eine Oktave) bildeten und die wir nur deshalb nicht vernähmen, weil wir sie gewohnt seien. Die tiefe Verehrung der Schüler des Pythagoras gegen ihren Meister verleitete sie indessen zu der überschwänglichen Meinung, daß Er allein bevorzugt sei, die „Harmonie der Sphären", wie er sie nannte, zu hören.

Seine „Harmonie" versäumte aber Pythagoras nicht, aus der Welt der Sphären auch in jene der Menschenseelen zu verpflanzen. Durch Harmonie sollte in den letzteren der Gegensatz der Vernunft und der Leidenschaften überwunden werden; da aber dieses in der Verbindung von Seele und Leib nie vollständig möglich ist, so erschien dem Weisen von Samos diese Verbindung als eine Zeit der Prüfung und mußte dauern, bis sich der Mensch der Befreiung von derselben würdig gemacht, und wenn dies daher während der Zeit seines Lebens nicht erfolgte, so mußte seine Seele, welche Ansicht Pythagoras offenbar in (oder aus?) Ägypten sich angeeignet hatte, durch Menschen- und Thierleiber wandern, bis sie sich würdig zeigte, in einem höhern Reiche des Lichtes ein körperloses Leben der Reinheit und Vollkommenheit zu führen. Seine Schüler hegten auch in diesem Punkte wieder die fantastische Meinung, daß der Meister die Fähigkeit besitze, einen Menschen in dem Körper, in welchen seine Seele gewandert, wieder zu erkennen. Daß er selbst vorgegeben oder gar geglaubt, er befinde sich in der fünften Seelenwanderung seit seiner Geburt, ebenso er sei ein Sohn des Apollon und er besitze eine goldene Hüfte oder einen goldenen Schenkel, sind entweder lächerliche Überschwänglichkeiten seiner fantastischen Schüler oder Spöttereien seiner Feinde. Würdig und schön aber sind die Konsequenzen, welche er aus seiner Theorie der fortschreitenden Reinheit des Menschen zog, d. h. die moralischen Vorschriften, welche er als die Mittel zur Erreichung des höchsten Zieles erklärte. Es gehörte dazu ein durchweg reines Leben. Pythagoras lehrte und empfahl Ehrfurcht gegen die Eltern und das Alter, Treue in der Freundschaft, genaue Selbstprüfung, Besonnenheit in allen Handlungen, Vaterlandsliebe u. s. w. Auch sollte nach seiner Lehre der Mensch stets gewaschen und reinlich gekleidet sein; er mußte sich von verunreinigenden Speisen, zu welchen vor Allem das Fleisch gehörte und von berauschenden Getränken enthalten, — durfte daher blos von Brot und Früchten leben, von welchen letzteren aber die Bohnen

ausgenommen waren; sie galten aus nicht ganz aufgehellten Gründen den Pythagoreiern als ein Gegenstand des Abscheues. Was als Speise verboten war, war es auch als Opfer; denn der Gott, den unser Philosoph verehrte, war ein Gott des Lichtes und der Reinheit. Seine Einsicht ließ ihn die Vielheit von Göttern verwerfen; aber über die Art und Weise, wie er sich die Einheit der Gottheit dachte, ist nichts Näheres bekannt, als daß sein Glaube ein überaus reiner und erhabener war.

Des Pythagoras Leben ging völlig in dem Wirken für seine Schule und für seinen Bund auf. Beide, Schule und Bund, wurden vielfach mit einander verwechselt und scheinen auch einander vielfach durchdrungen und durchkreuzt zu haben. Die Schule war die Pflanzschule des Bundes, der Bund die praktische Anwendung der Schule. Die Schule ging mithin dem Bunde voran, dessen Mitglieder erst in ihr gebildet werden mußten. — Pythagoras genoß eines unbeschränkten Ansehens bei seinen Schülern; wollten sie etwas als wahr und unumstößlich darstellen, so pflegten sie zu sagen: *αὐτὸς ἔφα* (Er selbst hat es gesagt). Und dieses Ansehen wuchs um so mehr, als sich die Schule mit der Zeit aus einer öffentlichen in eine geheime umwandelte. Anfangs nämlich wohnte alle Welt den Vorträgen des Philosophen bei, die gebildetsten und höchststehenden Männer des Staates nicht ausgenommen. Diese blosen Zuhörer hießen Akusmatiker. Wer aber noch in einem Alter stand, um sich weiter ausbilden zu können, und Zeit hatte, sich diesem edeln Triebe hinzugeben, suchte sich unter persönlicher Leitung des Pythagoras, nicht als bloßer Zuhörer, sondern als Studirender, Mathematiker genannt, höhere Kenntnisse anzueignen. Diese Mathematiker bildeten den Kern der Anhänger des Pythagoras. Als sie an Zahl und Einfluß bedeutend zugenommen hatten, wurde es dem Philosophen möglich, mit Hilfe der ihm zuströmenden ökonomischen Mittel ein eigenes Gebäude, oder vielmehr eine Anzahl von Gebäuden für seine Lehranstalt errichten zu lassen, sich darin mit seinen Schülern einzuschließen und der Außenwelt jede Einwirkung auf seinen Unterricht zu entziehen. Diese Anstalt, Koinobion (Konvikt) genannt, bildete eine Welt für sich und war mit allen Annehmlichkeiten eines einfachen Lebens, mit Gärten, Hainen, Spaziergängen, Hallen, Badeplätzen u. s. w. ausgestattet, so daß die Schüler das Gewühl der übrigen Welt nicht vermißten. Die Akusmatiker waren nicht mehr Leute allerlei Standes, denen der Eintritt geöffnet war, sondern so, oder auch Akustiker (Hörer) hießen nun die neu aufgenommenen Schüler, welche die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernten und sich auf das höhere Studium derselben vorbereiteten. Sie mußten ein strenges Stillschweigen beobachten, blinden Gehorsam leisten und durften den weisen Meister nicht von Angesicht sehen. Wenn sie zu seinen Vorträgen zugelassen wurden, so verbarg ein Vorhang den

Lehrenden ihren Blicken, daher dessen Schüler auch eingetheilt wurden in Die innerhalb und Die außerhalb des Vorhanges. Um in das Heiligtum hinter dem Vorhange zugelassen zu werden, bedurfte es einer Lernzeit von wenigstens zwei Jahren bis auf fünf, je nach den Fähigkeiten und der Aufführung des Schülers, nach welcher Zeit er sich strengen Prüfungen unterwerfen mußte. Ueber diese Prüfungen ist viel gefabelt und ohne Zweifel viel in sie hineingefabelt worden, was anderen späteren Vereinen angehört oder was sich die Fantasie verschiedener Schriftsteller dabei dachte. Bestand der Kandidat die Prüfungen nicht, so wurde er ausgestoßen. Bestand er sie aber gut, so hatte er sich fortan nicht mehr mit Schweigen und Hören zu begnügen; er konnte nun den Meister von Angesicht sehen und unter seiner Aufsicht nach eigener Auswahl sich einem gewissen Studium hingeben, der Philosophie, Mathematik, Astronomie, Musik u. s. w. Auch die Gymnastik wurde eifrig betrieben und auf ihrer Grundlage Diätetik als Heilkunde ausgeübt.

Aus diesen geprüften und bevorzugten Schülern des Pythagoras ging nun dessen berühmter Bund hervor, welcher, in Uebereinstimmung mit der Eintheilung der Schule, in äußere und innere Mitglieder, Exoteriker und Esoteriker zerfiel. Zu Letzteren gehörten ohne Zweifel die in die höheren Schülerklassen Aufgenommenen, und zwar sowol die noch in der Schule befindlichen, als die nach vollendeter Ausbildung daraus Entlassenen, deren Gesammtzahl angeblich nie über dreihundert betragen durfte, zu den Ersteren aber Alle, die, ohne in die Schule einzutreten, dem Philosophen anhingen und sich entschlossen, seine Grundsätze, die ihnen durch die früheren öffentlichen Vorträge oder durch Mittheilungen von Schülern bekannt waren, zu befolgen und zu verbreiten. Solcher mögen mehrere Tausende gewesen sein. Ihre Lebensweise war ihrem eigenen Ermessen anheimgegeben, während die Esoteriker oder inneren Mitglieder an strenge Regeln gebunden waren. Sie wohnten in der Anstalt, waren stets in weiße Leinwand gekleidet, wuschen und badeten sich täglich in kaltem Wasser, enthielten sich bei ihren (nach dorischer Art) gemeinsamen Malzeiten der vom Meister verpönten Speisen und Getränke und übten praktisch seine Lehren. Dies geschah, indem sie den Tag gewissenhaft eintheilten, des Morgens überdachten, wie sie ihn nützlich hinbringen würden, des Abends, ob und wie sie diese Pflicht erfüllt hatten. Harmonie, diese Grundidee der pythagoreischen Lehre, war der Leitstern ihres Handelns. Sie bemühten sich, gegen alle Menschen gerecht, gegen die Fehlenden ernst und sanftmütig, gegen Freunde und Gatten treu, gegen die Gesetze gehorsam, gegen die Unglücklichen wolthätig, gegen die Wolthäter dankbar, in Genüssen mäßig zu sein, das gegebene Wort zu halten und durch ihr Benehmen allen Menschen ein gutes Beispiel zu geben. Es wird erzählt, daß sie mehrere Abtheilungen bildeten, von denen jedoch nicht sicher ist, ob es aufeinanderfolgende

Grade oder nebeneinanderlaufende Zweige waren. Man spricht von Mathematikern, die sich vorzugsweise mit den Wissenschaften, von Theoretikern, die sich mit Ausübung der Sittenlehre, von Politikern, die sich mit dem Staatswesen, und von Sebastikern, die sich mit der Religion beschäftigten. Denn der pythagoreische Bund bildete in seinem Schoße auch eine eigenthümliche politische und religiöse Richtung aus. Die Religion der Pythagoreier scheint aus Lehren des griechischen Volksglaubens, der Mysterien und des Monotheismus der ägyptischen Priester zusammengesetzt gewesen zu sein und hatte einen geheimen Gottesdienst (ὄργια), in welchen nach Art der Mysterien eine ceremonien- und bilderreiche Einweihung stattfand, deren Inhalt jedenfalls die Lehren des Pythagoras bildeten. Dunkel ist die Sage von einer „heiligen Schrift" (ἱερὸς λόγος), welche Pythagoras abgefaßt, und welche als Grundlage seiner Schule und seines Bundes gedient haben soll.

Die politischen Grundsätze der Pythagoreier liefen, dem abgeschlossenen Charakter des Bundes gemäß, auf eine Veredelung der dorischen Oligarchie in eine Aristokratie der Bildung hinaus. Die Demokratie war ihnen verhaßt und sie sollen die Demokraten, nach dem von ihnen verabscheuten Gerichte, „Bohnen" genannt haben. Ihr Zweck war daher offenbar, großen Einfluß im Staate zu erwerben, Besetzung der Ämter durch ihre Genossen zu erringen und nach den Grundsätzen ihres Meisters zu regiren. Wirklich sollen sie in Kroton, Lokroi, Metapont, Tarent und anderen Städten Großgriechenlands diese Ziele ganz oder annähernd erreicht haben. Auf diese Bestrebungen bezogen sich denn auch ohne Zweifel, neben der religiösen Einweihung, die Geheimnisse, welche die Pythagoreier zu bewahren geloben mußten. Um die Einmischung Uneingeweihter fern zu halten, hatten die Bundesmitglieder ein Erkennungszeichen, welches angeblich aus dem Pentagramm (Pentalfa) bestand, sowie eine symbolische Redeweise, in welcher sie unter anscheinend gleichgiltigen oder unverständlichen Worten ihre Geheimnisse verborgen haben sollen.

Alte Schriftsteller berichten, daß auch Frauen dem pythagoreischen Bund angehört hätten, worunter namentlich Theano genannt wird, die bald Gattin, bald Tochter des Meisters heißt. Doch ist darüber nichts sicheres bekannt.

Der Bund des Weisen von Kroton erlebte aber nach seiner ruhmreichen, wenn auch kurzen Blüte ein tragisches Ende. Die Städte Großgriechenlands waren durch Handel reich geworden, und bekannt ist das verschwenderische Wolleben der Sybariten. Dasselbe erstieg eine solche Höhe des Uebermutes und der Zügellosigkeit, daß es einen Aufstand der damaligen Proletarier hervorrief. Die Handwerker und Krämer schlugen mit grober Faust die vergoldeten Tische zusammen, an denen ihre Unterdrücker schwelgten, fünfhundert Patrizier wurden verbannt, ihre Güter

vom Volke eingezogen, und der Volksführer Telys regirte an ihrer Stelle. Die Flüchtlinge hatten sich nach Kroton begeben und, dort als Hülfeflehende auf die Altäre des Marktes sich setzend, den Schutz dieser Stadt erlangt, wo die Pythagoreier die Herrschaft ausübten. Aus doppeltem Grunde waren nun Diese dem neuen Tyrannen von Sybaris verhaßt, als Feinde der Demokratie und als Beschützer der flüchtigen Oligarchen; er verlangte daher von Kroton die Auslieferung der Flüchtlinge. Es folgte Weigerung, wie es heißt auf eifriges Betreiben des Pythagoras, und auf diese der Krieg. Die Heere begegneten sich. An der Spitze der Krotoniaten stand der durch seine Körperstärke im ganzen Altertum berühmte Milon, den so mancher Kranz an den olympischen Spielen geschmückt hatte; der letzte derselben zierte sein Haupt, ein Löwenfell seine breiten Schultern, und eine gewichtige Keule in der Hand machte ihn dem Herakles ähnlich. Mit verzweifeltem Mute wurde gefochten, und die Krotoniaten, obschon geringer an Zahl, siegten, 510 vor Chr. Sybaris fiel in ihre Hände und wurde schonungslos ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht, ja sogar ein Fluß über die Stelle der einst so glänzenden Stadt geleitet.

Der ruchlosen That, die zwar keine Folge der pythagoreischen Lehre, aber eine Konsequenz der pythagoreischen Ausschließlichkeit und Volksverachtung war, folgte die Nemesis. Der blutig beleidigte Volksgeist rächte sich ebenso blutig. Auch in Kroton, wie vorher in Sybaris, regten sich nun die Demokraten und verlangten Theilung des eroberten sybaritischen Gebietes unter alle Krotoniaten und gleiches Recht Aller an der Wahl der Behörden. An ihrer Spitze stand Kylon, ein Feind der Pythagoreier, ob grundsätzlich oder aus Rache, weil er nicht in den Bund aufgenommen worden, — ist ungewiß. Die Anfeindungen von seiner Seite zwangen den greisen Meister, den Ort seiner großen Wirksamkeit zu fliehen. Er soll nahe an hundert Jahre alt als Verbannter in Metapont sanft aus dem Leben geschieden sein. In Kroton aber dauerte der Kampf der Parteien fort. Die Regirung wies verblendet die Forderung der Demokraten zurück, und nun brach auch hier, wahrscheinlich in Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr., der Sturm los. Zuerst wandte sich die Wut des hintangesetzten und mißachteten Volkes gegen die Pythagoreier, als Dieser eine große Zahl im Hause Milons versammelt war. Dasselbe wurde erstürmt und verbrannt, die Versammelten theils niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen, und ihre Güter von der sofort eingesetzten demokratischen Regirung unter das Volk vertheilt. Auch in Tarent wurden die Aristokraten gestürzt, ebenso in Metapont und in Lokroi*). Der pythagoreische Bund war vernichtet

*) Aristoxenos und Apollonios bei Zeller, die Philos. der Griechen, I. 2. Aufl. S. 237 ff.

und seine religiösen und politischen Bestrebungen verschwanden spurlos. Reste von ihnen schlossen sich den Orphikern (s. oben S. 172) an, — ein unwürdiges Ende des schönen Bundes. Doch wurde seit Pythagoras Großgriechenland, obschon seine Lehre (zur Zeit Platons) durch Archytas in Tarent nur eine kurze Nachblüte erlebte, ein Sitz eifriger mathematischer und astronomischer Studien. Auch in Hellas selbst, namentlich in Theben, wurde gegen Ende des fünften Jahrhunderts durch Philolaos, Eurytos und Lysis die pythagoreische Lehre verbreitet, aber bald nach der Mitte des vierten Jahrhunderts starb die Schule aus.

Italien war indessen in jenen Zeiten nicht nur Sitz der Pythagoreier, sondern noch einer zweiten philosophischen Schule, der Eleaten. Elea, lat. Velia in Lukanien, am tyrrenischen Meer, eine ionische Kolonie, von Phokaiern um 543 gegründet, wurde während eines Jahrhunderts der Sitz neuen Forschens nach Weisheit. Der Stifter der Schule, Xenophanes aus Kolophon, Mitgründer der Kolonie, welches Ereigniß er in Hexametern besang, wie er auch Elegien und ein Lehrgedicht schrieb, war Zeitgenosse des Pythagoras, den er überlebte, und starb zu Anfang des fünften Jahrhunderts vor Chr., gegen hundert Jahre alt. Wir erblicken in ihm den ersten spekulativen Theologen der Hellenen. Er bekämpfte die Vielgötterei und lehrte einen einzigen, unentstandenen und unvergänglichen Gott ohne irgend eine Gestalt nach Art der Sterblichen, von denen sich Alle ihren Gott nach ihrem eigenen Bilde denken, „die Neger schwarz und plattnasig, die Thraker blauäugig und rothaarig, und wenn Ochsen und Pferde malen könnten, würden sie ihre Götter als Ochsen und Pferde darstellen." Nach Aussage des Platon, Aristoteles, Theophrastos u. A. meinte er indessen mit seinem ewigen Gotte das ewige All der Dinge und seine Lehre erscheint mithin als Pantheismus. Er lehrte ferner einen periodischen Wechsel zwischen flüssigem und festem Zustande der Erde, worauf ihn die Beobachtung versteinerter Seethiere auf dem Lande leitete. Die Gestirne hielt er wie den Regenbogen für Dunstgebilde, glaubte, daß erstere in geraden Bahnen über der Erde hinschweben und ihr Kreislauf nur optische Täuschung sei, sowie daß entlegene Theile der Erde eigene Sonnen und Monde haben. Aus wissenschaftlichem Eifer, so sonderbare Grillen auch dieser hervorbrachte, zeigte er sich den Mythen, besonders den Homerischen Gedichten feindlich, weil sie das Göttliche vermenschlichten. Unter seinen moralischen Lehren ist die Verwerfung des Eides merkwürdig. Sein Schüler und Freund, der geborene Eleate und dortige Gesetzgeber Parmenides (vorher Pythagoreier), wahrscheinlich um 500 blühend, soll in seinem Alter nach Athen gekommen sein und dort den noch jungen Sokrates kennen gelernt haben. Seine Anschauungen legte er in einem schwungvollen Gedichte nieder, welches Spätere, gleich denen mehrerer anderer Philosophen, περὶ φύσεως betiteln. Er erklärte alles Seiende

für Eines und ewig und verwarf alles Hervorgehen des Seienden aus dem Nichts oder umgekehrt, also alle Veränderung und Vielheit, alles Werden und Vergehen als trügerisches Spiel der Sinne, welchem nicht zu vertrauen sei, sondern allein der Vernunft. Das Denken ist nach Parmenides nur Eigenschaft des Seienden; letzteres verglich er mit einer Kugel als vollkommen in sich abgeschlossenem Körper, auch verband er damit keine übersinnliche Vorstellung, sondern nahm es als den Inbegriff des räumlich Ausgedehnten und Körperlichen, soweit es unveränderlich bleibt. In einem zweiten Theile seines Gedichtes, der nur sehr unvollständig vorhanden ist, stellte er die von ihm verworfene Welt der Erscheinungen dar, wie sie wäre, wenn sie Wirklichkeit hätte, und läßt dieselbe aus zwei Elementen bestehen, welche er als das Warme und Kalte oder als Feuer und Erde mit dem Sein und Nichtsein zusammenstellt. Das Weltgebäude dachte er sich als mehrere um einander gelagerte Kugeln, in deren Mitte sich die Erde ruhend befinde. Auch die Gottheit versetzte er in die Mitte, doch ohne zwischen ihr und der Erde den Platz zu theilen. Den Menschen ließ er aus dem Erdschlamm durch die Sonnenwärme erzeugt werden u. s. w. Des Parmenides jüngerer Mitbürger (Adoptivsohn?) und Schüler Zenon blühte um die Mitte des fünften Jahrhunderts und soll mit Jenem in Athen gewesen sein; er schrieb in Prosa. Sein System war dasselbe wie das des Vorigen, nur entwickelte er es mit mehr Schärfe und Entschiedenheit und richtete eine vernichtende Kritik gegen die Welt der Erscheinung, deren Vorstellung er als widerspruchsvoll nachzuweisen suchte. Der Nauarch Melissos aus Samos (um 440 vor Chr.) verfocht denselben Standpunkt. Nach Zenon und ihm endete die eleatische Schule, die ihr Prinzip unmöglich weiter verfolgen konnte.

Das Gegentheil desselben, jedoch eine ebenso sehr der gewöhnlichen Annahme widerstreitende Lehre verfocht des Parmenides Zeitgenosse Herakleitos aus Ephesos, dortiger Basileus und Gegner der Demokratie. Er ging in seinem einzigen (prosaischen) Werke von der Unwissenheit des Menschen aus, der kein Verständniß für die Wahrheit habe. Die Meisten, klagte dieser Pessimist, leben dahin wie das Vieh und nur Wenige sind besser. Die größten Dichter und Weisen sogar kamen bei ihm schlecht weg. Den Eleaten entgegen stellte er den Satz auf, daß es nichts Bleibendes gebe, sondern Alles in steter Veränderung begriffen sei. Alles ist Wechsel, Alles Entstehen und Vergehen. Er verglich die Welt einem Mischtrank, der beständig umgerührt werden müsse, um sich nicht zu zersetzen, und die weltbildende Kraft einem Kinde, das mit Sand und Steinen spielt und selbe herumwirft. Aus dieser unaufhörlichen Bewegung und Veränderung der Welt schloß er, daß das Feuer deren Grundstoff, ja daß sie selbst ein stets loderndes Feuer sei. Er verstand unter dem Feuer in diesem Sinne jedoch nicht die Flamme,

sondern das Warme, das Trockene überhaupt. Die besonderen Dinge gehen nach ihm aus dem Feuer durch Verdünnung oder Verdichtung hervor. Alle Dinge werden gegen Feuer umgetauscht, wie Gelt gegen Waaren und umgekehrt. Es geht aber nicht nur Alles in Gegensätze auseinander, sondern die Gegensätze vereinigen sich auch wieder zur Einheit; aus Allem wird Eines und dies ist das Gesetz der göttlichen Harmonie, dem Alles unterworfen ist, es ist die weltregirende Weisheit, Zeus oder die Gottheit und wieder dasselbe mit dem Urstoffe, dem Feuer. So wird die Lehre des Herakleitos zu einer solchen des Kreislaufes aller Dinge und ihr Pessimismus wird zum versöhnenden Monismus. Der Gestalten, welche das Urwesen in seinem Kreislaufe durchmacht, sind drei hauptsächliche: Feuer, Meer und Erde, welche fortwährend in einander übergehen. Feuer (mit Inbegriff der trockenen warmen Luft) wird zu Wasser, Wasser zu Erde, Erde wieder zu Wasser, dieses wieder zu Feuer. Von der Sonne glaubte er, daß sie sich alle Tage durch diese Stufen hindurch neu bilde, von der Welt, daß es nur Eine gebe, aber eine ewige. Im Menschen ist die Seele Feuer, geht aus höherm Dasein in den Körper über und aus diesem nach dem Tode als Dämon wieder in ein reineres Leben. Was der Mensch wahrnimmt, ist nur die Erscheinung, nicht das Wesen der Dinge; weil aber die Menschen diese blose Sinnestäuschung für Wahrheit halten, darum verachtete der Philosoph sie so sehr. Nur indem der Mensch das Vergängliche gering schätzt, wird er glücklich und so der Staat, indem er alle Willkür verbannt, komme sie von Einem oder von der Menge. So verabscheute er auch den Aberglauben, die dionysischen Orgien, die Bilderverehrung, das Opferwesen u. s. w., ohne jedoch die Mythe anzutasten, deren tiefere Bedeutung er eben kannte. Herakleitos hinterließ eine zahlreiche und bis zu des Sokrates Zeit fortdauernde Schule; aber sie war ohne hervorragende Köpfe und wich nicht von seinen eigenen Grundsätzen ab.

Eine Vermittelung zwischen den Standpunkten des Parmenides und Herakleitos versuchte **Empedokles**. Wie Pythagoras und seine Schule auf der Ostküste, die Eleaten auf der Westküste Italiens, so hatte Jener seine Heimat auf dessen großer Insel Sicilien. Aus Akragas (Agrigent), einer dorischen Kolonie gebürtig, lebte er um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. und wirkte in seiner Heimat für die Demokratie, wurde aber, wie ja immer geschieht, mit Undank belohnt und starb in der Verbannung auf der Peloponnesos. Schwungvoller Redner und Dichter, schrieb er Manches; sein Hauptwerk war das Gedicht φυσικά. Seine Schüler schrieben ihm Wunderthaten zu, wie dem Pythagoras die seinigen. Empedokles erklärte das Werden und Vergehen für Mischung und Trennung der Stoffe; als Stoffe, aus denen Alles bestehe, nannte er die jetzt noch so betitelten vier Elemente: Erde, Wasser, Luft und

Feuer, deren Zusammenstellung in dieser Weise sein Werk ist. Die Elemente sind nach ihm unentstanden und unvergänglich und der Masse nach gleich. Die Mischung und Trennung der Elemente schrieb er zwei Kräften zu, der Liebe und dem Hasse, die ebenso ewig sind wie jene. Sie halten sich das Gleichgewicht und kommen abwechselnd zur Herrschaft, indem bald Liebe die Elemente zusammenbringt, bald Haß sie trennt. Diese zwei Zustände nebst den Übergängen zwischen ihnen sind die vier Stufen des Lebens der Welt. Den Zustand der Mischung dachte sich Empedokles kugelförmig (σφαῖρος) und sah in seiner Zertheilung die Entstehung, in seiner Wiedervereinigung das Ende der Welt. Die Theilung dachte er sich so, daß das Feuer und die Luft sich von der Erde (nebst dem sie als Dunstkreis umgebenden Wasser) trennten und zwei Hälften des Himmels bildeten, die sich beständig umdrehen; wenn das Feuer oben ist, haben wir Tag, wenn die Luft: Nacht; durch diese Umdrehung wird die Erde schwebend erhalten. Daran knüpfte er eine weitläufige Schöpfungsgeschichte. Pflanzen, Thiere und Menschen gingen aus der Erde hervor. Die Männer sollten in den wärmeren, die Weiber in den kälteren Gegenden der Erde entstanden sein. Auch das Denken und alle anderen Seelenthätigkeiten schrieb dieser alte Materialist der Mischung der Stoffe zu und zwar namentlich der vollkommensten, wie sie im Blute vorhanden sein sollte. Er lehrte ferner die Seelenwanderung. Die Menschenseelen kommen ursprünglich vom Himmel und die Guten kehren wieder dahin zurück; die Bösen aber müssen lange Zeiträume hindurch in Thier- und Pflanzenleibern als verstoßene Dämonen zubringen. Die sich bessernden steigen wieder zu den Menschen empor und die es so weit gebracht, Weise, Dichter, Ärzte und Fürsten zu werden, gelangen nach dem Tode unter die Götter. Gleich den Pythagoreern, mit denen er diese Lehre theilte, verdammte er auch den Fleischgenuß und die Thiertödtung, die er für ebenso verbrecherisch hielt wie den Menschenmord und die Anthropophagie, weil ja auch in ihnen Menschenseelen seien (an die Pflanzen dachte er in dieser Beziehung nicht!). Dieser letzte Theil seines Systems erinnert in merkwürdiger Weise an den Brahmanismus und Buddhismus (Bd. I. S. 226 f. u. 235 f.), weniger an die ägyptische Religion (ebd. S. 323 u. 331), die Empedokles doch eher kennen konnte.

Eine ähnliche Vermittelung zwischen den Eleaten und Herakleitos wie Empedokles versuchten die Atomiker. Der Gründer dieser Schule war Leukippos, des Empedokles Zeitgenosse, von unbekannter Herkunft (Miletos? Abdera? Elea?) und sein bedeutendster Schüler Demokritos aus Abdera (gest. um 402 vor Chr., angeblich 90 Jahre alt, daneben viele abweichende Angaben), welcher Ägypten und Vorderasien bereist und zahlreiche Werke verfaßt hat. Diese beiden Philosophen lehrten, daß es sowol ein Seiendes oder Volles, als ein Nichtseiendes oder Leeres

gebe; ersteres bestehe aus unendlich vielen unsichtbar kleinen Körpern, die sich im Leeren bewegen. Ähnlich dem Empedokles nahmen sie an, daß auf der Verbindung und Trennung dieser Atome das Werden und das Vergehen beruhe. Aus Nichts kann nicht Etwas werden und umgekehrt, — Alles aber, was geschieht, ist die Folge einer Notwendigkeit und nicht des blinden Zufalls*). Die Atome sind ewig, ohne Anfang und Ende, untheilbar und unveränderlich, einfach und sich gegenseitig gleichartig. Sie unterscheiden sich nur durch Gestalt, Ordnung, Lage, Größe und Schwere. Das Leere ist unendlich und die es erfüllenden Atome unzählig. Die Körper unterscheiden sich nach der Menge und den übrigen Eigenschaften der Atome, aus denen sie zusammengesetzt sind; Verbindung der Atome macht ein Ding entstehen, Auflösung vergehen; Wechsel in Lage und Stellung der Atome verursacht Veränderung des Dings. Nach dem Verhalten der Atome richten sich die Eigenschaften der Körper. Verursacht wird aber die Verbindung der Atome durch ihre Bewegung im Raume in Folge ihrer Schwere; denn daß es im Raume kein Oben und Unten gibt, bedachten die Atomiker nicht. So bilden sich nun aus den Atomen die Weltkörper, und zwar aus den schwereren die Erde, aus den leichteren Wasser, Luft und Feuer; denn die Atomiker erklärten auch die Gestirne für erdartige Körper, unter denen sich indessen unsre (walzenförmige) Erde in der Mitte befinde. Auch ihnen erstanden Pflanzen, Thiere und Menschen aus dem Erdschlamm. Die Seele besteht ebenfalls aus Atomen und zwar aus solchen wie das Feuer, und ihre Bewegung ist das Denken. Aus theilweisem Verluste der Seelenatome entsteht der Schlaf, aus völligem der Tod. Die Atomiker schätzten die Seele höher als den Körper und hielten sie für das Wesentliche im Menschen oder für den vollkommensten aller Körper. Übrigens sollten alle Körper Seelen haben und die durch das All vertheilte (immerhin körperliche) Seele die Gottheit sein, die daher allerdings kein einheitliches Wesen und mit jenem Namen also unrichtig bezeichnet war. Sinnliche Wahrnehmung und Denken sind für die Atomiker materielle Veränderungen des Seelenkörpers. Als das Ziel des Lebens betrachteten sie die Glückseligkeit und heitere Ruhe, Lust und Unlust als den Maßstab des Nützlichen und Schädlichen; doch wurde nicht die niedere Lust, sondern die an den höchsten Gütern, Schönheit, Tugend und Weisheit als die begehrenswerteste erklärt. In der Politik war Demokritos Aristokrat im guten Sinne (oben S. 67); auch war er kein Freund des weiblichen Geschlechtes und des ehelichen Lebens. Nebenbei ergab er sich Ahnungen, Traumdeutungen u. a. Aberglauben und zeigte darin die Schwäche mancher Menschen gegenüber der Folgerichtigkeit des Denkens. Seine Schule starb mit ihm aus.

*) Lange, Gesch. des Materialismus I. S. 12 f.

An die Lehre der Atomiker schließt sich ihr Widerspiel, nämlich diejenige des Anaxagoras aus Klazomenai in Jonien, geb. um 500, gest. 427. Er kam, ungewiß wann, nach Athen, wo mit ihm die später so bedeutende philosophische Thätigkeit dieser Stadt begann. Seine Freunde daselbst waren die größten Männer ihrer Zeit aus jedem Fache. Thukydides, Euripides, besonders aber Perikles. Um Letztern zu treffen (oben S. 178 f.), warfen sich der giftige Demagoge Kleon und der glaubenswütige Diopeithes auf unsern Philosophen und klagten ihn der Gottlosigkeit an; dem mannhaften Auftreten des Perikles verdankte er seine Rettung von der Todesstrafe, ging aber, entweder aus Entrüstung über seine Anfeindung oder verbannt, nach Lampsakos, wo er starb und hoch gefeiert wurde. Sein System war spiritualistisch und er war es gerade unter den älteren griechischen Philosophen, welcher eine Anklage auf Gottlosigkeit am wenigsten verdiente. Auch er schloß zwar, wie seine nächsten Vorgänger, das Werden und Vergehen aus, welche er als blose Veränderungen des schon Vorhandenen, als Verbindung und Trennung der Stoffe erklärte. Als Urstoffe anerkannte er diejenigen, die sich thatsächlich zeigen, z. B. Stein, Holz, Knochen, Metall u. s. w., nannte sie ungeworden und unvergänglich, aber theilbar und der Vergrößerung fähig. Die Verbindung dieser Stoffe nun schrieb er einem unkörperlichen Wesen, dem *Νοῦς* (Geist) zu, dem er Einfachheit, Macht und Wissen zutheilte, doch ohne ihn als Gottheit zu bezeichnen. Um eine Welt zu bilden, brachte der Geist eine Kreisbewegung hervor, die durch ihre Geschwindigkeit eine Scheidung der vorher vermengten Stoffe bewirkte, und zwar zuerst in zwei Massen, den warmen lichten und dünnen Äther und die kalte dunkle und schwere Luft. Aus letzterer schied sich das Wasser, aus diesem die Erde aus, von welcher durch den Umschwung einzelne feste Theile losgerissen und zu den Gestirnen wurden. Die Sonne erklärte er als eine glühende Steinmasse, den Mond als bewohnt, unsichtbare Körper zwischen beiden und der Erde als Ursachen der Finsternisse derselben. Die Seelen der organischen Wesen waren ihm Ausflüsse des Geistes. Der einzige näher bekannte Schüler des Anaxagoras war Archelaos, meist ein Athener genannt, der manche Theile seines Systems näher ausführte.

Die alten Völker des Ostens hatten jedes blos eine Theogonie und eine Kosmogonie, wie auch nur eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Dinge überhaupt. Nichts zeigt in so klarem Lichte die Beweglichkeit und Freiheit des griechischen Geistes wie die reiche Menge von philosophischen Anschauungen über Ursache und Wesen der Welt, welche in der kurzen Spanne von etwa anderthalb Jahrhunderten zwischen Thales und Anaxagoras an das Licht der Welt traten. Sie konnten nicht anders als eine Umwälzung unter den an der geistigen Bildung Antheil nehmenden Hellenen hervorrufen. Es war beinahe zuviel des

Großen in so kurzer Zeit: die kriegerischen Erfolge gegen das Ausland, das glänzende Emporwachsen Athens, die Blüte der bildenden Kunst, der lyrischen Dichtung und des Theaters, wie die üppige Entwickelung der Geschicht- und Naturforschung; denn in letzterer ging im Grunde die bisherige Philosophie auf. Nicht die harmlosen und schwärmerischen Mysterien waren es, wie Oberflächlichkeit vielfach glaubte, was den alten Götterglauben untergrub, sondern Das, was offen unter dem klaren Himmel Griechenlands geschah. Die Götter, welche ein Aischylos auf die Bühne brachte, so fromm er sie noch besang, ein Sophokles der sittlichen Idee hintansetzte, ein Euripides zu blosen Figuren erniedrigte und ein Aristophanes leichtfertig verspottete, die ein Pheidias in Elfenbein und Gold nachbildete, sie waren schon nicht mehr die hohen Waltenden des Olympos. Wohin aber gerieten sie vollends durch die Philosophen? Wo war da noch ein Phoibos, der die Sonnenrosse zügelte, wo die keusche Jägerin Artemis, wo der dreizackbewehrte Poseidon, wenn Alles nur Elemente oder Atome oder Stoffe waren, die sich zusammenballten? Die schöne Götterwelt des Homeros war dahin, der naive Glaube an die von Göttern und Halbgöttern erfüllte Natur schwand; es war nur ein Feuerball, der am Horizont auf- und abstieg, nur Urschlamm, der Pflanzen, Thiere und Menschen entstehen ließ, und der Weltgeist des Anaxagoras, diese wesenlose Idee, war nicht der Gott, dessen die Griechen bedurften. So finden wir dieses Volk, soweit es an der Bewegung der Geister Theil hatte, am Ende einer Periode regen Forschens übersättigt, aber unbefriedigt und neuer Bahnen bedürftig, wenn es seine Aufgaben erfüllen sollte.

C. Die Philosophie des Geistes.

Wenn die einem Volke oder durch die Kultur verbundenen Völkern zu Gebote stehenden Mittel des geistigen Fortschrittes erschöpft sind, ersteht gewöhnlich ein außerordentlicher Geist, welcher einen zündenden Gedanken unter die Menge wirft, oft freilich ohne Absicht oder ohne Ahnung eines Erfolges, aber meist einen so mächtigen, daß selbst sein Märtertod für die gerechte Sache denselben nicht nur nicht vereitelt, sondern sogar befördert und ihn den Heroen oder gar den Göttern beigesellt. Solche bahnbrechende Genien waren Mose, Zarathustra, Buddha, Jesus. Der unter den Hellenen ihnen zur Seite zu Stellende wäre der mythischen Umhüllung und der Absicht nach eigentlich wol Pythagoras (oben S. 236); dem Erfolge nach aber ist es Sokrates, der mit jenem Weisen der Berührungspunkte manche darbietet. Allerdings gilt er nicht als Religionsstifter, aber nur deshalb nicht, weil man den Begriff der Religion zu enge zu fassen pflegt. Religion ist aber Alles, was den

Menschen an Höheres fesselt; nicht nur der Gottesglaube, sondern auch die Vaterlandsliebe, die Begeisterung für Kunst, die Hingabe an die Wissenschaft, die Aufopferung für die Menschheit ist Religion. Eines neuen Götterglaubens bedurften die Hellenen damals nicht und wären als Verehrer der Schönheit und Weisheit auch einem solchen nicht zugänglich gewesen; der ihrige war als solcher unübertrefflich und erst später eingetretene Verderbniß hat ihn zerstört. Die neue Religion, die ihnen der große Weise von Athen brachte, war die Religion der Humanität, welche seit seiner Zeit noch heute neben den kirchlichen Religionen hergeht und ihnen in den Kreisen der Gebildeten hartnäckig das Feld streitig macht.

Die Philosophie vor Sokrates war Naturwissenschaft, wenn man sie so nennen darf, oder vielmehr der Versuch zu einer solchen. Bei dem Mangel an technischen Hilfsmitteln, ohne Fernrohr, Mikroskop, Elektrisirmaschine u. s. w. konnte jenes Streben nur ein jugendlich unsicheres sein, so hoch es auch über dem kindischen Lallen der morgenländischen Völker stand. Es waren nur Hypothesen möglich, und diese hatten sich erschöpft. Die Kolonien im Osten und im Westen hatten in der Aufstellung neuer Schöpfungs- und Seelentheorien gewetteifert und es mußte nun die Reihe auch an Alt-Hellas kommen. Welche Landschaft, welche Stadt konnte diese berechtigte Erwartung erfüllen, als Attika, als Athen? Und doch konnte sie es nicht. — Die Politik, die Gymnastik und das Theater nahmen die Athener allzusehr in Anspruch und der vornehme und geringe Pöbel, der am Fuße der Akropolis und um das Dionysos-Theater und die Stoa Poikile sein Wesen trieb, hatte den letzten Naturphilosophen Anaxagoras schnöde vertrieben. Die Athener mochten sich nicht mit Träumen von Atomen und Elementen, mit Feststellung des Werdens und Vergehens, des Seins und des Nichtseins quälen und wollten nichts von Lehren wissen, die ihre schönen Götterfeste gegenstandlos machen und untergraben mußten, wenn sie bis zu den letzten Konsequenzen verfolgt wurden. Zwar hatte der Geist der Philosophie unter ihnen Fuß gefaßt; aber was er einstweilen erzeugte, waren keine neuen Ideen, sondern blos bequeme Gedankenspiele. Die Leute, welche sich damit beschäftigten, waren Lehrer der Sprachgewandtheit und Beredsamkeit, Dialektiker und Retoren und wurden von den Zeitgenossen Sophisten, d. h. einsichtvolle Männer genannt, wie seit alter Zeit in Griechenland alle Gelehrten, ohne daß dem Worte die geringste üble Bedeutung gegeben wurde. Eine solche kam erst durch Platon und Aristoteles auf, und zwar veranlaßt durch das Verhalten eines Theiles der zur Zeit des Sokrates lebenden, aber keine Partei oder Sekte bildenden Sophisten. An die Stelle des mühseligen Forschens trat bei diesen Leuten ein keckes Behaupten und Verneinen. Es waren mehr Sykophanten und Demagogen der Wissenschaft als Strebende nach Wahr-

heit und Licht. Im Alter etwa zwischen Anaxagoras und Sokrates stehend, war **Protagoras** aus Abdera (geboren zur Zeit der Salamis-Schlacht) ihr Erster. Wegen einer Schrift über die Götter in Athen als Atheist verfolgt, ertrank er auf der Flucht zur See und sein Buch wurde verbrannt. Sein Zeitgenosse **Gorgias** aus Leontinoi in Sicilien kam als syrakusischer Gesandter nach Athen, hatte dort mehr Glück als Protagoras und starb zu Larissa in Thessalien. Beider Schüler **Prodikos** von der Insel Keos (also Unterthan Athens) hatte sich wenig von ihnen angeeignet und war als Retor des Sokrates Lehrer. In noch loserm Zusammenhange mit dem Genannten stehen die übrigen unbedeutenderen Sophisten. Die Meisten von ihnen führten ein unstetes Wanderleben und hatten großen Zulauf von Schülern. Ihr Hauptbestreben war, durch Unterricht Gelt zu verdienen und so stachen sie sehr ab gegen die bisherigen oft armen Philosophen. Bald auf diese, bald auf jene der oben geschilderten philosophischen Schulen gestützt, spannen sie theils einzelne Züge derselben weiter aus, theils wandten sie dieselben auf das Reich des Wortes an und ergingen sich in dialektischen Spitzfindigkeiten. Protagoras leitete aus der Lehre des Herakleitos seine Ansicht ab, daß es keine objektive Wahrheit, sondern nur subjektiven Schein, kein Wissen, sondern nur ein Meinen gebe und der Mensch das „Maß aller Dinge" sei (also die schrankenlose Willkür des Subjektes). Gorgias, auf die Eleaten gestützt, behauptete, daß überhaupt nichts sei. Tiefer drangen sie nicht in die weltbewegenden Fragen ein, blendeten aber die Welt mit Trugschlüssen, die zuletzt in die albernsten Fragen ausliefen, ähnlich wie in der scholastischen Wortklauberei des Mittelalters. Die Götter leugneten sie keck, während sie in Bezug auf Tugend und Recht nicht so weit gingen. Prodikos war es, welcher die hübsche Allegorie vom Scheidewege des Herakles zuerst zum Gegenstande moralischen Unterrichts machte. Überdies haben sich die Sophisten den Ruhm erworben, die ersten Sprachforscher und Logiker gewesen zu sein. Protagoras unterschied zuerst die Geschlechter der Hauptwörter, die Zeiten der Zeitwörter, die Arten der Sätze. Gorgias hatte durch seinen blühenden bilderreichen Stil großen Einfluß auf die Prosaik der Griechen.

Es kann demnach nicht nur von keinem ausschließlich verderblichen Einflusse der „Sophisten", sondern nicht einmal von dem Bestehen einer besondern Schule dieses Namens die Rede sein. Hingegen muß von der angedeuteten Richtung der wissenschaftlichen Thätigkeit zugestanden werden, daß sie mit ihrem Eigennutze und ihrer Flachheit nur zersetzend und auflösend auf die Tugenden wirkte, denen Athen seine Größe verdankte, daß sie Einfachheit und Volkstümlichkeit zerstörte und so den einheimischen Verrätern, welche längst schon aus Haß gegen die Demokratie den Feinden der Größe ihrer Vaterstadt ergeben waren, in die Hände

arbeitete. Und für diesen Schaden boten Lehren keinen Ersatz, welche nicht zur Vervollkommnung der Erkenntniß führen konnten, so daß die Gefahr nahe lag, in Athen und in Hellas überhaupt eine geistige Versumpfung eintreten zu sehen. Es war daher ein neues Licht im Aufgehen begriffen, als Sokrates das „verlorene Wort" fand; es hieß: verstandesmäßige Begründung der Sittlichkeit, Erhebung des Geistes über die Natur. Er knüpfte mithin bei Anaxagoras an, nur daß er die erschöpfte Frage nach der Welt Ursprung fallen ließ und sich völlig an den Geist hielt. Statt des Materialismus hielt der Idealismus in die Hallen der griechischen Philosophie seinen Einzug, und die Kunst fand in der Wissenschaft eine ihr bisher entfremdete Genossin.

Sokrates, der Profet der Humanität in Europa, in vielen Dingen Nachfolger des zu früh gekommenen und zu schnell vergessenen Pythagoras, der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phainarete, 469, zur Zeit der höchsten Blüte seiner Vaterstadt Athen geboren und in einer Periode erzogen, da dieselbe in Kunst und Bildung schwelgte, versuchte sich zuerst im Berufe seines Vaters, den er jedoch bald zu Gunsten der Philosophie aufgab. Daß er von Aspasia in diesem Fache Manches gelernt, sahen wir bereits (oben S. 178). Seinem häuslichen Leben und seiner wolmeinend heftigen Xanthippe ist allzuviel Aufmerksamkeit erwiesen worden. Er bewies als Krieger und Bürger, in der Schlacht und in der Volksversammlung Mut, geizte aber nicht nach Ämtern und Würden. Ebenso blieb er arm; denn er nahm als Lehrer keinen Lohn an wie die Sophisten, und das um so weniger, als er nicht systematischen Unterricht gab, sondern im Gespräche auf dem Markte, in Hallen, Gärten, Gymnasien, Werkstätten, wie an Gastmälern spielend belehrte, bei welchen letzteren ihm seine gute Gesundheit zu statten kam, so daß er bisweilen als Greis noch Junge unter den Tisch trank und ruhig wieder seinen Geschäften nachging. Der ganze Charakter seines Geistes und seiner Grundsätze stellte ihn als Reformator der Philosophie und Pädagogik weit über die an einem Fortschritte dieser Thätigkeiten verzweifelnden Sophisten, zu denen er sonst in keinem eigentlichen Gegensatze stand. In den Augen seiner Zeitgenossen war er vielmehr ebenfalls ein Sophist. Er lehrte nicht nur Tugend, sondern übte sie auch (ohne Fehler war er natürlich nicht, doch wissen ihm selbst die Feinde nichts schlechtes nachzusagen) und verband sie mit attischer Feinheit und Gewandtheit in einer seiner großen Zeitgenossen würdigen Weise, und mit begeisterter Vaterlandsliebe. Um so eigentümlicher erscheint seine Gleichgiltigkeit gegen das Äußere. Seinen wenn auch geistvollen, doch häßlichen Zügen suchte er nicht durch Prunk des Auftretens nachzuhelfen, ja die fremde Schönheit sogar ließ ihn kalt und stand ihm hinter der Wahrheit und Nützlichkeit zurück. Darin widersprach er, ein so ächter Grieche er sonst im Sinnen und Trachten war, seiner Zeit und Heimat

und erschien wie ein aus anderen Regionen und Perioden in selbe Hineingefallener, dessen Wirksamkeit nicht nur für seine Zeitgenossen, sondern für ungezählte Jahrhunderte berechnet schien und auch in der That wirksam geworden ist. Auch seine Idee von dem Daimonion ist ein Zug derselben ungriechischen Universalität. Der unter diesem Namen personificirte ihn beseelende Geist der Weisheit und Tugend, seine „innere Stimme“ *) war den „Offenbarungen“ der Religionsstifter wol ebenbürtig. In ihm bereitete sich eine neue, von der ausschließlichen Objektivität des Griechentums abweichende Richtung vor, welche das Recht der Individualität zur Geltung zu bringen suchte.

Doch war der Inhalt seiner Lehre sowol, als der Weg, den er einschlug, um die angedeutete Richtung zu verfolgen, wieder ein ächt griechischer und ein ächt athenischer. Denn seine Lehre bezog sich ausschließlich auf den Menschen, welcher ja auch der Inhalt und das Ziel der griechischen Religion, Kunst und Dichtung war, und der Weg, den der Philosoph einschlug, war der Weg der freien, schrankenlosen Öffentlichkeit, der Weg des demokratischen Straßen- und Marktlebens, der freien Rede ohne Menschenscheu und Götterfurcht. Auf der Agora spielte sich (oben S. 55) das öffentliche Leben Athens ab und hier wählte Sokrates, unter freiem Himmel, den Platz seiner Schule. Er befolgte kein System, aber er erfand, ohne es zu wollen, eine Methode. Diese bestand im Sprechen mit den Menschen, im Fragen über alle Gegenstände des Lebens und Treibens der Leute und im Lehren durch das Fragen. Überall und immer, bei allen Ständen und Berufsarten, suchte er sich und seine Begleiter zu unterrichten, seine und ihre Begriffe zu klären. Zu diesem Zwecke besuchte er den Tag über Werkstätten und Läden, ja sogar die dunkeln Häuser der Hetären. Nichts machte ihn irre in seinem Forschen; keine Gelegenheit zur Üppigkeit, keine Reize der Lüsternheit leiteten ihn auf Abwege oder machten ihn in seinem Streben irre. Überall und immer aber war er von seinen Schülern begleitet. Er nannte sich niemals einen Lehrer und seine Begleiter auch nicht Schüler. Es waren junge Freunde, mit denen er gemeinsam nach Wahrheit strebte. Er warf gemeinsam mit ihnen Fragen auf und es galt, die Begriffe auf ihren richtigen Sinn und wahren Wert zurückzuführen. Die Antwort auf jede Frage bot Anlaß zu weiterm Forschen; denn sie war entweder zu eng oder zu weit gefaßt. So wurde Sokrates, ohne eine eigentliche Schule zu halten, der Lehrer der „goldenen Jugend“ Athens, welche vielleicht, ohne die demokratische Verfassung, die dort Fleisch und Blut geworden, zu einem zweiten pythagoreischen Bunde geworden wäre, wenn er im Geringsten versucht hätte, eine Art von Disciplin unter ihr einzuführen oder sie zu einer bestimmten Lebensart anzuhalten.

*) Zeller, die Philos. der Griechen. 2. Aufl. II. S. 68.

Aber in Athen herrschte — bis auf einen gewissen Punkt — Freiheit und Zwanglosigkeit bis zur äußersten Grenze. Obschon also Sokrates zur Erlangung irgend eines bestimmenden Einflusses auf die Jugend mit Wissen und Willen keine Schritte that, wurde ihm dennoch dieses Verhältniß höchst verhängnißvoll. Es wurde dies vorzüglich durch die Persönlichkeit mancher seiner Schüler oder vielmehr Hörer. Unter diesen ragte namentlich Einer durch seinen eigentümlichen Charakter und seine merkwürdigen Schicksale hervor, ein wahrer Typus des leichtfertigen Schattens der attischen Volksseele. Alkibiades, des Kleinias Sohn, ist eine Figur der Kulturgeschichte, die hier, in Verbindung mit seinem ältern Freunde und Lehrer den passendsten Platz findet. So sonderbar es scheinen mag, daß der Unterricht eines Sokrates gerade eine solche Frucht zeitigen helfen mußte, so ist doch diese Erscheinung ächt griechisch; denn sie zeigt zugleich die Allseitigkeit des Geistes jener Zeit und die Freiheit ihrer Sitten. Freilich war es bereits eine Zeit des Niederganges der Volksblüte. Alkibiades lebte als Waise einige Zeit im Hause des Perikles, seines Vormundes, der aber seiner Erziehung zu wenig Zeit widmen konnte. So wuchs er heran wie ein wildes nicht zu bändigendes Füllen, und je tollere Streiche er vollführte, um so mehr wurde der mit seltener Schönheit begabte Jüngling der Liebling seiner Vaterstadt. Seine Launen wurden das Gesetzbuch der feinen Jugend und die Sophisten buhlten um die Gunst des geistreichen Roué. Bezeichnend ist, wie er den über die abzulegende Rechenschaft vor dem souveränen Volke besorgten Pflegevater mahnte, lieber zu sinnen, wie er keine Rechenschaft ablege. Mehr Macht über ihn, als der größte Staatsmann Athens gewann dessen größter Weiser. Freimütige Offenheit von beiden Seiten näherte die beiden grundverschiedenen Charaktere einander. Der verwöhnte junge Eupatride beugte sich vor dem armen Bildhauer, verehrte dessen Geist, theilte seinen Reichtum mit ihm, gelobte (und hielt zeitweise) Besserung, und Beide retteten einander als Waffengefährten in Schlachten das Leben. Doch, die Politik zerriß das schöne Verhältniß; das ehrgeizige Schwanken zwischen oligarchischer und demokratischer Richtung, lakonischer Freundschaft und Feindschaft riß den jüngern Freund in seine Wogen. Der Riesenplan, das westgriechische Inselreich gleich dem ostgriechischen unter Athens Hegemonie zu bringen und diese bis nach Libyens Sand zu erweitern, erfüllte schwindelnd des Alkibiades Haupt und nährte darin vielleicht Kronenplane. Purpur umwallte ihn, ein goldener Schild blinkte an seinem Arme; ein blitzender Eros war sein Wappenbild. Tyrannische Anfälle traten bei ihm auf. Sieben Wagen donnerten für ihn im Hippodrom zu Olympia und drei Siegerkränze schmückten sein Haupt (420). Vorderasiens Inseln und Städte ehrten ihn mit Geschenken und sein Bild ließ er in der öffentlichen Pinakothek aufstellen. Der asiatischen Göttin Kotytto (welche mit dem

Sabazios und der Kybele, s. oben 173, zusammenhing) feierte er mit seinen Gesellen unzüchtige Orgien. Zuerst wagte es die Komödie, ihn zu tadeln; dann arbeiteten geheime politische Hetärien (oben S. 91) unter der Maske harmloser Zechgesellschaften, wie sie zu jeder Zeit der Aufregung unheimlich auftauchten, gegen ihn. Es war eine schwüle Luft im Anzuge und ein kalter Schauer packte nicht nur alle Frommen, sondern alle Sitte, Kunst und Ordnung Liebenden bei dem vandalischen Nachtfrevel gegen die Hermenbilder (415). Der tiefe Groll wurde benutzt und auf Alkibiades gelenkt, dem man zugleich Verspottung der Eleusinien vorwarf. Die religiöse und politische Leidenschaft äußerte sich in Gütereinziehungen und Hinrichtungen. Sie rief Alkibiades vom Heer in Sicilien ab und trieb ihn in die Verbannung zum Erbfeinde, vertrieb den Zurückberufenen abermals und jagte ihn nach Asien und in den Tod durch feige und feile Barbarenhände. Der Lebemann starb als ein Held. So war er dem Lehrer, den er zu spät gewonnen hatte, als daß eine gründliche Besserung möglich gewesen, längst entfremdet; aber dieselben, die ihn, nachdem sie ihn vertrieben, wieder aufgenommen, konnten es dem schuldlosen Sokrates nicht verzeihen, daß er einen solchen Menschen erzogen. Nicht zu geringerm Vorwurf aber diente ihm sein Verhältniß zu K r i t i a s. Dieser ehrgeizige Eupatride, in seiner Jugend eifrigst der Wissenschaft und Kunst lebend, war noch kürzere Zeit und mit weniger Erfolg als Alkibiades des Sokrates Hörer und dem Lehrer nicht ergeben, sondern blos bestrebt, von ihm geistigen Nutzen zu ziehen, da er die Eitelkeit hatte, ein großer Musiker, Dichter (oben S. 204) und Philosoph zu sein. Eine kalte und eigennützige Seele, die nur glänzen und herrschen wollte, war ihm jedes Mittel der Heuchelei und Verworfenheit recht. So wandte er sich von der heimischen Demokratie ab und half als Werkzeug der feindlichen Lakonen und scheußlichster der „dreißig Tyrannen" seine Vaterstadt demütigen und knechten. Er war der eigentliche intellektuelle Mörder seines frühern Freundes Alkibiades, der als Geist und Mensch hoch über ihm stand; aber noch im gleichen Jahre erreichte diesen Verrätertypus die Nemesis. Eine der schmählichsten seiner Handlungen aber war, daß er, als Sokrates dem Tyrannen die Wahrheit sagte (Xenoph. Erinn. I. 2), aus Rache seinem gewesenen Lehrer alle Unterhaltung mit Jünglingen untersagte. Sehr ergötzlich ist die Art und Weise, wie Sokrates die Machthaber durch seine Frage nach dem Umfange dieses Verbotes in Verlegenheit brachte. Denn es war überhaupt seine scharfe Logik gefürchtet, und der Umstand, daß er die Kunst zu heucheln nicht verstand und verstehen wollte, Jedem ungeschminkt die Wahrheit ins Gesicht sagte und dabei die Leute so auf das Eis führte, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußten und den unbequemen Frager und Ratgeber so weit fort wie möglich wünschten, war Vielen ein Stein des Anstoßes.

Sokrates schrieb wahrscheinlich nichts als einige unbedeutende Gedichte (Fabeln), welche verloren sind (oben S. 232); auch erscheint uns in ihm überhaupt kein Buchgelehrter, kein Metaphysiker, überhaupt kein Philosoph mit Absicht und Willen, sondern ein mit tiefer philosophischer Einsicht begabter Lehrer der Lebensweisheit. Das Wissen war das Ziel seines Strebens. Er hatte erkannt, daß die gewöhnliche Meinung von den Dingen kein Wissen gewähre, worauf gestützt die Sophisten das Wissen überhaupt verwarfen, Sokrates aber das Einschlagen eines andern Weges verlangte, um zum Wissen zu gelangen. Es muß nicht, lehrte er, diese und jene Eigenschaft der Dinge berücksichtigt werden, sondern das Wesen derselben, welches man ergründet, wenn man das Ding von allen Seiten betrachtet und gründlich untersucht. Was aber von Sokrates der Erkenntniß vorzugsweise gewürdigt wurde, war das sittliche Leben, zu dessen Verbesserer und Wiederhersteller unter seinem Volke er berufen war. Wissen und Tugend bildeten nach seinem Sinne Eines, keines von beiden konnte er sich ohne das andere denken. Die sittliche Wissenschaft oder die wissenschaftlich begründete Sittlichkeit zu erringen erklärte er als Aufgabe des Einzelnen, doch so, daß sie auch für Andere nützlich wurde. Worin jedoch dieses Ziel bestand, legte er nicht näher dar; er wollte nur anregen und die weitere Entwickelung der Fruchtbarkeit seiner Lehren überlassen.

Die Methode des angeführten Strebens hingegen erhielt durch Sokrates eine genauere Bestimmung. Der erste Schritt zum wahren oder begrifflichen Wissen und damit auch zum richtigen Handeln ist die Selbstkenntniß durch das Mittel der Selbstprüfung. Dadurch erfährt der Mensch, daß er nichts weiß, — der zweite Schritt, und thut dann den dritten durch das Suchen nach dem Wissen, worüber Sokrates selbst bekannte, nicht hinausgekommen zu sein; er stellte auch wirklich keine Lehrsätze auf, sondern wollte blos mit seinen Freunden gemeinsam das Wissen suchen. Durch diese gemeinschaftliche Arbeit wurde die wahre sittliche Liebe, der Eros des Sokrates genährt. Auch wurde dabei gefunden, was er die Ironie (εἰρωνεία) nannte, wenn nämlich der Fragende entdeckte, daß der Gefragte, von dem er lernen wollte, gleich ihm nichts wußte. Im Suchen und Erzeugen des Wissens begann er mit der Bildung von Begriffen und zwar von den gewöhnlichsten Vorstellungen aus dem alltäglichen Leben aufwärts bis zu den höchsten Interessen des Staates und der Religion. Niemals stellte er willkürliche Behauptungen auf und grübelte nicht über das Weltall und die Gottheit, weil diese der menschlichen Forschung ewig unzugänglich sind. Dabei stieg er denn freilich auch vielfach ins Kleinliche hinab und hatte überhaupt für unsere Begriffe etwas Pedantisches, Schulmeisterhaftes, wie auch seine Anschauung in ethischer Beziehung, nach welcher als gut überhaupt nur das Nützliche, als schlecht das Schädliche erschien, uns

filisterhaft und hausbacken vorkommt. Wir müssen indessen dabei bedenken, daß die Dialektik sowol als die Ethik, welche vor ihm über physikalisch-theologischen Spekulationen beinahe vergessen und mit Ausnahme des pythagoreischen Bundes fast gar nicht gepflegt worden, überhaupt noch in ihrer Kindheit standen und daß selbst die gefeiertsten Religionsschriften anderer Völker, auf welchen deren Kultur beruhte, ein Pentateuch, ein Zendavesta, die Vedas und vollends der noch viel spätere Koran ebensoviel, ja noch weit mehr Kindisches und Hausbackenes enthalten, was doch ihrer göttlichen Offenbarung in den Augen Derer, die daran glauben, keinen Eintrag thut.

Was die praktische Ethik betrifft, so verfocht Sokrates den Gedanken, die griechische Paidophilie zur Freundschaft zu verklären, und bezüglich der Ehe verlangte er, daß der Mann die Frau auf seinen geistigen Standpunkt erhebe. Dem Staate gegenüber forderte er von den Bürgern unbedingten Gehorsam, von dem Staat aber, daß er seine Ehren nicht nach demagogischer Praxis vom Lose, sondern von Verdiensten und Fähigkeiten abhängig mache. Er wollte im Gegensatze zu den Griechen seiner Zeit, welche nur eine Herrschaft Bevorzugter oder der Masse kannten, eine solche der Gebildeten, aber nicht zum Vortheile der Regirenden, sondern der Gesammtheit. In der Natur fand er von seinem Standpunkte aus Alles zweckmäßig eingerichtet und gründete auf diese Ansicht seinen Gottesglauben. Der letztere war im Grunde entschieden monotheistisch, wenn er auch oft den herrschenden Vorstellungen und dem Sprachgebrauche gemäß von Göttern sprach, gegen welche er sich übrigens niemals polemisch äußerte. Seine einheitliche Gottheit faßte er als den Schöpfer und Lenker der Welt auf, ohne ihr einen Namen zu geben. Auch am griechischen Kult fand er nicht nur nichts auszusetzen, sondern empfahl dessen Übung sogar; selbst als Gläubigen der Orakel und der Mantik zeigte er sich. Er hielt die Menschenseele für etwas Göttliches und so war der Offenbarungsglaube für ihn nur folgerichtig und der Unsterblichkeitsglaube ein höchst wichtiges Erforderniß der Glückseligkeit.

Das war der Standpunkt des Sokrates, den er ein Menschenleben hindurch festhielt, ohne daß durch seine Schuld Jemand oder gar der Staat und dessen Glaubenswelt beleidigt oder verletzt worden wären*). Da wurde im Jahre 399 gegen den siebenzigjährigen Greis jene niederträchtige Anklage erhoben, welche zur Schande unseres Jahrhunderts noch in demselben Vertheidiger gefunden hat.

Dem großen Weisen konnte es so wenig an Feinden fehlen wie jedem andern Bringer neuer Gedanken und Strebeziele. Schon seine vom allgemeinen griechischen Charakter abweichenden Gewohnheiten und

*) Xenoph., Memorab. I. 1.

Anschauungen erfüllten Viele mit Abneigung oder Mißtrauen. Volle Feindschaft aber erfuhr er wie natürlich von Denen, welche durch seine Ideen und seine rücksichtlose Wahrheitsliebe in ihrem bösen Gewissen getroffen oder in ihrem Einflusse bedroht waren oder sich endlich durch seine Anfeindung bei der urteilslosen Masse beliebt zu machen hofften. So war er vor allem eine Zielscheibe der Komiker, besonders des Eupolis, Kratinos und Aristophanes, dieser sich selbst und ihre eigenen Ideale verspottenden Anhänger des Alten. Daß er die Jugend „nützlicheren“ Beschäftigungen (wie namentlich den gymnastischen Übungen) entziehe, war ein großes Ärgerniß für das Publikum, das indessen im Theater darüber zu lachen liebte, und Sokrates lachte von Herzen mit. Dann kamen die Anhänger des alten Götterglaubens ohne philosophische Begründung, die Orthodoxen, unter ihnen natürlich die sonst einflußarmen Priester. Es war ein Verbrechen in den Augen dieser Frommen, der „weiseste Mann“ zu sein, wie ihn das von ihnen selbst verehrte delphische Orakel genannt hatte. Wie diese den „Ketzer“, so verabscheuten endlich die Demagogen und Ochlokraten den Aristokraten (im guten Sinne, s. oben S. 67), der es gewagt, die Staatswürden vom Verdienste abhängig machen zu wollen. Die Sophisten sahen ihn ebenfalls scheel an, weil er sie überflügelte, und so lernte er schon bei Zeiten die Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit der Volksgunst kennen.

Zu diesen Feindschaften gegen den Einzelnen kam nun noch die allgemeine Aufgeregtheit jener Zeit, welche der rasche Wechsel der Parteien in der Herrschaft vor und nach dem Ende des unseligen peloponnesischen Krieges mit sich führte. Angeberei war an der Tagesordnung und derselben mußte auch der am ganzen widerwärtigen Parteitreiben unschuldige Sokrates zum Opfer fallen. Zwei Nullen, der Dichterling Meletos und der Retor Lykon, gaben sich neben Anytos, der damit seinen Ruhm als Genosse des Thrasybulos in Vertreibung der Tyrannen befleckte, dazu her, eine Anklage gegen Sokrates einzugeben. Anytos, Gerber von Beruf, hatte einen lüderlichen Sohn, über dessen Erziehung der Weise ihn zur Rede gestellt hatte*). Das unangenehme Gefühl, daß derselbe Recht hatte, verband sich in dem Betroffenen mit mißleitetem Eifer für die Demokratie, als deren Feind er Sokrates betrachtete. Die Anklage lautete bekanntlich auf Abfall von der väterlichen Religion, Einführung neuer Götter (des mißverstandenen Daimonion) und Verderbung der Jugend. Daß seine religiöse Richtung in zwei von einander nicht zu trennenden Punkten berührt, seine politische aber weggelassen war, zeigt schon genügend die Unbildung seiner Ankläger.

Merkwürdigerweise haben sich aber die meisten Bemäkler des So-

*) Curtius, griech. Gesch. III. S. 113.

krates und Advokaten seiner stupiden Richter gerade auf seine angebliche Opposition gegen die bestehende Staatsverfassung berufen, — als ob ein Staat, welcher keine Kritik seiner Einrichtungen vertrüge, ja sogar die Urheber solcher notwendig tödten zu müssen glaubte, überhaupt die Berechtigung zum Dasein hätte! Man hat nicht bedacht, daß man mit Vertheidigung solchen Verfahrens dem in Schutz genommenen Staate das erbärmlichste Armutszeugniß ausstellte. Die Meute verlangte den Tod des Verhaßten, ihren eignen Haß mit dem allgemeinen Besten zusammenwerfend. Daß Verachtung der Staatsgötter, deren aber Sokrates nicht schuldig war, mit dem Tode bestraft wurde, wissen wir durch das Schicksal des Anaxagoras (oben S. 248). Dennoch scheint vor dem Gerichte, d. h. der Heliaia, welche mehr einem Volkshaufen als einer Behörde gleichkam (oben S. 96), indem 550 Geschöpfe der damaligen entarteten Demokratie darin saßen, die Politik die Hauptrolle gespielt zu haben. Sie war zwar, wie wir sahen, in der Anklage nicht enthalten, aber man klügelte aus der Verwerfung der Staatsgötter eine solche der Staatsverfassung, aus der Verderbung der Jugend eine Untergrabung ihrer demokratischen Gesinnungen heraus und fachte so den politischen Haß an. Dabei kam trefflich zu Statten, daß, wie wir gesehen, Kritias und Alkibiades seine Schüler gewesen, zwei Männer, welche (Xenophon, Memor. I. 2) „über den Staat das größte Unheil gebracht, indem der Erste der Habsüchtigste und Gewaltthätigste unter allen Oligarchen, der Letztere der Wollüstigste und Übermütigste unter den Demokraten war.“ Daß auch mehrere andere politisch anrüchige Männer sich mit Philosophie beschäftigt hatten, machte diese überhaupt in den Augen der Demagogen zu einer volksfeindlichen Sache. Nicht das Recht mehr, nur der Haß war also maßgebend. Ja noch mehr! Die Berichte sind darüber einig, daß die Verurteilung zum Tode nicht stattgefunden, wenn der Angeklagte nicht in seiner Vertheidigung Stolz und Trotz gezeigt, sich geweigert, seine Lehrart aufzugeben und als Gegenstrafantrag die Speisung im Prytaneion verlangt hätte. Er wurde also schließlich nicht wegen Verbrechen, sondern wegen seiner den sogenannten Richtern unangenehmen Vertheidigung verurteilt, wodurch das Verfahren vollends zum fanatischen Morde wird. Der Spruch auf Schuld erfolgte mit fünf bis sechs, das sogenannte Urteil zum Gifttode aber, aus Wut über seinen Gegenantrag, mit achtzig Stimmen Mehrheit*). Daß das attische Festschiff nach Delos abgegangen, schenkte ihm dreißig Tage Frist, während welcher sich der Weise, dessen Größe erst in diesem Zuge recht hervortritt, im Kerker mit seinen Schülern und Freunden über Unsterblichkeit und alles Edle ruhig unterhielt. Wie er Befreiungsversuche sich verbat und als dem Gesetze gehorsamer Bürger seine An-

*) Curtius, griech. Gesch. III. S. 115.

kläger und Richter Lügen strafte, wie er seine Schüler tröstete, statt sie ihn, und mit Heldengröße den Schierling trank (399 vor Chr.), hat die Geschichte mit ehernen Lettern in das Gedächtniß der Menschheit eingegraben. Er ist unsterblich; seine Richter sind mit Dunkelheit und Fluch beladen, und ihre That nützte ihnen und dem Staate nichts.

Wol nie hat ein Weiser, der keine Schriften hinterließ, eine so nachhaltige und langdauernde Einwirkung auf sein Volk und auf die Nachwelt ausgeübt wie Sokrates. Seine geistige Kraft war überwältigend und brachte die frühere Philosophie in eine untergeordnete Stellung. Über den Ursprung der Welt wurde wenig mehr gegrübelt, und der Mensch blieb jetzt alleiniger Gegenstand der Weisheit. Der Schüler des Sokrates war eine große Anzahl. Manche sind in ihrer wissenschaftlichen Stellung vereinzelt geblieben, wie der gutgesinnte aber seiner Aufgabe als Berichterstatter über den Meister nicht gewachsene Xenophon und der stilgewandte Aischines (der Sokratiker genannt). Andere stifteten Schulen von mehr oder weniger Bedeutung, die alle auf einseitiger Auffassung der Lehre des Sokrates beruhten, indem sie nur ein einzelnes Moment daraus verarbeiteten. So stammt von Eukleides die sogenannte megarische und von dem ihm geistig nahe stehenden Phaidon die elisch-eretrische, von Antisthenes die kynische und von Aristippos die kyrenaische Schule. Die ersten beiden sind nur unvollständig bekannt; die megarische, die bedeutendere von beiden, erklärte das Gute für das allein Wirkliche, das Nichtgute für nichtseiend, und gefiel sich in Aufstellung von Trugschlüssen und Wortspielen. Die beiden letzteren Schulen aber sind die Wurzeln der bedeutendsten in die Zeit Alexanders und seiner Nachfolger fallenden Richtungen, der stoischen und epikureischen, und müssen daher später erwähnt werden, als die zwei großen Geister, mit denen die eigentlich griechische Philosophie ihre reiche Laufbahn abschloß.

Der Ältere derselben ist des Sokrates vollendetster Schüler und allseitigster Nachfolger, der König unter den philosophischen Schriftstellern der Hellenen, Platon, Sohn des Ariston, Eupatride, 429, im Todesjahre des Perikles geboren. Sokrates war nicht sein einziger Lehrer, aber sein einflußreichster. Nach dessen Tod, der ihn gewaltig erschütterte, ging er auf Reisen, zuerst nach Megara, wo er mit der dortigen Schule verkehrte; dann sah er Ägypten, Kyrene, Sicilien, Italien, wo er namentlich die Reste der Pythagoreier aufsuchte, begann in Zwischenräumen dieser Reisen in Athen zu lehren, namentlich aber nach der Rückkehr von der letzten, und wählte zum Schauplatze seines Wirkens das Gymnasion der Akademie und seinen nahegelegenen Garten. Er unterbrach seine Thätigkeit durch eine zweite und dritte Reise nach Sicilien auf des Tyrannen Dionysios des Jüngern Einladung, von welcher er einen großen Erfolg für die Wissenschaft hoffte, worin er

sich aber bitter täuschte. Er starb in Athen ruhig, über achtzig Jahre alt, 348 oder 347 vor Chr. Die vielen gegen seinen Charakter gerichteten Verleumdungen sind ohne alle Begründung. Sein Wesen war ernst und voll sittlicher Würde. Seine Richtung, in welcher von Hause aus die Fantasie vorherrschte, welche aber Sokrates als sein Lehrer mehr auf die Seite des Verstandes lenkte, blieb im Ganzen theoretisch und war thätigem Eingreifen in das Leben nicht geneigt, daher er auch nicht auf Markt und Straßen lehrte. Er lebte einfach, aber nicht ärmlich wie Sokrates, sondern mit ächt attischem Geschmack an Kunst und feiner Lebensart. Ähnlich wie des Pythagoras Leben ist auch das Platons mit Mythen und Wundern umgeben worden. Auch hat man ihm eine Art Geheimlehre zuschreiben wollen. Seine Schriften, soweit er sie veröffentlichen wollte, sind alle erhalten, nur bezüglich der Ächtheit zum Theil streitig, im Anschlusse an die Methode des Sokrates in Gesprächsform abgefaßt, welcher Platon einen ächt künstlerischen Charakter und einen lebensvollen dramatischen Kunstwert zu verleihen wußte, und erstrecken sich in ihrer Entstehungszeit über ein halbes Jahrhundert. In denselben „erweitert sich die sokratische Philosophie zum wissenschaftlichen Lehrgebäude*).“ Sie zerfallen nach seiner philosophischen Entwickelung in drei Perioden: 1) die sokratische, seine Lehrzeit, in welcher er noch völlig unter dem Einflusse des Meisters stand und in jugendlicher Unerfahrenheit nur nach ethischen Idealen strebte; so behandeln: Charmides die Mäßigung, Lysis die Freundschaft, Laches die Tapferkeit, der kleinere Hippias das Thun des Bösen, der erste Alkibiades die Schule des Staatsmanns u. s. w.; höher als diese Jugendwerke stehen Protagoras und Gorgias, welche ihre Spitze gegen die Sophisten richten; 2) die dialektische oder megarische Periode, während seiner Wanderjahre, wo er fremde Systeme kennen lernte und durch selbe hindurch nach dem Wahren suchte, so im Theaitetos die gegenständliche Wirklichkeit der Begriffe, während der Sophist, der Politiker und Parmenides, sich besonders mit der eleatischen Schule beschäftigend, die Ideen des Seins und des Scheins oder Nichtseins erörtern; 3) die systematische Periode, die der Meisterjahre, in welcher Phaidros und das Gastmal den Eros im sinnlichen und geistigen Begriffe, Phaidon die Unsterblichkeit der Seele, Philebos die Lust und das höchste Gut, die Republik (*πολιτεία*) das Wesen und den Inhalt des Staates und Timaios die Natur zum Gegenstande haben.

Für Platon umfaßte die Philosophie, wie für seinen Meister, das ganze Leben; ja sie wurde durch ihn noch allseitiger als durch Diesen, und er vereinigte so wahrhaft griechisches Denken und Fühlen mit einem höhern, universellen Standpunkte. Dem künstlerischen Geiste gemäß, der

*) Zeller, die Philos. der Griechen. 2. Aufl. II. 1. S. 349.

in Platon lebte und webte, entsprang die Philosophie aus der Begeisterung ($\mu\alpha\nu\acute{\iota}\alpha$); diese aber bestand nach seiner Ansicht in der Erinnerung an ein vorkörperliches Leben der Seele. Die letztere verwundert sich über die vor ihr aufsteigenden schönen Bilder aus einer andern Welt und damit beginnt die Philosophie. Es keimt ein Streben nach Göttlichkeit und Unsterblichkeit auf und dies Streben nennt Platon die Liebe ($\check{\varepsilon}\rho\omega\varsigma$), welche nach Erzeugung des Wissens und der Tugend ringt. Durch manigfache Stufen steigt die Liebe von der blosen Lust an der Schönheit empor zu derjenigen an der schönen Seele, dann zu jener an den schönen Werken der Erziehung, der Staatsleitung, der Kunst, der Wissenschaft, bis zur interesselosen Liebe der Idee, welche das wahre Wissen und die wahre Tugend hervorbringt. Das Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist zunächst die dialektische Methode.

Die Aufgaben der Dialektik sind nach Platon die Begriffsbildung und die Eintheilung. Erstere lehrt das Gemeinsame verschiedener Dinge und letztere das Unterschiedene der Theile eines Ganzen erkennen. In jener folgte er dem Vorbilde des Sokrates, in dieser stellte er neue Gesichtspunkte auf. Er hing besonders an der Zweitheilung, welche die Gegensätze auseinander hält und jeden derselben wieder von zwei Seiten betrachtet.

Die Begriffe enthalten nach Platon allein das wahrhaft Seiende, sie haben das Wesen der Dinge zum Inhalt. Was sich erkennen läßt, ist, — was sich nicht erkennen läßt, ist nicht, und in demselben Maße, in dem etwas ist, ist es auch erkennbar. Sein und Nichtsein, Erkennen und Nichterkennen sind vereinigt in der Vorstellung. Die Vorstellung ist daher vom Wissen verschieden und so auch der Gegenstand beider. Das Wissen hat es nur mit dem Wesen der Dinge zu thun, das ohne Stoff, Gestalt, Farbe u. s. w. ist und nur vom Geiste geschaut wird. Was für das Wissen der Gegensatz des Begriffs und der Vorstellung, ist für das Sein der Gegensatz des Unsinnlichen und des Sinnlichen. Alles Sinnliche ist ein Werdendes, der Zweck des Werdens aber ist das Sein. Alles Sinnliche ist ferner vielfach und getheilt und die vielen Dinge werden zu dem was sie sind, nur durch das, was ihnen gemeinsam ist. Kein einzelnes Ding stellt sein Wesen rein dar; es hat nur Eigenschaften, von denen es auch das Gegentheil hat, steht daher zwischen Sein und Nichtsein.

Das Gesagte läßt sich darin zusammenfassen, daß für Platon ohne die Wirklichkeit der Begriffe weder ein wahres Wissen noch ein wahres Sein möglich ist, daß die körperliche Erscheinung kein wahres Sein hat, sondern nur das begrifflich Gedachte. Das Letztere nannte Platon Ideen; von den sinnlichen Dingen nahm er an, daß sie neben ihnen bestehen und nach ihnen gebildet sind und genannt werden.

Die Ideen sind an keinem bestimmten Orte, sondern rein für sich

und bei sich selbst, keinem Wechsel unterworfen, ungeworden und unvergänglich, die ewigen Urbilder der Dinge und unbestimmt viele an Zahl. Es gibt schlechterdings nichts in der Welt, was nicht nach Platon seine Idee hätte; alle konkreten Dinge und Eigenschaften, alle Tugenden und Laster, das Sein und das Nichtsein, Alles hat seine Idee; die höchste aber ist das Gute; es ist der Urquell der Wirklichkeit und Vernunft, der Zweck und Grund alles Seins, die göttliche Vernunft und das schöpferische Prinzip selbst. Platon nannte die Ideen auch Kräfte, so daß sie an die Stelle der Atome und Elemente der alten Physiker traten. Später nannte er sie Zahlen und kehrte damit zu Pythagoras zurück. Somit vereinigte er gewissermaßen die Systeme der früheren griechischen Philosophen und des Sokrates in seiner Lehre zu einem Ganzen und darin besteht seine Größe und sein bedeutsames Wirken auf seine Zeit und die Nachwelt.

Es ist bereits gesagt worden, daß nach Platons System das sinnliche Dasein kein wirkliches Sein, sondern blos ein Werden, und daß die sinnlichen Erscheinungen den Ideen nachgebildet sind. Das aber, worin Alles wird und in das Alles sich auflöst, ist der unbegrenzte Raum, das eigentlich Nichtseiende*). Eine Ableitung des Sinnlichen aus der Idee läßt sich bei Platon schlechterdings nicht nachweisen und sein System hat daher hier eine Lücke; denn es scheiterte eben an einer Frage, die auch nachher niemals gelöst wurde und niemals gelöst werden wird. Der Dualismus, welcher aus der Annahme einer besondern Ideen- und einer besondern Erscheinungswelt folgt, ist ewig unvereinbar. So ist denn auch die Erklärung des Zusammenhangs von Idee und Erscheinung bei unserm Philosophen unbefriedigend. Er läßt einfach die Idee sowol als die Notwendigkeit an der Entstehung der sinnlichen Dinge betheiligt sein. Als Werk der Idee oder Vernunft müssen die Dinge aus der Idee des Guten als des Höchsten erklärt werden, was aber an ihnen dieser Erklärung widerstrebt, ist als Werk der Notwendigkeit oder mechanischer Ursachen zu betrachten; letztere sind jedoch blose Mitursachen oder Hilfsmittel der zweckthätigen Vernunft, obschon sie ihr vielfach hinderlich sind. Ein Bindeglied zwischen diesen sich stets widerstreitenden Seiten, der Idee und der Erscheinung erblickt Platon in der Weltseele.

Es ist dies eine dritte Weltsubstanz, die Seele des als ein lebendes Wesen vorgestellten Weltganzen, also die vollkommenste aller Seelen, der Grund aller Bewegung und Gestaltung, die Quelle alles geistigen Lebens, welche alle Zahl- und Maßverhältnisse ursprünglich in sich begreift und von welcher alle Zahlbestimmung und Harmonie der Welt

*) Zeller, die Philosophie der Griechen. 2. Aufl. II. 1. S. 464 ff.

stammt (in Anklang an die Harmonie der Sphären des Pythagoras). Es ist demnach gewissermaßen die Idee der Größenverhältnisse und der Harmonie, was Platon als Weltseele annimmt; aber dennoch dachte er sich selbe wie eine menschliche Seele, nur weit mächtiger und die ganze Welt umfassend. Seine Vorstellung verschwamm indessen in allerlei mystischen und fantastischen Vorstellungen vom Weltall mit Bezug auf die Bewegung der Gestirne, vermengt mit arithmetischen Spielereien. — Was die Entstehung der Welt und der Elemente betrifft, so äußerte Platon verschiedene Hypothesen, die an die älteren Physiker erinnern, aber mit seiner Lehre von der Weltseele, nach welcher diese sowol als das, was sie beseelt, ewig ist, wenig übereinstimmen, wie sich denn überhaupt das Mythische und das Positive in seinen Werken schwer trennen lassen. Er berührte sich darin vielfach mit den Pythagoreiern. Eigentümlicher ist seine Vorstellung von der Beschaffenheit der Welt. Er stellte sich das Weltganze kugelförmig vor, und in seiner Mitte dachte er sich die ebenfalls kugelförmige Erde; er war wol der Erste, der diese ihre Gestalt ahnte. Die Erde ist unbeweglich; um sie bewegen sich zunächst die sieben Planeten des Altertums und weiterhin der Fixsternhimmel, und zwar so, daß die einzelnen Himmelskörper sich nicht selbst bewegen, sondern mit ihren Himmelssphären, in welche sie eingefügt sind, um den Mittelpunkt der Welt kreisen, sich aber dennoch auch um ihre eigene Axe bewegen. Die Himmelskörper sind nach Platon lebende Wesen mit Seelen, welche weit höher stehen als die menschlichen, ja sie sind die edelsten und vernünftigsten aller Wesen, die gewordenen Götter und die Vorbilder des Menschen, der die ungeordneten Bewegungen seiner Seele derjenigen der Gestirne ähnlich machen sollte. Die Welt als Ganzes ist das vollkommenste Lebewesen (ζῶον) und der e i n e sichtbare Gott. Zu ihrer Vollkommenheit gehört, daß sie alle Arten lebender Wesen in sich fasse; deren sind zweierlei: sterbliche und unsterbliche. Zu den ersteren gehören die blos um des Menschen willen, zu seinem Nutzen existirenden seelenbehafteten Pflanzen und Thiere, zu den letzteren aber außer den Weltkörpern die Menschen, deren Körper und sterblicher Theil der Seele von den Gestirngöttern, der unsterbliche Theil aber vom Weltgotte geschaffen ist. Der Körper hindert die Seele an ihrer Vervollkommnung, an ihrer Gleichwerdung mit den Göttern. Daran knüpft sich eine der pythagoreischen ähnliche Vorstellung von der Seelenwanderung, und zwar in zwei Richtungen, eine zur Belohnung in besser werdender und eine zur Strafe in verschlechternder Richtung mit Perioden von je tausend Jahren. Die einzelnen Seelen sind indessen nicht Ausflüsse der Weltseele, sondern selbständig neben ihr bestehende Wesen, und was von ihnen, nach Ablösung des Fantastischen der Seelenwanderungslehre, gilt, ist ihre Voreristenz vor der Geburt und ihre Unsterblichkeit nach dem Tode. Platon glaubte an eine Wiedererinnerung

der Seele an einen frühern Zustand (oben S. 262) in entschiedenster Weise; auch eine Vergeltung nach dem Tode lehrte er, doch ohne sie näher zu beschreiben. Im Urzustand und nach der Rückkehr in denselben dachte er sie sich körperlos. Bei ihrer Einpflanzung in den Körper verwachsen Sinnlichkeit und Leidenschaft mit ihr und rufen den Unterschied zwischen dem unvernünftigen und vernünftigen, sterblichen und unsterblichen Theile der Seele hervor. Doch theilte Platon die sterbliche Seele noch weiter in einen gemeinern und einen edlern Theil, die ganze Seele also in deren drei. Damit geht Platons Philosophie in ihren Hauptheil, die Ethik über. Die drei Theile der Seele vergleicht nämlich Platon ächt poetisch und ächt griechisch (im Phaidros Kap. 34—37) mit einem Wagenlenker (die vernünftige Seele) und zwei Rossen, einem schönen, weißen, feurigen (die edlere sinnliche Seele) und einem häßlichen, schwarzen, störrischen (die gemeinere Sinnlichkeit), und zwar mit spezieller Beziehung auf die Liebe, die Paidophilie nämlich, da die Griechen keine gefühlvolle Frauenliebe kannten, sondern nur eine eheliche aus Pflicht und eine hetärische des Vergnügens wegen. Das weiße Pferd zieht den liebenden Geist nach reiner, das schwarze aber, das er mit Gewalt bändigen muß, will ihn nach unreiner Liebe fortreißen. Die erstere ist die bekannte platonische Liebe, also die edle, ideale Freundschaft und nicht etwa eine schwärmerische minnesängerische Frauenanbetung. Dahin gehört auch der an einen sonderbaren Mythos geknüpfte Panegyrikos auf die Paidophilie im 16. Kapitel des Symposion, womit Platon seinen Eros feierte. Im Übrigen war die platonische Ethik die noch mehr idealisirte sokratische; das Streben nach der Glückseligkeit, die Philosophie ist nach ihr eine Reinigung und letztere kann nicht anders vollständig erreicht werden als durch Trennung der Seele vom Körper mittels eines philosophischen Sterbens, durch welches die Seele eines von allem Übel erlösten körperlosen Daseins gewürdigt wird. Damit wäre freilich das Leben auf der Erde verurteilt und das wäre nicht griechisch; Platon sucht daher schon hienieden eine möglichste Glückseligkeit, welche durch die Tugend, durch die Philosophie und durch die Kunst, namentlich die Musik erlangt werden kann. Die Tugend jedoch steht allen anderen Mitteln voran, womit Platon in seiner spätern Zeit dem ursprünglichen sokratischen Gedanken der Verschmelzung des Wissens und der Tugend eine neue Form gab, indem er die Tugend des Ungelehrten derjenigen des Gelehrten gleichstellte. Er nahm drei Stufen der sittlichen Anlage an, die Selbstbeherrschung, die Tapferkeit und die philosophische Begabung. Das Wissen oder die Weisheit ist ihm nur eine von vielen Formen der Tugend; sie bildet mit der Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit die Vierzahl der Grundtugenden.

Die sittlichen Grundsätze sind bei Platon besonders mit Bezug auf den Staat angewendet. Auch für diesen ist die Tugend das höchste

Gut, die Sittlichkeit und Glückseligkeit der Bürger der wahre Zweck. Das Mittel dazu besteht in der Philosophie. Alle Staatseinrichtungen müssen daher auf philosophischer Grundlage ruhen, — die Philosophen müssen die Lenker des Staates sein, die höchste Macht in ihm besitzen. Der Staatsformen unterscheidet Platon fünf, eine gute, die Aristokratie, gleichviel ob ein „Bester" oder mehrere solche herrschen, und vier schlechte: die Timokratie (wie in Sparta), Oligarchie, Demokratie und Tyrannis *). Platon zeigt besonders seine Abneigung gegen die Demokratie, deren Ausschreitung seinen Lehrer gemordet hatte. Im Staate Platons hat Jeder nach Anlage und Erziehung seine Aufgabe, und so nimmt er drei Stände an, welche den drei Theilen der Seele und wieder den drei Theilen des Weltalls (s. oben S. 263) entsprechen, nämlich den Nähr-, den Wehr- und den Regir- und Lehrstand. Niemand soll in den Beruf des Andern übergreifen. Gesetze sind dabei überflüssig, denn Die sich fortwährend und ausschließlich der Staatslenkung widmen und diese in wechselnden Ausschüssen ausüben, müssen am besten wissen, was dem Ganzen frommt. Die Kultgesetze aber soll das delphische Orakel geben. Die Krieger Platons dienen weit mehr dazu, die Herrschaft der Philosophen aufrecht zu erhalten, als den Staat gegen außen zu vertheidigen. Ohne Zweifel haben die ägyptischen Volksabtheilungen (s. Bd. I. S. 341 ff.) einen Theil der Anregung zu dieser Eintheilung der Stände gegeben. Auch erinnern manche der besonderen Einrichtungen des platonischen Staates an die volkbevormundende Bureaukratie am Nil. Der Staat sorgt bei Platon (wie die Jesuiten in Paraguay, welche sich ihn wol zum Vorbild nahmen) für die Kinderzeugung; er wählt die Gatten für einander aus, bestimmt die Zahl der Kinder, tödtet ohne Gnade die gebrechlichen (wie in Sparta), sowie die Kinder der schlechten Leute und die Früchte unerlaubter Verbindungen, erzieht die Kinder von der Geburt an, so daß sie ihren Eltern und diese ihnen stets fremd bleiben, und wählt den Stand aus, in den sie zu treten haben. Auf die Ausbildung der Gewerbtreibenden und Bauern nimmt Platon keine weitere Rücksicht; die der Krieger soll in Gymnastik und Musik (in ächt griechischer schöner Vereinigung) bestehen; bei den Regenten soll die Philosophie dazu kommen. Den Dichtern verbietet der platonische Staat alle unwürdige Darstellung der Götter und schreibt ihnen ihre Rythmen vor.

Damit das Interesse des Bürgers völlig auf den Staat gerichtet und kein selbstsüchtiges werde, verwirft Platon allen Privatbesitz der beiden höheren Kasten; ja er verordnet ihnen gemeinsame Wohnungen und Mäler, sowie Weibergemeinschaft (die Frauen sollen die Tapferen durch öfteres Preisgeben belohnen). Dabei verlangt er aber auch, dem

*) Politeia IV, 18 und VIII, 1. 2.

griechischen Leben entgegen, Betheiligung der Frauen an Krieg und Staatsgeschäften (doch in der Schlacht nebst den größeren Kindern nur als Zuschauer) und ihre Gleichstellung in der Erziehung mit den Männern, daher auch gemeinsame gymnastische Übungen*). Richter und Ärzte werden, meint Platon, bei solchen Einrichtungen wenig zu thun haben, und er wollte damit kein Fantasiebild, sondern ernste Vorschläge für die Reform der hellenischen Staaten liefern, angefeuert durch seine und seiner Familie dorische Sympathien, welche aus dem Gesagten vielfach hervorleuchten.

Dagegen ist die Herrschaft der Philosophen dem dorischen Streben an sich fremd und dieser Gedanke hat seine Geburt ohne Zweifel in der Erinnerung an den pythagoreischen Bund; in späterer Zeit aber ist er, nur daß an die Stelle der Philosophen, wie in Ägypten und Indien, die Priester traten, in der Hierarchie und Feudalität des Mittelalters Fleisch und Blut geworden. Platon selbst ist jedoch in seiner spätern Schrift „über die Gesetze" von seinem Staatsideal zurückgekommen und räumt den menschlichen Eigentümlichkeiten einen weitern Spielraum ein, während zugleich die Stimmung religiös und der Gottesdienst zur wichtigsten Staatsangelegenheit wird, in der Erziehung aber die Mathematik die Hauptrolle spielt. Die Philosophen bilden keinen Stand mehr und verlieren daher ihr Vorrecht, die Krieger allein genießen die Rechte der Bürger und die Gewerbe werden von Fremden und Sklaven betrieben. Die im „Staate" verworfenen Gesetze werden zu Ehren gezogen und auf alle Lebensverhältnisse ausgedehnt. Die beste Verfassung aber ist eine Mischung von Monarchie (oder Oligarchie) und Demokratie. Ehe und Privateigentum sind wieder eingeführt, Antheil der Frauen an Staat und Krieg, gemeinsame Mäler und Erziehung beibehalten. Man hat wegen dieses verschiedenen Standpunktes die Ächtheit der „Gesetze" bezweifelt, aber nicht mit Glück.

Die Religion fiel für Platon mit der Philosophie zusammen. Der Philosoph war ihm zugleich der wahrhaft Fromme. Er nahm eine ewige, schaffende, unkörperliche Gottheit, seine „Idee", neben sichtbaren und gewordenen Göttern, den Gestirnen an; die hellenischen Götter erwähnte er blos der Form wegen, nicht aus Überzeugung, bei passender Gelegenheit.

Unter den Schülern und Nachfolgern Platons, den Akademikern, war der Erste Speusippos, sein Schwestersohn, etwas über zwanzig Jahre jünger als er, und dessen Nachfolger als Lehrer der Akademie Xenokrates aus Chalkedon, gestorben 314 vor Chr.. Beide kehrten zur Zahlenlehre des Pythagoras zurück, indem sie die Zahlen an die Stelle der Ideen Platons setzten; sonst ist ihre Lehre wenig bekannt.

*) Politeia V, 3. 14.

Der Letztere begründete den griechischen Unterschied dreier Theile der Philosophie, der Dialektik oder Logik, Physik und Ethik; außerdem stellte er eine ziemlich dunkle Dämonenlehre auf. In der Ethik wirkten bereits spätere Systeme auf ihn ein. Ein anderer Akademiker, Herakleides aus Herakleia am Pontos, lehrte (in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chr. in Athen) zuerst, daß die Erde sich um ihre Axe bewege und der Fixsternhimmel stille stehe, sowie daß Merkur und Venus um die Sonne kreisen; doch waren seine Werke (die verloren sind) durch mancherlei abgeschmackte Fabeln und sein Leben durch Gaukelei entstellt.

„Wie Platon der einzig wahre Sokratiker, sagt Schwegler, so war sein einzig wahrhafter Schüler Aristoteles.“ Dieser, 384 vor Chr. zu Stageira in Chalkidike, einer Kolonie der Insel Andros geboren, Sohn eines makedonischen Hofarztes, kam schon mit 17 Jahren nach Athen, während Platon auf Reisen war, trat drei Jahre später in dessen Schule und blieb 20 Jahre in seinem Umgang. Man hat ihn des Undankes und der Untreue gegen seinen Lehrer angeklagt; jedoch mit Unrecht. Auch die übrigen auf ihn gehäuften Verleumdungen entbehren aller Begründung. Nach Platons Tode diente er einem mysischen Tyrannen, seit 343 oder 342 aber dem makedonischen Könige Philipp als Erzieher seines Sohnes Alexander. Nachdem Letzterer seinen Zug nach Asien angetreten, ging Aristoteles wieder nach Athen und lehrte in den Schattengängen (περίπατοι) des Gymnasions im Lykeion, hin und her wandelnd, daher seine Schule den Namen der peripatetischen erhielt. Nach Alexanders Tod mußte er, der Gottlosigkeit beschuldigt, gleich Anaxagoras, dem Schicksale seines geistigen Ahnen Sokrates entfliehen und starb 322 zu Chalkis auf Euboia. Dieser das ganze Gebiet des Wissens umfassende Philosoph, den seine Vaterstadt als Heros mit Festen feierte, schließt somit in würdigster Weise die Zeit der ächt hellenischen Kultur ab, die in ihm ihre allseitigste Entwickelung erreichte, steht zugleich an der Spitze einer neuen Bildungsperiode, der kosmopolitischen des alexandrinischen Weltreiches, als Erzieher des Begründers derselben, und war endlich nach dem Untergange hellenischer Kultur bei Mohammedanern und Christen bis zur Wiederherstellung der Kenntniß des klassischen Altertums der Alleinherrscher im Gebiete der Philosophie.

Aristoteles steht einzig in seiner Art da; als der erste Philosoph, welcher sich alles Schwärmens, aller Einmischung der Mythen in die Forschung, alles Wucherns der Fantasie auf Kosten der Vernunft enthielt, ist er zugleich der Letzte seines Volkes und des Altertums überhaupt, welcher im Denken und Schaffen selbständig dasteht und mit dem ächten griechischen Geiste im Zusammenhange sich befindet, und endlich unter allen Hellenen, ja im ganzen Altertum der mit dem umfassendsten Wissen und dem weitesten Blicke ausgestattete Gelehrte. Er vertiefte

sich nicht traumhaft in eine Einheit des Seins, sondern betrachtete nüchtern das Einzelne, aber in allen Gebieten des Forschens und Wissens, so daß er statt der hypothetischen eine empirische Einheit der Welt gewann. Dadurch wurde es ihm möglich, der Begründer zugleich der Logik und der Psychologie, der Naturwissenschaft und des Naturrechtes, der Retorik und Poetik und der Geschichte der Philosophie zu werden. Seine Schriften, welche das gesammte Gebiet des Wissens der damaligen Geisteswelt umfassen und von denen die wichtigsten erhalten sind, behandeln jede einen streng abgerundeten Gegenstand für sich, bald von geringerm, bald von bedeutenderm Umfange; aber unter sich stehen sie in keinem Zusammenhang und bilden, obschon derselben allgemeinen Richtung folgend, kein System, wie auch Aristoteles keine feste Eintheilung der Philosophie aufgestellt, ja sich allen Eintheilungen abgeneigt bewiesen hat*). —

Als die „erste Philosophie", den Grund und Anfang der Wissenschaft betrachtete Aristoteles die aus Mißverstand von späteren Literaten Metaphysik (*μετὰ τὰ φυσικά*, d. h. die auf die Physik folgenden Bücher) genannte Lehre vom Sein als Sein, ohne Rücksicht auf dessen konkrete Erscheinung, die er auch „Theologie" nannte, die Wissenschaft von den letzten Gründen der Dinge. In der kein zusammenhängendes Ganze bildenden Schrift, welche diese Lehre enthält, geht er von einer Opposition gegen Platons Ideenlehre (oben S. 262) aus. Er wirft seinem Lehrer vor, dessen Ideen seien nur „verewigte Sinnendinge" wie in der Volksreligion die Götter idealisirte Menschen sind, und es lasse sich aus ihnen das Sein und Werden des Sinnlichen nicht erklären (Schwegler). Aristoteles faßt daher Geist und Materie als zwei Seiten eines Seins. In seinen Ausführungen bedient er sich indessen des Ausdruckes *εἶδος*, Form als des Gegensatzes zum Stoffe, *ὕλη*; die Form ist die im Stoffe liegende Idee, die denselben bewegende Ursache (so ist z. B. die Baukunst die Form des Hauses, die Heilkunst die Form der Gesundheit). Die Idee, welche bei Platon ruhte, ist somit bei Aristoteles ein stets Werdendes und Gewordenes. Der absolute, zuerst bewegende Geist ist der Gott unseres Philosophen, dieser somit der erste griechische Theist; doch ist ihm das Verhältniß zwischen Gott und Welt unklar geblieben — wie eben seinen Nachfolgern auch!

Mit der aristotelischen Theologie hängt eng die in des Philosophen Werk „Organon" behandelte Wissenschaft zusammen, die heute sogenannte

*) Die Lehre des Aristoteles eignet sich nicht so gut zu einer gemeinfaßlichen, kurzen Darstellung wie diejenige Platons und ist auch nicht so charakteristisch wie jene für den geistigen Standpunkt des betreffenden Zeitalters an sich, sondern von weitergreifender Bedeutung. — Wir verweisen daher bezüglich alles Nähern auf die Werke über Geschichte der Philosophie, besonders Zeller.

Logik, unter welchem Namen Jener sie aber mit der „ersten Philosophie" zusammenfaßte. Er ist mit Recht der Schöpfer der Logik zu nennen, indem er, auf der Grundlage der sokratischen Dialektik, das Verhältniß der Begriffe, Urteile und Schlüsse zuerst ordnete und die Kategorien der Gegenstände des Denkens aufstellte, welche diese Wissenschaft nach manigfachen Abänderungen noch heute leiten.

In seinen zahlreichen naturwissenschaftlichen Schriften ging Aristoteles der Entwickelung des Stoffs zur Form nach. Die letztere betrachtete er als den Zweck des Stoffes und die höchste Form, den Menschen, als den Zweck der Natur überhaupt. Das Weib sah er nur als einen verfehlten Schritt zur Schaffung des Mannes, des wahren Menschen an. Die Erde war ihm der Mittelpunkt, aber der schlechteste Theil der Welt, der die äußerste und daher vollkommenste Kreisbewegung machende Himmel der beste Theil, der der Gottheit am nächsten ist (daher Aristoteles auch der bevorzugte Philosoph des christlich gläubigen Mittelalters wurde). Von den Gestirnen glaubte auch er, daß sie in ihren Sphären an der gleichen Stelle blieben, aber mit denselben durch ihnen vorstehende Dämonen um die Erde bewegt würden. In Folge seiner Ansicht vom Himmel waren ihm natürlich die Sphären der Fixsterne vollkommener als die der Planeten. Die Wesen der Erde bilden nach ihm, der hierin der erste Vorläufer Darwins war, eine allmälige, stetig fortschreitende und sich immer mehr vervollkommnende Stufenreihe von den vier Elementen (die er als ein Ganzes dem von ihnen verschiedenen himmlischen Äther gegenüberstellte) durch die Pflanzen und Thiere bis zum Menschen hinauf. Ein unmerklicher Übergang bestand für ihn vom Leblosen zum Lebenden; Pflanzen und Thiere erklärte er nicht streng von einander unterscheidbar. Alle lebenden Wesen aber waren ihm mit Seelen begabt, welche letzteren er als von den Körpern durchaus verschieden, aber von ihnen untrennbar, unkörperlich, aber die Körper bewegend erklärte. In energischer Weise trat er für die Willensfreiheit ein.

Die Vernunft, lehrte er, sei von außen, von Gott dem Menschen verliehen, ihre Verbindung mit Seele und Körper daher nur eine äußerliche und sie lebe mithin nach dem Tode fort, — wie, wo und wozu? das war ihm durchaus dunkel.

In der Ethik baute Aristoteles auf der Grundlage des Sokrates und Platon weiter fort, verband sie aber enger mit der Naturlehre. Das Gute betrachtete er als das von der Natur selbst angestrebte Ziel. Die Lehre des Sokrates, daß die höchste Tugend das höchste Wissen, bekämpfte er und trennte beide, weil die Tugend aus der Natur sich entwickele und das Gute nicht erlernt, sondern durch Übung erworben werde. Der Mensch wird nach ihm durch dreierlei gut, durch Natur, durch Gewöhnung und durch Vernunft. Der höchste Zweck des Guten

aber ist das Beste, das höchste Gut, die Glückseligkeit. Dieselbe besteht nicht in einem passiven Zustande, sondern in vollkommenster Thätigkeit, in Wolbefinden und Wolhandeln zugleich. Die Tugend ist nach ihm die Beobachtung der rechten Mitte im Handeln; so viel Lebensbeziehungen des Menschen, so viel Tugenden gibt es auch. Da Aristoteles den Menschen als ein „politisches Wesen" (ζῶον πολιτικόν) bezeichnet, leitet er auch die Ausbildung der Tugend vom Staate ab. Der beste Staat ist ihm der, in welchem der tugendhafte Mensch und der gute Bürger eines und dasselbe sind, Glückseligkeit der Bürger, d. h. ungehemmte Ausübung der Tugend, daher der Zweck des Staates. Der Staat ist die vollkommenste menschliche Gemeinschaft und die höhere Ausbildung der Familie. Aristoteles knüpft in seiner Staatslehre nur an das geschichtlich Gegebene an und betrachtet vorurteilslos und mit großartiger Kenntniß der Geschichte die Staaten nach ihren gewordenen Verfassungen, wie er sich denn auch für die Sklaverei und für den Ausschluß der Handwerker vom Bürgerrechte (oben S. 49) ausspricht. Die Staatsverfassungen theilt er (Staat III. 7[5]) in solche, wo Einer, solche, wo Mehrere und solche, wo Alle herrschen und jede dieser Arten wieder in eine auf das allgemeine Wol gerichtete und eine ausgeartete Form. Die erste Art ist das Königtum, das in der Tyrannis, die zweite die Aristokratie, die in der Oligarchie, die dritte der sogenannte Verfassungs- oder Bürgerstaat (πολιτεία), welcher in der „Demokratie" ein verderbliches Abbild hat (wäre Aristoteles nicht gleich Platon ein Feind der entarteten Volksherrschaft Athens gewesen, so hätte er wol richtiger die Demokratie auf die Lichtseite gestellt und ihr Schattenbild „Ochlokratie" genannt). Des Philosophen Sympathie gehört dem Königtum und der Aristokratie zugleich, doch mehr der letztern; die dritte seiner guten Staatsformen, die Politie schlechthin, hält er als Idealbild für unerreicht, durch Herrschaft des Mittelstandes (Staat IV. 11) aber in gewissem Grade für erreichbar. Die schlechteste und verwerflichste Form ist ihm die Tyrannis, während er die Oligarchie und Demokratie oder, wie er meint, die Herrschaft der Reichen und die der Armen, nicht verdammt, sondern als geschichtliche Entwickelungen zum Bessern betrachtet. Jede Staatsform hängt übrigens von Lage, Klima, Verhältnissen u. s. w. des Landes und seines Volkes ab. Aristoteles versuchte daher keine fantastischen Experimente wie Platon; er hält streng an den festen Grundlagen des Staates, an der Ehe und Familie, der Kindererziehung im Schoße derselben, die er zuerst in eine umfassende Lehre brachte, und am Eigentum. Er wollte keine Weiber- und Gütergemeinschaft, aber doch eine polizeiliche Bevormundung des Volkes bis auf die kleinsten Dinge. Tödtung und Aussetzung schwächlicher Kinder und Abtreibung der Leibesfrucht hielt er für erlaubt. Platons Staat war die Quelle aller Utopien eines More, Campanella, Cabet, — der des Aristoteles

aber diejenige aller wissenschaftlichen Untersuchungen über die Staatsidee, wie die eines Machiavelli, Montesquieu, Rousseau u. A. Merkwürdig ist des Aristoteles Darlegung aus der Lage und Volksart Griechenlands, daß das hellenische Volk, wenn es politisch geeinigt wäre, die ganze Welt beherrschen müßte (Staat VII. 7). Leider war es für seine Nation zu spät, seine Lehren anzuwenden; dafür aber hat es sein Schüler mit den Waffen der Gewalt gethan. Mit der Volksreligion steht des Aristoteles Lehre in keinem Zusammenhang; auch die Kunstlehre hat er in der Poetik abgesondert behandelt; die Retorik war ihm eine Anwendung der Dialektik und Politik zugleich.

So schloß mit des Aristoteles nüchterner und unstreitig viele Keime späterer großer Fortschritte und Gedankensysteme enthaltender Lehre die Blüte der griechischen Philosophie ab. Unter seinen Schülern, den Peripatetikern, war der bedeutendste Theophrastos aus Lesbos, nicht viel jünger als der Meister und dessen Nachfolger an der Spitze der Schule in Athen, die er in der von ihm gestifteten Halle mit Garten zu hoher Blüte brachte, wie er auch des Meisters Lehre fleißig weiter bearbeitete und zu deren Verbreitung vieles beitrug. In der Botanik stellte er selbständige Forschungen an. Sein bedeutendstes Werk jedoch sind die „Charakterschilderungen". Er starb zwischen 288 und 284.

Eine neue Periode, eigentlich eher eine Entartung der griechischen Philosophie brach an mit einer Verirrung in Extreme ethischer Anschauungen, welche ihren Ursprung schon bald nach Sokrates unter dessen Schülern nahm. Sokrates hatte eine Ethik überhaupt erst ins Leben gerufen; daher konnte sie nicht anders als noch unentwickelt sein und mußte von diesen Schülern so, von anderen anders aufgefaßt werden. Am reinsten hat sie, wie wir sahen, Platon fortgepflanzt und weiter geführt. Die weniger vom Geiste des Schönen und Wahren durchdrungenen Nachfolger faßten die Lehre des Meisters einseitig auf, und aus seinem Grundsatze, daß die Tugend das höchste Wissen sei, zogen die Einen die Folgerung, daß die Tugend allein, ohne alle anderen Güter der Menschheit, zur Vollkommenheit führe, die Anderen aber, daß die wahre Tugend, weil sie Glückseligkeit bringe, auch nur in letzterer bestehe, mithin die Lust Ziel des höchsten Strebens sei. Ersteres verfochten die Kyniker (Hündischen), begründet von Antisthenes aus Athen, Letzteres die Kyrenaiker, Schüler des Aristippos aus Kyrene. Antisthenes, feuriger Schüler des Sokrates, aber auch mit den Sophisten in Verbindung, wie auch sein Schüler Diogenes aus Sinope, der wahre Typus des Kynikers, sowie einige Spätere (darunter auch eine Frau, Hipparchia, Gattin des Kynikers Krates) lehrten, daß alle Künste und Wissenschaften wertlos seien, sofern sie nicht die Tugend befördern; man müsse alles bei dem wahren Namen benennen und keine Definitionen aufstellen; die allge-

meinen Begriffe seien blose Gedanken der Menschen; es gebe kein Gut als die Tugend, kein Übel als das Laster; der Tod sei daher kein Übel und die Lust als angestrebter Zweck (nicht als natürliche Folge) das wertloseste und schädlichste Ding, das größte Übel. Wie Sokrates selbst, gaben aber auch die Kyniker keine nähere Erklärung der Tugend; natürlich, sie durften ja nicht definiren, und es genügte ihnen daher zu sagen: die Tugend ist die Tugend. Sich selbst betrachteten sie als die einzig Weisen und diese Selbstüberhebung verleitete sie zu Hochmut und ihre Bedürfnißlosigkeit zu Gemeinheit und Rohheit. Sie lebten, besonders der sprichwörtlich gewordene Diogenes, als Bettler und Vagabunden und härteten sich in extremer Weise ab. Ihre Konsequenz war am Ende Anarchie, Auflösung der Familie und des Besitzes, und Rückkehr zur Barbarei. In der Religion bekannten sie sich zum Glauben an einen Gott und verwarfen Mythen, Kulte und Mysterien. Ihr Einfluß auf die griechische Kultur konnte daher kein anderer als ein zersetzender, auflösender sein. Als Sittenlehrer waren sie gefürchtet und in dieser wie anderer Beziehung die Vorläufer der christlichen Mönche; ihre affektirte Armut diente zum Spott, ihre Schamlosigkeit zum Ärgerniß; ihr Eifer gegen Kunst und Wissenschaft kam zu spät; die Blüte dieser Güter war bereits dahin und der Verfall hatte begonnen.

Die Kyrenaiker hatten zu Vertretern außer Aristippos, einem Schüler des Sokrates, aber auch sophistisch angekränkelt, welcher ein herumziehendes Leben führte, seine Tochter Arete, deren Sohn Aristippos u. A. Sie verwarfen die logischen und physikalischen Untersuchungen wie die Kyniker; aber während Diese die höchste Lust in der Tugend, suchten sie umgekehrt die höchste Tugend in der Lust. Sie erklärten den Genuß als Selbstzweck, nur die Lust als gut. Alle Wahrnehmungen waren ihnen blos Schein und das wahre Wesen der Dinge unergründlich, daher das angenehm Erscheinende das Beste und die wahre Lebensweisheit die Kunst, den Augenblick zu genießen. Das Hilfsmittel hierzu suchten sie in der Einsicht und begünstigten daher die Wissenschaft und Kunst, soweit sie Annehmlichkeit bereiten. Diese Grundsätze führten zu Üppigkeit und Schwelgerei. Ihre volle Ausbildung und Regelung erhielten indessen die Kyrenaiker erst in der epikureischen, wie die Kyniker in der stoischen Philosophie. Seitdem durch Jene das rein wissenschaftliche Interesse geschwunden und nur noch praktische Interessen die Philosophen erfüllten, hatte die wahre griechische Weisheitlehre ihr Ende gefunden und begann eine neue Periode, welche zu anderen Kulturkreisen hinüberführte.

D. Geschichtschreibung und Berufswissenschaften.

Die griechische Prosa begann ihre Laufbahn, nachdem vorher sogar die Philosophen in Versen geschrieben, um 500 vor Chr. mit der Geschichtschreibung. Dieselbe war die Nachfolgerin des Epos; denn die Hellenen machten in ihrer patriotischen und farbenreichen Fantasie keinen Unterschied zwischen Mythos und Geschichte, sondern vermengten beides ohne Ahnung von der allgemeinen Notwendigkeit einer Kritik, obschon sie mitunter auch geübt wurde, doch ohne Folgerichtigkeit in der Anwendung. Es war der naturgemäße Gang der Entwickelung (ähnlich wie bei den sog. geschichtlichen Büchern der Hebräer, s. Bd. I. S. 424 ff.), daß in den älteren Zeiten, wo das Volk keine bedeutenden Ereignisse erlebte, die Dichtung in seinem Geiste vorwaltete, später aber, je mehr es sich an Thaten gewöhnte, die ihm rege Beschäftigung darboten, die Wahrheit der Dichtung das Feld streitig machte. So war die älteste epische Poesie (oben S. 195 f.), die homerische, auch die reinste Dichtung; das Epos der Kykliker verlor immer mehr an Naivetät, wurde stets künstlicher und nahm geschichtliche Bestandtheile auf, bis endlich zu der angegebenen Zeit die letzteren an Interesse vorwogen und auch die poetische Form aufhörte, welcher der Inhalt längst nicht mehr entsprach. Noch behielt aber die griechische Historik genug des Dichterischen, in ernster Behandlung von Mythen mitten unter wahren Begebenheiten, wie in der gehobenen und oft noch wirklich poetischen Sprache. Daß letztere von der gebundenen Form zur ungebundenen überging, hat seinen Grund in der zunehmenden Kenntniß des Schreibens, dessen Kundige die Beherrscher der Rythmen überwogen, sowie in der Ausbildung der Musik, die sich vom dichterischen Vortrage emanzipirte und ihre eigenen Wege ging. So wurde die Vereinigung von Sängern und Dichtern in einer Person immer seltener; beide Richtungen gingen auseinander; die Sänger wurden Musiker oder blose Lyriker (auch oft beides, s. oben S. 192. 205) und die epischen Dichter — Geschichtschreiber.

Das Vaterland der homerischen und der kyklischen Dichtung, Jonien in Kleinasien, war auch das der Historie. Die ersten Historiker, die sich eng an die Kykliker anschlossen, waren Sagensammler, Mythographen oder Logographen wie die Epiker; nur bearbeiteten sie die Mythen in Prosa. Der damaligen Geistesbewegung gemäß, welche ihre Nahrung aus dem Aufblühen der Kolonien sog, widmeten diese ersten Geschichtenerzähler ihre Griffel vorzugsweise den Gründungen von Städten. Dem fruchtbaren Emporkeimen selbstgeschaffener Kultur entsprach zunehmender Zweifel an der Mythe oder Gleichgiltigkeit gegen dieselbe, und das immer häufigere Vorhandensein von Quellen: In-

schriften, Gesetze, Bauten, Kultgegenstände u. s. w., leitete auf eifrigere Benutzung des Wirklichen statt des Vermutlichen. Wie früher die Epen zur Leier gesungen, so wurden nun an den Festen die geschichtlichen Aufschriebe vorgetragen und dem Gedächtniß des Volkes eingeprägt. Den jetzt verschollenen Logographen Kadmos und Dionysios aus Miletos folgte ihr Mitbürger Hekataios als erster eigentlicher Geschichtschreiber, indem er bereits Ereignisse aller drei Erdtheile der alten Welt erzählte und Mythen kritisch umdeutete; aber seine verlorenen Werke sind verdunkelt durch den „Vater der Geschichte", Herodotos aus Halikarnassos, um 485 vor Chr. geboren. An den Epikern und Logographen von Homer bis Hekataios gebildet, vervollkommnete er seinen Gesichtskreis durch Reisen nach den Kulturstaaten des Morgenlandes, die aber bereits persische Provinzen waren, Ägypten, Phönikien, Medien und Chaldäa, dann nach Hellas, wo er namentlich in Athen zur Blütezeit unter Perikles lebte, und siedelte endlich (444) als Auswanderer nach Thurioi in Italien über. Später muß er wieder in Athen gewesen sein; Zeit und Ort seines Todes (wahrscheinlich wenige Jahre vor 400) sind unbekannt. Sein Werk, ein Epos in Prosa, alle Länder der seiner Zeit bekannten Erde umfassend, voll retorischer Pracht und treffender Charakteristik, hat seinen Glanztheil in der Schilderung der Perserkriege; vollendet wurde es nicht. Fest steht sein Glaube an eine göttliche Macht und deren Gerechtigkeit (Nemesis); begeistert ist seine Freiheits- und Vaterlandsliebe, mäßig und vorsichtig seine Kritik. Wissentlich schrieb er niemals unwahres. Auf seine Zeit wirkte er durch Vortragen aus seinen „Geschichten" in bedeutendem Maße und begründete, wenn auch wider Willen, eine völlig von der ihm ehrwürdigen Mythe abgewandte und auf die Zeitereignisse gerichtete Forschung. Sein Nachfolger und Fortsetzer ist der Athener Thukydides (ursprünglich thrakischer Abstammung), um 464 geboren. Nicht glücklich als Seefeldherr, mußte er zwanzig Jahre (seit 424) in der Verbannung zubringen und starb um 395. Er wurzelt vollständig in seiner Zeit; er sah die Blüte Athens unter Perikles und lebte und webte für den Ruhm seiner Vaterstadt. Seine unvollendete Geschichte des peloponnesischen Krieges ist das erste pragmatische Geschichtwerk. Sein Standpunkt ist aufgeklärt und freisinnig. . Seine kräftige, gedankenvolle, bündige und scharf zeichnende Sprache ist Muster der Geschichtschreibung nicht nur des Altertums, sondern weit in spätere Zeiten hinaus geblieben. Sein Fortsetzer, der Sokratesschüler und mit Sparta sympathisirende Athener Xenophon (oben S. 260), geboren um 431, Söldner im abenteuerlichen Feldzuge des jüngern Kyros und Führer des Rückzugs der Griechen, dann in spartischen Diensten und aus Athen verbannt, focht bei Koroneia gegen seine Vaterstadt, wurde spartischer Bürger und Landwirt und starb 354 oder 353. In die Geschicht-

schreibung gehören seine hellenische Geschichte bis zur Schlacht bei Mantineia und die Anabasis (Feldzug des jüngern Kyros), in das Gebiet des pädagogischen Romans die Kyropaidie (Jugend des ältern Kyros); diese wie seine vielen sokratischen, ökonomischen und politischen Schriften zeigen weniger Scharfsinn als Biederkeit, weniger Kraft als Eleganz der Sprache. Die größte Bedeutung dieses altgläubigen und der Demokratie feindlichen Schriftstellers liegt in seiner Eigenschaft als treuer Herold des Sokrates. Mit ihm war die klassische Zeit der griechischen Historiographie dahin. Sein Zeitgenosse Ktesias aus Knidos in Karien, 416—399 Arzt am Perserhofe und für diesen bei Kunaxa gegen seine Landsleute kämpfend, schrieb eine persische und eine indische Geschichte, deren Zuverlässigkeit in sehr schlechtem Rufe steht. Philistos aus Syrakus, Verwandter und Stütze der beiden Dionysier, schrieb eine sikelische Geschichte, umsonst dem Thukydides nachzueifern bestrebt, — Theopompos aus Chios, geboren um 380, in Athen wirkend, eine griechische Geschichte zur Zeit Philipps von Makedonien, deren Wahrheitsliebe vielfach bestritten ist. Ephoros aus Kyme (405—330) vollendete nach fleißigen gelehrten Forschungen eine allgemeine Geschichte der Griechen, nicht ohne kritisches Urteil und setzte die dorische Wanderung als Anfangspunkt der wahren Geschichte fest. Er verriet geographische Kenntnisse und schrieb ruhig und ohne Leidenschaft.

Es ist für die Griechen als ein in seiner Ganzheit vorwiegend der Schönheit huldigendes Volk sehr bezeichnend, daß alle ihre schrifttümlichen Leistungen aus der Dichtkunst hervorgegangen. Die Philosophie (oben S. 234) war zuerst im Lehrgedicht vertreten, die Geschichtschreibung entsprang aus dem Epos, und so war ein Kind des Theaters und des Dramas die Beredsamkeit. Hatte ja schon die Tragödie sowol als noch mehr die Komödie politische Tendenzen und verfocht Grundsätze und Anschauungen. Zu der Zeit nun, als die Demokratie namentlich in Athen ihre Blüten trieb, als die Öffentlichkeit in allen Dingen, namentlich im Gerichtswesen und in der Volksversammlung von Wichtigkeit wurde und das Parteileben und Parteitreiben alle Gemüter erfüllte, da blieb die Bühne, ohnehin eine Lieblingsanstalt der Volksherrschaft und mit ihr Hand in Hand gehend, mit ihren Reden und Gegenreden in der kräftigen Sprache der Dramatiker gewiß nicht ohne Einwirkung auf den Austausch der Meinungen im Staats- und Rechtsleben, der dadurch eine künstlerische Form, eine Gewandtheit und Eleganz der Sprache, eine treffende Ausdrucksweise, eine begeisternde Einwirkung und siegreiche Überredungskraft auf die Zuhörer gewann. Die großen Staatsmänner der Hellenen, ein Themistokles, Kimon, Perikles und der wandelbare Alkibiades rissen bereits das Volk durch ihre Worte hin; aber eine Kunst wurde die Beredsamkeit erst, — gerade als das Drama dem Ende seiner Glanzzeit entgegen ging, in der zweiten Hälfte des fünften

Jahrhunders vor Chr. durch die Sophisten (oben S. 250), welche der ungekünstelten Begeisterung durch die glänzenden Fesseln der Dialektik und die hohe Ausbildung der Sprachmeisterschaft unter die Arme griffen. Diese Dialektiker waren die ersten systematischen Lehrer der Redekunst und als Solche von großem Einfluß auf das öffentliche Leben und die Jugenderziehung jener Zeit. Wie sie der attischen und damit überhaupt der griechischen Prosa einen neuen Aufschwung verliehen und eine Grammatik ihrer Sprache begründeten, sahen wir bereits. Die Geschichtschreiber Thukydides und Xenophon waren ihre Schüler und können ihren retorischen Hang nicht verleugnen. Des Thukydides Lehrer in der Beredsamkeit war Antiphon, der Gründer der wissenschaftlichen Retorik. Damals begann denn auch die Blüte der rein retorischen Literatur. Ihr Begründer ist Isokrates, ein Schüler des Sokrates und Freund Platons (er lebte 436—338), ging jedoch seine eigenen Wege. Er war zu schüchtern und schwächlich, um öffentlich als Redner aufzutreten und beschränkte sich daher auf retorische Schriftstellerei. Als patriotischer Athener vom alten Schrot und Korn, Freund der gesund entwickelten Demokratie und daher der Ochlokratie abgeneigt, zugleich für Frieden und Einigkeit unter den Hellenen begeistert, wie auch für ein gemeinsames Vorgehen gegen das stets Unheil säende Persien, aber kein scharfer Denker und fruchtbarer Geist, erging er sich zu sehr im Zurückwünschen vergangener besserer Zeiten, verlangte das Aufgeben der attischen Großmachtpläne und ergab sich zuletzt Jedem, der die Hellenen zu vereinigen suchte, wenn auch mit Gewalt, sogar einem Philipp von Makedonien. Überall zu versöhnen geneigt, aber zu schwach zum Erfolge dabei, hat er wol retorische Kunstwerke geschaffen, aber kein wirklich bedeutendes Werk.

Der größte unter den vielen gleichstrebenden Zeitgenossen des Isokrates war Lysias, Sohn des Kephalos, eines nach Thurioi ausgewanderten Freundes des Perikles, aber seit 411 in Athen lebend und ein thätiger Gegner (wie Verfolgter) der 30 Tyrannen. An das praktische Leben sich eifrig anschließend, legte er mehr Gewicht auf Anmut und Wirksamkeit der Rede als auf retorische Kunst, von deren Ziererei er sich früh schon losmachte, verriet aber Talent zur drastischen Darstellung der Stände und Personen, sowie eine ehrenhafte, gegen alles Schlechte unerbittliche Gesinnung, namentlich aber Begeisterung für Frieden und Freiheit. Die meisten seiner Reden hielt er nicht selbst. Seit derselben Zeit wie er lebte in Athen auch Isaios aus Chalkis, Platons Freund, der sich durch scharfe und bündige Beweisführung auszeichnete. Weit bedeutender aber als die Genannten wurde des Letztern Schüler Demosthenes, geb. um 383 in Athen, Sohn eines reichen Fabrikherrn, und der Tochter eines in Nymphaion auf der taurischen Halbinsel ansässig gewesenen Atheners und auf diese Weise Enkel einer Skythin. Früh Waise geworden, wurde ihm die Jugendzeit durch die

Schlechtigkeit seiner Vormünder verbittert; das bestimmte ihn aber, Redner zu werden, und kaum hatte er von Isaios Unterricht erhalten und das Alter der Mündigkeit erreicht, so ging er mutig in den Kampf für sein Recht — und siegte, wenn auch mit großen Verlusten an seinem Vermögen. Die Redekunst ließ sich aber nicht durch blosen Unterricht lernen, am wenigsten von Isaios, der nie öffentlich auftrat. Demosthenes fügte aus eigenen Kräften die Übung hinzu und hatte die bekannten harten Kämpfe mit seinen Mängeln zu bestehen, bis er auch diese siegreich überwand. Seine Wirksamkeit war ausschließlich auf die Thaten gerichtet. Er wurzelte durchaus im Gegebenen, im athenischen Staate, wie er geworden, in dessen Kunst- und Geschichtsdenkmälern, nicht in Fantasien und Utopien, und hielt daher nicht viel von der damaligen (platonischen) Philosophie, während er den retorischen Prunk der Sophisten und ihrer Schüler vollends verachtete. Zuerst wirkte Demosthenes als Sachwalter. Da aber dieser Beruf damals zu Athen in keinem guten Rufe stand, worunter auch er trotz seiner Redlichkeit zu leiden hatte, gefiel er sich nicht auf die Dauer darin, sondern warf sich seit 356 mehr auf die Politik. Er hatte sich soviel erworben, daß er eine Triere ausrüsten konnte, und betheiligte sich von nun an mit Eifer an den vaterländischen Angelegenheiten. Er trat, erst schriftlich, dann auch mündlich und öffentlich, für oder gegen Gesetzesanträge auf, je nachdem seine Überzeugung es ihm gebot, wobei er mit den gemeinsten Ränken seiner Widersacher zu kämpfen hatte. Aber ohne Ansehen der Person trat er für das Recht in die Schranken, und zwar streng nach dem Sinn, nicht sklavisch nach dem Buchstaben der Gesetze. So wurde er zum Volksredner und endlich zum eigentlichen Führer des Volkes in seinen wichtigsten Angelegenheiten, dessen es in der Zeit seiner Zerrissenheit und Schwäche nach dem Sturze der thebäischen Hegemonie so dringend bedurfte. Er sprach und wirkte für Reformen in der Staatsverwaltung, im Kriegs- und Seewesen, und seine Stimme war die erste, welche in Bezug auf Krieg oder Frieden gehört wurde. So verschmolz die Geschichte seiner Reden mit der Geschichte Athens und jede war eine politische That und von den bedeutendsten Folgen. Namentlich aber wurde Demosthenes zu einer Macht, als seit 351 der Makedoner Philipp seinen Arm nach Hellas auszustrecken begann, wie bereits oben (S. 76) von uns erwähnt worden. Die erste Philippika des Redners war ein Ereigniß und Athen war auf dem Punkte, soweit noch möglich, durch Jenen zu neuer That und neuer Macht aufgerüttelt zu werden, als dies durch einen ihm erwachsenen Gegner vereitelt wurde. Es war Aischines (oben S. 173), geboren um 390, Sohn eines Schullehrers und früher Schauspieler, dann Werkzeug ehrgeiziger Parteiführer. Nicht wie Demosthenes hatte er seine Kunst durch mühsames Ringen sich eigen gemacht; sie war ein glänzendes Talent bei ihm von Jugend auf. Nicht

aus Vaterlands-, sondern aus Ehr- und Geltliebe widmete er sich dem öffentlichen Dienste und verdingte sich der Gegenpartei des Demosthenes, dem Anhange des Eubulos, welcher Staatsmann mit viel Schlauheit und wenig Ehrenhaftigkeit sich dadurch oben zu erhalten wußte, daß er der Genußsucht der Bürger schmeichelte. Wolleben mit Gleichgiltigkeit gegen alles Hohe und Edle blühte zu seiner Zeit; die Mittel des Staates wurden für Feste und Prunkanstalten zusammengespart und dann verschwendet. Das Hetärenwesen gehörte zu den wichtigsten Angelegenheiten und war der beliebteste Gegenstand der Unterhaltung. Darnach kamen die Feinschmeckereien und die Trinkgelage. Gesellschaften bildeten sich, welche die Schlemmerei mit Witzworten und Spaßmachereien, zum Theil sogar mit Unflätereien würzten und so als Muster der heutigen Carnevalsgesellschaften und Narrenvereine gelten könnten. Philipp von Makedonien bot ein Talent für den Bericht über eine Zusammenkunft der „Sechsziger", welche im Herakleion bei Kynosarges ihre närrischen Abende abhielten. Auch die Kunst verweichlichte in demselben Maße; es war damals, als Skopas und Praxiteles (oben S. 189) die alte Kunstweise eines Pheidias, in welcher sich die Göttermajestät offenbarte, aufgaben und dazu herabstiegen der Sinnlichkeit zu schmeicheln, als die Göttinnen erst zu schönen irdischen Frauen, später gar zu Hetären und die jugendlichen Götter zu gefeierten παῖδες wurden, als eine Phryne (oben S. 38) es wagen durfte, bei Eleusis vor den Augen des festfeiernden Athen als getreues Abbild (oder Urbild) der Aphrodite Anadyomene aus dem Meere zu steigen und so die keusche ernste Gestalt der Göttin von Melos verdrängte. Die Bakchantin des Skopas, „in voller Ekstase, mit zurückgeworfenem Haupte und flatternden Locken, alle Pulse des erhitzten Lebens in dem Marmor schlagend" *), war ein Typus der Verwaltung des Eubulos, des Patrons eines Aischines. Alles so zu leiten, daß das Wolleben nicht darunter litt, war das Bestreben dieser Partei. Ob dabei des Vaterlandes Ehre litt oder nicht, war Nebensache. Aber es kam noch schlimmer. Seit der Gesandtschaft der griechischen Staaten zu Philipp, um Frieden mit ihm zu schließen, 346, entpuppten sich die Gegner des Demosthenes als Verräter des Vaterlandes, die dem nach der Unterdrückung desselben Lüsternen alle Vortheile zugestanden, um seinen Zorn nicht zu reizen. Der große Redner stand nicht an, nach der Rückkehr sie zu entlarven. Aber es war zu spät, das Verderbniß hatte zu tief gefressen. Die Geschichte Athens war von da an nur noch ein Kampf zwischen dem Patrioten Demosthenes, und dem Verräter Aischines, mit wechselnden Erfolgen. Jede Philippika hatte wieder ein Aufflackern des alten Griechentums zur Folge und Übermenschliches beinahe leistete der eine Mann durch die Kraft seiner Reden, die gewisser-

*) Curtius, griech. Gesch. III. S. 536.

maßen zu Flotten und Heeren wurden; aber was konnten sie wirken, seit Aischines bei Amphissa 338 dem Feinde den Weg in das Land bahnte, der dessen Freiheit bei Chaironeia vernichtete? In Athen aber dauerte der Kampf der beiden Redner fort. Ungeachtet der Ränke des Aischines wurde dem Demosthenes die Leichenrede für die Gefallenen übertragen und auf Antrag des Ktesiphon, freilich nach heißem vieljährigem Kampfe dem Führer der Patrioten die Bürgerkrone zuerkannt, worauf der Verräter in die Verbannung ging, in der er (in Samos) um 315 starb. Demosthenes setzte seinen Kampf auch gegen Alexander fort und wurde nach Thebens Fall aus Bosheit der Bestechung beschuldigt und eingekerkert. Er konnte fliehen, kehrte nach Alexanders Tod als Freiheitsprediger zurück und wurde im Triumf empfangen; als aber seine Auslieferung von Makedonien verlangt wurde, floh er wieder und starb freiwillig an Gift 322 im Tempel auf Kalaureia.

Einen weit älteren Stand als die Retoren und Sachwalter und einen weit weniger von den Wechselfällen des öffentlichen Lebens abhängigen bildeten die Ärzte. Die heroische Zeit kannte noch keine Krankheiten, wol aber genug der Kampfeswunden, daher auch nur Wundärzte, die den Gott Asklepios als ihren Stammvater und Beschützer ihrer Kunst verehrten. Vielfach übten die Ärzte in älterer Zeit noch Mantik und sonstigen Aberglauben; später machten sie sich von dem Zwange der von Priestern geleiteten Asklepiaden-Schulen frei. Ägypten scheint nicht ohne Einfluß auf die griechische Heilkunde geblieben zu sein. Die Ärzte der geschichtlichen Zeit waren theils vom Staate besoldet, theils bereicherten sie sich auf eigene Faust und waren zugleich Apotheker. Sie hielten Sklaven als Gehilfen, von denen man auch die kranken Sklaven behandeln ließ. Der erste wissenschaftlich verfahrende Arzt, und zwar mehr Diätetiker als Therapeut, soll Herodikos aus Selymbria gewesen sein; einen großen Ruf erwarb sich auch Demokedes aus Kroton, Leibarzt des Schah Dareios und nach seiner Rückkehr aus politischem Hasse ermordet; der berühmteste Heilkünstler der Griechen aber wurde Hippokrates aus Kos, ein Asklepiade genannt, des Herodikos und angeblich auch des Demokritos Schüler, Zeitgenosse der Sophisten und von ihnen angeregt. Er that das Meiste, die Wissenschaft zu befreien, fruchtbar zu machen und wissenschaftlich zu begründen. Bewegung, frische Luft und Wasser gehörten hauptsächlich zu seinen Heilmitteln. Auch wirkte er zu gleicher Zeit durch Aufstellung trefflicher ethischer Grundsätze und Verbindung derselben mit seinem Berufe. Von ihm hat Aristoteles viel gelernt. Er starb 356 in hohem Alter zu Larissa; doch ist seine Lebensgeschichte reich an Sagen. Unter seinen Nachfolgern ragte Eudoxos aus Knidos (408—355) als Philosoph, Politiker, Geograph, Mathematiker, Astronom und Arzt hervor, ein seltener Polyhistor. Er bereiste die ganze den Griechen bekannte Welt, theilweise mit Platon,

und gründete zu Kyzikos eine Schule, welche besonders um 368 blühte. Er wurde der Gründer wissenschaftlicher Astronomie und verbesserte den attischen Kalender. Seine Reisen eigneten ihn besonders zum Erdbeschreiber. Nachdem die Verfasser der homerischen Gedichte blos eine Nacht- und eine Tagseite der Erde gekannt (nämlich nördlich und südlich vom Schwarzen und Mittelmeer), welche dann Herodotos als Europa und Asien mit Libyen (s. Bd. I. S. 296) unterschied, theilte Eudoxos die Erdscheibe in fünf Zonen und unterschied selbe nach Klima und Produkten. Andere bedeutende Reisende der griechischen Blütezeit waren Skylax aus Karyanda in Karien, welcher auf Befehl des Schah Dareios I. die Küsten Asiens zwischen dem arabischen Busen und dem Indos untersuchte, sowie ein Namensvetter desselben, der vor der Zeit des Aristoteles die gesammten Mittelmeer- und Pontosküsten bereist haben soll, aber nach Zeit und Person unsicher ist, dann Pytheas aus Massilia, des Aristoteles Zeitgenosse, welcher bis zum sagenhaften Thule gedrungen sein wollte, aber wenig Glauben fand, dagegen in der Astronomie wichtige Beobachtungen anstellte. Im Ganzen jedoch fehlte den Griechen, die außer ihnen nur Barbaren kannten, der weitsichtige Überblick der Erde; diesen gewannen sie erst, als, ermöglicht durch das Fehlschlagen der patriotischen Bemühungen des Demosthenes, Philipps Sohn und des Aristoteles Schüler über die Trümmer der griechischen Freiheit hinweg nach bis dahin fabelhaften Gegenden drang und eine Welt der hellenischen Kultur unterwarf. Bis dahin und noch länger war ihnen der unbekannte Theil der Erde, wie selbst dem großen Platon, eine sagenhafte, untergegangene Atlantis!

Fünftes Buch.

Die Reiche Alexanders und seiner Nachfolger.

Erster Abschnitt.

Geschichtliche Übersicht.

A. Makedonien und Griechenland.

Die Hellenen schufen so viel des Schönen und Guten in Kunst und Wissenschaft, daß von ihnen nicht auch noch das, was ihnen vorzugsweise fehlte, nämlich politische Kraft und Einigkeit, verlangt werden konnte. Es wäre, hätten sie auch diese noch besessen, ein die menschlichen Verhältnisse und Anlagen weit überschreitender Reichtum an Gaben der Kultur auf ein bevorzugtes Volk gehäuft, sie wären, als Gegenstück zum „Volke Gottes", ein „Volk der Götter" gewesen. So kam es, daß sie bei allen ihren großen Leistungen aus Schwäche und Zerrissenheit ihre Freiheit verloren. Ihr Geist besaß aber solche Kraft der Ausdehnung und des Einwirkens, daß er sich anderen Völkern, namentlich den Umwohnern ihrer Kolonien mittheilte, wodurch sie die Genugthuung erfuhren, daß ein früher wenig beachteter Staat, der von ihrer Sprache und Kultur durchdrungen war, im Namen derselben das übernahm und durchführte, was sie selbst nicht vermocht hatten, die Eroberung der östlichen Hälfte des damals bekannten Erdkreises, und sie dadurch, ohne es zu wollen, dafür entschädigte, daß er ihre Freiheit niedergetreten. —

Die Makedoner waren mit Thrakern und Illyrern vermischte Nachkommen der auf dem Landwege (oben S. 6) aus Asien nach Europa gewanderten Griechen und ihre Sprache zunächst mit dem aiolischen

Dialekte verwandt*); sie standen also schon von vorne herein, obschon Barbaren genannt, den Hellenen nahe. Zudem aber wurden sie durch die zahlreichen griechischen Niederlassungen an ihrer Küste schon früh mit der höhern Kultur von Hellas bekannt, mit welchem Volke sie zudem in gleicher Weise unter der persischen Invasion hatten leiden müssen. Ihr Herrscherhaus, das sich gleich den peloponnesischen Doriern von Herakles ableitete, war lange unbedeutend an Macht und Einfluß gewesen und hatte sich sogar von dem kleinen Theben unter Pelopidas seine Schicksale ordnen lassen. Mit dem griechischen Geiste behielt es aber stets Fühlung und so beschützte schon vor dem Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr. König Archelaos die zu Hause mit Undank oder Unverstand kämpfenden hellenischen Dichter und Künstler, wie einen Euripides u. A. an seinem Hofe. So fand eine stufenweise Annäherung statt. Philipp, in Theben zum Griechen erzogen, wurde nach zwanzigjähriger Arbeit (oben S. 76) der Oberfeldherr der geschwächten Hellenen und sein Sohn Alexander ihr bewaffneter Apostel in Westasien und Nordostafrika. Was dabei unterworfen wurde, erhielt nicht makedonischen Charakter, der bei dieser ganzen Krisis überhaupt nicht in Betracht kam, sondern einen durchaus griechischen; denn der Sieger war der schwärmerischste Verehrer Homers und seines Helden Achilleus und der Schüler des Aristoteles. Was die ägyptischen, assyrisch-babylonischen und medisch-persischen Fürsten erobert, das Alles zusammen und noch weit mehr, bis über den Indos und Oxos, bis in die libysche Wüste und in die thrakischen Berge hinein, das wurde Alles ein Reich des griechischen Geistes, wenn auch auf die Dauer nur die westliche Hälfte dieses Gebietes.

Damit begann eine gänzlich umgestaltete Periode der griechischen Kultur, die sich von dem bisherigen Leben der letztern sowol im Schauplatze, als in Inhalt und Charakter wesentlich unterschied. Das Theater der frühern griechischen Kultur, der eigentlich hellenischen, war Hellas mit dessen Kolonien vom Pontos bis zu den Westgrenzen der Thalassa, — das der neuen, alexandrinischen oder hellenistischen, umfaßte außer Griechenland und Makedonien ganz Kleinasien, Syrien und Ägypten, während dagegen die hellenischen Kolonien im Westen des ionischen Meeres nach und nach dem Griechentum verloren gingen (s. oben S. 105). Ebenso aber unterscheiden sich auch die hellenische und die bezeichnend so genannte hellenistische (abgeschwächte, nachgeahmte, „griechenhafte") Philosophie, Literatur und Kunst; denn an die Stelle der Begeisterung für Glauben und Vaterland trat ein verblaßter Kosmopolitismus ohne Kraft, an die Stelle ungebändigten Freiheitstolzes und Trotzes niedrige Kriecherei und Schmeichelei, an die Stelle des Forschens

*) Curtius, griech. Gesch. III. S. 397.

nach Wahrheit ein Streben nach Nützlichkeit und Annehmlichkeit, an die Stelle des hohen Fluges der Fantasie ein nüchternes Walten grammatikalischer Korrektheit, an die Stelle des Verehrens der Schönheit und Erhabenheit um ihrer selbst willen ein Wolgefallen an sinnlicher Üppigkeit und Frivolität. Die politisch zerrissenen aber freien Hellenen waren Geistesriesen, die in große Reiche vereinigten unfreien Hellenisten — Geisteszwerge. Diese Umwandlung war eine Folge der Ausbreitung und damit auch der Zersplitterung und Zersetzung griechischer Kultur, die das an Gehalt verlor, was sie an Machtgebiet gewann.

Die Verfassung der diese Veränderung der Verhältnisse herbeiführenden und vollendenden Makedoner war von derjenigen der griechischen Staaten ursprünglich nicht verschieden. Sie war nur darin eigentümlich, daß dort die Monarchie nicht aufhörte, sondern an der Seite eines Lehensadels fortbestand, der sich nach dem frühen Tode des großen Alexander deutlich genug hervorthat und in seinen Nachfolgern. neue Königsgeschlechter weiten Reichen lieferte. Makedonien war durch Philipp ein strammer Militärstaat geworden und hatte vor dem kriegerischen Sparta die einheitliche Leitung voraus; darum konnten seine Edelinge, welche die Garde des Königs bildeten, tüchtig geschulte Feldherren und endlich Könige werden, als wären sie dazu erzogen gewesen. Ein neues System kriegerischer Aufstellung, das der Phalanx, wurde der Schrecken der Welt. So entwickelten sich die Makedoner zur Macht, und es konnte ihnen gleichgiltig sein, daß es die griechische Kultur war, der sie überall zum Siege verhalfen; es war ja auch die ihrige geworden und sie waren es doch, welche der Welt die Herrscher gaben, damit von der Tüchtigkeit ihres Stammes Zeugniß ablegten und es auch erreichten, daß von der Zeit ihres Vorwaltens an ihre Staatsform, die monarchische, unbestrittenes Übergewicht und allgemeine Sympathie erwarb und die Republiken der Hellenen in Mißkredit fielen.

Mit griechischer Bildung hatten die makedonischen Monarchen auch Staatsklugheit eingesogen. Es war gewiß mehr solche als Dankbarkeit für jene Bildung, wenn Philipp nach seinem Siege sich begnügte, der Bundesfeldherr der über ganz Hellas erweiterten Amphiktyonie zu sein, statt Hellas zur makedonischen Provinz zu machen. Einmal war Makedonien dazu noch zu klein; es hätte erst wenigstens Epeiros, Illyrien und Thrake umfassen müssen. Dann aber kannte er den unruhigen Geist der Hellenen und ihre durch Jahrhunderte hin anerzogene instinktive Abneigung gegen die Monarchie, selbst die Spartiaten mit ihren zwei Schattenkönigen nicht ausgenommen. Als König von Groß-Hellas hätte er mit fortwährenden Aufständen zu kämpfen gehabt; als Oberfeldherr hatte er das Heft in der Hand und brauchte sich um die kleinstaatlichen Stürme im Glase Wasser nicht zu bekümmern. Die innere

Verfassung der griechischen Staaten blieb die bisherige. Die Griechen waren so weit gekommen, froh zu sein, daß ein Mächtigerer sie gegen fremde Feinde beschützte, und sehnten sich mit Schadenfreude nach dem Augenblicke, da er sie gegen den Erbfeind im Osten führen würde. Allerdings hatten sie von demselben in ihrer letzten entarteten Zeit Bestechungen angenommen (s. oben S. 75), aber stets mit heimlichem Groll; ja es hatten demselben seit über hundert Jahren stets zehn- bis zwanzigtausend griechische Söldner gedient; aber noch weit lieber dienten sie Dem, der Persien niederwarf! Sie konnten sich wieder ganz der innern Politik widmen, da ihnen die äußere abgenommen war, und thaten es auch. Die Krönung des Demosthenes und Verbannung des Aischines zeigt, wie viel ihnen zugelassen wurde.

Die Athener haben sogar unmittelbar nach Chaironeia, als ob nichts geschehen wäre, unter dem Redner Lykurgos als Staatsschatzmeister wieder ihre Flotte vergrößert, ihre Zeughäuser hergestellt, das Theater des Dionysos vollendet, das Stadion am Ilissos, das Odeion und das Gymnasion im Lykeion gebaut, dem Sophokles und anderen großen Männern Bildsäulen errichtet. Ja die Thebäer gingen noch weiter und richteten auf dem verhängnißvollen Schlachtfelde selbst einen kolossalen Marmorlöwen als Denkmal hellenischer Tapferkeit auf. Aber auch die alten Zwistigkeiten und Ränke unter den einzelnen Staaten brachen bald wieder hervor und wucherten üppig, und zwar gerade um so mehr, weil sie sich nicht mehr in Verfolgung weiterer Ziele einigen konnten. Die makedonische Hegemonie hatte somit Griechenland weniger unterdrückt, als entsittlicht. Mit Unwillen wandten die Edleren und Tüchtigeren diesem ekeln und kleinlichen Treiben den Rücken und dienten lieber dem Makedoner, unter dessen Feldzeichen es doch etwas Großes zu wirken gab zum Ruhme des griechischen Namens. Namentlich aber als Philipp aus dem Leben schied, wandten sich alle hellenischen Geister mit höchstem Interesse der neu aufgehenden Sonne seines Nachfolgers zu.

Alexandros, 356 vor Chr. in der von Archelaos gegründeten Königsstadt Pella geboren, konnte nach damals geltender Sagenüberlieferung das Geschlecht seines Vaters auf Herakles und das seiner Mutter, Olympias von Epeiros, auf Achilleus zurückführen. In Wirklichkeit erbte er vom Vater die Thatkraft und den Ehrgeiz, von der Mutter, welche die geheimen Kulte jener Zeit, die auf Samothrake und die Dionysien in den thrakischen Gebirgen eifrigst mitmachte, die Fantasie, welche ihm in geheimnißvoller Ferne ein herrliches Ziel, ein goldenes Fließ der Argonauten zeigte und ihn unwiderstehlich hinriß, im sonneglühenden Osten sein Glück zu suchen. Wenn bei solcher fantastischen Verknüpfung von Eigenschaften die Klugheit und Besonnenheit des Vaters ausblieb, so war das nicht zum Verwundern. Seine Erziehung war völlig im Geiste der hellenischen Blütezeit und erhielt ihre Krone im

dreizehnten Jahre des Prinzen durch die Berufung des Aristoteles (s. oben S. 268)*). Wol selten sind Lehrer und Schüler Beide so hervorragende Männer, ja die größten ihrer Nationen gewesen wie in diesem Falle. Des Homeros Gedichte und des Stageiriten Philosophie haben Asien dem Griechentum erobert. Dieser Erziehung war in geistiger Beziehung keine Schranke gesteckt; weniger günstig waren die Umstände in ethischer Hinsicht. So herrliche Grundsätze der Sohn einsog und bereits bethätigte, — seines Vaters Beispiel war das schlechteste. Er zog thessalische Tänzerinnen und griechische Hetären der Gattin vor und nahm sogar vor ihren Augen eine zweite Frau unter glänzenden Festen, ja duldete, daß deren Oheim Alexander als Bastard behandelte, was diesen zu wildem Zornausbruch und zur Flucht mit der Mutter nach Epeiros zwang. Mit dem Sohne trat später Versöhnung ein, mit der Gattin nie. Sechszehnjährig war Alexander bereits Reichsverweser, mit achtzehn Truppenführer und tapferer Kämpfer bei Chaironeia, mit zwanzig, nachdem der Vater durch Mord gefallen, König.

An der Krone haben schon manche gute Grundsätze Schiffbruch gelitten. Daß bei Alexander dies nicht sofort der Fall war, ist das Verdienst des Aristoteles und seiner Ethik und Politik. Alexander hat für sein Alter staunenswerte Beispiele der Enthaltsamkeit, der Freigebigkeit, der Standhaftigkeit und des Edelmutes geboten; wenn er, insbesondere später, in sittlicher Beziehung fiel, sich der Wollust und dem Trunk ergab und Thaten verübte wie die Ermordung des Kleitos und Parmenion, die ungerechte Hinrichtung des freimütigen Kallistheues (des Aristoteles Neffen) und die Zerstörung von Persepolis, nebst sonstigen Grausamkeiten, so haben dies die ungewohnte glühende Atmosphäre des Ostens, die reichliche Versuchung, der Taumel des Glückes, das schon manchen Kopf verwirrte, die Besorgniß vor Verschwörungen (wie Philotas eine plante) und die bodenlosen Schmeicheleien der Umgebung zu verantworten. Daß dieser glänzende Meteor Ströme Blutes fließen ließ, ist nicht seine Schuld, sondern die seiner Mission, die in den faulen Zuständen des Morgenlandes, besonders des persischen Reiches (Bd. I. S. 546 und 551 ff.) begründet war. Dieser Augeiasstall bedurfte eines Säuberers und er fand ihn. Daß er sich zum Gotte machte, war wol Berechnung gegenüber Völkern, die an die Vergötterung der Monarchen gewöhnt und durch diesen Glauben besser im Zaume zu halten waren. Jedenfalls war er ein Heros gegenüber den Pygmäen seiner Zeit und hatte größere Berechtigung zum Eroberer als der Corse der neuern Zeit, der Plagiator der französischen Revolution, der sich mit keiner Kulturmission entschuldigen konnte und auch keine vollbracht hat.

---

*) Geier, Alexander und Aristoteles in ihren gegenseitigen Beziehungen. Halle 1856.

Wahrhaft groß, wenn auch unausführbar, war Alexanders Idee, das Abend- und Morgenland zu verschmelzen und die eitle und selbstgefällige Unterscheidung zwischen Hellenen und Barbaren, über welche sogar sein großer Lehrer nicht hinauskam, aufzuheben. Wirklich ist seit seiner Zeit dieses Vorurteil an Einfluß gesunken. Mit wie weisem Maße er seiner Idee Geltung schuf, zeigt seine kräftige Aufrechthaltung der griechischen Sprache und Bildung bei aller Humanität und Weitherzigkeit gegen die Asiaten und bei aller Anlehnung an die orientalischen Prunk- und Schwelgersitten. Wie sticht sein Auftreten in Ägypten gegen das stupide des Kambyses ab! Wie wußte er sich in Babylon selbst dem mildern Kyros gegenüber beliebt zu machen (Bd. I. S. 468)! Sehr naiv war allerdings das Mittel, das er zur Verschmelzung Asiens und Europas anwendete, die massenhaften Heiraten zwischen Makedonern oder Griechen und Perserinnen. An Kolonisten in den öden Gegenden Asiens dachte er nicht. Daß die hellenistische Literatur des Orientes sich mit der altgriechischen nicht messen konnte, dafür ist er nicht verantwortlich, denn die letztere hatte sich eben ausgelebt. Nicht eine Verbesserung der Leistungen griechischer Kultur konnte er bewirken, sondern nur ihre Ausbreitung und Weltherrschaft, und diese erreichte er, ungeachtet eine starke und einflußreiche Partei in seiner Umgebung den altgriechischen Standpunkt der Ausschließlichkeit gegen die Barbaren aufrecht zu erhalten suchte. Daß aber eine solche Mischung auch in ethischer Beziehung nichts Großes und Preiswürdiges hervorbringen konnte, sondern nur allgemeine Charakterlosigkeit, — wie war es anders möglich? Dasselbe System befolgte er auch in Bezug auf die Religion. Der Schüler des Aristoteles konnte unmöglich altgläubig sein und die Fabeln von den Göttern wörtlich glauben. Dies wird unterstützt durch sein Verhalten gegen die verschiedenen Glaubensformen. Er befolgte den wol mehr staatsklugen als humanen Grundsatz, sie alle gewähren zu lassen und ging darin so weit, daß er alle mitmachte. Als König und daher Staats-Oberpriester brachte er gewissenhaft den hellenischen Göttern alle ihnen zukommenden Opfer und machte sogar der Mantik und dem Orakelwesen seine Zugeständnisse, was ihn übrigens kaum Überwindung kostete, da eine fantastisch angelegte Natur wie die seinige auch trotz aller Aufklärung innerm Aberglauben ergeben sein kann. Hätte er anders gehandelt, so wäre er in Gefahr gekommen, seine Volkstümlichkeit einzubüßen. Daher machte er, seitdem er Asien erobert, auch den Kult der Chaldäer im Tempel des Bel oder Nabu (s. Bd. I. S. 469 und 507) mit, ließ von persischen „Magiern" (d. h. Priestern des Ormazd, Bd. I. S. 537) neben griechischen Sehern Trankopfer ausgießen (Arrian Alex. VII. 11), verkehrte mit indischen Brahmanen und Büßern (Bd. I. S. 232 und 266), von denen er Einen mitnahm, der sich in Susa aus Lebensüberdruß verbrennen ließ, opferte

(angeblich) im Jahve-Tempel zu Jerusalem*), und befragte in Ägypten das Orakel des Ammon (Bd. I. S. 327), so daß er mit sämmtlichen Religionen des Morgenlandes in Berührung kam. Darum haben auch alle Völker, nicht nur die er selbst unterworfen, sondern auch die nur von ihm hörten, aus Dankbarkeit für die Duldung ihrer Kultur und ihres Glaubens ihn in ihren Sagen verherrlicht und ihn ihren Heroen beigesellt, Brahmanen, Parsen, Griechen, Juden, Christen und Islamiten**).

Wenig bedeutend ist die wissenschaftliche Ausbeute von Alexanders Feldzug geworden. Von keinem der Völker, deren Bekanntschaft man machte, erhielten die Hellenen einen richtigen Begriff und mehr als oberflächliche Kenntnisse, nicht einmal von den Chaldäern, auch nicht von den Persern, am wenigsten von den fernen Indern, und wäre Alexander bis China gedrungen, die Griechen hätten von den Söhnen des Reichs der Mitte ein ebenso falsches Bild erhalten, indem ihre Beobachtungsgabe noch sehr unentwickelt war. So hat daher auch des Nearchos Seereise weiter kein Ergebniß gehabt, als einige Kenntniß des indischen Oceans.

Gegenüber den Griechen war Alexanders Persönlichkeit berückend; wie sollte sie nicht? Entsprach er ja ganz ihren Idealen von Helden, wie sie sie aus Homeros und aus eigener Erfahrung kannten! Als er, ihnen noch unbekannt, den Tron bestieg, rüsteten sie sich zum Abfalle; er erschien mit Sturmeseile durch die Thermopylen vor Theben, Athen huldigte ihm ohne Blutvergießen, und in Korinth ernannten ihn die geblendeten Hellenen (Sparta allein war nicht vertreten) zu ihrem Oberfeldherrn gegen Persien. Auf die falsche Nachricht von seinem Tode in Thrake, das er bis zur Donau unterworfen, standen Theben und Athen abermals auf; aber ein blutiges Strafgericht ereilte erstere Stadt, die ein Spruch der Amphiktyonen zur Zerstörung und ihre Bürger zur Knechtschaft verurteilte (335). Es hätte dieses Schreckmittels nicht bedurft, wie der frühere Erfolg lehrte; Hellas wetteiferte in Ergebenheit und hätte auf des Angestaunten einfaches Erscheinen so gethan. Manches Tausend Hellenen strömte seinem Heere zu. Die asiatischen Griechen empfingen ihn als Befreier (334). In Ägypten suchte ihn eine Gesandtschaft der Festfeiernden an den Isthmien auf, die ihm einen goldnen Kranz und Glückwünsche für seine Siege brachte. Die Athener gewann er durch Übersendung der von Xerxes geraubten Bildsäule des Harmodios und Aristogeiton, und ein Jahr vor seinem Tode ließen die gesammten Hellenen sich zur Anerkennung seiner Gottheit bewegen.

---

*) Herzfeld, Geschichte des Volkes Jisrael, Leipz. 1870, S. 188 f.

**) Vergl. Zacher, Pseudocallisthenes. Forschungen z. Kritik u. Gesch. der ältesten Aufzeichnungen der Alexandersage. Halle 1867. Römheld, Beitr. z. Gesch. u. Kritik der Alexandersage. Hersfeld 1873.

Anders wurde die Lage, als der neue indische Dionysos, seinem Liebling Hephaistion nachfolgend (323, elf Jahre nach dem Aufbruche von Hause, 33 Jahre alt), in Babylon den Folgen seiner Ausschweifungen erlag und sein ungeheures Reich bald in Trümmer zerfiel.

Zeigten sich schon im Heere, dem kein bezaubernder Idealheld mehr gebot, demokratische Regungen, von griechischem Geiste genährt, entgegen der Aristokratie der Heerführer, — wie hätten nicht noch weit eher die Hellenen selbst zu Hause an ihren Ketten rütteln sollen? Was kümmerten sie die zwei Kinder, die man als Schatten für den Tron bestimmte, was der soldatische Regent Perdikkas? Der Zauber war gebrochen, sie hatten wieder sich selbst gefunden, d. h. ihre Zerrissenheit und gegenseitige Eifersucht, nicht die Tage von Salamis und Plataiai! Noch zu Alexanders Lebzeiten (330) erhob sich Sparta, das den Makedonern niemals gehuldigt, in Agis III., bezeichnender Weise im Bunde mit Persien; er fiel vor dem wachsamen Antipatros und nun wurden die Griechen völlig als Unterthanen behandelt. Um so mehr brach nach dem Tode des Gewaltigen das unterdrückte Feuer des Unwillens los. Des Demosthenes Freund Hypereides (oben S. 38) bewog Athen zur Erklärung seiner Freiheit. Natürlich blieb nun Sparta still, da Athen voranging, ebenso die von Thebens Nachlaß gemästeten Boioten, während nur zerstreute Gemeinden mit Athen an der Spitze einen neuen Bund bildeten, der aber bei seiner Schwäche bald dem Antipatros unterlag. Athen verlor Besitzungen und Verfassung; Hypereides wurde in Aigina ergriffen und hingerichtet, und auch Demosthenes starb bei dieser Gelegenheit (oben S. 280).

Als die Reichsregentschaft, ein Spielball zwischen den ländersüchtigen Generalen, gegen dieselben hellenischer Hilfe bedurfte, gab sie, auf Betrieb des Griechen Eumenes, seinen Landsleuten ihre alten Verfassungen und Freiheiten zurück. So wurde Hellas (319) von Makedonien wieder unabhängig und demokratisch — dem Namen nach; denn in Wirklichkeit blieb Makedonien beständiger Schiedsrichter zwischen den entzweiten Staaten und zwischen den rasenden Parteien der einzelnen, namentlich Athens, wo sich Demokraten und Oligarchen ohne Ende befehdeten, daher 318 eine makedonische Diktatur unter Demetrios von Phaleron errichtet wurde; ja die Hellenen wetteiferten in Ergebenheit gegen Kassandros, des Antipatros Sohn, der an die Stelle des durch die blutige Olympias und ihn selbst unter namenlosen Greueln untergegangenen herakleidischen Königshauses trat und Thebens Wiederaufbau gestattete, wozu Hellenen aus verschiedenen Landestheilen und Kolonien — ein schöner Spätlingszug, — Beihilfe leisteten. Aber auf griechischem Boden wütete ungescheut ein Theil der Diadochenkämpfe, um das Land von dem lästig gewordenen Kassandros zu befreien. Das servil gewordene Athen stürzte die Bildsäulen des entflohenen Phalereers, jubelte seinem

Namensvetter, dem „Städtebezwinger“ (Poliorketes) zu und taufte zwei neue Phylen Antigonis und Demetrias, ihm und dem Vater zu Ehren; ja ein Bundestag in Korinth wählte ihn zum Oberfeldherrn (303). Zwar machte die Niederlage bei Ipsos der Herrlichkeit ein Ende und der nunmehrige Flüchtling wurde verhöhnt, aber kurz darauf neuerdings gefeiert, als er den Kassandros schlug, und nach dessen Tod Makedonien gewann, bis er auf seinem abenteuerlichen Raubzuge nach Osten in des Seleukos Gefangenschaft zu Grunde ging (283). Während Makedonien eine Beute der Nachbarn, des Epeiroten Pyrros und der Thraker wurde, der Erste aber bald seinen Abenteuerzug nach Italien ausführte und Rom zum ersten Male mit Hellas in Berührung brachte, drangen Kelten in der Balkanhalbinsel ein, verheerten sie bis Delphoi, wo erwachende griechische Kraft sie zurückschlug, brachten den Griechen die ersten Begriffe nordischer Barbarei bei und ließen sich endlich in Kleinasien (nach ihnen „Galatien“) nieder, wo sie friedlich griechischer Kultur erlagen.

Die Verbindung und selbst die Fühlung zwischen dem hellenischen Mutterlande und seinen Kolonien war inzwischen beinahe spurlos verschwunden. Die im fernen Westen verschmolzen mit der umwohnenden Bevölkerung, die in Sicilien und Italien wurden nach und nach römisch, die am Pontos gingen durch die Skythen der Griechenwelt verloren, die in Vorderasien fielen an die Nachfolger Alexanders. Bevor aber das angedeutete Schicksal der sikelischen Griechen eintrat, spielte sich dort noch eine durch die frühere wiederholte Tyrannis der Geloniden und der Dionysier vorbereitete Nachahmung des Strebens der Diadochen ab, d. h. ein einheitliches militärisches, selbstsüchtig auf Macht und Ruhm zielendes Königtum. Der Töpferjunge Agathokles aus Therma war es, der dies durch kluge Benutzung des Zwistes der Oligarchen und Demokraten in Syrakus und durch brutale Verwendung eines rohen Söldnerhaufens zu Stande brachte und unter Erheuchelung demokratischer Formen ein strenges Regiment ohne Prunk und Pracht führte, nicht ohne Vieles für das allgemeine Wohl zu wirken (317). Dann wurde die Hegemonie der Stadt im griechischen Sicilien erzwungen und darauf durch die belagernden Karthager jener beispiellos kühne Freibeuterzug nach deren Heimat unternommen, zu deren Besitznahme Agathokles heuchlerisch die Kyrenaier aufrief und sie dann meuchlerisch niedermachte, um ihre Schätze und Krieger in seine Macht zu bekommen. Durch die schändlichsten Greuel vereinigte der wiederholt von Karthago Vertriebene das griechische Sicilien zu einem Königreich, eroberte die Südspitze Italiens und Korkyra und starb endlich einen seines scheußlichen Lebens würdigen Tod. An seine Stelle trat Anarchie; umsonst suchte sein Schwiegersohn, der rastlose Pyrros seine Plane wieder aufzunehmen; ihn vertrieben die Karthager, dann schlugen ihn die Römer, denen nun

„Groß-Griechenland" anheimfiel. So endete die Rolle der Griechen im Westen des ionischen Meeres für immer. Pyrros, dieses einsehend, versuchte nun sein Glück im Osten, wo Hellas unter dem Joche von Besatzungen des makedonischen Königs Antigonos Gonatas (Sohnes des Demetrios) in seinen Städten seufzte. Der alte Abenteurer warf sich (274) auf Makedonien und dann auf Griechenland, sich in einen spartischen Königsstreit mischend, fiel aber bei Argos im Kampfe gegen die Spartiaten und Antigonos.

Die nun völlig unerträglich gewordene makedonische Soldaten- und Zwingherrschaft reizte endlich zur Erhebung. Athen stand zuerst auf, wurde aber geknebelt (263) und erlitt den moralischen Tod. Aber noch gab es anderswo Hellenen, wenn auch nicht mehr in der alten Kraft. Der wiederauflebende Gedanke der Einigung durch Bünde rief Stämme auf den Schauplatz, die sich in den früheren Perioden der Hegemonien Athens, Spartas und Thebens wenig hervorgethan, ja meist entweder neutral oder den Landsleuten fremd geblieben waren. Es waren dies die Aitoler und die Achaier, jene ein Bund von freien Gebirgslandschaften und Stammesgenossenschaften, diese von freien Städten. Durch frühere Kämpfe daher nicht erschöpft, hatten sich Beide eine gewisse Frische und Kraft erhalten. Die Aitoler, welche sich den Makedonern bereits unterworfen, gründeten sofort nach Alexanders Tod ihren Bund, eroberten das Gebiet der ozolischen Lokrer und griffen oft entscheidend in die makedonisch-epeirotischen Kämpfe ein. Sie ordneten ihr Gemeinwesen durch eine gemeinsame Bundesversammlung in Thermon (Panaitolikon), an welcher jeder Bürger mitstimmen konnte und welcher der Strateg vorsaß. Die Regierung führte der auch mit gerichtlichen Befugnissen ausgestattete Landrat (die Apokleten). Seine Beschlüsse vollzog der Strateg, der auch im Kriege anführte. Die Reiterei leitete der Hipparch; die Schreibereien besorgte der Staatsschreiber (γραμματεύς). Diese militärische Demokratie blieb nicht ohne innere Fehden und es herrschte nichts weniger als feine hellenische Gesittung, aber treuherzige Kraft. Zu dem Kerne der Aitoler kamen mit der Zeit Schutzverwandte, so besonders Elis (260) und dessen Nachbarorte Orchomenos, Tegea und Mantineia, sowie Unterthanen wie die Insel Kephallenia; aber der Bund gewann keine feste und sichere Grenze.

Wie die Aitoler auf dem Festlande, so vertraten auf der Peloponnesos die Achaier, völlig unabhängig von Jenen, ihren Seenachbaren, den verspäteten Bundesgedanken, der bei ihnen kein neuer, sondern nur ein unterbrochener war. Nach Vertreibung der drückenden makedonischen Besatzungen (280) traten vier Städte zusammen, den alten Bund zu erneuern und nach fünf Jahren thaten die übrigen, von denen zwei nicht mehr existirten, also sechs (oben S. 99) dasselbe und der Bund wurde ein festerer. Zweimal jährlich, im Frühling und Herbst, trat

die Bundesversammlung in Aigion zusammen, auch hier eine Landesgemeinde aller dreißigjährigen Bürger, welche über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge, Aufnahmen und Entlassungen entschied, Steuern erhob, Streitigkeiten schlichtete, Gesetze und Ordnungen erließ. Die laufenden Geschäfte beriet der Große Rat (βουλή), bestehend wahrscheinlich aus einem Ausschusse der großen Versammlung; die Regirung führten die Demiurgen, Vertreter der Bundesorte. Dazu kam noch ein Bundesgericht. Den Vorsitz der beiden Räte führte der Strateg als oberster kriegerischer und politischer Beamter. Zum Gehilfen hatte er im Kriege den Hipparchen, im Frieden den Staatsschreiber. Was nicht den Bund betraf, konnte jede Stadt selbständig besorgen, auch Münzen prägen und ihren bisherigen Kult beibehalten. Daneben gab es aber auch Bundeskulte, den des Zeus Homagyrios und der panachäischen Demeter zu Aigion mit eleusinischen Mysterien, von vorwiegend politischer Bedeutung, und den der panachäischen Athene zu Patrai.

Der Bund erhielt seinen ersten Zuwachs 251 in Sikyon und damit zugleich auch seinen nachher größten Vorsteher Aratos, damals 20 Jahre alt, der dann 245 das erste Mal Strateg wurde. Weiter wurde Korinth gewonnen, dann Troizen, Epidauros, Megara, Kleonai, Phlius, Hermione, Argos, Aigina und Megalopolis mit dem größten Theil Arkadiens. Das ebenfalls vom Bunde befreite Athen (229) trat ihm nicht bei. Außer ihm waren also in Hellas nur die Aitoler mit Elis und die Lakonen nicht achäisch geworden, mit denen daher der Kampf um Hellas begann.

Dazu mußte es um so eher kommen, als das bereits längst entartete Sparta sich unverhofft einer Wiedergeburt näherte. Es war nur noch zwischen einer solchen und dem Untergange zu wählen. Die Spartiaten hatten reißend an Zahl abgenommen wie jede bevorzugte Kaste. Es gab nur noch siebenhundert Familien dieses Standes von früheren neuntausend (oben S. 78 und 80) und hundert von diesen, welche zuletzt sämmtlichen Grund und Boden besaßen, hatten wieder durch ihren Reichtum alle Macht thatsächlich in den Händen und lenkten das sogenannte Volk nach ihrem Willen. Die aus ihnen hervorgehenden Ephoren leiteten die Könige, besetzten den Rat, und verfügten über Leben, Gut und Ehre der Bürger. Die Nemesis für die Unterdrückung Messeniens (das jetzt wieder frei war) und der Heloten war gekommen, die alten Sitten waren aufgegeben, Syssitien und Gymnasien waren leer und Gold und Silber schmückten die Häuser der Regirenden. Da erwachte die Thatkraft in dem jungen und tapfern Agis IV., einem Nachkommen des Agesilaos. Das lykurgische Sparta herzustellen, dazu feuerten ihn die Erfolge der Aitoler und Achaier an. Der monarchische Socialist begann mit Wiederherstellung der alten Rauheit und Einfachheit, bewirkte (242) gegen die Mehrheit des Rates den Volksbeschluß

allgemeiner Schuldentilgung, einer großen Landvertheilung, einer Aufnahme von Perioiken und Fremden in das Bürgerrecht, und trug selbst sein Vermögen zum Zwecke der Durchführung bei. Seine Partei wuchs so sehr an, daß der widerstrebende Kollege Leonidas abgesetzt und durch einen Staatsstreich neue Ephoren eingesetzt wurden. Aber der Sieg war kurz. Die selbstsüchtige Handlungsweise seines Oheims Agesilaos brachte Agis ins Verderben und er fand mit seiner ihm anhängenden Mutter und Großmutter gewaltsamen Tod im Kerker. Die vorige Unsitte nahm wieder ihren Fortgang und das Volk darbte um die wenigen Schwelgenden, als Kleomenes III., Sohn von Leonidas, dem Kollegen Feind und Mörder des Agis, philosophisch gebildet, durch die schöne Gattin Agiatis, die ihm gewaltsam angetraute Witwe des Agis, angefeuert wurde, dessen Plan wieder aufzunehmen, aber zugleich mit dem Bestreben, Sparta auch nach Außen Achtung zu erkämpfen. Er führte durch Mord und Vertreibung der Gegner die Reformen des Agis nochmals ein, wurde bald durch den verdächtigen Tod der letzten Verwandten des andern Hauses der erste alleinige König Spartas und ordnete dessen Zustände in despotisch-socialistischer Weise. Mit der Absicht, die ganze Peloponnesos seinem Scepter zu unterwerfen, forderte er vom achäischen Bunde, dessen Feldherr Aratos inzwischen ein Bundesgenosse Makedoniens geworden, Überlassung der Hegemonie desselben und als sich dies zerschlug, entfesselte er das „rote Gespenst“. Die Armen erhoben sich, wo er auch vordrang, verlangten Schuldentilgung und Gütertheilung; Aratos, umsonst völlig in die Arme Makedoniens flüchtend, besaß bald nur noch Achaia (224); aber die Hilfe des Antigonos Doson, makedonischen Königs und achäischen Oberfeldherrn, beendete einen Krieg voll der namenlosesten Greuel und Zerstörungen (Megalopolis durch Kleomenes) durch den Sieg bei Sellasia (222). Kleomenes verlor seine Eroberungen und Sparta selbst und floh nach Ägypten, wo er, von den verbündeten Ptolemaiern mit Mißtrauen behandelt, einen tollen Auflauf wagte und dabei mit seinen Genossen durch Selbstmord fiel.

Sparta war nun eine königslose, von makedonischer Oberherrschaft neu geordnete Oligarchie, der achäische Bund in militärisch-politischer Beziehung eine makedonische Provinz, der aitolische, aller höhern Bildung entbehrend, eine grundsatzlose Freibeutergenossenschaft, Boiotien und Athen gänzlich abhängig von Makedonien. Diese Lage der Dinge mußte bei der eingerissenen Entsittlichung zunächst zum Kriege zwischen den beutelustigen Aitolern und den herrschsüchtigen Achaiern führen. Ganz Hellas theilte sich und die wilde Fehde kostete den ehrwürdigen Tempeln in Dodona und Olympia ihre schönsten Zierden; der Aitoler Hauptstadt Thermon wurde vernichtet. Zugleich aber nahte die Kunde von einem riesigern Kampfe, dem um die Weltherrschaft, nicht blos um Hellas. Karthago und Rom kämpften ihn. Ob jenes oder dieses siege,

das sah man ein, so werde es sich auf Griechenland werfen, und in dieser Überzeugung schlossen Aitoler und Achaier (215) zu Naupaktos unter makedonischem Schutze einen Frieden, der freilich von kurzer Dauer war (Polyb. V. 105). Damit war die Geschichte von Hellas zu Ende und sein Untergang wie nicht minder der des noch herrischen Makedonien, das Pläne der Welteroberung schmiedete, — nur noch eine Frage der Zeit. Es ist blos noch zu erwähnen, daß bald Aratos mit den wahren Worten starb, „so lohnen Könige die Freundschaft" (Philipp III. hatte sein häusliches Glück frevelhaft zerstört) und darauf (210) Sparta einer blutigen Tyrannis anheimfiel, nach deren Sturz die Achaier dort die Oberhand gewannen und die lykurgische Verfassung für immer aufhoben. Die letzten entarteten Griechen, unter denen umsonst ein „letzter Hellene", des Aratos Nachfolger Philopoimen (Stratege seit 207) im Heere die alte Gymnastik wieder zu beleben suchte, dem Epameinondas nacheiferte und so an bessere Zeiten erinnerte, arbeiteten nur noch für die Fremden, hier die Achaier für Makedonien und Karthago, dort die wieder abgefallenen Aitoler für das zukunftreichere Rom, das später, nach mehrfacher Umkehrung dieser Parteistellung, alle jene Mächte nacheinander verschlang. Die hellenische Freiheit war dahin, der hellenische Ruhm folgte auf dem Wege zum Untergang und bald bestand nicht einmal mehr der hellenische Name. Wir werden in der Kulturgeschichte der Römer diesem Verhängniß wieder begegnen.

B. Die asiatischen Reiche.

Kein Theil der Eroberungen Alexander's, — denn ein einheitliches, fest organisirtes Reich zu werden, hatten sie keine Zeit, — fiel einer solchen Zersplitterung anheim wie der asiatische. Griechenland und Makedonien kehrten nur in die Anarchie zurück, die sie größtentheils schon von früher her nur zu wol kannten, bildeten aber immer ein Kulturganzes; Ägypten fand bald seine Versorgung in trefflicher Ordnung unter einer neuen — griechischen Faraonendynastie. Asien aber wurde gleich von vorn herein, noch ehe sich in seinen Provinzen ein gemeinsamer Geist hatte bilden und ehe sich griechische Kultur ostwärts über den Eufrat mehr als zerstreut und oberflächlich hatte verbreiten können, in höchst unkluger Weise zerrissen. Naturgemäß hätten, da das Ganze als Ein Reich doch völlig unhaltbar war, etwa vier Reiche gebildet werden sollen: Syrien mit Palästina, Kleinasien, Mesopotamien und Persien, lauter von der Natur abgegrenzte Länder. Das sahen die makedonischen Landsknechte nicht ein; Jeder suchte sich das erste beste Stück der Beute abzuschneiden und zu retten. Namentlich wurde das vorzugsweise zur Einheit wie geschaffene Kleinasien (s. Bd. I. S. 560)

in der widersinnigsten Weise vertheilt. **Antigonos**, für den die ganze Halbinsel als Reich vorzüglich gepaßt hätte, — Soldat von Beruf, und Fürst von Abkunft, während der Züge Alexanders schon Statthalter Phrygiens, erhielt blos dieses und den Südwesten Kleinasiens, der Geheimschreiber und Schriftsteller **Eumenes**, thrakischer Grieche, Kappadokien und den Nordosten, was aber Antigonos erst für ihn erobern sollte. Als Grieche und als Verfechter der Reichseinheit war Eumenes den Makedonern verhaßt, die er an Geist übertraf und selbst durch seinen fanatischen Kult des „Gottes" Alexander nicht gewann. Daher der Kampf auf Leben und Tod zwischen Beiden, der Kleinasiens Zersplitterung herbeiführte. Die übrigen asiatischen Provinzen waren ebenfalls noch lange ein Zankapfel der Feldherren. Des **Seleukos** Antheil war erst Babylon, der Inbegriff der einstigen mesopotamischen Kulturstaaten, das er zwar an Antigonos verlor, der nach des Eumenes Tod nahe an Vereinigung des alexandrischen Reiches war, — aber (312) wieder gewann, ja Medien und Persien dazu, und von da die Seleukidische Ära berechnete. Nach der Schlacht bei Kypros war der Sieger Antigonos der Erste, der den Königstitel annahm; seinem Beispiel folgte der Besiegte, **Ptolemaios** von Ägypten, dann auch Seleukos, **Lysimachos** von Thrake und **Kassandros** von Makedonien. Aber der gefürchtete Beispielgeber fiel (301), 81 Jahre alt, bei Ipsos vor dem Bunde seiner Nachahmer; sein tapferer Sohn Demetrios wurde flüchtig; Kleinasien erhielt eine neue Theilung zwischen Lysimachos (Nordwest) und Seleukos (Südost); Syrien und Phönikien fielen an Letztern, dem endlich auch noch der asiatische Theil des ephemeren thrakischen Reichs, das in Familiengreueln und Kriegen zerfiel, zu Theil wurde. Seit dem keltischen Einfalle in Phrygien (Galatien, oben S. 290) war endlich ziemliche Ruhe in Vorderasien, und die Früchte der alexandrischen Verschmelzungsversuche konnten heranreifen. Sie bestanden in einer oberflächlichen griechischen Überpinselung von Barbaren, welche solche blieben. Griechische Städtenamen mit griechischen Tempeln und Palästen machten noch keine hellenische Kultur, griechisches Wolleben mit Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, Ganymeden und Symposien keine hellenische Geisteskultur aus. Asien war der unfruchtbarste Schauplatz des hellenistischen Lebens, das hauptsächlich in Griechenland und Ägypten blühte. Das Reich der Seleukiden, in seiner Blütezeit vom Hellespontos bis zum Indos reichend, also das sämmtliche von Alexander eroberte Asien umfassend, stand trotz seiner Größe an günstiger Lage und Abgrenzung dem ptolemäischen Staate nach. Um diese ungeheuren Strecken zusammenzuhalten, umgaben sich die Könige mit göttlichem Glanze. Seleukos I. wurde nach dem Tode angebetet, Antiochos I. hieß „der Retter", Antiochos II. sogar „der Gott". Steife asiatische Hofetiquette herrschte da wie einst in Ninive, Babylon und Susa. Auch die orientalischen Hofsitten kamen

auf. In der herrschenden Familie fehlte es, namentlich bei den Seleukiden und fast in demselben Maße bei den Ptolemaiern, zu keiner Zeit an Mord, Ehebruch und Treulosigkeit. Morgenländische Despotie und Grausamkeit war an der Tagesordnung. Seleukos I. erhöhte die Zahl der Satrapien von zwölf auf 72, setzte darüber bürgerliche statt kriegerischer Statthalter, um besser vor Abfall geschützt zu sein, baute Städte und Straßen in bisher wüsten Gegenden, ließ jedoch ersteren nur geringe und unter Kontrole der Regirung stehende Selbstverwaltung. Sie erhielten makedonische und griechische Namen; man zählte 34, die ihm ihre Entstehung verdankten, darunter sechszehn Antiochien (nach seinem Vater) und neun Seleukien, fünf Laodikeien (nach seiner Mutter), drei Apameien und ein Stratonikeia (nach seinen Frauen); weitere waren nach Alexander benannt oder nach Makedoniens Hauptstädten wie Pella, Edessa u. s. w. oder nach Siegen, wie Nikopolis und Nikephorion. Antiochia am Orontes wurde Königssitz. Babylons Bevölkerung verpflanzte man nach assyrischem Vorbilde in das aufblühende Seleukia am Tigris, und seitdem war es verlassen und die zurückbleibenden Bel-Priester verloren ihren Einfluß; ihr Glaube und die Keilschrift starben aus (s. Bd. I. S. 555). Die große Mehrheit der Reichsbevölkerung bekannte sich zur Lehre Zarathustra's; unter den Griechen hielten sich deren Kulte aufrecht, vermischten sich aber vielfach mit dem Parsismus; abgeschlossen blieben nur die Juden in Palästina. Gelehrte, Geschäfts- und Hofsprache wurde überall das Griechische; was aber die Seleukiden für Kunst und Wissenschaft thaten, geschah mehr zum Prunk, als aus idealem Interesse.

Ungeachtet der von Seleukos angestrebten strammen Einheit erhielten sich doch eine Anzahl von Gemeinwesen im großsyrischen Reiche einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Dazu gehörten einmal gewisse griechische Kolonien, wie Chalkedon und Herakleia am Pontos, dann die altphönikischen, aus jeder Zerstörung wieder neu auflebenden Handelsstädte Tyros und Sidon, der jüdische Priesterstaat in Jerusalem und mehrere Fürsten und Häuptlinge in kleinasiatischen Provinzen wie Armenien, Kappadokien, Pontos, Bithynien, Mysien (in Pergamos), welche nach und nach, als das Reich schwächer wurde, sogar Unabhängigkeit errangen und neue Dynastien gründeten und so jenes Land abermals seinem unausweichlichen Schicksale, der Zersplitterung anheimgaben. Endlich behaupteten sich auch die Kelten Galatiens in ihrer Republik von drei Gauen und zwölf Bezirken mit Tetrarchen, — während dagegen im Osten des Reiches alteinheimische Stämme und Völker, wie die Parther, Baktrer u. a. ebenfalls wenig nach der Reichseinheit fragten und nur auf einen günstigen Anlaß warteten, sich loszureißen. So war überall der Zündstoff zur Zerreißung des ungeheuerlichen Ganzen aufgehäuft; die Seleukiden aber waren nicht im Stande, diesem Schicksal entgegen-

zuarbeiten und dachten nicht daran, ihr Heerwesen der Beschaffenheit des Reiches anzupassen, wozu z. B. eine tüchtige Reiterei gehört hätte, sondern behielten die für andere Verhältnisse passende griechisch-makedonische Heeresordnung bei. Das waren lauter Axthiebe in den Stamm des asiatischen Makedonismus und Hellenismus. Für das ohnehin unmögliche Zusammenhalten des kolossalen Reiches wurde auch nichts gethan; es war wirklich ein Riese mit thönernen Füßen. Statt nach Alexanders Plan die Völker im eigenen Gebiete zu verschmelzen, beschäftigten sich die Seleukiden vorzugsweise mit feindlichen Ränken gegen die Ptolemaier in Ägypten und die Antigoniden in Makedonien, um im Orient, wenn auch nur dem Namen nach, allein zu herrschen. Es war eine selbstmörderische Politik. Die Ptolemaier nahmen außer Kypros, das sie schon besaßen, noch Theile Kleinasiens weg und schlossen so die Seleukiden von zwei oder gar drei Seiten ein; denn sie besaßen auch Palästina, Phönikien und Kölesyrien. Schon vorher, um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr., fiel Baktrien ab (s. Bd. I. S. 267) und bildete sich in Erân das parthische Reich der skythischen Arsakiden. Zwar wurde (199) Palästina und dessen Umgebung dem natürlichen syrischen Ganzen (Bd. I. S. 373) wieder gewonnen; aber als Antiochos der Große auch Kleinasien wieder gewinnen wollte, wo sich inzwischen jene unabhängigen Königreiche und dazu griechische Republiken gebildet hatten, geriet er in die verderbliche Berührung mit Rom, und seine Plane, mit Karthago und dem sterbenden Hellenentum im Bunde den Weg Roms zur Weltherrschaft aufzuhalten (192), legten nur zum Untergange des syrischen Reiches den verhängnißvollen Grund. Die Eroberung Mesopotamiens durch die Parther (um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr.) erleichterte diesen Proceß im hohen Grade, und das den Seleukiden allein bleibende Syrien war keine schwierige Beute mehr für die Weltherrscher.

Unter allen Theilen des Reiches der Seleukiden hatte für die Entwickelung der menschlichen Kultur, wenn auch nicht jener, sondern erst einer spätern Zeit, keiner eine so hervorragende Bedeutung wie das sogenannte „gelobte Land", der Priesterstaat der Juden in Palästina. Es war allerdings nur ein Rest der Kinder Israels, der ihn bildete. Schon während des Aufenthaltes der Israeliten in Assyrien und der Juden in Babylon zerstreuten sich dieselben in alle Welt. Sie gelangten bis Indien und China (Jes. 49, 12), nach Kleinasien und den griechischen Inseln (ebend. 66, 19), nach Italien und weiter westwärts. Erst von der Rückkehr aus der babylonischen Verbannung an gilt allgemein von den Juden, was orthodoxes Vorurteil auf ihre gesammte Geschichte ausdehnen möchte. Wir haben (Bd. I. S. 397 u. 398) gesehen, wie erst seitdem der Monotheismus, d. h. die Verehrung eines einzigen geistigen Gottes, den vorher stets nur Wenige erkannt, unter der Menge platz-

griff, wie erst seitdem die „Fünf Bücher", vorher größtentheils unbekannt, ja zum Theil noch nicht einmal vorhanden, die Grundlage des Glaubens und Handelns wurden*), wie aber auch seitdem der Nationalstolz und die Selbstüberschätzung bei ihnen herrschend wurde und sie sich eifrig von jeder Berührung mit fremden Völkern ferne zu halten suchten. Sie waren freilich nun in der That die einzige Nation mit monotheistischem Glauben und daher die einzigen Erben der erloschenen Weisheit Ägyptens. Unter den zuerst zurückgekehrten 42,360 Menschen befanden sich 4289, also etwas über ein Zehntel Priester, darunter aber nur etwa 350 Leviten, welche größtentheils keine Lust hatten, wieder in die frühere Sklaverei (Bd. I. S. 405 f.) zu fallen, sowie 392 Nethinim, und endlich 7500 Sklaven beiderlei Geschlechtes. Sie hatten ferner die von Nebukadnezar geraubten Tempelgeräte und eine Anzahl von Schriften mitgebracht, in welchen die Geschichte der früheren Zeiten dem neuern Standpunkte gemäß überarbeitet war. Endlich hatten sich bei ihnen auch Ideen der Religion Zarathustra's eingeschlichen, welche in der Folge nicht ohne Einfluß auf ihren Glauben blieben**). Das neue Gebiet der Juden beschränkte sich auf das Land westlich vom Jordan. Aber auch hier lebten die während der Verbannung eingezogenen und ausgebreiteten Edomiten, freilich nicht mehr im Gebiete von Juda, aber in dessen Nachbarschaft dem Meere zu. Noch mehr aber als in Judäa war die Bevölkerung in den nördlichen ehemals dem Reiche Israel angehörenden Gegenden gemischt. Die bei der Abführung nach Assyrien zurückgebliebenen Israeliten waren mit von Asarhaddon dahin geschickten Babyloniern, Syrern und Phönikern untermengt und es wucherten dort zugleich chaldäische und phönikische Götzendienste, mißverstandener Jehovismus und sogar der alte Stierkult von Beth-El (Bd. I. S. 394) und später durch persische Kolonisten auch Zoroastrismus. Unter diesem Mischvolke, das später herkömmlicher Weise als „Samariter" bezeichnet wurde, saß unter Artaxerxes I. zu Schomrom (Samaria) ein das südliche Syrien leitender persischer Satrap, und in Jerusalem ein bisweilen jüdischer Unterstatthalter. Das Verhältniß zwischen beiden Völkern war kein freundliches, namentlich seitdem die Juden den immer mehr jehovistischen Samaritern als des Götzendienstes Verdächtigen die Theilnahme am Tempelbau verweigerten und später Nehemja die fremden Frauen, welche Juden geheiratet hatten, aus dem Lande wies. Darauf gründeten die Samariter einen eigenen Tempel und Kult. Der jüdische Tempel war auf dem Platze und nach dem Muster des alten (Bd. I. S. 435) gebaut, aber weniger imposant. Die Rechtgläubigsten stritten ihm die

*) Herzfeld, Gesch. des Volkes Jisrael v. d. Zerstör. des ersten Tempels bis z. Einsetz. des Makkab. Schimon rc., Leipzig 1870, S. 16.
**) Herzfeld a. a. O. S. 80. 82. 84.

„Anwesenheit des Herrn“ ab, weil das in Moses Tagen vom Himmel gefallene Feuer vor der Wegführung ausgegangen sein sollte. Doch wurde die ganze Kult-Einrichtung in Folge der Anordnungen Esras und Nehemjas genau dem Pentateuch angepaßt, den Ersterer dem Volke öffentlich vorlas. — Die Beschäftigung der Heimgekehrten war wie vorher (Bd. I. S. 382) vorzugsweise der Ackerbau, die Industrie war so unbedeutend wie früher und nebst dem Handel im Besitze der Phöniker. Der persischen Macht gegenüber besaßen sie mancherlei Rechte. Eigene Älteste walteten als Gemeindebeamte und bildeten die Gerichtsbehörden und unter ihnen genossen die Nachkommen Davids das höchste Ansehen. Zu einer mächtigen Stellung brachten sie es aber nicht mehr, obschon ihr Vertreter Serubabel persischer Statthalter in Jerusalem gewesen.

Das anfangs gute Verhältniß der Juden zu Persien verschlimmerte sich, sowol durch persische Despotie, als durch hartnäckiges Beharren der Juden in ihrer Abgeschlossenheit immer mehr. Sie begrüßten daher Alexander als Befreier und stellten ihre Truppen zur Überwindung des letzten Schah, worauf er ihnen Gebietstheile der aufrührerischen Samariter schenkte und ihnen jedes siebente Jahr, weil sie da das Feld nicht bauen durften (Bd. I. S. 426), die Abgaben erließ.

Alexanders Episode ist außerordentlich wichtig für die Geschichte der Juden. Seine Herrschaft ist der Beginn ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung außerhalb Palästinas, in der Zerstreuung (*Διασπορά*), namentlich im Nillande. Die nächste Veranlassung hierzu war der Kampf zwischen den Antigoniden und den ihnen folgenden Seleukiden einer- und den Ptolemaiern anderseits um die Ecke zwischen Asien und Afrika, das Übergangsland zwischen beiden Erdtheilen, — Palästina und Phönikien. Diese Länder waren der unselige Schauplatz dieses Kampfes um die Weltherrschaft, der doch keiner von beiden Parteien bleiben sollte. Von der Schlacht bei Ipsos an (301) gehörte Palästina zur neu-ägyptischen Herrschaft und weil es von dieser zwar wegen der stets von Syrien her drohenden Angriffe rein militärisch verwaltet, aber übrigens sehr human behandelt wurde, lockte dieser Umstand eine Menge Juden, dem Kriegsschauplatze zu entgehen und sich in dem friedlichen und milde regirten Nillande anzusiedeln. Die Zurückbleibenden wurden beinahe als unabhängig betrachtet und ihr hoher Priester zu Jerusalem erhielt den Ptolemaiern gegenüber auch den Charakter eines bürgerlichen Volksvorstehers und gegen eine jährliche Steuer von zwanzig Talenten erblichen Besitz beider Würden. Es wird auch berichtet, daß die Könige den Tempel freigebig beschenkten und auf Kriegszügen selbst darin opferten. Doch hatten auch die Seleukiden eine Partei im Lande, namentlich wenn die Hohepriesterwürde streitig war.

Den ersten bedeutenden Stoß erlitt die Sache der Neu-Ägypter in Palästina, als Ptolemaios Philopator den Frevel beging, den Tempel

betreten zu wollen, aber unter dem Wehklagen der Juden an der Pforte angeblich vom Schlage getroffen niedergesunken sein soll. Dazu kam, daß in der diesem König am meisten ergebenen Familie des Steuerpächters Josef (eines Nachkommen Davids) arger Zwist ausbrach. Josefs Sohn Hyrkan ging mit dem Gedanken um, mit Hilfe der Seleukiden das hebräische Reich wieder herzustellen. Er fand wenig Anklang und mußte fliehen; aber dafür nahm nun Antiochos der Große, eine Minderjährigkeit in Ägypten benutzend, Palästina (203) ein und brachte es an sein Reich, Judäa aber dauernd erst fünf Jahre später. Ohne allen Widerspruch, ja sogar freudig, gingen die Juden unter die neue Herrschaft über, und erfreuten sich unter derselben auch der nämlichen Rechte, wie unter der vorigen. Auch die Seleukiden beschenkten den Tempel reichlich, ja sie untersagten dessen Betreten allen Fremden, sowie alle Einfuhr unreiner Thiere in Jerusalem. Dieses gute Verhältniß war aber nicht von Dauer. Schon Seleukos Philopator ging mit dem Gedanken um, den Tempelschatz zu plündern; man erzählte, eine Erscheinung im Tempel hätte die Räuber zurückgescheucht. Sein Nachfolger Antiochos Epiphanes, der Trunksucht ergeben, liederlich und thöricht, aber unternehmend und ein Freund der Künste und griechischen Wesens, suchte diese seine Richtung im Reiche zu verbreiten. Der Zug der Zeit war ihm hilfreich. Es war bereits vielfach, selbst bei den Juden, Mode, griechisch zu sprechen und zu leben und sogar die Namen griechisch umzuändern, und gerade damals nahm dies besonders stark überhand. Dieser griechischen Partei (den „Hellenisten") gehörte auch Josua, genannt Jason, Bruder des Hohepriesters Onias an, und es gelang ihm (174) gegen das Versprechen erhöhter Steuern vom König jene Würde zu erhalten, welchem Gewaltstreiche sich Onias fügte. Nun führte der gräcisirende Hohepriester in Jerusalem ein Gymnasion ein, hob das Gesetz gegen die unreinen Thiere und die Absonderung gegen die Fremden auf, die sich gemeinsam mit den Jung-Juden gymnastisch übten, und ließ an den in Tyros eingeführten griechischen Kampfspielen durch Abgesandte seiner Anhänger dem Herakles opfern. Es ging ihm jedoch, wie er selbst gethan. Ihn stürzte durch Versprechungen bei dem König ein anderer Onias, genannt Menelaos, der den Tempel ungescheut bestahl und dadurch einen Volksaufstand hervorrief. Der König nahm sich seiner an und ließ seine Ankläger hinrichten. Da drang der gestürzte Jason in Jerusalem ein, und dies gab das Zeichen zum Einschreiten des Königs gegen die Juden. Er nahm Jerusalem (169), ließ morden und den Tempel plündern (einen Wert von 1800 Talenten). Dadurch verlor Syrien alle Zuneigung unter den Juden und sie sehnten sich zu Ägypten zurück, nicht bedenkend, daß beide Reiche bereits unter Roms Machtgebot standen und ein neuer Übergang daher nicht viel fruchten würde. Diese Bewegung führte aber (167) ein neues Blut-

bad, Beschädigung des Tempels, Abführung von zehntausend Einwohnern und endlich völlige Unterdrückung der jüdischen Religion herbei, und es wurde zum ersten Male der Versuch gewagt, die hellenische Glaubensform mit Gewalt einem Volke aufzudrängen. Der Tempel Jahves war für den Dienst des olympischen Zeus bestimmt, dem auch darin geopfert wurde, und im ganzen Lande trafen die Griechlinge ähnliche ihrer hellenischen Vorbilder unwürdige Einrichtungen, wobei sie mit dem empörendsten Zwange die lächerlichsten Kindereien verbanden. Die hellenisirende Partei machte den ihr behagenden affenhaften Schwindel mit, während die treuen Juden in Wälder und Gebirge flohen. Betroffene Jahve-Diener erlitten Folter und Tod; selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont, die heiligen Schriften, wo man sie fand, zerstört oder besudelt und die Eigentümer getödtet! Ja man stopfte sogar Schriftgelehrten Schweinefleisch in den Mund und mordete die Widerstrebenden!

So tief war das jüdische Volk gebeugt, als eine jener unsterblichen Thaten der Befreiung aufleuchtete, durch welche der menschliche Geist seine Höhe beweist und zugleich die Zähigkeit dieser Nation ein ebenso kräftiges Zeugniß erhielt, wie durch ihre Rückkehr aus der babylonischen Verbannung. Der alte Priester Mattisjahu vom Geschlechte der Hasmonäer war es, der mit seinen fünf Söhnen den Aufstand für den ererbten Glauben gegen die Griechen-Affen wagte, Anhänger sammelte, welche an Zahl wuchsen, im Lande umherziehend die Götzenaltäre zerstörte, die Abtrünnigen strafte und den Jahve-Glauben wieder herstellte. Nach seinem bald aus Erschöpfung erfolgten Tode (164) setzte sein Sohn Jehuda das Werk fort, er schlug so auf die Feinde los, daß er den Beinamen Makkabi (der Hammer) erhielt. Ein syrischer Anführer nach dem Andern wurde geschlagen, selbst wenn sie mit scheinbar erdrückender Übermacht gegen die an Zahl geringen, schlecht bewaffneten und ganz ungeübten Juden vorrückten. Jehuda, der jetzt 10,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, wandte sich endlich nach Jerusalem und weihte den Tempel an dem Tage ein, da er vor drei Jahren entweiht worden. Antiochos starb während dieser Thaten und sein unmündiger Nachfolger sicherte den Juden Religionsfreiheit zu; aber die Angriffe auf die Letzteren wurden auf eifriges Betreiben der Abtrünnigen fortgesetzt. Jehuda starb (160) den Heldentod. In der hierdurch herbeigeführten Bestürzung kamen aber den Juden fortdauernde Tronstreitigkeiten in Antiochia zu Hilfe, deren Parteien nacheinander um ihre Gunst buhlten. Dies hatte die stillschweigende Anerkennung von Jehudas Bruder und Nachfolger Jonatan als Haupt des jüdischen Volkes und seine Ernennung zum Hohenpriester durch den syrischen Gegenkönig Alexander Balas (152) zur Folge, was nach dessen Tod auch König Demetrios bestätigte, von dem die Juden sogar Ge-

bietserweiterung erlangten. Aber Jonatan, von den einheimischen Hellenisten und treulosen Syrern verraten, fiel in Gefangenschaft (143), in welcher er durch Mord endete. Seine beiden Würden erbte sein bereits bejahrter Bruder Simon, welcher sofort Judäa als unabhängig erklärte und für das Land von Demetrios II. Abgabenfreiheit und von Antiochos Sidetes das Münzrecht erlangte. Er erst war es, unter dem endlich die Hellenisten aus der von ihnen noch besetzten Davidsstadt und auch aus dem Lande vertrieben wurden. Er war es aber auch, der dem spätern Untergange seiner Nation vorarbeitete, indem er sich um die Gunst Roms bewarb; um auf einen mächtigen Bundesgenossen bauen zu können, schuf er den Juden einen strengen Vormund (140). Das noch junge Verhängniß von Karthago und Hellas war von da an auch das ihrige und sie hatten einen neuen Herrn, nachdem sie kaum des alten losgeworden. Als Simon unter dem Jubel des Volkes zum unabhängigen Fürsten und Hohenpriester erklärt und mit dem Purpur bekleidet wurde, ahnte noch Niemand den drohenden Untergang des Staates. Die seleukidische Zeitrechnung (oben S. 295) wurde aufgegeben und die der Makkabäer (von 140 vor Chr.) eingeführt. Die neue Fürstengewalt sollte aber, so wurde beschlossen, nur bis zum Auftreten des wiederkehrenden Elias als Vorläufers des Messias dauern.

Antiochos Sidetes war zwar nicht Willens, Judäa als völlig unabhängige Macht anzuerkennen; aber im wieder ausbrechenden Kriege wurde er geschlagen und ließ nun aus Rache Simon durch dessen entarteten Schwiegersohn Ptolemaios ben Chabub ermorden (135). Simons Sohn Jochanan, genannt Hyrkanos, folgte und erweiterte des Landes Grenzen, von Ägypten unterstützt; er schlug und unterwarf die Samariter, deren Hauptstadt und deren Tempel auf dem Garizim zerstört und die Idumäer (Edomiten), die zum Judentum gezwungen wurden, so daß er fast ganz Palästina wieder vereinigte (120—110 vor Chr.). So war endlich ein wichtiger Kulturkampf beendet, der das Judentum vor seinem Untergange durch das Griechentum rettete und ihm eine seit Salomos Tagen nicht mehr dagewesene Blüte verschaffte. Ohne die Makkabäer wäre unter Antiochos Epiphanes das Judentum spurlos verschwunden, indem es ohne sie nur verirrte Flüchtlinge zu Anhängern zählte und die Juden im Auslande ohnehin zur Hellenisirung geneigt waren. Durch die Makkabäer wurde es so sehr gestärkt, daß es künftigen Kulturentwickelungen als Sauerteig dienen konnte und selbst bei Verlust des Vaterlandes nicht seinen Untergang fand. Indessen beabsichtigten die Juden, indem sie sich der Hellenisirung erwehrten, keineswegs die vollständige Fernhaltung griechischer Elemente, wenigstens die geistig Aufgeweckten unter ihnen. Die Altgläubigen freilich, die Chassidim, Assidäer, hielten nicht nur am strengsten Mosaismus

fest, sondern verwarfen sogar die bewaffnete Vertheidigung, indem man Alles dem Willen Gottes überlassen müsse, wie sie lehrten*). Die Hasmonäer oder Makkabäer hingegen, die es gewagt, selbst am Sabbat die Feinde zu bekriegen, beschränkten den fanatischen Griechenhaß der Chassidim auf Abwehr gegen Verletzungen der jüdischen Nationalität und Religion, litten aber recht wol Aufnahme griechischer Kultur bis auf einen gewissen Grad. Ihr Kriegswesen, ihre Münzprägung, ihre Baukunst waren hellenischen Ursprungs. Ihr Palast in Jerusalem und ihr Mausoleum im Heimatorte Modin waren griechisch gebaut**). Sprache und Glaube dagegen sollten hebräisch bleiben und zu diesem Zwecke war das jüdische Reich wieder hergestellt worden, das beide einer fernen Zukunft entgegen leitete.

Die hebräische Religion der seleukidisch-makkabäischen Zeit war zwar entschiedener Monotheismus im Vergleiche zu der vorexilischen; aber die Reste des Heidentums fehlten ihr so wenig wie dem heutigen volkstümlichen Katholizismus und einigen anderen christlichen Sekten. Die untergeordneten Gottheiten waren zu himmlischen Heerschaaren geworden. Jahve gebot ihnen, auf einem Trone sitzend, den Cherubim (Bd. I. S. 402) und den Serafim, wie den Engeln („Boten“) und Heiligen. Sogar die Sterne waren, wie bei manchen griechischen Philosophen, belebte Wesen und eine Abart der Engel. Ja es gab überhaupt erst seit dem Exil individuell gestaltete Engel***).

Auch die „bösen Engel“ oder bösen Geister, welche vor dem Exil in sehr geringem Maße eine Rolle spielen (Bd. I. S. 421), wuchern erst seit demselben in bedeutender Menge und Wirksamkeit, sicherlich nicht ohne Einwirkung der eranischen Glaubensform (ebend. S. 531 ff.); gerade wie im Avesta, erhielten sie eine vollständige Hierarchie von gewissen Klassen mit verschiedenen Benennungen†). Sehr stark war der Glaube an das Besessensein der Geisteskranken durch böse Geister verbreitet und daß solche beschworen werden könnten. Erscheinungen und Visionen, wie sie in den nachexilischen Schriften erzählt werden, erweitern die Heere der guten und bösen Geister noch durch allerlei rätselhafte Gestalten, wobei sogar Elemente der griechischen Mythologie einwirkten, wie namentlich die Dioskuren††), denen nachgebildete kriegerische Jünglinge sich an die Spitze des Heeres der Makkabäer stellten. Es wurden auch Schutzengel der Völker angenommen, wie besonders aus dem Buche Daniel hervorgeht. Dort tauchen auch zum ersten Male

*) Graetz, Geschichte der Juden III. S. 7 ff.
**) Ebendas. S. 83 f.
***) Herzfeld, Gesch. des Volkes Jisrael S. 310.
†) Herzfeld a. a. O. S. 314.
††) Ebend. S. 318 f.

die Engelnamen Gabriel und Michael und im Buche Tobia Rafael auf, und der Talmud gibt sogar zu, daß die Engelnamen aus Babylon stammen. Das Buch Weisheit schuf ferner allegorische Personen, wie die Weisheit und den „Geist Gottes", der später bei den alexandrinischen Juden zum Logos wurde. Als Fürst der Finsterniß erscheint bei Tobia zum ersten Male Aschmedai (pers. Aëschma, Bd. I. S. 532).

Die auffallendste Verschiedenheit zwischen der vor- und nachexilischen Religion der Juden zeigt aber der Glaube an die Fortdauer der menschlichen Seele. Wir haben (Bd. I. S. 420) gesehen, daß derselbe in der ältern Zeit höchst mager war, ja so undeutlich, daß an seinem Vorhandensein gezweifelt und der „Scheol" ebenso gut als das Grab gedeutet werden kann, wie als ein Aufenthaltsort nach dem Tode. Jedenfalls wußte die vorexilische Zeit nichts von einem Eingehen der Seelen zu Gott und nichts von einer Auferstehung. Nach dem Exil jedoch läßt die Deutlichkeit einer Herrschaft dieser Dogmen mit weiterer Ausschmückung nichts zu wünschen übrig, besonders seit dem Erscheinen der Sprüche Sirachs, — und zwar wieder in Folge Einwirkung der zoroastrischen Religion. Ähnlich verhält es sich mit der Messias-Idee. Vor dem Exil ist, was sich auf selbe zu beziehen scheint, entweder „auf Rechnung der dichterischen Redeweise zu setzen", theils aus „der großen Verschiedenheit der alten und der modernen Ansichten von Gottes Thätigkeit auf Erden" zu erklären, theils „bezieht es sich auf die in Aussicht gestellte Bekehrung der heidnischen Völker". Von einem Messias als Person ist nirgends die Rede, nur bei den späteren Profeten von einem künftigen König, der das Reich Davids wieder herstellen und über alle Völker erweitern werde*). Seit dem Exil, bei den jüngsten Profeten, zuerst bei Maleachi, nähert sich die Idee immer mehr derjenigen vom parsischen Soschios (Bd. I. S. 535 f.). Erst bei Sirach tritt sie mit der Auferstehungslehre in Verbindung und bei Daniel mit apokalyptischen Bildern und Gesichten. Wir werden diese Entwickelung weiter zu verfolgen Anlaß haben.

Die Zeit nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil ist die des Aussterbens der Profeten. Gleich bei Anfang dieser Entwickelungsperiode des Judentums wurde die Thora als etwas Festes, Unabänderliches hingestellt. Neue Begeisterung hatte da kein Feld mehr zu bebauen. Gott sprach nun durch die „Schrift" zum Menschen; es bedurfte des Mundes der Profeten nicht mehr, das Volk an den Herrn zu erinnern (Bd. I. S. 407). Götzendienst im Volke Gottes hatten sie auch nicht mehr zu bekämpfen, ebenso wenig politischen Einfluß auszuüben zu einer Zeit, da Judäa unter fremdem Scepter stand. Es ist indessen ungewiß, wann das Profetentum eigentlich aufgehört hat. Nach

*) Herzfeld a. a. O. S. 327. 331. 335 ff.

dem Exil lebten von den in der Bibel vertretenen Profeten Haggai, Sacharja und Maleachi. Später wird nur noch von göttlichen Stimmen gesprochen, welche einzelne Auserwählte hörten und welche man verschieden ausgelegt hat. In der Folge traten, dem nüchternen Geiste der Zeit gemäß, an die Stelle der Profeten die Schriftgelehrten, denen wir weiterhin mehr begegnen werden.

Die Literatur der Hebräer nach dem Exil*) haben wir, soweit sie in hebräischer Sprache vorliegt und als „kanonisch" betrachtet wird, des Zusammenhangs wegen mit derjenigen der ältern Zeit zusammengenommen (Bd. I. S. 426 ff. 431 ff.). Die Schriftwerke der Zeit etwa von der syrischen Verfolgung an sind nur noch griechisch vorhanden und werden von den Katholiken ebenfalls als kanonisch, von den Protestanten dagegen als apokryph betrachtet. Dahin gehören voran die Sprüche des Jeschua ben Serach (Sirach), der zur Zeit jener Verfolgung lebte und dessen Enkel das Buch übersetzte; in der Tendenz ist es den salomonischen Sprüchen ähnlich (Bd. I. S. 434).

Unter den geschichtlichen Büchern dieser Zeit stehen als Hauptquelle für die Ereignisse derselben obenan: die Bücher der Makkabäer, zwei an der Zahl, von denen das erste um 107 vor Chr. entstanden ist und bis zum Tode Simons reicht, das zweite, aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, gegen das Ende der Makkabäerzeit (Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr.) hauptsächlich nach dem Geschichtswerke des Jason von Kyrene bearbeitet und wundersüchtig gehalten ist. Ein sogenanntes drittes Makkabäerbuch, von Niemanden als kanonisch betrachtet, erzählt angebliche Verfolgungen der Juden unter Ptolemaios Philopator. Das gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vor Chr. entstandene Buch Judith, ein patriotischer Roman, kleidet wahrscheinlich die makkabäischen Siege über die Syrer in solche der Juden über Nebukadnezar ein. Ein Familienroman ist das ungewiß wann geschriebene Buch Tobit (Tobias), das in der assyrischen Verbannung der Israeliten spielt. Die Engels- und Teufelsvorstellungen darin verraten persische Einwirkungen.

Die Vereinigung einzelner „heiliger Schriften" zu einer Sammlung (Kanon) war durchaus Sache der Willkür. Bis zur Rückkehr aus dem Exil kannten die Juden keine anderen heilig gehaltenen Schriften als die Thora. Nehemja fügte derselben, d. h. ihrem Tempelexemplar, zuerst die Bücher Josua, der Richter, Rut und der Könige bei, die jedoch noch nicht diese Abtheilungen besaßen, sowie die Profetenschriften (Daniel und Jonas ausgenommen) und die älteren Psalmen. Deshalb aber galten diese Schriften noch lange nicht für unfehlbar; sie besaßen blos großes Ansehen. Später wurden jener Ehre gewürdigt: Salomos

*) Über die Veränderungen in ihrer Sprache und Schrift zu jener Zeit s. Bd. I. S. 415.

Sprüche, Kohelet, Hiob und das Hohe Lied, und zwar letzteres keineswegs wegen angenommener allegorisch-religiöser Bedeutung, sondern wegen seiner dichterischen Schönheiten, — noch später (wahrscheinlich um 100 vor Chr.) Esther, Daniel und die Chronik mit Esra und Nehemja. Eine eigentliche Entscheidung über die Heiligkeit oder Offenbarung dieser Bücher ist unter den Juden niemals getroffen worden*).

C. Die Ptolemaier in Ägypten.

Die kühne That Alexanders führt uns zum ersten Male wieder in das alte Nilland zurück, das wir bei Ausgang der letzten Faraonen und dem bald darauf folgenden Ende der Perserherrschaft verlassen haben (Bd. I. S. 341). Dies Land hatte die Eigentümlichkeit, während des Altertums mit Griechenland in der höchsten Pflege der Wissenschaft und Kunst abzuwechseln. Gerade als Ägypten, kurz vor seiner Eroberung durch Kambyses, unter Psammetich sich den Hellenen öffnete, begannen deren höhere Leistungen in jenen idealen Thätigkeiten. In den dreihundert Jahren bis auf Alexander entwickelten sich diese zu der uns nun bekannten erhabenen Höhe, während Ägypten brach und todt lag. Mit Alexanders Eroberung aber wanderte die griechische Kultur, mit ihren Trümmern. zwar nur, aber mit dem Besten, was sie noch besaß, an die Nil-Ufer aus und trieb dort ihre Nachblüten, bis sie einem neuen Sterne erlag.

Die Gründung Alexandrias war eine Kulturthat des makedonischen Eroberers. Es war damit dem Griechentum in Ägypten eine eigene Stätte bereitet, ohne daß es die einheimische Gesittung irgendwie zu beeinträchtigen brauchte. Die letztere war vielmehr gesichert, seitdem der „Sohn des Ammon" dem Apis und dem Ptah seine Ehrfurcht bewiesen, und sie wäre nicht an Weiterentwickelung verhindert worden, wenn sie zu solcher noch fähig gewesen wäre. Ihre Zeit war aber vorbei. Eingeborene erhielten zwar hohe Ämter unter der neuen Herrschaft und die Richter waren angewiesen, nach einheimischem Rechte zu sprechen. Später jedoch wurden die Ägypter immer mehr gedrückt, besonders mit Steuern, und von ihrer Erhebung zu Ämtern war keine Rede mehr. Nur im Punkte der Religion erfreuten sie sich stets der größten Freiheit und die Dankbarkeit der Ägypter für Alexanders Toleranz sprach sich in ihrer Initiative zur Vergötterung Hephästions aus, welcher Alexandrias Lokal-Heros wurde.

Als ein glücklicher Gedanke der Feldherren des Eroberers hat es

*) Herzfeld, Gesch. des Volkes Israel S. 436 ff.

sich erwiesen, daß sie dem Ptolemaios, Sohn des Lagos und der aus dem makedonischen Königshause stammenden Arsinoe, Ägypten als Statthalterschaft anwiesen. Selten hat ein Herrscherhaus, wie das von ihm abstammende, sich so sehr in ein fremdes Land eingelebt, dessen Eigentümlichkeiten so sehr geachtet, und es so sehr verstanden, seiner angestammten, wie der angeerbten Kultur (wenn auch beide im Niedergange begriffen waren) gleiches Recht widerfahren zu lassen. Ptolemaios schon war hoch gebildet; er schrieb eine (verlorene) Geschichte der Kriegszüge Alexanders, und so beschützten auch die meisten seiner Nachfolger das ideale Streben in hohem Maße. Nach Ägypten ging er mit dem Vorsatze, sich die Krone aufzusetzen, für die er schon vorher, statt des blosen Feldherrnstabes, gestimmt hatte. Indem er die Leiche Alexanders nach der von Diesem gegründeten zukunftreichen Hafenstadt brachte, die er auch zur Hauptstadt machte, verlieh er so zu sagen, seinem werdenden Reiche den ersten Rang unter allen Diadochien. Die ägyptische Religion ließ er nicht nur unangetastet, sondern erklärte sie sogar zur Staatsreligion, neben der übrigens auch alle anderen, die griechische, die jüdische u. s. w. volle Freiheit hatten; ja er unterstützte sie mit reichen Geschenken und gab 50 Talente (225.000 Mark) zur feierlichen Bestattung des Apis. Um die Ägypter so wenig wie möglich in ihren geheiligten Gewohnheiten zu stören, wurden für die zahlreich sich ansiedelnden Griechen, welche indessen offiziell stets „Makedoner“ hießen, eigene Städte gegründet und diese erhielten eigene Gemeindeordnungen, welche für Soldaten wie für Bürger in gleichem Maße galten. Die zu Alexandria hielten Volksversammlungen im Gymnasion. Die Kinder aus Ehen zwischen Griechen und Ägyptern wurden, den griechischen Ehegesetzen gemäß, als Ägypter betrachtet und erzogen. Die Armee blieb in ihrem Kerne griechisch-makedonisch; die Ägypter wurden nur als Nebentruppen und zum Troß verwendet, und außerdem dienten zahlreiche Syrer und Kelten im Heere.

Das seit 306 vor Chr. unabhängige Reich der Ptolemaier umfaßte Ägypten und einen Theil Äthiopiens (Nubiens), das griechische Kolonieland Kyrenaika, die Insel Kypros, zeitweise die Südküste Kleinasiens und bis Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Palästina, Phönikien und Koilesyrien, endlich Theile Arabiens. Der Staatsschatz betrug schon unter den ersten Ptolemaiern 740.000 ägyptische Talente (2700 Millionen Mark) und die jährlichen Einkünfte 14.800 Talente (54 Millionen Mark). Die bewaffnete Macht zählte unter Ptolemaios Philadelphos 200.000 Fußgänger, 40.000 Reiter, 3—400 Elefanten (welche zu gewinnen in Äthiopien Jagden angestellt wurden), 2000 Kriegswagen, die Flotte 1500 Kriegsschiffe, 1000—2000 Transportschiffe, 800 Prunkschiffe und ungezählte kleinere Fahrzeuge. Die Bevölkerung Ägyptens wurde unter den Ptolemaiern auf acht bis zehn

Millionen geschätzt, die Zahl der bewohnten Orte auf ein drittel Hunderttausend.

Die Ptolemaier sind die ersten ägyptischen Herrscher, welche Münzen schlugen (Bd. I. S. 311), goldene, silberne und kupferne nach griechischer Art, mit des Königs (auf den Kupferstücken des Zeus) Kopf auf dem Avers und ihrem Wappen, — ein Adler mit dem Donnerkeil, — auf dem Revers. Das Gewicht war jedoch das ägyptische, wie es auch die Juden hatten; das Silbertalent hatte einen Wert von ungefähr 3000 Mark.

Festliche Aufzüge der Ptolemaier, z. B. bei der Krönung des Ptolemaios Philadelphos, zu dessen Gunsten sein Vater abgedankt hatte, waren aus griechischen und ägyptischen Elementen gemischt. Der angedeutete Zug war ein Thiasos mit Seilenen und Satyrn, dem ein Zug des Osiris voranging und wieder ein solcher folgte, dabei ein großer Wagen mit des Osiris Bild und Priesterschaft, von 180 Menschen, ein Wagen der Isis, von 60 Mann gezogen, dann viele von Elefanten und anderen seltenen Thieren gezogene Wagen, viele weitere fremde Thiere, Wagen mit Zinsgaben der Äthiopen (Elfenbein, Ebenholz, goldene und silberne Trinkschalen), getragene Bäume mit daran befestigten Papageien und anderen schönen Vögeln, die Statuen des Alexander und Ptolemaios, die von Göttern und Städten, kostbare Kronen, Schilde, Rüstungen, Gold- und Silbergeräte, Räucherwerk und endlich eine Armee von 57.600 Mann zu Fuß und 23.200 zu Pferde. Der Zug dauerte vom Morgen bis zum Abend.

Solche Religionsvermischungen kamen öfter vor, ja sie wurden förmlicher Gebrauch und es kam so weit, daß der erste in Ägypten selbst geborene Ptolemaier, Euergetes I., des Philadelphos Sohn, nicht nur mehrere Tempel der einheimischen Götter bauen und ausschmücken ließ, sondern auch selbst die alte Landesreligion annahm. Ja seit Epiphanes (196 vor Chr.) unterzogen sich die Könige der faraonischen Einrichtung ihrer Weihe und Krönung durch die Priester. Doch erhielten seit Philometor die von den Königen errichteten Tempel aus Mißachtung der Eingeborenen meist griechische Inschriften. Wie bei den alten Faraonen, so kamen auch bei ihren griechischen Nachfolgern die der hellenischen Sitte verhaßten Geschwisterheiraten auf. Beinahe sämmtliche Könige, schon von Philadelphos an, hatten ihre Schwestern zu Frauen, die meist Kleopatra, seltener Berenike oder Arsinoe hießen. Dabei hielten sie übrigens noch Nebenfrauen, die oft großen Einfluß ausübten, wie Agathokleia auf Philopator. Zu dem Harem kamen natürlich noch Eunuchen, dann Hofnarren und andere lustige Personen. Unter der königlichen Familie herrschten die ärgsten Zerwürfnisse. Schon Philadelphos hatte mit drei Brüdern zu kämpfen, die nach dem Trone trachteten, und ließ zwei davon hinrichten, so daß sein Beiname wie

blutiger Hohn erscheint. Auch unter den späteren Königen waren Bruderkriege häufig und überhaupt war Mord an der Tagesordnung. Philopator ließ ohne allen Grund seine Mutter Berenike und seinen Bruder Magas durch den Minister Sosibios tödten und den verbannten Spartiaten Kleomenes (s. oben S. 293), der im Ministerrate dagegen auftrat, von da an gefangen halten. Epiphanes ließ seinen Erzieher und Ratgeber Aristomenes tödten, weil er ihn einst — während des Vortrags eines Gesandten — aus dem Schlafe geweckt hatte! Tryphaina, Tochter Euergetes II., ließ ihre Schwester Kleopatra (Beide waren Gattinnen zweier Antioche von Syrien, feindlicher Vettern) ermorden. Ptolemaios Alexandros tödtete seine (freilich ruchlose) Mutter Kleopatra. Sein Sohn Alexandros II. heiratete seine Stiefmutter Berenike, tödtete sie nach kurzer Zeit und wurde darauf von seiner Leibwache ermordet.

Diese Scheußlichkeiten hinderten die Ptolemaier nicht, sich vergöttern zu lassen. Schon Ptolemaios Soter I. (Sohn des Lagos) und seine Gattin Berenike wurden auf Münzen „die Götter" genannt und traten an die Stelle Hephästions (oben S. 306). Epiphanes erhielt auf seinen Münzen Sonnenstralen um das Haupt, Philometor hieß darauf „der mutterliebende Gott". Ptolemaios Auletes nannte sich den Neuen Dionysos oder den Jungen Osiris; auch wurden Prinzen und Prinzessen wiederholt Helios und Selene genannt. Die hieroglyphischen Inschriften nennen sämmtliche Könige Götter. Der Astronom Konon von Samos versetzte die in Folge eines Gelübdes der Berenike, Gattin Euergetes I. abgeschnittenen Locken unter die Sternbilder und Kallimachos besang dieselben und nannte die Königin die vierte Charite. Bei dem schwelgerischen Leben der sterblichen „Götter" lag die Regirung in der Hand ehrgeiziger Minister. Ein solcher, Agathokles, Bruder der Buhlerin Agathokleia, verheimlichte den Tod des Philopator längere Zeit, um indessen den Schatz zu plündern und seine Herrschaft zu befestigen, wurde aber vom wütenden Volke (202 vor Chr.) erschlagen. Solche Aufstände brachen öfter aus, wenn die Ägypter von den Königen oder ihren Beamten schlechte Behandlung erfuhren.

In Folge eines solchen Aufstandes war es, daß das hauptsächlich betheiligte heilige Theben (um 89 vor Chr.) von Ptolemaios Soter II. in barbarischer Weise zerstört wurde. Es hat sich nicht wieder aus seinen Trümmern erhoben. Diodor, welcher 58 vor Chr. nach Ägypten kam (Diod. I. 44. 55. 57. 83. III. 37.), fand Memfis noch in Blüte und die Pyramiden dabei noch unverletzt. Die ägyptische Religion stand noch in voller Übung, wenigstens in Mittel- und Oberägypten, während im Delta das Griechentum unaufhaltsam überhand nahm. Ja es wurden immer noch einheimische Tempel errichtet; aber die Priester, ihre alte Weisheit vergessend, sanken immer tiefer in Aberglauben, — bei dem Volke hatte keine Anstalt ein so hohes Ansehen, wie der Thier-

dienst, und vor den Augen Diodors wurde ein römischer Soldat vom Pöbel ermordet, der aus Versehen eine Katze getödtet hatte, — ungeachtet der Furcht, die man vor Rom hatte. Einbalsamirung und Todtengericht wurden immer noch geübt.

Mit Rom schloß schon Philadelphos nach Besiegung des Pyrros den ersten Bund und verweigerte dann einen solchen mit Karthago. Er wurde während des Krieges mit Hannibal erneuert und schon 201 vor Chr. wurde Rom um die Vormundschaft des minderjährigen Epiphanes gebeten und nahm die Ptolemaier in seinen Schutz. Der römische Vormund kam auf die Königsmünzen. Seitdem war Ägypten den Römern verfallen, welche in allen den zahlreichen Tronstreitigkeiten die Entscheidung abgaben.

Seit Philadelphos geschah viel für die innere Sicherheit des Landes. Es wurde von Räubern gesäubert und die Straßen verbessert. Am Roten Meere legte jener König eine Hafenstadt an, die er nach seiner Mutter Berenike nannte, dann Herbergen und Brunnenhäuser an der Wüstenstraße von dort nach Koptos am Nil, ferner die Häfen Philotera und Arsinoe (nach seinen Schwestern), und nahm den Bau eines Kanals von letzterm Orte (jetzt Suez) nach dem Nil, den Necho und Dareios begonnen, wieder auf. Philadelphos und sein Halbbruder Magas von Kyrene standen in Verbindung mit dem indischen König Açoka, dem Beschützer des Buddhismus (Bd. I. S. 232).

Alexandria aber wurde unter den Ptolemaiern geradezu der Mittelpunkt des Weltverkehrs wie auch der Wissenschaften und Künste. Es vereinte sich in ihm die Stellung der morgenländischen Großstädte des Altertums, wie Memfis und Babylon, mit derjenigen Athens. Die kleine Insel Pharos vor der Stadt mit ihrem Leuchtthurme, einem Weltwunder der alten Welt, von weißem Marmor, ein Stadion und acht Stockwerke hoch, war mit der Stadt durch einen Damm von sieben Stadien Länge verbunden, ein schiffbarer Kanal verband den großartigen Hafen mit dem See Mareotis, wo die Nilschiffe ankerten, und Wasserleitungen versahen alle Häuser mit Wasser. Der Handel der Stadt reichte von Indien und mittelbar von China bis zur gaditanischen Straße. Es wimmelte ein Nationengemisch in diesem Emporion, wie es im Altertum bis dahin nie gesehen war. Der Skythe traf den Neger und der Baktrer den Iberer. Dazu kamen die Gelehrten, Dichter und Künstler, die aus Griechenland und dessen Kolonien, aus Syrakus, Byzanz und Rodos, aus Kyrene und Antiochia in Alexandria sich einfanden, um die Gunst der Ptolemaier zu genießen und die Stadt an der Nilmündung wo möglich zu einer Athen verdunkelnden Metropole der Geister zu erheben.

Durch solchen Glanz verbreitete sich griechische Kultur, wenn auch nur in den oberen Schichten der Bevölkerungen, über ganz Nordafrika.

Selbst Äthiopien, das alte Meroe (Bd. I. S. 332) wurde davon ergriffen. Dessen griechisch gebildeter König Ergamenes, der in Frieden mit Ptolemaios Philadelphos lebte, war es, der die in älterer Zeit von Ägypten aus eingedrungene Priesterherrschaft, welche ehemals den Königen befehlen konnte zu sterben, stürzte, indem er mit seinen Kriegern in den Tempel eindrang und die Priester niedermachen ließ. Von da an herrschte unumschränkte Despotie wie unter den Ptolemaiern und Seleukiden (Diod. III. 6).

Von der größten Wichtigkeit für die Kultur Ägyptens unter den Ptolemaiern war die Einwanderung der Juden in das Land, von dem aus sie einst (Bd. I. S. 388) als Volk ausgegangen waren. Juden und Griechen, die beiden begabtesten Völker der verwandten semitischen und indogermanischen Rassen im Altertum, waren in Syrien nur in feindliche Berührung gekommen, weil die Einen nach der Unterjochung der Anderen trachteten, und so hatten sich zwei Elemente zum ersten Male bekämpft, die allerdings so verschieden wie möglich waren. Zu einem friedlichen Zusammenwirken beider nicht nur, sondern sogar zu einem gegenseitigen Durchdringen ihrer Kultursysteme kam es aber trotzdem in Ägypten, weil dessen Dynastie sich im Ganzen duldsam gegen fremde Religionsgrundsätze bewies. Es ist im Altertum keine andere so fruchtbare Verknüpfung verschiedener Kulturen bekannt, wie diejenige zwischen Griechen- und Judentum unter den Ptolemaiern in Ägypten. Mose und Homer in gegenseitiger Würdigung und Entlehnung des Guten und Schönen, — darin liegt schon eine ganze Welt idealer Errungenschaften und diese Verknüpfung hätte durch sich allein schon eine neue und reiche Kulturperiode begründen können, wäre sie von großen Geistern getragen worden, statt von blos mittelmäßigen Schriftstellern, und wären ihre Träger in den Geist der beiden Systeme eingedrungen, statt blos in den Buchstaben ihrer Schriften! Es bedurfte eines dritten Systems, das zündende geistige Funken warf, um beide wirklich zu versöhnen, d. h. in ihrem tiefern Sinn, — im Wortlaute wäre es vergebliches Bemühen.

Es vergingen nicht vierhundert Jahre seit dem Auszuge der Juden unter Mose aus Ägypten, als schon wieder Glieder dieses Volkes nach dem Nil zogen, freilich nur gezwungen, unter Farao Sisak (Bd. I. S. 339), welcher Juda besiegte und Gefangene nach Ägypten abführte. Es folgten ihnen Weitere, theils durch Kriegsereignisse, theils als Auswanderer, und zwar in so bedeutender Zahl, daß Jesaia (11, 11), Hosea (11, 11), Sacharja (10, 10) und Jeremia (24, 8) sie sehr erwähnenswert fanden. Ja der letztgenannte Profet begab sich selbst zu ihnen (Bd. I. S. 397 f.), die aber bereits der Heimat entfremdet waren und die er umsonst vom Götzendienste zu bekehren suchte. Auch die Perser sollen Juden nach Ägypten verpflanzt haben. Eine Menge

Juden und Samariter kamen unter Alexander und Ptolemaios Soter I. (oben S. 299) ebendahin, nach Aristeas gegen hunderttausend, welchen große Begünstigungen zutheil wurden. Den gedrückten Eingeborenen gegenüber erhielten sie die Rechte der Makedoner, nämlich Freiheit von Abgaben und Zulassung zu Kriegs- und Staatsämtern. Sie standen unter den Ptolemaiern in hoher Gunst und bekleideten hohe Beamten- und Feldherrenstellen. Früher durch Kriege im Lande leibeigen gewordene Juden begannen die Könige selbst loszukaufen.

Das erweckte den Neid der Ägypter, wie besonders aus Manetho's Geschichte hervorgeht (Bd. I. S. 388), und es kamen zahlreiche Reibungen zwischen beiden Rassen vor; was aber im sogenannten dritten Buche der Makkabäer von Judenverfolgungen durch die Ptolemaier seit Philopators romanhaftem Abenteuer in Jerusalem (oben S. 299) erzählt wird, sind abgeschmackte Märchen. Unter Philometor (180—145) waren vielmehr zwei Juden Onias und Dositheos Minister und Feldherren. In Alexandria nahmen die Juden bis zur Römerzeit und länger eine sehr bedeutende Stellung ein, besonders als Rehder, Kaufleute, Gold- und Silberarbeiter, Panzerschmiede und Weber. Die Juden Ägyptens standen unter einem in priesterlicher Familie erblichen, in Alexandria wohnenden Alabarchen oder Ethnarchen ihrer Nation, dem ein Synedrion (oder Gerusia) zur Seite stand, das gleich demjenigen zu Jerusalem 70 oder 71 Mitglieder zählte. Was im frühern Altertum unerhört gewesen, das trat seitdem ein, nämlich die religiöse Organisation eines Volkes außerhalb seiner Heimat. Die ägyptischen Juden wurden eine Gemeinde, ja ein Priesterstaat. Hier entstand das Synagogenwesen, wie schon der griechische Ausdruck zeigt, indem die Juden in örtliche Vereine zusammentraten, unter denen der von Alexandria eine überaus prächtige Bethalle errichtete. Mit der Zeit jedoch genügte ihnen das nicht mehr. Sie, welche mehr Köpfe zählten als ihre Stammesgenossen im Mutterlande, (um 200 vor Chr. nach Philon eine Million!) und denen noch weiter westlich, in Kyrenaika ebenfalls eine große Zahl Stammesgenossen zur Seite stand, durften ihre Organisation auch mit einem Tempel krönen, dem ersten und einzigen ihrer Religion außerhalb des „gelobten Landes“. Noch mehr empfahl sich der Plan zur Zeit der Verfolgung des Judentums und der Schändung des Tempels von Jerusalem durch die Syrer, als sich Flüchtlinge in Masse nach dem Nil wandten. Onias, dem Sohn des gleichnamigen in Jerusalem gestürzten und ermordeten Hohenpriesters (oben S. 300), dem schon erwähnten Kollegen des Dositheos, bewilligte Philometor, den die beiden Juden im Tronstreite gegen seinen Bruder Physkon unterstützt hatten, ein verfallenes ägyptisches Heiligtum des Thier-Dienstes zum Tempelbau bei On (Heliopolis) im Lande Gosen um 160 vor Chr. Der Onias-Tempel, wie er hieß, war nicht dem

Jerusalemer nachgebildet, sondern thurmähnlich aus gebrannten Steinen gebaut. Hingegen die heiligen Geräte waren wie zu Hause, nur war der siebenarmige Leuchter durch einen Kronleuchter an goldener Kette ersetzt. Flüchtige Priester aus der Heimat versahen den Dienst dem „Gesetze“ gemäß. Der Tempel war indessen keineswegs eine Opposition gegen den heimischen; nach des letztern Wiedereinweihung sandten die ägyptischen Juden gewissenhaft ihre jährlichen Geschenke dahin. Die Palästiner sahen zwar den zweiten Tempel nicht gerne; aber sei es weil Onias ein Hohenpriestersprößling oder weil die jetzt herrschenden Makkabäer keine Fanatiker waren, legte man ihm nichts in den Weg. Nur durften Priester des Onias-Tempels nicht in dem zu Jerusalem opfern.

Wichtiger für die Kultur als der Onias-Tempel war die in Ägypten bewerkstelligte erste Bibel-Übersetzung. Die ägyptischen Juden hatten sich durchweg die griechische Sprache oder wenigstens deren makedonisch-hellenistische Mundart angeeignet und die Gebildeteren unter ihnen machten sich mit der hellenischen Literatur der Blütezeit vertraut. Nach neuester Forschung*) war es ebenfalls Philometor (nicht Philadelphos), welcher, voll Interesse für das Judentum, durch Aristobulos und andere gelehrte (nicht priesterliche) Glaubensgenossen desselben um 150 die Thora ins Griechische (Hellenistische) übersetzen ließ, ein (höchst fehlerhaftes und seitdem vielfach abgeändertes) Werk, welches späterhin in Folge einer wundersüchtigen Sage den Namen der Septuaginta erhielt. Es verursachte den altgläubigen Juden zu Hause großes Ärgerniß, während es denen in Ägypten sehr willkommen war, ja mit der Zeit ihre eigentliche Bibel wurde, für welche sie, wie die darüber verbreitete Sage zeigt, den Charakter einer Offenbarung in Anspruch nahmen. Später folgte auch die (meist sehr willkürliche und freie) Übertragung der übrigen heiligen Schriften und mehrerer anderer hebräischer Bücher nach, und durch das Bestreben der Nachahmung entstanden bei dieser Gelegenheit auch mehrere der sogenannten apokryphischen Schriften, darunter auch schülerhafte Arbeiten, wie z. B. der Gesang der Männer im Feuerofen.

Aber auch ein eigentümlicher, wenn auch keineswegs selbständiger Zweig des Schrifttums verdankt dieser Zeit seine Entstehung: die griechischen Schriften gelehrter Juden Alexandria's. Namentlich um judenfeindlichen Schriftstellern entgegenzutreten, wie z. B. dem Manetho, bearbeiteten sie die jüdische Geschichte, aber ohne alle Kritik, voll Fabeln und Märchen, besonders Artapan, welcher Mose und Musaios zusammenwarf, dann Eupolemos (der David für einen Sohn Sauls hielt!) u. A. Jason von Kyrene schrieb die Geschichte der Makkabäer, welche dem zweiten Bibelbuche desselben Titels die Grundlage bot, aber etwas parteiisch, zu Gunsten des Onias und seiner Familie. Aristo-

*) Graetz, Gesch. der Juden III. S. 477 ff.

bulos war der Erste, welcher eine allegorische Auslegung der von ihm mit übersetzten Bibel versuchte. Er zeigte dem König, daß alle sinnlich ausgedrückten Dinge einen moralischen oder geistigen Sinn hätten, womit er eine Bahn betrat, die, nicht wegen dieses Grundsatzes, sondern wegen dessen willkürlicher und unverständiger Anwendung in der Folge zu vielen Mißbräuchen führte. Auch behauptete Aristobulos, daß die griechischen Dichter und Philosophen die Bibel gekannt und ihre Werke nur dieser nachgeahmt hätten! Als die in Alexandria ebenfalls zahlreichen Samariter sich gegen die ihren Ansichten ungünstige Übersetzung der Thora auflehnten, veranstaltete Philometor ein Religionsgespräch zwischen ihnen und den Juden, das erste in der Geschichte. Schon damals schrieben sich beide Parteien den Sieg zu. Beide aber gingen seit dem Überhandnehmen des römischen Einflusses in Ägypten einem Verhängniß entgegen, dem von da an keine der alten, partikularistischen Religionen mehr entgehen konnte. Seit Alexander hatte eine universalistische Bewegung die Menschheit ergriffen, und diese mußte mit der Zeit auch im Gebiete des Glaubens ihren Ausdruck finden.

Zweiter Abschnitt.

Kunst und Wissenschaft.

A. Die bildende Kunst.

Die Eroberungen Alexanders waren auch solche zu Gunsten der griechischen Kunst. Durch seinen Dionysoszug nach Süden und Osten lernten die morgenländischen Kulturstaaten oder vielmehr ihre Trümmer eine neue Welt kennen und zum Theil schätzen, die ihre hieroglyphischen und symbolischen Riesenwerke und Bilderschriften überwand und durch Verklärung der Natur zeigte was Schönheit ist. Anderseits wurde auch der Gesichtskreis der Griechen erweitert, und wäre nicht ihre poetische Ader erschöpft gewesen, so hätten neue Stoffe zu einem großartigen Aufschwung der Dichtkunst führen müssen. Die neu entdeckten Scenerien der afrikanischen und asiatischen Wüsten und Metropolenruinen, die wogengepeitschten und von der Flut übergossenen Ufer des indischen Oceans, die Wunder Indiens und die Märchenwelt des Nil begeisterten keinen Dichter. Selbst eine neue die Natur feiernde Dichtart, welche in dieser Zeit entsprang, die Idylle, bewegte sich im Kreise altbekannter Gegenstände und altgriechischen Kolonielebens. Der Eindruck der Natur machte noch keine Fortschritte bei den Völkern.

Außer Perikles hat kein hochgestellter und mächtiger Grieche für Kunst und Wissenschaft gethan was Alexander, der vor anderen Eroberern das voraus hat, daß sein Zug kulturbefördernd und doch nicht kulturzerstörend wirkte, was von Cäsar in Gallien, von Cortez und Pizarro in Amerika nicht gesagt werden kann. Die schönheitbegeisterten Griechen haben es ihm auch, und zwar nicht blos aus Kriecherei, sondern aus Dankbarkeit und Anerkennung, reichlich gedankt. Die Entwickelung der Mythologie nach seinem Tode zeigt Anklänge an ihn, wie sie nicht durch seinen Versuch, sich vergöttern zu lassen, allein hervorgerufen werden konnten. Durch sein Andenken wurde der vorher wenig beachtete Mythos vom indischen Dionysos erst recht lebendig. Das vorher kaum dem Namen nach bekannte, nun aber von den Griechen gesehene und doch nicht durchschaute und verstandene Indien wurde ein besonders durch ihn interessantes Fabel- und Wunderland; man suchte Orte aus der Dionysos-Mythe, wie Nysa, dorthin zu verlegen, und verherrlichte ihn mit festlichen Thiasen in Kult und Kunst, in Sang und Sage. Ja die unerschöpfliche Fantasie ging noch weiter und wußte nun auch von einem indischen Herakles zu erzählen, der am indischen Kaukasos den Prometheus befreite*). Dieser dem Eroberer geweihte Kult hatte für die Griechen lange nicht das Auffallende wie für uns; hatten sie doch schon anderen geschichtlichen Helden, wie dem Leonidas in Sparta, dem Brasidas in Amphipolis, dem Lysandros u. A. Feste und Kampfspiele gefeiert, und so thaten sie es auch nachher wieder mit Antigonos Doson in Sikyon, Ptolemaios Soter in Rodos (und den Ptolemaiern überhaupt in Ägypten), sowie mit Antigonos und Demetrios in Athen, wo Letzterer 360 Bildsäulen erhielt, die man nach seiner Vertreibung wieder umstürzte, und endlich mit dem Freiheitshelden Aratos in Sikyon. Je weniger die Götter im Glauben noch galten, desto mehr wurden hervorragende Menschen verehrt, und was zuerst Begeisterung und Dankbarkeit gewesen, wurde später zur Kriecherei. Auf der andern Seite aber bemächtigte sich des Volkes, je schwächer der Götterglaube wurde, desto mehr der Aberglaube (s. oben S. 154 und 158). Die alexandrinische Periode war so recht eine Blütezeit desselben. Wie sich seit der Eroberung des Orientes durch Griechen weit mehr als früher morgenländische Kulte nach Hellas einschlichen, wie die der Kybele, des Adonis und Sabazios (oben S. 173), so nahm auch chaldäisch-ägyptische Magie immer mehr überhand. Theokritos beschreibt solche wunderschön in seinem zweiten Idyll („die Zauberin“) mit besonderer Anwendung auf das Brauen von Liebestränken, wobei Wachs geschmolzen, Lorbeerblätter verbrannt, Wolle gewunden, Zauberkreisel gedreht wurden, an die man einen Wendehals (Vogel) oder dessen Eingeweide band und

*) Preller, griech. Myth. I. 578. II. 220.

beim Umdrehen Zauberformeln hersagte. Man opferte der Selene und der Hekate zu abergläubigen Zwecken, beschwor Todte, suchte Feinde in die Gewalt zu bekommen, um sie zu verderben u. s. w.

Bei solch finsterm Treiben konnte der Kult der Schönheit nicht gedeihen und die Künste gingen daher durch Vermischung hellenischer und orientalischer Kultur einer ihnen höchst verderblichen Richtung entgegen.

Die Baukunst beförderte Alexander selbst schon durch seine vielen Städtegründungen. Diese übertrafen alles bis dahin Geschaffene; denn in ihren Mauern vereinte sich die Erhabenheit und Manigfaltigkeit der alten Bauten des betreffenden Landes mit der Schönheit und Stilreinheit der griechischen Architektur. Die in ihrer Einfachheit schöne dorische Säule wich der ionischen und der noch mehr an den asiatisch-ägyptischen Formenreichtum erinnernden korinthischen. Die Tempel wurden umfangreicher, indem sie mehreren Göttern zugleich und den stets zunehmenden Heroen dienen mußten, — sie wurden zu Götterpalästen und die Säulen vermehrten sich rings um das Heiligtum (oben S. 183).

Die großartigste Schöpfung jener Zeit war ohne Zweifel Alexandria in Ägypten, und zwar um so mehr, weil die werdende Weltstadt das Grab des Gott-Königs barg. Die erste Anlage schuf der Baumeister Deinokrates auf der Nehrung zwischen dem Haff Mareotis und dem Mittelmeere. Die Hauptstraße war 30 Meter breit und eine geographische Meile lang. Die Häuser waren aus Stein mit gewölbten Stockwerken und Terrassen statt der Dächer. Theater, Stadion, Hippodrom, Gymnasion, Säulenhallen, Paläste und Tempel fehlten schon unter Alexander nicht. Einen eigenen Stadttheil (Brucheion) nahmen die königlichen Gebäude ein, nämlich der Palast selbst, das Soma, d. h. der Grabtempel Alexanders und der Ptolemaier mit säulenumgebenem Vorhofe, das Museion mit seinen Hallen und der Bibliothek u. s. w. Philadelphos baute seiner Schwester und Gattin Arsinoe zu Ehren das Arsineion und stellte darin den 80 Fuß hohen Obelisken des Nektanebos auf. Auch wurde darin auf den Rat des Deinochares ein „Magnetzimmer" errichtet, worin das eiserne Bild der Königin in der Luft hängen sollte, was aber durch seinen und des Königs Tod vereitelt wurde. Die ganze Stadt überblickte man vom Pan-Tempel auf seinem künstlichen Hügel. Der herrschende Gewölbebau zeugte von asiatischer Einwirkung. Der genannte Deinokrates baute ferner auf Alexanders Befehl für dessen Liebling Hephästion das prachtvolle (irrig als „Scheiterhaufen" bezeichnete) Grabmal in Babylon, eine Stufenpyramide nach chaldäisch-assyrischen Vorbildern (wie der Nabu-Tempel in Borsippa, Bd. I. S. 507) 130 Ellen hoch; die Kosten betrugen zwölftausend Talente (? 54 Millionen Mark); 30 Gemächer mit Decken aus Palmstämmen erhoben sich auf einem Unterbau aus Backsteinen und 240 gol-

dene Schiffsschnäbel mit kolossalen Kriegerbildsäulen umgaben dieses erste Stockwerk; das zweite schmückten 15 Ellen hohe Fackeln, mit Drachen und Adlern und goldenen Kränzen verziert, das dritte Bildwerke mit Jagdscenen, das vierte eine Kentaurenschlacht in Gold, das fünfte goldene Löwen und Stiere; zu oberst waren makedonische und asiatische Waffen aufgestellt und auf dem Gipfel hohle Seirenenbilder, in welchen sich Personen befanden, um den Trauergesang anzustimmen; purpurne Gewebe flatterten um das Ganze. Ebenso fantastisch war der goldene Wagen gebaut, welcher Alexanders Leiche nach Ägypten brachte.

Es war namentlich seit Alexanders Zeit, daß der Bau der Theater, Stadien und Hippodrome mit immer mehr Luxus verbunden wurde, und zwar in den griechischen Städten wie in den ägyptischen, in den asiatischen wie in den sicilischen. Auch Athen, obschon sein Geistesruhm gesunken, blieb in baulicher Beziehung nicht verwahrlost. Ptolemaios Philadelphos errichtete dort ein Gymnasion, Attalos I. von Pergamos eine Halle, Eumenes einen Säulengang am Theater des Dionysos. Noch später errichtete Andronikos den Thurm der Winde mit den Figuren der damals angenommenen acht Diener des Aiolos, auf der Spitze diente ein Triton als Windfahne, im Innern war eine Wasseruhr aufgestellt.

Aber auch die Baukunst der sogenannten barbarischen Völker wurde unter Alexanders Haus gepflegt. Auf der Nilinsel Philai, an der Südgrenze Ägyptens, erstand der herrliche Tempel der Dreiheit: Isis, Osiris und Horos in altägyptischer Weise mit Priesterzellen, dessen Kult bis in die christliche Zeit fortdauerte, wo er (571) in eine Kirche verwandelt wurde. Euergetes I. erweiterte den großen Tempel von Karnak in Theben, an dessen Wänden er seinen vergötterten Eltern opfernd abgebildet wurde, und baute noch mehrere andere Tempel des Landesglaubens fertig, in Kanopos einen des Osiris neu. Erst unter der letzten Kleopatra entstand der kleine Tempel von Hermonthis bei Theben, der bereits vom altägyptischen Stil abweicht.

In der Bildhauerkunst gab unsere Periode das religiöse Ideal ganz auf und wandte sich ausschließlich dem Wolgefallen am Schönen und zwar am Sinnlichschönen zu. An ihrer Spitze steht als des Eroberers Lieblingsplastiker Lysippos aus Sikyon. Sein Todesjahr ist unbekannt; lang muß er gelebt haben, denn man schrieb ihm 1500 Werke zu; er goß dieselben in Erz. Sein Koloß des Zeus in Tarent war vierzig Ellen hoch und kunstvoll so aufgestellt, daß ihn kein Sturm stürzen konnte. Gefeiert war auch das Viergespann mit dem Sonnengotte zu Rodos, der Erzkoloß des Herakles in Tarent, viele Bilder Alexanders in allen Altersstufen von ergreifendem Eindrucke, auch denselben verherrlichende gestaltenreiche Gruppen, besonders Kämpfe und Jagden u. s. w. Der „günstige Augenblick“ (καιρος), die herrliche Figur

eines Jünglings, auf einer Kugel stehend, mit Locken vorne und kurzem Haar hinten am Kopfe, ist das älteste Beispiel reiner Allegorie. Die überhandnehmende Frivolität zeigt des Lysippos trunken taumelnde Flötenspielerin. In Sikyon erblühte ihm eine zahlreiche Schule, an deren Spitze nach ihm sein Bruder Lysistratos stand, welcher die Erfindung machte, aus der Gipsform vom Gesichte eines Menschen einen Ausguß von Wachs zu nehmen und diesen zu retouchiren; er sah mehr auf Ähnlichkeit, als auf Schönheit der Bilder, und das war der Charakter der ganzen Schule*).

Von des Lysippos Schüler Eutychides, welcher besonders für Antiochia arbeitete, wird gesagt, daß seine Bildsäule des Flußgottes Eurotas flüssiger schien als der Fluß. Sehr gefeiert wurde seine Tyche als Stadtschutzgottheit der Seleukiden-Residenz. Das Erz als Stoff der Werke der sikyonischen Schule bedingte ein Zurücktreten der Farbe gegenüber den älteren Bildhauern und die Form erhielt erhöhte Bedeutung. Doch kamen andere Effekte auf. Dem Erzbilde der sterbenden Jokaste von Silanion wurde Silber beigemischt, um die Todesblässe zu veranschaulichen. Auch tauchte die Neigung zu Kolossalgestalten auf, welche des Lysippos Schüler Chares aus Lindos auf Rodos auf die Spitze trieb durch sein 70 Ellen hohes Bild des Sonnengottes am Hafen zu Rodos, woran er 12 Jahre arbeitete, das aber nach 56 Jahren Bestandes durch ein Erdbeben zerstört wurde (231 vor Chr.).

Eine andere Schule nach Alexanders Tod war die von Pergamos und Pyromachos (falsch Phyromachos) ihr bedeutendster Vertreter. Der sterbende Fechter, einen Gallier in Kämpfen jener Zeit (oben S. 290) vorstellend, und ein sich tödtender Gallier, die todte Gattin neben sich, gehören hierher. Aus diesen Kämpfen stammt auch der gefeierte Apollon, genannt von Belvedere, in Delphoi als Weihgeschenk nach der Abwehr der Gallier 279 vor Chr. aufgestellt, wie er die Aigis des Zeus (oben S. 118) gegen die Angreifer siegreich schüttelt**). Wahrscheinlich der Schule von Rodos aus dieser Zeit gehört der berühmte Laokoon an, die Marmorgruppe des von Schlangen umwundenen Vaters und der beiden sterbenden Söhne, durch pyramidenähnliche harmonische Ausführung ein Triumf der Kunst. Ein würdiges Seitenstück aus derselben Schule ist die Marmorgruppe des sogenannten farnesischen Stieres (Strafe der Dirke durch Zetos und Amphion), und beide zeigen, wie die Kunst damals an einzelnen Gestalten nicht mehr Genüge fand, sondern größere und weitere Kreise zu umfassen bestrebt war und gewissermaßen dramatische Augenblicke im Steine festgehalten wurden, das gesunkene Theater ersetzend.

*) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I. S. 402 f.
**) Jahn, aus der Altertumswissenschaft, S. 265 ff.

In Alexandria lag die Bildhauerkunst brach; die reichen Reste einheimischer Kunst und das großartige Ansammeln der Gelehrten ließen sie nicht aufkommen. Das griechische Kleinasien war es hauptsächlich, welches im Zeitalter der Nachfolger seines Eroberers die Erbschaft Athens unter Perikles, freilich in einer neuen Art der Auffassung, antrat.

In der Malerei wird die Periode der makedonischen Vorherrschaft eröffnet durch Melanthios, Schüler des Pamphilos, Begründers einer wissenschaftlichen Theorie der Malerei, sowie der sikyonischen Malerschule (und jüngern Zeitgenossen des Komikers Aristophanes). Er ragte besonders in der malerischen Anordnung hervor. Von seinen Mitschülern war Pausias der Erste, welcher in enkaustischer Manier gewölbte Decken mit Gemälden und zwar mit Kindergestalten und Blumen schmückte; er schuf aber auch große Gemälde, so namentlich ein Stieropfer, erwähnenswert wegen kunstmäßiger Verkürzung, indem der Stier von vorne gemalt war; ferner hatte seine Kränzewinderin (das Bildniß seiner Geliebten) großen Ruf. Die Häupter der thebäisch-attischen Schule waren zur Zeit Alexanders: Aristeides, besonders Schlachtenmaler, Euphranor, auch Bildhauer, der daher besonders in plastischer Gestaltung der Körper Großes leistete, wie auch Nikias, einer seiner Nachfolger, dessen Werke besonders Frauengestalten der Mythe betrafen. Beide Schulen traten aber weit zurück gegen den eine selbständige Stellung einnehmenden Lieblingsmaler Alexanders, Apelles (356—308). Um seine Wiege stritten sich Kolophon, Ephesos und die Insel Kos, wahrscheinlich indessen die Stätten seiner Geburt, seiner bedeutendsten Wirksamkeit und seines Todes. Als sein Lehrer wird der sonst unbekannte Ephoros aus Ephesos genannt, dem aber der bereits genannte Pamphilos in Sikyon folgte. Von da wandte er sich nach Makedonien und wurde Alexanders Vertrauter. Er malte nach Phryne's Modell (oben S. 279) die Aphrodite Anadyomene, dann Artemis unter opfernden Jungfrauen und andere Götterbilder, in durchaus sinnlicher Auffassung, auch Alexander als Gott mit dem Blitz in der Hand im Tempel der Artemis zu Ephesos, ferner allegorische Bilder wie den Krieg, die Verleumdung (διαβολή), Pferdestücke, die schöne Pankaste, welche Alexander dem verliebten Maler abtrat, Festaufzüge u. s. w. Er war besonders in Folge der Anmut seiner Arbeiten gefeiert; auch wird sein unermüdlicher Eifer gerühmt, indem er keinen Tag vorbei ließ, ohne sich in seinen Linien zu üben, worin er bekanntlich einst mit Protogenes wetteiferte. Er zeichnete aus dem Gedächtniß mit Kohle Personen, die er nur flüchtig gesehen. Sein Zeitgenosse Protogenes aus Kaunos im Gebiete der Rodier (Karien), zu Rodos wohnend, welche Stadt Demetrios Poliorketes seinetwegen verschonte, arm von Haus aus, gewann erst in höherm Alter Ruhm. Er malte besonders Bildnisse (war auch Bildhauer); seine berühmtesten Werke sind ein ruhender

Satyr und der Jalysos (rodischer Heros), an dem er elf Jahre arbeitete und den er viermal übermalte. Die Sorgfalt der Ausführung war seine geschätzteste Eigenschaft. Aëtion, Zeitgenosse der Vorigen, malte den Dionysos mit der Tragödie und der Komödie, die Heirat Alexanders mit Roxane u. s. w.; Antiphilos, des Apelles Nebenbuhler, wandte sich mehr dem gewöhnlichen Leben zu, Theon aus Samos Schlachtbildern. Das waren die letzten bedeutenden Vertreter der griechischen Malerei und diese sank seitdem immer mehr auf der einen Seite zum Gewöhnlichen, auf der andern zum Effekthaschenden und Grauenhaften herab und folgte darin naturnotwendig dem Vorgange der politischen Verhältnisse und der gleichzeitigen Entwickelung der Wissenschaft, indem sich in allen diesen Zweigen der Thätigkeiten das Ausleben einer Kulturperiode und das Hindrängen nach neuen Zuständen, von denen die Welt Verbesserung ihrer Übel erwartete, geltend machte.

B. Hellenistische Sprache und Literatur.

Wie wir bereits angedeutet, war die Art der Verbreitung griechischer Kultur über die Länder des Morgenlandes keineswegs geeignet, erhabene geistige Früchte zu zeitigen. Diese Verpflanzung war ja nicht das Werk fein gebildeter Geister, sondern der makedonischen Waffen. Wo diese hindrangen, fand zwar die griechische Sprache Eingang zu den einheimischen Völkern, aber meist nicht in einer bereits durch Schrifttum veredelten Form, und es reihten sich den bestehenden Dialekten, meist auf der Grundlage des makedonischen (oben S. 282), viele neue halbbarbarische an. So stachen die neuen schriftstellerischen Leistungen in Kleinasien, in Syrien, in Ägypten u. s. w. nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Anwendung derselben deutlich von einander ab. Am längsten hatte das Griechentum auf Kleinasien gewirkt; dort hatte es ja in Epos und Geschichte, wie in der Philosophie und Lyrik seine ersten Blüten getrieben; aber die einheimischen Asiaten standen in ihren einseitig orgiastischen Kulten dem schönen Hellenentum zu ferne, um mehr als Beredsamkeit von demselben zu lernen; auch fehlte ihnen bei ihrer politischen Zerrissenheit ein Mittelpunkt geistigen Lebens, so daß sich dieses wieder nach Landschaften verschieden entwickelte. Neuer war das griechische Wesen den Syrern, und noch dazu kam ihm hier nicht wie bei den Ägyptern ein bereits in eigenen Leistungen geübter Geist entgegen, so daß das literarische Centrum Antiochia, soweit nicht durch Griechen vertreten, wenig Großes erzeugte. Gerade die eigene große Vergangenheit aber hielt die Nilanwohner von Hellenisirung fern, soweit nicht, wie in Alexandria, Menschen aller Nationen zusammenströmten und dem ihnen zur gemeinsamen Verständigung die-

nenden Griechischen einen besondern lokalen Charakterzug verliehen. Am empfänglichsten unter den morgenländischen Völkern erwiesen sich für griechische Kultur die Juden, die ja schon in älterer Zeit bereitwillig ägyptische und chaldäische, sogar eranische Geisteselemente aufgenommen und deren seit der babylonischen Wegführung eingewurzelte Glaubensreform an sich zu wenig des Schönen bot, als daß es sie nicht angelockt hätte, solches da zu suchen, wo es sich ihnen verführerisch darbot. Während es daher bei den erstgenannten Nationen nur hervorragende Geister waren, die sich der hellenistischen Bewegung tiefer als zu blosen Verkehrszwecken anschlossen, zählten Die dies thaten, bei den Hebräern nach bedeutenderm Maße.

Die hellenistische Literatur war in Folge der angedeuteten Umstände trocken und schwunglos, wie für einen Leserkreis von mittelmäßigen Geistesgaben berechnet. Die Grammatik wurde zwar als Disciplin eifrig gepflegt, aber in der Schriftstellerei, wenn auch korrekt, doch mit wenig Benutzung des vorhandenen Reichtums der Formen gehandhabt, der Sprachschatz nahm an Reichtum ab und die Satzbildung ward leblos und eintönig*). Diese und andere Züge der Gemeinsamkeit beruhten auf dem ähnlichen Ursprung der aus Alexanders Weltreich hervorgegangenen Staaten, auf den ähnlichen, dem Mutterstaate nachgeahmten politischen und socialen Einrichtungen und auf den überall in entsprechender Weise angenommenen griechischen Gewohnheiten, Kulten, Schulen, Kunstübungen u. s. w. Es entstanden, wohin die alexandrische Propaganda drang, griechische Tempel und Feste, Kampfspiele nach Art der olympischen u. a., Gymnasien, Agoren, Theater, Hippodrome u. s. w. Die Könige der neuen Reiche begünstigten im Allgemeinen Kunst und Wissenschaft, doch Keine in so hohem Grade wie die Ptolemaier. Mehr als die Antigoniden und Seleukiden thaten Städte wie Antiochia, Sidon, Rodos, Tarsos, Ephesos, aber auch die kleinstaatlichen Könige von Pergamon. Die Häupter dieser Staaten errichteten Bibliotheken und Schulen, beriefen Gelehrte und Künstler an die Höfe, stellten Wettkämpfe zwischen ihnen an und ertheilten bestimmte Aufträge zur Erklärung der altgriechischen Dichter und Schriftsteller. Alexandria erhielt durch Ptolemaios Philadelphos die größte Bücherei des Altertums, die im Gebäude des Museion (im Stadttheile Brucheion) aufbewahrt wurde und 400.000 Rollen, mit Abzug der Doubletten aber nur 90.000 solche enthielt. Eine andere Bibliothek entstand später im Stadttheile Rakotis bei dem Serapis-Tempel (Serapeion), welche 42.800 Rollen zählte. Als sie in dem Kriege mit Cäsar in Flammen aufging, ersetzte Kleopatra sie durch die pergamenische Bibliothek von 200.000 Bänden. Die Bibliothekare Alexandrias bilden eine interessante Gelehrtenreihe. Sie beginnt mit

*) Bernhardy, Grundr. d. griech. Literatur, 4. Bearb. I. S. 504 f.



dem aus Athen vertriebenen Demetrios von Phaleron (oben S. 289), Redner, Philosoph und Dichter, den aber der Tod seines Gönners, des ersten Ptolemaios auch dort vertrieb. Später bekleideten Kallimachos, Eratosthenes u. A. diese Stelle. Das erwähnte Museion, gegenüber dem königlichen Palaste, höchst freigebig ausgestattet, vereinigte überdies die thätigen Geister zu Besprechungen und Belehrungen, doch nicht in Form von Schulen, deren es sonst eine große Menge in der Stadt gab, und gewährte den Gelehrten Unterhalt. Es kamen jedoch auch Übertreibungen vor, welche den tiefen Stand der alexandrinischen Wissenschaft und Dichtung gegenüber dem höhern der althellenischen nicht verbessern konnten. Philopator errichtete dem Homeros einen Tempel und stellte um des Dichtervaters treffliches Bild die sieben Städte auf, die sich um seine Geburt stritten (Ael. vermischte Nachr. XIII. 21).

Die hellenistische Literatur war nicht nur in qualitativer Beziehung ein Rückschritt gegenüber der hellenischen, sondern sie war auch von geringer Produktivität, zu schweigen von ihrem gänzlichen Mangel an Originalität. Es wurde vorzüglich nach Ansammlung von möglichst viel Stoff getrachtet; es war die Zeit der Sammelwerke und Lehrbücher. Die Begeisterung für irgend welche andere Ziele als Wolleben und Reichtum war dahin, die Poesie daher ohne Leben und Ideal. Das Aufhören republikanischer Freiheit machte der praktischen Übung in der Beredsamkeit ein Ende und diese bestand nur noch in den Schulen. Der Mangel an erhebenden Thaten ließ die Geschichtschreibung hinsiechen, die ja nur noch Kriege und Tronwechsel zu verzeichnen hatte, — ausgenommen, wo ein Polybios an der Grenzscheide zweier Machtwelten sich zum Geiste der alten griechischen Historiker erhob. Die exakten Wissenschaften boten keinen Anlaß zur sorgfältigen Behandlung des Stils. Die Philosophie konnte, seitdem Platon und Aristoteles das Höchste geleistet, dessen das Altertum fähig war, nur noch Nachlese halten. Recht in ihrem Elemente waren während unserer Periode nur die Sprachlehre und die Naturwissenschaften.

Eine frostige Zeit war die hellenistische besonders für die Dichtkunst, mit wenigen Ausnahmen. Die Dichter waren Gelehrte, die ihre Poesien als wissenschaftliche Aufgabe betrachteten, und standen dem Volke fern. Die Mythe hatte keinen Reiz und kein Leben mehr für sie und die Geschichte war ohne solches. Auch die schöne Meisterschaft der Form hatte sich abgeschliffen und wollte nicht mehr gelingen. Doch lebte noch in manchem Musenjünger ein Funke des Feuers der alten Dichter und glimmte noch manchmal mit eigentümlichem Glanze. Abgesehen von dem an sich unpoetischen Lehrgedicht ist die Idylle eine schöne Blüte dieser im Ganzen unfruchtbaren Zeit.

Im Epos ist der bedeutendste Name unserer Periode der des Apollonios, nach dem Orte seiner Blüte genannt „von Rodos“

(eigentlich Alexandriner, um 200 vor Chr.), eines Schülers des Kallimachos, mit dem er sich jedoch entzweite, weil er sich nicht knechtisch den nüchternen Schulformen fügen wollte. Er trachtete nach Dichterruhm und träumte vom Wiederaufleben homerischer Herrlichkeit. Sein bedeutendstes Werk ist das Epos Argonautika in vier Büchern und etwas über 5000 Versen, das einen tüchtigen Geist verrät. Der Mangel an Fantasie und Begeisterung für den Stoff wird durch Reichhaltigkeit der Begebenheiten und sorgfältige Technik aufgewogen. Seine Sprache ist nicht schwülstig, aber auch nicht dichterisch erhaben, und sein Vorhaben blieb ohne Erfolg. Den zweiten messenischen Krieg und mehrere Sagenstoffe bearbeitete dichterisch Rianos aus Kreta, welcher gute Kenntniß Homers verriet. Euphorion aus Chalkis (um 220 vor Chr.) schuf die Chiliaden und mehrere andere Sagengedichte. Widerliche Traumgebilde waren die ihrer Zeit nach nicht leicht einzureihenden Orphischen Gedichte (Argonautika, Lithika und Hymnen).

In Elegie, Hymnos und Epigramm haben Kallimachos aus Kyrene und Philetas aus Kos, Beide zur Zeit der ersten Ptolemaier, in der Richtung der Ionier und Attiker (oben S. 204) nicht Unbedeutendes geleistet. Gegenstand waren die Mythe und die Gelehrsamkeit; dichterische Stimmung fehlte. Weibliche Liebe feiert der Kyklos „Leontion“ von Hermesianax aus Kolophon, einem Freunde des Philetas. Von lyrischen Gedichten ragt ferner an Gehalt hervor ein Hymnos des Stoikers Kleanthes aus Assos (260) an Zeus.

Auf dem dramatischen Felde war die klassische Tragödie längst todt und die alexandrinischen Tragiker gefielen sich in frostigen Mord- und Greuelstücken, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach unaufführbar waren. Auch die Komödie trieb nur noch das schwächliche Reis der „neuen attischen Komödie“, welche zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger wirkte. Prahlerische Soldaten aus den Kriegen jener Epoche spielten eine Hauptrolle. Sonst war der Stoff aus dem alltäglichen Leben genommen und selbst die Hetären waren dabei nicht verpönt. Die Liebe spielte zum ersten Mal eine Rolle auf der Bühne; es mag das überhaupt ein Zeichen für die Abnahme der Paidophilie sein. Die Charaktere waren schablonenhaft; stehend erschienen z. B. der betrogene oder geplagte Ehemann, der lüderliche Sohn, der gewissenlose Sklave, der Weiberfeind, der Bramarbas, der Kuppler, der Grobian, die Buhlerin, die Betschwester u. A. Es sind ächte Intriguenstücke mit untergeschobenen Kindern, Skandalprocessen und ähnlichem Apparat. Sehr verschieden ist das Gelingen des Witzes. Die Satire mußte unter den despotischen Herren der Zeit schweigen. Dafür blühte künstlerische Form und Gewandtheit in der Gruppirung. Es ist der Übergang von der alten Komödie zum neuern Lustspiel. Unter ihren angeblich über 60 Jüngern ist der Athener Menandros (342—290) der bedeutendste; ihm

waren Demetrios von Phaleron und der erste Ptolemaier günstig. Man rühmte seine edle Haltung, treue Sittenmalerei und philosophische Bildung. Die Bruchstücke seiner wahrscheinlich nahe an hundert Komödien zeigen eine Menge moralischer Sprüche. Am nächsten kam ihm sein etwas älterer Nebenbuhler Philemon aus Soloi in Kilikien; Beide sind die Vorbilder des Plautus und des Terentius und damit auch mancher Stücke von Molière und Shakespeare.

Als eine Abart der komischen Dramatik kann die bukolische Dichtung betrachtet werden. Ihre Heimat war Sicilien, ihre Wiege der Kult der dorischen Artemis, ihr Gegenstand das Bauern-, Hirten- und Fischerleben, vorzüglich Liebschaften der Hirten. Ihr Schöpfer wurde der Syrakuser Theokritos, der bald in seiner Heimat, bald in Alexandria, in Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. lebte. Seine Eklogen (*εἰδύλλια*, Bildchen) in allen drei Hauptdialekten, sind liebliche Scenen aus dem sicilischen Volks-, besonders Hirtenleben, und seine lyrischen Gedichte Schilderungen paidischer und gemischter Liebe, wozu noch Charakterschilderungen aus dem bewegten und fantastisch-abergläubisch angehauchten Leben der Weltstadt Alexandria, wie die „Zauberin", endlich Loblieder auf Ptolemaios Philadelphos und Hieron II. von Syrakus kommen. Seine Dichtung ist absichtlos und sucht das Landleben nicht wie die moderne Idylle aus Opposition gegen die gebildete Gesellschaft auf. Daher ist sie naturwahr und stellt das Leben getreu nach seinem Inhalte dar.

Andern Geistes, nämlich überlegend und empfindsam, liebelnd und tändelnd, sind des Theokritos jüngere Zeitgenossen, die Idylliker Bion aus Smyrna, der aber lange in Syrakus lebte, und dessen Verehrer Moschos aus Syrakus.

Unter den Lehrgedichten sind hervorzuheben: des Tragikers Lykophron aus Chalkis (unter Ptolemaios Philadelphos) Alexandra (in 1474 Trimetern), eine mit reichem mythologischem, historischem und geographischem Material ausgestattete, dramatisch (monologisch) geformte, aber poesie- und lebenlose Prophetie der Kassandra auf das Schicksal Troia's mit Anspielungen auf Alexander und dessen Mission, sowie Schmeicheleien gegen die Ptolemaier und Römer, des Aratos aus Soloi (unter Antigonos Gonatas) vergeblich dem Homeros und Hesiodos nacheifernde „Sternerscheinungen und Wetterzeichen" (*Φαινόμενα καὶ Διοσημεῖα*) in 1154 Hexametern, astronomisch-meteorologischen Inhalts mit mythologischen Andeutungen. Hierher gehört auch des bereits erwähnten Kallimachos *Αἴτια*, eine Sammlung von Altertümern und Volkssagen. Durch seine *Πίνακες* ist er der erste Literaturhistoriker geworden. Die trockenen Lehrgedichte des Nikandros aus Kolophon, naturwissenschaftlichen und mythologischen Inhalts, waren den römischen Dichtern eine reiche Quelle.

Die Fabeldichtung verehrt in Babrios von unbekannter Zeit und Heimat ihren ersten Bearbeiter, dessen Werke (123 choliambische Fabeln) erst neulich auf dem Berge Athos gefunden wurden. Sie verraten inniges Verständniß der Natur und des Herzens, lebhaften Geist und schlagenden Witz.

Satirische Gedichte in parodischer Form und philosophischen Inhalts (Sillen) sind die hauptsächlichsten Leistungen des Timon aus Phlius, der in Athen und anderen Orten Griechenlands lebte und mit Ptolemaios Philadelphos korrespondirte. Außerdem schrieb er Tragödien, Satyrspiele, Komödien und philosophische Werke.

Mit der unpoetischen Poesie des alexandrinischen Zeitalters ging der damals auftauchende erste Versuch einer Begründung der Mythologie Hand in Hand, welche Wissenschaft, weil ihr Inhalt für wahr gehalten wurde und zur Theologie gehörte, bisher nicht vorhanden gewesen. Der einen solchen Versuch zuerst wagte, war Euemeros, wahrscheinlich aus Messana, der unter Kassandros in Makedonien lebte. In seinem trockenen und nüchternen Sinne suchte er darzulegen, daß die Götter und Heroen wirklich, aber als hervorragende Menschen gelebt hätten, welche nach dem Tode verehrt wurden. Diese Richtung, welche in einzelnen Fällen schon von älteren Historikern befolgt worden, blieb unter den „aufgeklärten" Griechen und Römern, sowie unter den ersten Christen die herrschende, bis sie durch den Dämonismus der Letzteren verdrängt wurde. Heutzutage dient der Name ihres Gründers (Euhemerismus) zum Spott über ähnliche willkürliche Aufstellungen.

Die eigentliche Lieblingswissenschaft der alexandrinischen Gelehrten und ihrer Zeitgenossen war die Grammatik oder was man damals darunter verstand, d. h. vorzugsweise die Kenntniß und Auslegung der Schriftsteller, verbunden mit deren namentlicher Aufzählung. Die Grammatiker standen im höchsten Ansehen am Hofe der Ptolemaier und bekleideten glänzende Stellen als Erzieher, Bibliothekare, Vorleser u. s. w. Zenodotos aus Ephesos, unter Ptolemaios Soter I. und Philadelphos, bearbeitete zuerst kritisch den Homeros. Aristophanes aus Byzanz, des Vorigen und des Kallimachos Schüler (221—180), widmete seinen Fleiß mehreren altgriechischen Dichtern. Aristarchos von Samothrake, um 170 unter Philopator, mußte fliehen, als sein entarteter Schüler Euergetes II., genannt „Übelthäter" (Kakergetes) und „Schmeerbauch" (Physkon), obschon selbst Homerokritiker, die Gelehrten vertrieb, und starb auf Kypros. Er schrieb 800 Kommentare über Dichter und mehrere Schriften über Grammatik. Krates aus Mallos, am Hofe zu Pergamon und 167 in Rom Lehrer, des Vorigen und der Alexandriner überhaupt heftiger Gegner, suchte den Homeros allegorisch auszulegen. Um die alte Literatur haben sich die Grammatiker

Alexandria's manche Verdienste erworben, welche für die sonstige Hohlheit und leere Vielschreiberei jener Periode entschädigen.

Die Geschichtschreibung, überhaupt zu Alexanders Zeit eine noch nicht viel über hundert Jahre alte Thätigkeit, befand sich unter den Diadochen im Vergleiche zu anderen Wissenschaften in keiner besonders schlimmen Lage. An Stoff fehlte es ihr nicht, — nur an der Fähigkeit, ihn kritisch zu sichten und für die Nachwelt in höherm Sinne als in dem einer Anhäufung von Thatsachen nutzbar zu machen. Die Schilderer des Lebens und der Thaten Alexanders erhoben ihn und beschmeichelten ihn als Gott, ausgenommen jedoch sein Mitschüler bei Aristoteles, Kallisthenes aus Olynth, den er wegen seines Freimuts 327 als angeblichen Verschwörer beseitigte. Er schrieb Mehreres über die griechische Geschichte im vierten Jahrhundert vor Chr. Die meisten Geschichtschreiber jener Zeit verloren sich, wie besonders Hekataios aus Abdera (sonst fleißiger Erforscher der ägyptischen Altertümer, besonders in Theben), in Fabel- und Wundersucherei. An demselben Fehler litt des Timaios (355—260) sikelische Geschichte, deren Verfasser indessen den Mut hatte, über das Scheusal Agathokles die Wahrheit zu sagen, wenn auch nicht ohne Übertreibung, und seine Begeisterung für Timoleon und die republikanische Freiheit an den Tag zu legen. Die Krone der Historiker dieser entarteten Zeit ist jedoch Polybios aus Megalopolis, Sohn des achäischen Strategen Lykortas, eines Freundes Philopoimens, geb. zwischen 212 und 204, gest. 122. Er wirkte im Staat und Kriege zur Zeit jenes letzten Aufflackerns hellenischen Geistes, suchte als Hipparch Neutralität zwischen Rom und Makedonien zu erhalten und wanderte noch vor der völligen Vernichtung des Vaterlandes als Geisel nach Rom. Hier mit der Weltherrscherin ausgesöhnt, weil geehrt und geachtet, begleitete er Scipio nach Karthago und wirkte heimgekehrt so viel noch möglich war zu Gunsten seiner Landsleute und ihrer Städte. Leider ist sein Geschichtwerk nur zu kleinem Theile erhalten (das vollständige reichte von 220—146 und stellte den Übergang Griechenlands unter römische Herrschaft dar). Er schuf die pragmatisch-synchronistische Darstellung, aber sein Stil leidet durch soldatische Knappheit.

Das Zeitalter der Diadochen gab nicht nur Griechenland seinen letzten, sondern auch den ältesten morgenländischen Kulturstaaten ihre ersten Geschichtschreiber, und zwar aus dem Kreise ihrer eingeborenen Kulturträger, wenn auch in griechischer Sprache. Der die Wissenschaft liebende Ptolemaier Philadelphos war es, nach einer etwas unsichern Erzählung, in dessen Auftrag der ägyptische Priester Manetho (Bd. I. S. 334) in Heliopolis Ägyptens Geschichte von der ältesten Zeit bis auf Alexander schrieb. Sein Zeitgenosse Berosos, aus einem priesterlichen Geschlechte Babylons, verfaßte (wie jener in drei Büchern) eine Geschichte seines Vaterlandes, von welcher wenig vorhanden und auch dieses mit Bezug

auf die älteste Geschichte den aufgefundenen Keilschriften gegenüber unbrauchbar ist (Bd. I. S. 479 f.).

Auch wurden geschichtliche Daten nicht nur durch Gelehrte, sondern auch von Privatleuten ohne wissenschaftliche Darstellung aufgezeichnet. Ein Beispiel davon ist die (1627 entdeckte) Marmortafel von Paros, welche die merkwürdigsten Ereignisse von Kekrops bis 264 vor Chr. nach attischen Schriftstellern enthielt. Viele Hilfe leisteten der Geschichtforschung die Archäologen, Geographen und Reisenden. Unter ersteren Beiden ist der Bedeutendste jener Zeit Eratosthenes aus Kyrene (275 — 194), meist in Alexandria lebend, der Begründer wissenschaftlicher Erdbeschreibung, den später namentlich Strabon benutzte.

Auf die Fortschritte in der Erdkunde wirkte namentlich die Ausbildung der Mathematik als Wissenschaft ein. An der Spitze der Jünger derselben stand der Alexandrier Eukleides um 300 vor Chr., Verfasser vieler arithmetischer, geometrischer und astronomischer Werke, welcher systematisch bearbeitete, was vor ihm Pythagoras, Platon, Eudoxos, Aristoteles u. A. gedacht und gesammelt, und dessen Methode namentlich in der Geometrie bis heute maßgebend geblieben. Sein Schüler war der Syrakuser Archimedes, welcher sowol die Geometrie, als die Physik und Mechanik bedeutend vervollkommnete, den Flaschenzug, die Schraube ohne Ende und die Wasserschraube (archimedische Schraube) erfand und das erste Planetarium fertigte. Seine Wissenschaft machte er bekanntlich bei der Belagerung seiner Vaterstadt durch die Römer nutzbar und starb mit der Freiheit derselben und des griechischen Siciliens, Figuren im Sande zeichnend, durch römische Hand 212 vor Chr. Sein Schüler Apollonios aus Perga, 250—220 zu Alexandria und Pergamos lehrend, begründete die Lehre von den Kegelschnitten in der noch jetzt geltenden Weise. Die Krone der Astronomie errang unter den Mathematikern der alexandrinischen Periode Aristarchos aus Samos, der um 260 in Alexandria wirkte. Er war der Erste, welcher die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, was aber nach ihm für 1800 Jahre in Vergessenheit geriet. Sein Zeitgenosse und Kollege Timocharos fertigte das erste bekannte Verzeichniß der Fixsterne und stellte Beobachtungen und Berechnungen des Laufes der Planeten an. Der erste eigentlich wissenschaftliche Astronom war Hipparchos aus Nikaia, der 160—125 zu Alexandria und Rodos lehrte und mit selbsterfundenen Instrumenten (Astrolabien) die Gestirne beobachtete, ihre Lage bestimmte, die Länge des Jahres genauer angab (auf 5 Minuten weniger als 365 Tage und 6 Stunden) und die Entfernung von Sonne und Mond maß. Er ist der eigentliche Feststeller des nachher so genannten ptolemäischen Weltsystems. Als Mechaniker und Erfinder zeichneten sich unter Euergetes II. in Mitte des zweiten

Jahrhunderts vor Chr. Ktesibios mit der Wasserorgel und sein Schüler Heron mit der nach ihm benannten Pumpe aus. In der Arzneikunde glänzte unter Alexander und dem ersten Ptolemaier Herophilos aus Chalkedon, Anhänger des Hippokrates und erster namhafter Anatom, sowie Schöpfer der Pulslehre, und unter Seleukos Nikator Erasistratos aus Keos, der bereits über den Kreislauf des Blutes nachdachte, ihn jedoch noch nicht fand. Der Anatomie und damit wissenschaftlicher Heilkunde standen jedoch heftige Vorurteile der Menge entgegen, namentlich gerade in Ägypten, wo die Leichen als heilig galten (Bd. I. S. 328). So waren denn die Naturwissenschaften derjenige Theil der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit in den Reichen der Diadochen, welcher allein der Zukunft einen Halt, und zwar keinen unbedeutenden, zu weiterm Bauen lieferte.

C. Die nacharistotelische Philosophie.

Die Philosophie, genauer die Philosophie des Menschen wurzelt im Bewußtsein des Schmerzes. Der Glückliche hat und braucht keine Philosophie; erst das Unheil lehrt denken. Was dem Menschen fehlt und was er besitzen möchte, verlockt ihn, den letzten Gründen seines Daseins nachzufragen. Als die Hellenen sich im Besitze der Freiheit im Staate und der Schönheit in Dichtung und Kunst befanden, hatten sie keine eigentliche Philosophie, wenigstens keine den Menschen eng berührende. Was dafür galt, bezog sich auf die äußere Natur und entsprang der Wißbegierde, nicht dem Mangel an Befriedigung mit sich selbst; es war nur eine Erneuerung und Vervollkommnung der alten religiösen Kosmo- und Theogonien. Als Athen im peloponnesischen Kriege sein Glück verloren hatte, als es gebeugt darniederlag und den Schmerz kennen lernte, da trat Sokrates auf und lehrte den Menschen über sich selbst nachdenken. Als die überwältigenden Töne der Tragödie ausgeklungen, als die Schöpfungen der bildenden Kunst die alte Würde verloren und nur noch dem Sinnenkitzel dienten, als Griechenland sich immer wilder selbst zerfleischte und am Ende an sich selbst verzweifelte und bei den Fremden sein Heil suchte, — da schufen Platon und Aristoteles ihre stolzen Lehrgebäude und zeigten, wonach der Mensch streben müsse; vorher hatte er es selbst gewußt, wenn auch nicht systematisch, doch instinktiv. Zu spät, — nachdem Schönheit und Freiheit geschwunden, lernten die Griechen Weisheit, und diese erstieg gerade die höchste bei ihnen und durch sie zu erreichende Stufe, als das Land den Makedonern huldigen, als die Demokraten monarchischer Strammheit sich beugen mußten. Und nicht lange darnach, — so war auch die Weisheit erschöpft. Des Aristoteles Todestag war auch derjenige selbstthätiger Forschung. Der

griechische Geist, den sein Schüler mit bewaffneter Hand in Asien und Afrika verbreitete, nachdem er in Europa den griechischen Leib niedergeworfen, — lebte und zehrte nur noch von der Erinnerung an vergangene große und schöne Tage; aber diese waren so reichhaltig und so kraftvoll, daß sie selbst nach ihrem Absterben, und nur durch Epigonenzwerge unterstützt, weite Reiche der Barbarei entreißen und geistig nähren konnten.

Was nun die griechische Philosophie in der Zeit nach dem Hinsterben ihrer größten Geister noch wirken konnte, das lag in den thatsächlichen Verhältnissen begründet. Die Philosophie hatte sich seit Sokrates vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich dem Menschen zugewendet; sie hatte ihn geradezu als den Zweck der gesammten Natur hingestellt; die Naturforscher, Astronomen und Physiker voran, trennten sich nach und nach von den Philosophen, denen nun der Mensch allein übrig blieb; auch von diesem aber nahmen zugleich die Ärzte den Leib in Beschlag*). So hatten die Philosophen noch den Geist zur Verfügung; da nun aber die zwei letzten großen Denker die theoretischen Kräfte desselben in damals nicht zu überbietender Vollständigkeit untersucht hatten, konnten nur noch die praktischen Bedürfnisse Gegenstand der Forschung sein. Dieselben waren bis dahin den theoretischen Ideen untergeordnet gewesen; jetzt wurden sie selbständig und zur Hauptsache; Alles drehte sich nur noch um sie. Dies geschah in den das dritte und zweite Jahrhundert vor Chr., die Periode alexandrinischer Gelehrsamkeit, in philosophischer Beziehung beherrschenden drei Schulen der Stoiker, Epikureier und Skeptiker, deren Schauplatz gleich dem gesammten Geistesleben dieser kosmopolitischen Periode die Reiche der Nachfolger Alexanders vollständig umspannte. Neben ihnen lebten allerdings noch Reste älterer Schulen fort, der Akademiker, Peripatetiker u. s. w., die aber nicht mehr in maßgebender Weise thätig waren. Der Nachfolger des Theophrastos (oben S. 272) als Haupt der peripatetischen Schule, Straton aus Lampsakos, welcher um 269 vor Chr. starb, ein höchst umfassender Geist von anerkannter Selbständigkeit des Urteils, erklärte alle Naturerscheinungen als eine Wirkung der Naturnotwendigkeit und „setzte die Gottheit der Natur selbst gleich; er sah in ihr nicht ein persönliches oder gar ein menschenähnliches Wesen, sondern die allgemeine Kraft, von der alles Werden und alle Veränderung in der Natur ausgeht**)." Die Thätigkeiten der Seele erklärte er für Bewegungen und anerkannte keinen wesentlichen Unterschied zwischen der sinnlichen und der vernünftigen Thätigkeit. Es ist auch wahrscheinlich, daß er das bewußte Fortleben der Seele nach dem Tode leugnete. Verband er auch damit

*) Vergl. Lange, Gesch. des Materialismus I. S. 72.
**) Zeller, die Philos. der Griechen II. Th. 2. Abth. S. 732 f.

manche unklare Aussprüche, so ist doch unzweifelhaft und bedarf keines Nachweises, daß er mit diesen Ansichten sich von der Lehre des Aristoteles entfernte, einer neuen Periode geistiger Entwickelung angehörte und über spätere Schulen hinausschreitend, sich mit Aufstellungen der neuesten Zeit nahe berührte. Ebenso soll er das Licht aller Gestirne von der Sonne abgeleitet und damit die erhöhte Bedeutung dieses Weltkörpers voraus geahnt haben. Nach ihm zählte die peripatetische Schule keinen Kopf von Bedeutung mehr, obschon sie zur alexandrinischen Zeit ein Hauptsitz damaliger Gelehrsamkeit war.

Die weitaus bedeutendste unter den philosophischen Schulen der Diadochenzeit war die stoische. Ihre Mitglieder sind ein lebendiges Zeugniß der Erfolge von Alexanders hellenistischer Mission; denn sie sind fast durchweg hellenisirte Orientalen, namentlich aber die Führer und Leiter. Der Stifter war Zenon aus Kittion auf Kypros; seit 320 in Athen Schüler des Kynikers Krates, wandte er sich überdrüssig von den brutalen Übertreibungen dieser Schule ab und gründete eine neue in der Bilderhalle (Stoa Poikile, oben S. 190), von welcher sie den Namen erhielt. Ein ehrenhafter Charakter, nicht Freund vieler Worte, einfach, ja kärglich lebend, daher auch gesund geblieben und alt geworden, konnten ihn die Ehren, mit welchen ihn Antigonos Gonatas und die Stadt Athen überhäuften, in seiner Sittenstrenge nicht irre machen. Eine unbedeutende Verletzung erschien ihm als Wink des Schicksals und veranlaßte ihn zum Selbstmorde. Sein Nachfolger war Kleanthes und dessen: Chrysippos aus Soloi in Kilikien (280—206), der zweite Gründer der Schule und deren schriftstellerischer Hauptvertreter, obschon von völlig ungenießbarer Schreibart. Die Schriften dieser Schule sind beinahe völlig verloren.

Die Stoiker sahen den wesentlichen Zweck der Philosophie im sittlichen Verhalten des Menschen. Dieselbe ist nach ihnen Ausübung der höchsten Kunst, der Tugend. Die Tugend besteht aber im vernunftgemäßen Handeln und vernunftgemäß ist, was mit der Natur des Menschen und der Dinge übereinstimmt. Die Tugend ist daher Unterwerfung unter die allgemeine Weltordnung. Die stoische Philosophie beschäftigte sich aber darum noch nicht ausschließlich mit der Ethik, umfaßte vielmehr auch die beiden anderen Theile des Weisheitsystems der Alten, Logik und Physik; aber immerhin blieb die Ethik der hauptsächlichste Theil. Die Logik, wozu auch Dialektik und Retorik gehörten, die aber im Grunde als bloße Rede- und Denkübung erscheinen, strebte, hierin die Abstammung dieses Systems vom Kynismus beurkundend, nach Rückkehr zur Natur und Verwerfung alles von Menschen künstlich Gemachten. In der Logik im engern Sinn, in der Kategorienlehre, schlossen sich die Stoiker zum Theil an Aristoteles an. Ihre Naturlehre war entschieden materialistisch; sie anerkannten außerhalb der

Körperwelt nichts wirkliches; aber sie nahmen eben alles für körperlich: die Seele, die Gottheit, die Tugend, den Tag und die Nacht, die Jahreszeiten und das Jahr u. s. w.; sie behaupteten, der Stoff einer Tugend, im Menschen befindlich, pflanze in ihm diese Tugend. Denn ihre Lehre war so sehr auf das praktische Leben gerichtet, daß sie sich von allem abwandten, was der gewöhnlichen Vorstellung, die allerdings nichts unkörperliches kennt, widerspricht. Wenn sie aber auch nur das Körperliche für wirklich hielten, so sprachen sie doch nur solchen Körpern Wirksamkeit zu, welchen Kräfte innewohnen, die freilich auch körperlich sind. Der Stoff ist das Leidende, die Kraft das Wirkende. Alle Wirkungen aber gehen ursprünglich von einer Grundursache aus, der Weltseele, höchsten Vernunft oder Gottheit, welche von den Stoikern meist in den Himmel, aber auch in die Sonne oder in den Weltmittelpunkt verlegt und deren Wesen bald als Feuer, Äther oder Luft, bald als Geist oder Seelenwesen, bald vermittelnd als die feurige Vernunft bezeichnet wurde. Die Gottheit fällt sonach mit dem Urstoff zusammen und ist zugleich Vorsehung und Verhängniß; ja Gottheit und Welt sind wesentlich dasselbe und das System ist pantheistisch.

Aus diesem Urwesen nun entwickeln sich die besonderen Dinge nach unvergänglichem Gesetze; aber sie lösen sich wieder in demselben auf und der Urzustand kehrt zurück, und so folgt eine Welt auf die andere, und in jeder derselben wiederholt sich alles genau so wie es in der vorigen zuging, und so ohne Anfang und Ende nach einem unaufhaltsamen Fatum. Aus der Einheit der Welt folgerten die Stoiker auch ihre Vollkommenheit; sie sahen alles Existirende als zweckmäßig an und jedes Ding als um des Nutzens willen daseiend, den es gewährt, was bis in's Lächerliche und Abgeschmackte getrieben wurde. Dem Übel gegenüber erklärten diese Optimisten das physische Übel als gar kein solches, sondern blos als Naturnotwendigkeit, während sie bezüglich des moralischen Übels nachzuweisen suchten, daß die Gottheit dasselbe stets zum Guten zu lenken wisse, es übrigens als Strafe böser Menschen notwendig habe. Daß es den Guten oft schlecht und den Schlechten oft gut geht, erklärten sie dahin, daß der Weise das Unglück entweder als natürlichen Vorgang betrachten oder durch richtiges Handeln in Glück verwandeln solle, der Schlechte aber auch bei scheinbarem Glück nicht glücklich sein könne.

Als Sitz der Seele betrachteten die Stoiker die Brust, weil von derselben der Athem und die Stimme ausgehen. In der Seele nahmen sie acht Theile an: die Vernunft, die fünf Sinne, die Sprache und das Zeugungsvermögen, und hielten sie für einen Theil und Ausfluß der Weltseele, daher auch für etwas von dieser abhängiges, in welche sie einst wieder zurückkehrt. Eine eigentliche Unsterblichkeitslehre hatten daher die Stoiker nicht.

Wie bereits angedeutet, war den Stoikern die Tugend das höchste Gut. Nur die Tugend ist nach ihnen überhaupt ein Gut, nur das Laster ein Übel; alles andere ist gleichgiltig (ἀδιάφορον). Namentlich bestritten sie der Lust die Eigenschaft eines Gutes und setzten sie durchaus der Tugend entgegen. Das Gute war ihnen das Gesetz, das dem natürlichen Triebe des Menschen Entsprechende und die Affekte und Leidenschaften vernunftlose Triebe, welche bekämpft und überwunden werden müssen. Die Tugend ist ein untheilbares Ganzes; man kann sie nicht theilweise, sondern nur entweder ganz oder gar nicht besitzen. Zwischen Tugend und Schlechtigkeit gibt es nichts mittleres, keinen Übergang. Wie die Kinder nur Schurken und Engel, so kannten die Stoiker nur Gute und Schlechte, oder, wie sie es nannten, Weise und Thoren. Den Weisen hielten sie für frei von aller Thorheit, den Thoren für fern aller Weisheit. Zu den Thoren rechneten sie aber Alle, welche nicht vollkommen und in jeder Beziehung weise seien, d. h. mit anderen Worten alle Nicht-Stoiker. Es wurde dies zwar nicht ausgedrückt, wäre aber die Folgerichtigkeit, wenn es der Schule möglich gewesen wäre, ihr Prinzip streng durchzuführen. Das konnten sie aber nicht in der Welt, wie sie ist; sie mußten in der Praxis von ihrer Theorie abweichen und der gewöhnlichen Auffassung Zugeständnisse machen. Sie thaten dies, indem sie für das „praktische Bedürfniß" aus dem, was sie theoretisch als gleichgiltig erklärt hatten, dasjenige ausschieden, was dem Menschen wünschenswert ist, wie Gesundheit, Reichtum, Ehre, Schönheit, Stärke u. s. w., sowie das, was ihm verwerflich erscheint, wie das Gegentheil des Genannten, und das Gleichgiltige auf das beschränkten, was wirklich keinen Wert hat, z. B. die Zahl der Haare u. s. w. Obschon sie nun lehrten, daß von jenem Wünschenswerten manches unter Umständen schädlich und von jenem Verwerflichen manches nützlich sein könne, gestatteten sie doch mit Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse das Streben nach dem Wünschenswerten und das Vermeiden des Verwerflichen, und es gestaltete sich daraus nach und nach eine wirkliche Kasuistik, welche soweit ging, sogar Laster zu entschuldigen. Ja in dieser Verirrung brach unter den Stoikern unverhüllt die ganze Schamlosigkeit ihrer Ahnen, der Kyniker hervor, und sie zeigt, daß die sogenannte Jesuitenmoral weit älter ist als der Jesuitenorden.

Im geselligen und öffentlichen Leben verlangten die Stoiker das Aufgehen des Einzelnen im Allgemeinen und bekämpften theoretisch jedes Privatinteresse. Aber ihr Ideal der Zukunft war ein Zusammenleben der Menschen ohne Staat, Verfassung, Gerichte, Tempel, Familie, kurz eine gemütliche Anarchie. Der Gegensatz von Hellenen und Barbaren war für sie ein überwundener Standpunkt, und der Kosmopolitismus allein eine Wahrheit. (Auch hierin begegnen sie den Jesuiten!) Apathisch ließen sie die Stürme und Ströme der Weltgeschichte, die makedonische

und die römische Herrschaft über sich ergehen und weigerten sich dem Erfolge zu huldigen. Für den Fall jedoch, wo dem Menschen das Leben unerträglich geworden wäre, erlaubten sie ihm die Flucht aus demselben, — den Selbstmord, wovon auch wirklich der Stifter und mehrere Jünger der Schule Gebrauch machten; denn es handelte sich ja nur um die Wahl zwischen zwei adiaphoren Dingen — Leben und Tod!

Die stoische Philosophie hatte, wie aus Obigem hervorgeht, ein System von so bedeutender religiöser Selbständigkeit aufgestellt, daß sie damit dem ohnehin im Sinken begriffenen nationalen Götterglauben der Griechen mit Erfolg gegenüber treten konnte. Es ist dies auch geschehen. Keine andere Schule hat sich so ungeschminkten Hohn und Spott über die Gottheiten des Volkes und den Aberglauben der Mythen erlaubt, wie sie. Trotzdem aber waren die Stoiker bemüht, ihr System dem herrschenden Glauben gemäß als polytheistisch darzustellen, indem sie außer ihrer einen Gottheit auch noch Untergötter annahmen, wozu sie die Gestirne, die Elemente, sowie, davon abgeleitet, die Zeitabschnitte (Jahre, Jahreszeiten, Tage) und die Früchte der Erde erhoben. Ja sie gingen soweit, ihre Urgottheit Zeus zu nennen und die übrigen Gottwesen mit anderen griechischen Göttern zusammenzustellen. So waren sie dahin zurückgekehrt, wovon die Menschen ausgegangen, zur Vergötterung der Natur, — ohne daß sie sich dies träumen ließen, indem sie vielmehr einen großen Fortschritt gemacht zu haben glaubten. Die Theorie des Euemeros (oben S. 325), einer Unfähigkeit zum Verständniß der Mythen entsprungen, hatte ihren vollen Beifall. Was in Wahrheit schöne Dichtung, war ihnen plumpe Erdichtung. Ihr künstlich aufgewärmter Polytheismus ging aber schrankenlos immer weiter und fiel von einer Verirrung in die andere. So kamen sie durch absichtliche Heroenverehrung auch zum Dämonenglauben und zur Hochhaltung der Mantik.

Die begabteren Mitglieder der Schule, welche sich zum Theile dieses Wahns schämten, ergaben sich, wie Euemeros historischer, so allegorischer Erklärung der Volkssagen und sahen in den Gestalten der letzteren moralische und philosophische Ideen, wobei sie durch gezwungene etymologische Erklärungen, besonders des Homeros und Hesiodos, in die größten Lächerlichkeiten verfielen, ähnlich wie die alexandrinischen Juden (oben S. 313) bezüglich des Alten Testamentes, (was wieder an die Schulkünsteleien der Jesuiten erinnert), — doch nicht ohne daß sie zugleich in solchen Punkten, wo sie unabhängiger dachten, manches fanden, was sich jetzt in der mythologischen Forschung ausgedehnter Zustimmung erfreut.

Im Ganzen und Großen ging jedoch die Tendenz der Stoa dahin, die entsittlichte und verweichlichte damalige Welt aufzurütteln zur Selbst-

erkenntniß und zu sittlichem Leben, was sie zu bewirken glaubte, indem sie sämmtliche Interessen der Menschheit in ein festgegliedertes Ganzes verband und den Einzelnen anhielt, auf seine Willensfreiheit zu verzichten, sich der Gesammtheit unterzuordnen und sich für sie aufzuopfern.

Dieser Richtung trat eine gleichzeitige Schule, der Gegenpol der stoischen, scharf gegenüber, die epikureische.

Ihr Stifter Epikuros, aus Athen stammend, aber in Samos 342 oder 341 vor Chr. geboren, lehrte in kleinasiatischen Städten und später in Athen, wo er um 306 seine Schule in seinem Garten gründete. Zu seinen Schülern und Jüngern gehörten auch Frauen und sogar Hetären. Er starb 270 an einer Krankheit, wobei er große Standhaftigkeit bewies. Sein Nachfolger in Leitung der Schule war Hermarchos; doch waren er und die übrigen Epikureier der hier zu berücksichtigenden Zeit keine hervorragenden Köpfe. Auch das System der Schule selbst ist lückenhaft, unfruchtbar und durchaus vom Stifter abhängig, auf dessen Worte die Schüler schworen. Da aber dieser ungescheut die Künste und Wissenschaften mit Geringschätzung behandelte, so konnte auch der Erfolg kein anderer sein. Dagegen blieb die epikureische Schule die geschlossenste und unveränderlichste des Altertums*). Alles Philosophiren hatte bei den Epikureiern nur praktische Zwecke; es ist eine Art seichter Aufklärung, welche gegen den Aberglauben arbeitete, ohne in intellektueller Beziehung etwas besseres an seine Stelle zu setzen.

Die Logik, von Epikur Kanonik genannt, war nichts als eine oberflächliche Untersuchung der Kennzeichen der Wahrheit und kümmerte sich nicht um Begriffe, Urteile und Schlüsse. Nur die sinnliche Empfindung war es, welche darüber belehrte, was angenehm und wünschenswert oder das Gegentheil sei. Derselben ist unbedingter Glaube zu schenken; sogar bei Wahnsinnigen, sogar im Traume ist sie wahr; denn sie hat ihre Veranlassung in Wirklichem. Epikur fügte indessen bei, daß das Wahrgenommene nicht der Gegenstand selbst, sondern nur dessen Bild sei, was die Verschiedenheit der Wahrnehmung eines Gegenstandes bei verschiedenen Menschen erkläre.

Die Naturlehre war den Epikureiern wichtiger als die Logik, diente ihnen aber ausschließlich als Waffe gegen den Aberglauben, nicht zur Erforschung des Wahren. Eine Sicherheit der Ergebnisse der Naturbeobachtung wurde nicht für notwendig, ja nicht einmal für möglich gehalten. Die Hauptsache war, die Teleologie der religiösen Weltansicht zu untergraben. Die Naturdinge haben nach Epikur keinen Zweck, sondern sind Selbstzweck; sie sind nicht dazu da, um ihre Benutzung zu ermöglichen, sondern werden benutzt, weil sie da sind. Die epikureische

*) Lange, Gesch. des Materialismus I. S. 96.

Naturansicht war materialistisch und lehnte sich namentlich an die Atomistik des Demokritos an, wie die stoische an die Lehre des Herakleitos. Aus der Unendlichkeit der Atome folgerte Epikur eine unendliche Menge von Welten, welche theils der unsrigen ähnlich, theils von ihr verschieden, aber alle ebenso vergänglich seien, wie die Atome unvergänglich. Die Seele hielt er gleich den Stoikern für eine körperliche Masse, die sich theils mittels der Zeugung fortpflanze, theils aber (in ihrem vernünftigen Theile) aus dem Äther herstamme; beim Tode zerstreuen sich ihre Atome. Diese seine Leugnung der individuellen Fortdauer pries er als die trostreichste Lehre. Ebenso dachte er auch von seiner Verneinung der Götter und der Vorsehung. Die gesammte Volksreligion war ihm ein Märchen, das aus Unwissenheit und Furcht entstanden. Das Nichtdasein einer Vorsehung bewies er aus dem Vorhandensein des Übels und der Ungerechtigkeit. Konsequenter als die Stoiker verwarf er auch Weissagung und Gebet. Dagegen schuf er sich gleich ihnen neue Götter, jedoch menschenähnliche wie die des Volkes, auch geschlechtlich unterschieden, unvergänglich und selig, ätherisch und überweltlich, oder vielmehr in den Zwischenräumen der Welten wohnend, vollkommen in allen Eigenschaften und unbeschränkt an Zahl, aber sorg- und thatlos und völlig unbetheiligt am Werden der Welten, — so daß von ihnen eigentlich nur angenommen werden kann, daß sie ein Zugeständniß an den herrschenden Glauben und in Wahrheit Bilder des Ideals der Menschheit sind. In der Allegorie der Mythen begnügte sich Epikur mit wenigen und meist gerechtfertigten Deutungen.

Nach Epikur's Ethik ist die Lust das einzige unbedingte Gut, der Schmerz das einzige unbedingte Übel. Er suchte diese Ansicht durch die Thatsache zu unterstützen, daß von Geburt an alle Wesen die Lust suchen und den Schmerz fliehen. Darin berührte er sich mit den Kyrenaikern, den Vorgängern seiner Schule, nur daß er nicht wie sie die körperliche, sondern die geistige Lust für die höchste erklärte. Sein System war daher ebenso eine Veredlung des kyrenäischen, wie das stoische eine solche des kynischen. Der stoischen Apathie setzte Epikur die Ataraxie, die Ruhe des Gemütes, eine Hellenisirung des buddhistischen Nirwana entgegen. Den Schmerz verachtet der Weise Epikurs, und die körperliche Lust achtet er gering, indem er nur im Denken vollkommenen Genuß findet, ohne sich deshalb zu überheben und alle nicht Fehlerlosen zu den Schlechten zu werfen. Die Tugend hat nur als Mittel zur geistigen Lust einen Wert. Da aber die Tugend zu diesem hohen Ziele führt, darf sie nicht aus Rücksichten oder Zwang, sondern blos aus Freude am Guten ausgeübt werden. Epikur ist ferne aller sogenannten Jesuitenmoral; er geht überall offen und folgerichtig zu Werke und gestattet keine Hinterthüren, durch die hereinschleicht, was er vorne hinausgewiesen. Sein Ziel ist, „den Menschen durch Mäßigung

seiner Begierden und Leidenschaften zur Glückseligkeit zu führen"*). Nichts ist verkehrter, als den Epikureern die Aufmunterung zum sinnlichen Lebensgenuß oder gar Ausschweifung vorzuwerfen; es ist dies lediglich eine Karikirung ihrer Vorgänger, der Kyrenaiker, paßt aber durchaus nicht auf sie. Epikur verstand es im Gegentheil, an Bedürfnißlosigkeit mit den Stoikern zu wetteifern und mißriet jede Hingabe an die Leidenschaften, ebenso aber auch, so thierisch zu leben wie die Kyniker. Den stoischen Preis des Selbstmordes verwarf er entschieden. Den Stoikern widersprach er ferner, was die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine betrifft. Der Staat war ihm gleichgiltig, wie natürlich in einer Zeit, wo es keine bürgerliche Freiheit mehr, sondern nur Gewalt und Unterdrückung gab. Die Schule mahnt von politischem Ehrgeiz entschieden ab. Dem von vielen Stoikern gepriesenen republikanischen Trotz gegenüber fügten sich die Epikureier der Monarchie. Das ehelose Leben hielten sie des Weisen für würdiger als das eheliche. Allen anderen menschlichen Beziehungen stellten sie aber die Freundschaft voran als das höchste aller Lebensgüter. Wirklich wurde diese Tugend in der Schule auch in aufopfernder Weise geübt, und unter den Freunden galt selbst Gütergemeinschaft als Gesetz. So gipfelt der Epikureismus auf freundliche Weise in reiner und uneigennütziger Menschenliebe.

In dem Widerstreite der sich heftig befehdenden Stoiker und Epikureier tauchte eine dritte Schule auf, die der Skeptiker, welche, um der (im Grunde nur scheinbaren) Entgegensetzung von Tugend und Lust zu entgehen, einfach beide leugnete und die höchste Glückseligkeit in einem Aufgeben jeder Theilnahme an den Dingen finden wollte. Wie die Stoiker in den Kynikern und die Epikureier in den Kyrenaikern, so hatten die Skeptiker ihre Wurzel in der megarischen Schule; Alle stammten sonach geistig von Schülern des Sokrates ab.

Der Stifter der skeptischen Schule war Pyrron aus Elis, welcher Alexander den Großen bis nach Indien begleitete und arm, aber geehrt und gelassen duldend, zwischen 275 und 270 in seiner Heimat starb.

Der bedeutendste seiner Schüler war Timon von Phlius; aber die Schule erlosch bald nach Letzterm. Er lehrte, „daß wir von der Beschaffenheit der Dinge nichts wissen können, daß daher das richtige Verhalten zu ihnen in der Zurückhaltung alles Urteils bestehe und daß aus dieser immer und notwendig die Ataraxie hervorgehe"**). Näher begründet und ausgeführt als in Pyrrons Schule wurde die Skepsis jedoch erst in der Fortsetzung der platonischen Schule oder der neuern Akademie durch deren Kampf mit der Stoa. Derselbe wurde von Arkesilaos aus Pitane in Aiolis (um 314—240) herbeigeführt. Er

*) Zeller a. a. O. S. 411.
**) Zeller a. a. O. S. 441 f.

leugnete die Vernunfterkenntniß sowol als die sinnliche Wahrnehmung, namentlich aber die begriffliche Vorstellung, wie sie die Stoiker lehrten, und kam zu dem Ergebniß, daß überhaupt kein Wissen möglich sei. Ein Jahrhundert nach ihm arbeitete Karneades aus Kyrene (starb 129 oder 128 vor Chr., 85 Jahre alt) dieselbe Lehre weiter aus, unter welchem die Akademie in hohem Grade blühte. Die Unmöglichkeit des Wissens suchte er durch die Thatsache darzuthun, „daß es keine Art der Überzeugung gebe, die uns nicht bisweilen täusche, mithin auch keine, der eine Bürgschaft für ihre Wahrheit beiwohne" *). Er bekämpfte heftig die stoische Theologie und Teleologie und verwarf, gestützt auf das Unheil in der Welt, den Glauben an die Götter. Der Gottheit müßten, sagte er, weil sie vollkommen, alle Tugenden zugeschrieben werden; Tugenden aber setzen Unvollkommenheiten voraus, in deren Überwindung sie bestehen. Auch könnte ein Wesen nicht einsichtig sein, das für Lust und Unlust unempfänglich wäre. Da also die Gottheit ohne Beschränkungen nicht gedacht werden könne, schloß er, sei sie überhaupt undenkbar. Der sophistische Atheist griff indessen mit mehr Erfolg auch den Aberglauben aller Gattungen an. Was indessen die kühnsten Sophisten zur Zeit des Sokrates nicht gewagt, das unternahm er, — er leugnete auch das natürliche Recht und anerkannte nur von Menschen gegebene Gesetze. Nach ihm sank die Akademie immer tiefer, bis sich aus ihr die eklektische Richtung entwickelte, die einer neuen Periode der Geistesthätigkeit angehört.

Mit Sokrates hatte die beschränkt nationale Selbstüberhebung der alten Griechen zu wanken begonnen. Platon und Aristoteles bauten geistige Monumente auf, in welchen die Keime einer universellen Weltanschauung lagen. Sie selbst hatten noch ächt griechisch gedacht und gefühlt. Als aber Alexanders Eroberungszüge den in ihren nationalen Wünschen gescheiterten Griechen eine neue Welt mit dem freien Blicke nach Osten eröffnet hatten, da schwanden in den beiden damals aufsprossenden Schulen der Stoiker und Epikureier alle trennenden Schranken ethnischer Engherzigkeit, und was bei den Stiftern der akademischen und der peripatetischen Schule nur die Gedanken gewesen, — weltbürgerlich und menschheitlich, — das wurden nun auch die Gefühle und die Bestrebungen. Was das Griechentum seit dem Ende seiner Blüte und Unabhängigkeit an Tiefe verloren, gewann es an Weite; es verschmolz mit allen seine Kultur begrüßenden und einsaugenden Völkern der damaligen Welt zu einer Kultur-Einheit. Freilich versank diese, so lange die schwach gewordenen Reiche der Nachfolger Alexanders noch dahinsiechten, in Oberflächlichkeit und hohle Gelehrsamkeit. Aber als die zerbröckelnden Reiche der stets sich mehr festigenden Kraft und Einheit

*) Zeller a. a. O. S. 457.

des Römertums als Beute in den Schos fielen, da verband sich die Empfindung des neuen Drucks mit dem Gefühle der Unbefriedigtheit durch trostlose Bücherweisheit und abgelebte, nicht mehr geglaubte Religionen, und es vereinigten sich die tiefer blickenden und fühlenden Geister des asiatisch-semitischen Judentums und des europäisch-arischen Griechentums zur Grundlegung einer neuen Lebensanschauung, welche den bereits angestrebten Kosmopolitismus erst zur Vollendung brachte. Bevor wir diesen hochwichtigen Wendepunkt betrachten, wird es notwendig sein, die älteren Zustände des Volkes kennen zu lernen, dessen energisches Eingreifen in die Speichen der Weltgeschichte jene Frucht zur Reife brachte.

Sechstes Buch.

Das alte Italien und die Römer.

Erster Abschnitt.

Land und Leute.

A. Die Apenninen-Halbinsel und ihre Inseln.

„Die Weltgeschichte rückt von Osten nach Westen vor", ist ein vielgehörter und vielgeglaubter Lehrsatz. Ein genaues Eintreffen desselben kennen wir einzig und allein in der Thatsache, welche uns zunächst beschäftigt, in dem Übergange des Hauptsitzes der Kultur und der politischen Macht von Griechenland nach Rom, beziehungsweise Italien, in den jüngeren Zeiten des Altertums. Annähernd wahr ist jener Satz auch insofern, als Griechenland später auf den Schauplatz der Geschichte getreten ist, als die weiter östlich gelegenen Länder Asiens, sowie Ägypten, und daß späterhin der Sitz der größten Kulturentwickelung von Italien nach Mitteleuropa wanderte. Aber wie gesagt, nur annähernd! Schon die Richtung ist in diesen beiden letztgenannten Fällen nicht die von Osten nach Westen, sondern im Ganzen die von Südosten nach Nordwesten, ja in spezieller Beziehung auf Ägypten und Griechenland nebst Kleinasien und auf Italien und Deutschland geradezu von Süden nach Norden. Was die asiatisch-afrikanischen Länder der alten Kultur angeht, so trifft jene Regel ganz und gar nicht zu. Die Kultur Chinas ist gewiß nicht so alt wie jene Ägyptens, die letztere aber unbestrittener Maßen weit älter als die von Palästina und Mesopotamien und die letztere wieder entschieden älter als diejenige Eräns und Indiens. In den Ost-Westlauf paßt ferner durchaus nicht die Macht und Kultur der Araber und des Islam seit dem siebenten Jahrhundert.

Und endlich ist vorläufig noch keine Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß die Hegemonie der Kultur von Europa nach Amerika übergehen werde. Die neuere Kultur hat sich von Mitteleuropa vielmehr nach allen Richtungen der Windrose verbreitet und an ihr nimmt auch Italien regen Antheil, aus welchem Lande die Kultur eigentlich gar nie weggezogen ist. Und gerade neuestens scheint sich Hand in Hand mit der sogenannten orientalischen Frage wieder eine bedeutende Kulturströmung von Nordwesten nach Südosten vorzubereiten, deren Bedürfniß sich dringend genug ankündet. Kurz, eine wirkliche Ost-West-Strömung läßt sich nur bezüglich Griechenlands und Italiens im Altertum nachweisen, und was im Übrigen eine solche anzudeuten scheint (durch die Richtung Asien — Hellas — Italien — Nordwesteuropa), ist weiter nichts als die notwendige Folge der von Indien aus westwärts gerichteten Wanderung unserer Rasse, der bevorzugten weißen oder derjenigen der Tagvölker (Bd. I. S. 15), deren Auftreten in der Geschichte in der gleichen Ordnung erfolgen mußte, wie ihre Ankunft in den Gegenden ihrer festen Niederlassung *).

Italien, der Schauplatz der von uns nun zunächst zu betrachtenden Verhältnisse und Zustände, besteht aus der mittelsten der drei südeuropäischen Halbinseln, sammt den nächst gelegenen Inseln und dem nördlich angrenzenden Flußgebiete des Po, und ist vom übrigen Europa durch den granitenen Eiswall der Alpen getrennt, der sich, soweit in dieser Beziehung zu berücksichtigen, in kühn geschwungenem Bogen vom ligurischen bis zum venetischen Busen hinzieht. An den äußersten Südwestpunkt dieses europäischen Himalaya schließt sich der Kamm der Apenninen, das Knochengerüste der italischen Halbinsel, welche letztere in Richtung, Länge und Breite auffallend dem adriatischen Meere ähnlich ist, das sie von der griechischen oder Pindos-Halbinsel (oben S. 1 ff.) scheidet. Ihre lange, schmale, wenig gegliederte Gestalt, die sich blos im Süden gabelartig theilt, nimmt gut drei Viertel der Breite des Mittelländischen Meeres, mit ihrer Fortsetzung Sicilien sogar fast jene ganze Breite ein und trennt das große Binnenmeer der „Alten Welt" beinahe genau in eine östliche und eine westliche Hälfte. Darin liegt ihre Bestimmung zur Weltherrschaft für jene Zeit begründet, in welcher der See- und Handelsverkehr sich auf die Thalassa beschränkte.

Der Apennin, welcher die Gestalt der Halbinsel bestimmt, weil diese eben er selbst mit den beidseitig anliegenden Gehängen ist, trennt in seinem nördlichsten Abschnitte das Po-Gebiet, welches im ältern

---

*) Darnach ist zu berichtigen, was Bd. I. S. 122 unter 3 gesagt worden. Es soll dort heißen: 3) ist China dasjenige Kulturreich der „Alten Welt", welches dem europäischen Altertum am unbekanntesten blieb und auf dasselbe daher keinen Einfluß ausübte.

Altertum noch nicht als Theil Italiens, sondern als „Gallien diesseit der Alpen" galt, vom eigentlichen alten, jetzt vom mittlern Italien. In seinem mittlern und südlichsten Abschnitte dagegen scheidet er seine Halbinsel in einen westlichen und einen östlichen Hang, von denen jedoch der erstere weit breiter ist, bedeutenderen Gewässern Raum bietet und in Folge dessen auch der Hauptsitz der italischen Kultur geworden ist. Das östliche Ufer Italiens mußte sich daher unter die Herrschaft des westlichen beugen, welches durch seine Lage an einem großen Busen mit drei engeren Eingängen und einem weitern*), an einem Binnenmeere des Binnenmeers, dem tyrrenischen Wasserbecken, außerordentlich begünstigt ist. Unter den Landschaften an der Festlandseite dieses Beckens aber mußte im Besondern wieder diejenige die vom Schicksale bevorzugte sein, welche in der Mitte der Küstenstrecke sowol, als an dem bedeutendsten Flusse derselben, dem Tiber lag, Latium, — in der Folge die Mitte nicht nur Italiens, sondern der Welt. Wie der Jupiter des kapitolinischen Tempels von zwei Göttinnen, so ist diese Centralprovinz des Altertums wieder von zwei anderen, ebenfalls merkwürdigen und bedeutenden Provinzen flankirt, im Nordwesten von Etrurien, dem ältesten Kulturlande der Halbinsel, am Arnus, dem zweitgrößten Flusse derselben, — im Südosten von Campanien, an einer Gruppe kleinerer, aber immer noch diejenigen der Ostküste übertreffender Flüsse, dem Liris, Vulturnus und Silarus. Den erloschenen Kratern der beiden anderen Küstenlandschaften gegenüber, deren Tiefen zu einsamen Seeen geworden, finden wir hier noch einen lebenden Vulkan, der freilich sein Feuer nach einer seit der Urzeit dauernden Ruhe erst wieder in die Welt sandte, als das Altertum seinem Untergange entgegenzueilen begann und dadurch glänzende Stätten des antiken Lebens zwar überdeckte, aber auch vor dem Vandalismus späterer Zeiten bewahrte, deren Wiederauffindung von unschätzbarem Werte für die Kenntniß der klassischen Kultur geworden ist. Die Küstengegenden dieser drei Landschaften, so weite Tiefländer wie es die schmale Halbinsel gestattet, waren im ältesten Altertum außerordentlich fruchtbar und bevölkert, und wo später und zum Theil noch jetzt die pontinischen Sümpfe faulen, blühten einst 23 Städte.

Mit diesen drei für die italische Geschichte hochwichtigen Küstenlandschaften umringen das tyrrenische Seebecken die drei italischen Inseln oder die drei Eilande, welche Italien seinen Feinden abgerungen hat, weil sie sein von der Natur bestimmtes Eigentum waren. Zwei von ihnen, Corsica (griech. Kyrnos) und Sardinien (Sardo), obschon letztere einst zahlreiche phönikische und vielleicht auch ägyptische Kolonien

*) Die Straßen von Elba, Bonifacio und Messina, und das Meer zwischen Sardinien und Sicilien.

besaß, haben niemals selbständigen Charakter gehabt und waren kein Schauplatz bedeutender Ereignisse. Nur die dritte und größte ist altes Kulturland, die „dreieckige“, Trinakria, nach den Urbewohnern Sikania, griechisch Sikelia, lateinisch Sicilia, die mit Italien das Mittelmeer durchschneidet, gleich Campanien thätig vulkanisch; doch spie der den Vesuv an Höhe weit überragende Ätna (3313 gegen 1200 Meter) schon seit den Urzeiten und tritt in der hellenischen Mythe als Typhoeus auf. Auch seine „Kinder“, die liparischen (aiolischen) Inseln waren schon im Altertum berüchtigt. Vulkanisch wie die Natur ist auch die Geschichte der dreieckigen Insel; auf keinem andern Punkte der Erde haben sich die beiden weltgeschichtlichen Hälften der „Tagvölker“, Semiten und Indogermanen, als Punier und Griechen, später als Punier und Römer, noch später als Sarazenen und Normannen, so lange, so hartnäckig, so ohne alles Weichen bekämpft, als sollte hier die Weltherrschaft ausgefochten werden, und sie wurde es theilweise auch.

Ein kulturhistorisches Ganzes mit Trinakria bildete vor dem Eintritte der Westküste Italiens in die Weltgeschichte dessen Südostküste, d. h. der Bogen, den die beiden Gabelspitzen der Halbinsel bilden, Bruttium im Westen, Calabrien im Osten (dessen Name im Mittelalter westwärts wanderte), sammt ihren Hinterländern Lukanien und Apulien, zusammen einst mit Inbegriff Campaniens „Großgriechenland“, das Hauptziel der hellenischen Auswanderung und Staatengründung im Westen des ionischen Meeres (oben S. 102). Mit dem Sinken des alten Hellas war auch die geschichtliche Rolle dieses seines westlichen Schattenbildes ausgespielt. Gar keine Rolle spielte die adriatische Küste Mittelitaliens mit den beiden großen Bergländern Samnium und Umbria (im erstern die höchste Spitze der Apenninen, Gran Sasso d'Italia, 2992 Meter, in den jetzigen Abruzzen, im Altertum ohne Namen), und zwischen ihnen das Küstenländchen Picenum. Sie sind in kulturgeschichtlicher Beziehung lediglich Hinterländer der Küstenlandschaften des tyrrenischen Meeres.

Der jüngste Theil Italiens ist wie erwähnt das ehemalige diesseitige (cisalpine) Gallien, eine Sackgasse zwischen Apennin, Alpen und Adria, das breite Thal des Po, eine außerordentlich fruchtbare Tiefebene (jetzt Piemont, Lombardei, Emilia und Venetien) mit den von den Alpenzuflüssen des Hauptstromes gebildeten wunderbar schönen Seeen, die Alpennatur und italische Umgebung vereinen, dem Verbanus (Lago maggiore), Larius (Como-See), Sevinus (Iseo-See) und Benacus (Garda-See). Der alle ihre Herrlichkeiten auf engstem Platze vereinigende unter ihnen, der Lago Ceresio oder von Lugano, zwischen beiden erstgenannten, findet erst im Mittelalter Erwähnung. Zum diesseitigen Gallien gehört auch der Küstenstrich jenseit des Apennin am schön geschweiften ligustischen Busen des Mittelmeers, Ligurien.

Es fällt in das Auge, daß ein so wie Italien gestaltetes Land eine ganz anders geartete Entwickelung haben mußte als Hellas. Letzteres wandte sich gegen Asien, Italien gegen Afrika und Westeuropa. Hellas war durch zahllose Gebirgsketten, Einbuchtungen und vorgelagerte Inseln zur Zertheilung in eine Menge staatlicher Individuen bestimmt, Italien mit nur einer Hauptkette ohne bedeutende Verzweigungen, mit meist weiten Thälern, die in breite Ebenen auslaufen und gegenseitig in leichter Verbindung stehen, zur politischen Einheit, wenn auch erst nach langen Kämpfen. Der Apennin schützte längere Zeit Ligurer, Gallier, Umbrer, Sabiner, Samniten, Bruttier und die griechischen Kolonien, dann die Meeresstraßen ebenso die Inseln vor römischer Vergewaltigung; aber da der Brennpunkt der werdenden Einheit eine so ausgezeichnete Centrallage hatte, unmittelbar vor sich den großen tyrrenischen Hafen, dessen Mündung direkt nach Afrika hinüber schaute, so konnte die Unterwerfung nicht ausbleiben, und zwar nicht nur die Italiens, sondern auch die des ganzen Mittelmeerumfangs. Rom war von Anfang an unüberwindlich.

Die herrliche Natur Italiens ist bestimmt durch seine Lage und seinen vulkanischen Boden. Süditalien und Sicilien sind überreich an Schwefel-, Lava-, Gas- und Schlammausbrüchen und ganz Italien an Thermen, die bis auf 70 Grad Wärme steigen, sowie Salzquellen und Säuerlingen. Marmor, Eisen, Salz, Vitriol kommen noch dazu. Das Klima ist in Wahrheit nicht so tadellos wie sein Ruf, aber doch weit milder als das von Hellas in gleicher Breite. Die Vegetation ist bekannt und gefeiert; ihre Früchte sind im Liede besungen. Vereinzelt gedeihen auch tropische Produkte. Sicilien war die Kornkammer des Altertums (für Hellas wie für Rom); am Fuße des Ätna wächst hundertfacher Ertrag und dort blüht und reift der Wein zugleich, der seine berühmten Gewächse bis in die Alpenthäler hinauf (Veltlin) ohne Unterbrechung schenkt. Pinien- und Cypressenwälder ragen zum tiefblauen, im Süden oft lange Zeit wolkenlosen Himmel empor. Da brennt die Luft mit 35 Grad Wärme und bläst aus Afrika her der furchtbare Glutwind Favonius, noch im kühlen Deutschland als Föhn empfindlich (italienisch Scirocco). Das Gegengewicht bilden der frische Alpenwind, Tramontana und die reißende Bora.

Die an Geschenken überströmende Natur Italiens leitete nicht gerade zur Arbeit an, wenigstens im Süden nicht. Dort versanken auch Kolonien der thätigen Hellenen vielfach in Üppigkeit (Sybaris, Syrakus) und das Hirtenvolk der Landschaft blieb ohne höhere Kultur. Die Bergvölker in den höheren Apenninen Mittelitaliens bewahrten sich mehr Kraft als die Bewohner der Ebene und leisteten darum auch Rom mehr Widerstand, ebenso die Kelten des nördlichern Landes. Außer der schon geschilderten günstigen Lage Roms war es aber namentlich das ver-

hältnißmäßig rauhe Klima der Stadt, das in ihren Bürgern den eisernen Kriegsgeist nährte, der sie zu Herren der Welt erhob.

B. Die italischen Völker und die Etrusker.

Als das älteste Kulturvolk unter den Bewohnern Italiens erscheinen die Tyrrener, Tursener, Tusker oder Etrusker. Ihre Stammesangehörigkeit ist leider immer noch unsicher. Ihre jedenfalls sehr gemischte Sprache gibt keinen Anhaltspunkt, da deren Denkmale fast nur Eigennamen zeigen. Nicht einmal völlig sicher ist, daß sie zum indogermanischen Völkerstamme zu zählen sind; doch ist es im Hinblicke auf ihre Religion und Kultur und auf ihre stete Verbindung mit indogermanischen Völkern, namentlich den Griechen, wahrscheinlich*). Ihre Grabstätten haben wir zum Theil kennen gelernt (Bd. I. S. 38). Iberer nahmen wahrscheinlich großentheils Korsika und Sardinien ein, ungewiß ob auch Sicilien, dessen älteste Bewohner, die Sikaner oder Sikuler (unbekannten Stammes) längs der Westküste Italiens herkamen, die sie einst beherrscht hatten. Mit der Zeit wurden die Etrusker aus dem Pothale durch die Kelten verdrängt, die seit dem sechsten Jahrhundert vor Chr. über die Alpen herabstiegen und die Völkerstraße zwischen Alpen und Apennin zum Theil besiedelten. Ob die Ligurer am Busen von Genua Iberer oder Kelten waren, ist dunkel. Vor den Kelten aber lebten in Oberitalien neben den Etruskern Umbrer oder Ombriker, und diese sind die Vorhut oder vielleicht der Hauptstamm der mit den Griechen (oben S. 5) zunächst verwandten italischen Gruppe des indogermanischen Stammes, der sich wol in Illyrien von den Pelasgern oder Hellenen getrennt hatte und um das adriatische Meer herum gewandert war. Diese Umbrer, von den Kelten verdrängt, nahmen die Ostküste der Apenninhalbinsel südwärts bis zum Vorgebirge Garganum in Besitz und breiteten sich auch im Innern aus. Ein zweiter indogermanisch-italischer Volksstamm, die Sabeller, als deren Hauptvölkerschaft die Sabiner erscheinen, dehnte sich nach manigfachen Wanderungen von Picenum an südwärts über Samnium, wo die Samniten ihnen angehörten, bis an die Südspitze Italiens, indem Abtheilungen von ihnen zu den Völkern der Lukaner und Bruttier wurden. In Latium gehörten die Herniker zu ihnen. Die Überlieferung sagt, daß von ihnen zu gewissen Zeiten im Frühling (ver sacrum) in Folge eines Gelübdes die Jugend von zwanzig Jahren auszog und sich neue Wohnsitze aussuchte. So nahmen die Vestiner, Marruciner, Peligner

*) Schwegler, röm. Gesch. I. S. 170 ff.

und Marser Picenum ein, wie die Samniten (= Sabiniten) das nach ihnen benannte Samnium; Letztere drangen aber von hier aus auch nach Campanien. Unter den Sabellern zerstreut und weiter westlich wohnten die Opiker oder die Völker des Oskischen, eines dritten italischen Stammes, von dem auch die Samniten, als sie ihn unterwarfen, die Sprache annahmen, — die Äquer, Volsker und Aurunker oder Ausoner, meist zwischen den pontinischen Sümpfen und dem Vulturnus. Ein oskischer Stamm waren auch die Apuler am adriatischen Meer; neben ihnen, auf der Südostspitze (Alt-Calabrien) lebten die ethnisch noch nicht unterzubringenden Messapier. Mit diesen Stämmen, und zwar der Sprache nach am nächsten mit den Oskern waren die Latiner verwandt; aus ihnen und Theilen der Sabiner hat sich das römische Volk gebildet.

Daß endlich neben diesen Völkern schon seit alter Zeit griechische Kolonien aufblühten, deren älteste Kyme (Cumä) schon im elften Jahrhundert vor Chr. gegründet sein soll, wissen wir bereits (oben S. 102). Vielleicht noch älter sind die griechischen Kolonien Etruriens, Pisai, Alsion, Agylla und Pyrgoi, von denen dieses Land viele Elemente hellenischer Bildung aufnahm*).

Diese Griechen nun, die nächsten Verwandten der italischen Völker, sind zugleich deren Lehrer und die Väter ihrer Kultur geworden. Unmittelbar geschah dies in der ältesten Zeit nur in sehr geringem Maße, indem da, wo die griechischen Kolonien am meisten angehäuft lagen, in „Groß-Griechenland", die einheimischen Völker noch sehr unempfänglich für höhere Interessen waren und den hochgebildeten Ansiedlern fremd gegenüber standen. Diese süditalischen Stämme wurden vielmehr meist erst durch die sie unterwerfenden Römer civilisirt. Auf die Letzteren aber, die am höchsten begabten und am raschesten entwickelten Italer wirkten die nicht sehr fernen campanischen Griechen in bedeutendem Maße ein, indem sie ihnen z. B. die Buchstabenschrift schenkten. Eine mit der ihrigen wetteifernde, aber sie an Bedeutung nicht erreichende Einwirkung auf die Römer fand statt durch Vermittelung eines ihnen stammlich fremden Volkes, der räthselhaften Etrusker. Diese in der Kultur Alt-Italiens anomale Volkserscheinung wollen wir hier als Vorhalle der italischen Kulturgeschichte ihrem Wesen, Leben und Treiben nach genauer betrachten.

Die Zeit, in welcher die Etrusker nach Italien gekommen, ist ebenso unsicher wie die Gegend, aus welcher sie herkamen. Man hat als ihre Urheimat Lydien genannt oder sie für Pelasger gehalten, welchen Namen neben dem der „Aboriginer" auch die sonstigen ältesten

*) Peter, Geschichte Roms, I. S. 7 ff. Schwegler, röm. Gesch. I. S. 175 ff.

Einwohner Italiens bei manchen Schriftstellern tragen. Von den Etruskern kennt aber die Geschichte nur ihr Vordringen von Norden her, über die Alpen und den Po*). Sie nannten sich Rasenna, was in Verbindung mit der Richtung ihres Weges, ihre Verwandtschaft oder gar Identität mit den Rätern zeigt, dem ebenfalls seiner Herkunft nach unergründeten Urvolke der Alpen, und dafür sprechen dürfte, daß sie aus der gemeinsamen Völkerheimat Asien den Weg über die Alpen genommen und dort einen Theil ihres Zuges zurückgelassen haben. Livius (V. 33) erzählt, daß die Räter tuskisch sprachen, und noch in der Kaiserzeit zeigten Mantua und andere Stationen durch ihre Sprache an, daß sich dort noch Reste der Etrusker erhalten hatten. Bei ihrer Ankunft in Italien fanden die Etrusker bereits Umbrer und Ligurer vor. Wo sie hindrangen, südwärts bis Campanien, wurden sie die Herren und unterwarfen die früheren Bewohner, mit denen sie sich jedoch vermischten. Aber auch wo ihre Herrschaft gestürzt wurde, erhielt sich doch ihr Volkstum mit wunderbarer Zähigkeit. Kaum hatten sie das Meer erreicht, so begannen sie auch schon ein seefahrendes Volk zu werden, wahrscheinlich nicht ohne ermunternde Einwirkung von Seite der auch diese Küsten befahrenden Phöniker, gleich denen sie zugleich Kaufleute und Seeräuber wurden (vergl. Bd. I. S. 448 ff. und oben S. 7), wie sie denn auch besonders mit Karthago in Verbindung standen.

Das tyrrenische Meer erhielt von ihnen den Namen, das adriatische von ihrer Kolonie Hatria (Liv. V. 33). Ihre erwähnten Niederlassungen in Campanien waren von der See her bevölkert und sie dehnten ihre Macht bis auf das Eiland Corsica (Alalia) aus. Ihre größte Blüte fällt jedoch in die Zeit, da in Rom Könige regirten, in das siebente und sechste Jahrhundert vor Chr., ja sie gaben nach der im Ganzen kaum erdichteten Sage der spätern Weltbeherrscherin eine Dynastie, die Tarquinier, angeblich von griechischer Herkunft (aus Korinth), welche wol hauptsächlich dort etruskische, von Hellas abgeleitete Kultur einführte. Kurz vor ihrer Vertreibung aus Rom sank ihre Macht auch am Po durch die Kelten. Am Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr. verloren sie das Po-Ufer und durch die Samniten Campanien, und seitdem waren sie auf das Land zwischen Arnus und Tiber (Toscana) beschränkt. Am Anfange des vierten begannen ihre Niederlagen gegen die Römer, welche Veji und Falerii nahmen und nach fast ununterbrochenem Kampfe in Mitte des dritten Herren Etruriens waren, ihm jedoch bis zur Kaiserzeit eigene Gemeindeverfassung und Nationalität ließen.

Die Etrusker boten in ihrer äußern Erscheinung nichts von unserer

*) Riese, Etrurien, in Pierers Konversations-Lexikon. Schwegler, röm. Gesch. I. S. 268 ff.

Rasse abweichendes dar. Abbildungen von Kriegern dieses Volkes tragen völlig den griechisch-römischen Typus. Es scheint, daß zur Zeit der Blüte der Nation die Männer selbst als Krieger den Bart schoren. Ihre Kleidung im Felde entsprach derjenigen der Römer; im Frieden aber hatte sie einen eigentümlichen Schnitt, war bei beiden Geschlechtern lang, mit Ärmeln und Überwürfen, ohne Beinkleider; auch die Kopfbedeckung war eigentümlich: die Männer trugen Filzhüte, die Frauen spitze Wollmützen. Die Zeuge wurden von den Frauen gewoben. Die Fürsten zeichneten sich durch Purpursäume der Kleider aus. Die Sandalen mit Holzsohlen und vergoldeten Riemen waren in Italien berühmt. Lieblingsspeise war ein Brei aus Spelt (Polenta?); das Korn bearbeitete man in Drehmühlen. In der Blütezeit jedoch ergaben sich die Etrusker großer Schwelgerei. Sie lagen am Male und die anwesenden Frauen kredenzten den Wein. Die Leichen wurden im Norden des Landes meist verbrannt, im Süden aber in Sarkophagen bestattet.

Die hauptsächlichste Beschäftigung war der Ackerbau in Spelt, Weizen, Flachs, Wein, Öl; Leibeigene besorgten ihn. Im Süden wurde Handel mit dem Holz der reichen Tannenwälder getrieben. Jagd, besonders auf Eber, war bei den Vornehmen beliebt. Vieh wurde viel gehalten. An den Küsten trieb man starken Fischfang, im Innern Bergbau auf Eisen, Kupfer, Gold u. s. w. Schon früh wurden kupferne Münzen geprägt, seit Mitte des sechsten Jahrhunderts auch silberne.

Die Bevölkerung theilte sich in Adel und Hörige (Penesten), welche Letzteren wahrscheinlich aus der früheren, nun unterworfenen Nation (Umbrer) bestanden.

Eine Staatseinheit bildete Etrurien nie, hingegen einen Bund von zwölf Stadtgebieten, dessen Grundlage religiöser Natur war. Auch am Po und in Campanien bildeten sie Bünde von je zwölf Städten. Diejenigen Etruriens lagen auf Hügeln im Binnenlande, standen aber häufig mit Seehäfen (griechischen Kolonien) in Verbindung. Die etrurische Bundesversammlung fand jährlich im Frühling bei dem Tempel der Voltumna nahe dem Tiber bei Vulsinii, dem Bundesvororte statt und war von Opfern, Spielen und einem Markte begleitet. Kriege führten die einzelnen Städte auf eigene Faust und hatten auch ihre selbständige, überall aristokratische Verfassung, mit Königen (Lukumonen) an der Spitze. Zeichen ihrer Würde waren die verbrämte Toga, die Liktoren mit den Fasces und der Klappstuhl (Sella curulis). In späterer Zeit wurden die Könige durch den römischen Konsuln ähnliche Staatsvorsteher ersetzt. Die bedeutendste Macht besaß aber der nur aus Adeligen gebildete Senat. Im Kriege wurden meist Söldner verwendet; die Nation war nicht kriegerisch.

Die etruskische Religion kann ihre Verwandtschaft mit der griechischen einer- und mit der italisch-römischen anderseits nicht verläugnen,

ja sie hat in ihrem düstern Charakter vielleicht Anklänge an die alte deutsche. Man unterschied „obere" oder „verhüllte" Götter ohne Namen und bestimmte Zahl, und niedere, den Menschen näherstehende, 12 an der Zahl, zu gleichen Hälften beiden Geschlechtern angehörend. Die oberen wurden von den niederen befragt, die letzteren von den Menschen angerufen. An der Spitze der Letzteren stand der blitzsendende Weltherrscher Tina oder Tinia, der etruskische Zeus; unter den Göttinnen ragte Juno, die Schützerin der Städte hervor; ferner gehörten dazu Janus, Vulkan, Neptun, Mars, Saturn, Minerva u. A. Im Tempel der Schicksalsgöttin Nortia zu Volsinii wurde jedes Jahr feierlich ein Nagel eingeschlagen und nach diesem Zeichen die Zeit berechnet. Die Penaten waren Dämonen des Himmels, des Meeres, der Erde und der Unterwelt. Der Genius vermittelte die ehelichen Verbindungen der Götter und Menschen und galt als der Vater hervorragender Personen. Es gab noch verschiedene andere Klassen von Dämonen, die theilweise in die römische Mythe übergingen. Die Unterwelt war ein Bild des Schreckens und der Furcht, mit entsetzlichen bösen Geistern bevölkert. Als Heroen wurden einige Städtegründer verehrt. Später nahm man auch griechische Götter, wie Hermes als Turmi, Apollon als Aplu, Aphrodite Urania als Turan, sowie dortige Heroen auf.

Die Weltlehre erinnert in auffallender Weise an die eranische (Bd. I. S. 523); wie dort wurde die Dauer der Welt zu zwölftausend Jahren angenommen, von denen je tausend auf ein Zeichen des Thierkreises kamen. Sechstausend Jahre dauerte die Schöpfung, ebensoviel der Bestand der Welt (vergl. ebend. S. 533). Die Reihenfolge der Schöpfungen erinnert wieder mehr an die hebräische Sage; es kommt jedoch ein Jahrtausend auf jede Periode, nämlich auf Himmel und Erde, das Firmament, Meer und Gewässer, die beiden Lichter (Sonne und Mond), Thiere und Menschen. Es ist möglich, daß die Etrusker einst in der Nähe der Skythen gelebt haben, welche ja mit den Persern verwandt gewesen sein sollen, und daß sie manche Ideen durch die mit ihnen verkehrenden Phöniker erhalten haben; vielleicht hat man ihnen aber auch nachträglich Ansichten oktroyirt, welche sie nicht kannten; denn diese kosmogonischen Angaben hat erst Suidas (um 300 nach Chr.) überliefert, zu dessen Zeit die zoroastrische Religion (unter den Sassaniden) ihre höchste Blüte entfaltete.

Die Seelen der Menschen hat nach Ansicht der Etrusker Tina durch den Genius gezeugt; daher konnten auch die abgeschiedenen Seelen durch Opfer Genien und göttlich werden. An gewissen für heilig gehaltenen Tagen stand die Unterwelt offen und konnten ihre Bewohner die Erde besuchen (ähnlich wie in Erân, Bd. I. S. 535).

Das Priestertum entspricht vollständig der griechischen Mantik (oben S. 154); es huldigte wie bei den Völkern italischen Stammes

dem Glauben an die Bedeutung des Vogelfluges (Augurium) und verpflanzte zu den Römern das Haruspicium, den Wahn der Opferschau, der Zeichendeutung (prodigium) und der Blitzführung, sowie deren Anwendung bei Tempel- und Städtegründung, Landesvermessung und Lagerabsteckung. Die Priester bildeten sich in besonderen alten Schulen. Die Opfer waren den semitischen und griechischen ähnlich (Bd. I. S. 403 und oben S. 145), ganz griechisch aber Feste und Spiele mit religiösem Charakter, auch mit musischen und orchestrischen Aufführungen und feierlichen Aufzügen.

Die etruskische Kunst hängt mit der ältern griechischen deutlich zusammen, hat aber nebenbei etwas fantastisches. Auch hier zeigen die ältesten Bauten jene Kyklopenmauern (oben S. 57). Der Gewölbebau soll ein Eigentum der Etrusker sein*), von denen ihn die Römer erhielten. Die Gräber sind die bedeutendsten unter den erhaltenen etruskischen Bauwerken. Es sind in Stein ausgehauene Kammern, oft unter sich verbunden, mit Decken, an denen Balkenwerk in Stein nachgeahmt ist, auch freistehende Bauten in Form von Grabhügeln. In den Grabkammern wurden Steinsärge in Kistenform, theilweise auch mit Giebeldecken aufgestellt, auch Sessel, wahrscheinlich für die trauernden Besucher. Ganze Hügel wurden zu solchen Kammersystemen verwendet, auch künstliche aufgeworfen und darauf kegelförmige oder viereckige Thürme oder Pyramiden errichtet. Die etruskische Baukunst war in ganz Italien die herrschende, bis die ausgebildetere der griechischen Blütezeit eindrang. Die etruskischen Tempel erinnern an die älteren dorischen; namentlich ist die tuskische Säule mit der dorischen nahe verwandt, aber mit einem einfachen Fußgestell und Knauf. Die Tempel hatten oft drei Zellen zu Ehren dreier Götter und ihre Einrichtung ist das Vorbild derjenigen der Römer geworden.

Die Bildnerei wirkte meist in Thon und Erz (Volsinii hatte 2000 Gießereien), und ist, wie auch die Zeichnung und Malerei, der griechischen Kunst (oben S. 18 f. und 190) nachgeahmt, aber theils mit einem Zuge zum Düstern, theils zum Bizarren. Die bedeutendsten Werke sind die etruskischen Vasen aus Thon, mit Malerei ohne Schattirung, in schwarz und gelb oder rotbraun und weiß, Gegenstände des gewöhnlichen Lebens und der griechischen Mythe darstellend. In Erz wurden Trone, Wagen, Waffen, Kandelaber, Statuen u. s. w. gefertigt. Letztere, z. B. der Knabe mit der Gans und der Redner, sind Nachahmungen griechischer Kunst, aber handwerksmäßig, realistisch und trocken**). Die griechische Mythe wurde ohne Begeisterung aufgenommen und ohne

*) Essenwein, Architektur im „Bilder-Atlas", S. 20. 21.
**) Carriere, Plastik und Malerei im „Bilder-Atlas", S. 10.

Glauben verwendet. Man hat auch geschnittene Skarabäen in Etrurien gefunden, wie in Ägypten (Bd. I. S. 370), die wol von daher durch die Phöniker gekommen sind. **Metallspiegel** mit auf der Rückseite eingravirten Darstellungen aus der Mythe und dem Alltagsleben, nachlässige Nachbildungen griechischer Arbeiten, kamen bei den Etruskern, wie bei den Latinern schon in alter Zeit vor. In den Trümmern von Präneste sind solche nebst anderen Toilettegegenständen in hölzernen, mit Leder überzogenen oder metallenen Kisten gefunden worden*).

Die Etrusker waren große Liebhaber der **Musik** und begleiteten damit Feste, Opfer, Tänze und selbst die Jagd.

Die etruskische **Sprache** hat bisher unter den menschlichen Mundarten keine Verwandte gefunden. In älterer Zeit muß sie reicher an Selbstlauten gewesen sein, welche später zum Theil verloren gingen, was ihr einen harten Charakter gab. So wurde z. B. für Polydeukes Pultuke, für Minerva Menrva, für Alexander Elchsentre gesagt. Aspirationen wurden stark verwendet. Weibliche Bezeichnung hängte sa an, z. B. Licinius = Lecne, Licinia = Lecnesa. Die Endung al bezeichnete die Abstammung, welche oft durch den Mutternamen bezeichnet wurde. Häufig waren die Namenendungen enna und ns. Die **Schrift** stammte aus der alten westgriechischen und ging von rechts nach links; sie fand von etwa 600 vor bis wenig nach Chr. Anwendung. Was das **Schrifttum** betrifft, so weiß man von Liedern und Religionsbüchern, besonders über mantische und rituelle Gegenstände; erhalten ist aber nichts als Inschriften.

Mit den Etruskern ging ein Volk dahin, das wol den Trieb, aber nicht die Ausdauer hatte, sich zu einer bedeutenden Macht emporzuschwingen. Es fehlte ihnen die dazu notwendige Originalität und vielleicht auch die Superiorität der Rasse gegenüber den italischen Völkern. Sie waren ein Kulturvolk untergeordneten Ranges, dessen Bedeutung darin bestand, ein Verbindungsglied zwischen den Griechen und den älteren Römern zu bilden, dessen Rolle aber ausgespielt war, als diese beiden das Altertum beherrschenden Völker in unmittelbaren Verkehr traten und die im Recht und im Krieg Starken die höchste Blüte Derer kennen lernten, welche das Bewunderungswerteste in den Reichen der Schönheit und Weisheit geschaffen hatten. Die Etrusker glichen dem in ihrer Mythologie auftretenden grauhaarigen Kinde **Tages**, welches, von einem Bauer aus der Erde gepflügt, geheime Wissenschaft verkündet habe und dann gestorben sei. Sie waren alt, ehe sie recht jung gewesen, d. h. jugendliche Kraft bewiesen, und mußten Anderen weichen, welche vielmehr noch im Alter jugendliche Kraft an den Tag legten.

---

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 628 f.

C. Charakter der Römer.

Es ist bereits gesagt, daß die Römer aus Theilen zweier Völker des italischen Stammes der indogermanischen Völkerfamilie zusammengewachsen sind, aus Latinern und Sabinern.

Die Latiner*), ein Volk ebenen oder höchstens hügeligen Küstenlandes ohne Hafen, am schiffbaren Tiber, waren Ackerbauer und gingen ganz auf in diesem Berufe. Es lockte sie nichts auf die See, nichts in die Berge, — nur der solide Land- und Viehbesitz. Fest hingen sie am Alten und waren nicht nach Neuerungen lüstern, aber zu einer Fortbildung ihres geordneten Staatslebens geneigt. Ihre Sinnesart war ernst und würdig und es ist namentlich dieser Zug, welcher von ihnen auf die Römer überging. Ihr Thun und Treiben war auf das Praktische gerichtet, selbst in der Religion; ihre Götter bezogen sich auf ihren Beruf und dessen Bedürfnisse; ihre Feste und Opfer hatten den Zweck, Schaden von Land und Vieh ab-, Fruchtbarkeit beiden zuzuwenden. Demgemäß galt auch im Hause ihre Sorge dem Kindersegen und der Vermehrung der Habe. Ihre Gebräuche waren nüchtern und abergläubig, ihre Weltanschauung von Hause aus beschränkt, aber der Belehrung und Vervollkommnung zugänglich, ihre Freiheitsliebe gering und dem materiellen Interesse untergeordnet; wenn sie aber unterdrückt wurden, flammten sie auf und forderten das gekränkte Recht zurück.

Die Sabiner, nördlich von Latium, in Apenninthälern, deren Gewässer nach beiden Meeren abfließen (Velinus zum Tiber, Aternus zur Adria), nahmen dies ihr Land mittels der erwähnten Veranstaltung des „heiligen Lenzes" ein und erweiterten es mit der Zeit so, daß sie am untern Tiber den Hügel Quirinal besetzten, der sich dann mit der Niederlassung der Latiner auf dem nahen Palatin zu einem Bundesstaate und endlich zur Stadt Rom verband**).

Die Sabiner waren ein genügsames und sittenstrenges Gebirgsvolk. Sie lebten in patriarchalischen, einem geordneten Staatswesen abgeneigten Zuständen, in freien, unter sich verbündeten Gemeinden oder Familien, welche der Hausvater oder Stammeshäuptling unumschränkt regirte. Die Erziehung war ernst und hart. Die Ehe und der Eid wurden heilig gehalten, ebenso die Verehrung der Götter, welche lebhaft und fantasiereich war, nicht nüchtern und praktisch wie bei den Latinern, daher in das Schwärmerische ausartete. Diese beiden Elemente, in manchem ähnlich, in manchem grundverschieden, doch lange nicht so abstechend, weil nicht von so verschiedenem Stamme wie die Dorier und

*) Schwegler, röm. Gesch. I. S. 235 f.
**) Schwegler a. a. O. S. 243.

Jonier bei den Hellenen, haben sich auf höchst glückliche Weise in den Römern gemischt*).

Die Einheit der Letzteren als Volk erwuchs aus der Geschichte ihrer Stadt, die sich den mit Grund mißtrauischen Nachbarn gegenüber mühsam ihre Existenz erkämpfen mußte, und in diesem Kampfe nahm das Volk so sehr an Mut und Kraft zu, daß es trotz zweimaligen Niederwerfens durch aus weiter Ferne hergekommene Feinde, erst die nördlichen Gallier, dann die südlichen Punier, sich nicht beugen ließ, sondern in der Folge die Heimat Beider und die übrige bekannte Welt dazu unterwarf.

Durch die Lage ihrer Stadt in unfruchtbarer Gegend waren die Römer schon früh auf Mäßigkeit und Genügsamkeit angewiesen; durch die Wachsamkeit ihrer Nachbarn und Feinde waren sie genötigt, sich strenger Arbeit zu ergeben und die Ruhe zu meiden. Ihre Armut zwang sie, auf Eroberung auszugehen, und der Widerstand der Angegriffenen lehrte sie das Kriegshandwerk. Wie die Spartiaten wurden sie ein Volk in Waffen. Der Druck und die Herrschsucht ihrer Könige, die nach Alleinherrschaft ohne Senat und Volk trachteten (und aus denen späte Geschichtschreiber sieben Vertreter besonderer Staatsideen zurecht gedrechselt haben), weckte in ihnen den Sinn für Freiheit und Recht. Das Vorhandensein zweier Stände gab ihnen Anlaß, diesen Sinn auszubilden und bis zum Fanatismus für den Buchstaben des Gesetzes emporzuschrauben. Krieg und Recht wurden das Alfa und Omega der Römer, die beiden Säulen ihres Reiches. Die Not, durch die sie die Vollendung in diesen beiden Künsten erringen mußten, machte sie starr und unbeugsam, abgewandt aller Anmut und Sanftheit, und selbst die eifrige Aufnahme griechischer Kunst und Wissenschaft bahnte den letzteren nur Eingang in die Köpfe, aber nicht in die Herzen der Römer. Ja selbe wurden ihnen im Grunde nur zu einem Mittel mehr, die Welt zu erobern, indem sie hierdurch die Erben Alexanders und die Vormünder seiner Nachfolger wurden. Als Barbaren konnten sie die Welt nicht erobern; als Nachfolger der Griechen konnten sie es, wie es die Perser als geistige Erben der Assyrer und Babylonier gekonnt hatten. Charaktere von Stahl und Marmor werden sprichwörtlich als römische bezeichnet. Diese eiserne Strenge, eigentlich mehr ein unerschütterlicher Ernst (severitas), gepaart mit ruhiger Würde (gravitas), entgegengesetzt sowol der weichlichen und nachlässigen Blasirtheit (mollitia), als der unbeständigen, leichten Beweglichkeit (levitas), beruhte auf einem

*) Schwegler, röm. Gesch. I. S. 246 f. Leider finden sich in der Charakteristik der Latiner auf S. 235 und hier schreiende Widersprüche, die wir zu lösen versucht haben. Die Latiner werden am letztern Orte beweglich und rationell genannt, während sie am erstern stabil und beschränkt heißen! —

edeln Kern, nämlich auf der Liebe zum Herd, zur Familie, zur Stadt und zum Staate. Die Römer ehrten das Alter; aber wenn es dem Vaterlande nicht mehr nützen konnte, erkannten sie ihm auch keine Rechte mehr zu. Ja in ältester Zeit sollen die sechszigjährigen Greise in den Tiber geworfen sein. Man ehrte mit Selbstverleugnung die Väter und die Staatshäupter, und Letztere gingen vor; war der Sohn Konsul, so ehrte ihn der Vater. — Römer haben zwar in einzelnen Fällen gegen das offizielle Rom gekämpft; aber kein Römer ist je zum Verräter an seinem Vaterlande geworden, wie der Griechen leider Viele. Kein Römer spielte bei einem fremden Einfalle die Rolle der Thebäer in den Perserkriegen oder der attischen Oligarchen im peloponnesischen oder der Partei des Aischines gegenüber Makedonien. So heftig sie sich zu Hause befehdeten, so einig waren sie gegen Außen.

Ein schöner Zug der alten Römer war die Ehrlichkeit und Geradheit, mit welcher sie von den zweizüngigen Griechen (oben S. 10) vortheilhaft abstachen. Verächtlich sprachen sie von „punischer“ und „griechischer“ Treue, und ihre Diplomaten setzten die fremden durch ihre Offenheit in Erstaunen. Daher waren sie auch ganz besonders für die Freundschaft wie geschaffen, von welcher sie nur die edle und aufopfernde Seite kannten. Hilfe zwischen Freunden war selbstverständlich und brauchte weder erbeten noch verdankt zu werden. Die Versinnlichung der Freundschaft als „Knabenliebe“ kannten die Römer nicht, bis sie spät aus Griechenland erkünstelten Eingang fand. Mit diesem Sinne für Freundschaft hingen denn auch Großmut und Uneigennützigkeit, Freigebigkeit und Gastlichkeit zusammen.

In dem Römer brannte der Ehrgeiz, im Staat und im Kriege eine Rolle zu spielen; wenn er aber seine Pflicht gethan und mit Recht weiter keine Gewalt bekleiden konnte, kehrte er wie Cincinnatus in seine einfache Häuslichkeit zurück. Das machte die Römer stark und groß, so lange sie noch einfach in Sitten und mäßig in Bedürfnissen waren. Keinen größern Ruhm gab es unter ihnen als große Thaten für das Vaterland in Krieg und Frieden. Sind auch Thaten wie die des Curtius und des Mutius Scävola so sagenhaft wie die der Horatier, so sind sie darum doch ebenso ächt römisch wie die der Fabier, des Decius Mus, des Regulus u. A.

Und solcher Charakter, solche altrömische Männergröße war nie vollständig zu zerstören, so lange Roms Unabhängigkeit bestand. Selbst seitdem durch die Siege im entarteten Griechenland, in Asien und Afrika mit fremdem Golde auch orientalische Weichlichkeit, Üppigkeit und Schwelgerei in Rom eingezogen waren und die alten Sitten verderbt hatten, selbst da gab es noch häufig genug Männer vom alten Schrot und Korn, — freilich immer seltener. Mehr und mehr nahmen seitdem Habsucht und in ihrem Gefolge Bestechung, — Parteihaß und damit Grausamkeit, — Sitten-

losigkeit und damit Gleichgiltigkeit gegen Familie und Vaterland überhand. Seitdem wurden die Unterthanen der Römer in fernen Ländern ausgesogen bis aufs Blut, statt regirt. Das war nicht mehr das alte Rom, ja das Volk war so sehr verändert, daß die Kulturgeschichte eine Grenzscheide zwischen zwei Kulturperioden der Geschichte Roms aufstellen muß, welche allerdings nicht in ein bestimmtes Jahr zu setzen ist. Sie muß unterscheiden zwischen dem italischen Rom und dem das Mittelmeer umfassenden, zwischen dem einfachen, strengen, rechtlichen, tapfern und dem verweichlichten, lockern, gewissenlosen, mit Söldnern kämpfenden, zwischen dem freiheitliebenden, die Schranken der Standesvorrechte niederreißenden und dem nach Knechtschaft, neuen Schranken und künstlichen Sonderungen lüsternen, zwischen dem schlichten, in seiner alten Kultur befriedigten Rom und dem seine Kulte, Künste und Wissenschaften aus der Ferne beziehenden und doch sich durch selbe nicht veredelnden, sondern immer tiefer sinkenden. Diese beiden Perioden, welche wir als zwei Bücher behandeln, aus der einen jedoch in die andere ziehend, was des Zusammenhanges wegen besser dort angebracht ist, haben ihre ungefähre Grenze in dem Zeitpunkte, wo zuerst der Anlaß gegeben war, den Kulturkreis Italiens dauernd und unwiderruflich zu überschreiten, die Notwendigkeit angebrochen war, ein Weltreich zu werden, wo die Schätze des Auslandes nach Rom zu strömen anfingen und die unerbittliche Zerstörung der Hauptstädte jener Länder, welchen das sittenstrenge Rom noch mit blutiger Ironie Treulosigkeit hatte vorwerfen können, der Welt den Vorsatz verkündete, keine anderen Mächte neben Rom zu dulden. Mit dem Untergange Karthago's und Korinths, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr., trennen wir im Großen und Ganzen das italische und republikanische Rom von dem kosmopolitischen und diktatorischen oder kaiserlichen.

Dieses spätere Sinken Roms hatte indessen seinen Grund nicht nur in äußeren Einflüssen, sondern auch in eigenen Fehlern, welche durch das Zuströmen der Verderbniß von außen nur geweckt und verstärkt wurden. Die Strenge und Starrheit der Römer führte natürlich zu Stolz, Selbstüberhebung, Grausamkeit. Kinder wurden von den Vätern, Sklaven von den Herren, Schuldner von den Gläubigern, Besiegte von den Siegern rücksichtlos und hart behandelt. Keinem Römer fiel es je ein, die namentlich im Vergleiche mit den griechischen Kampfspielen so abstoßenden Gladiatorengefechte unmenschlich zu finden oder auch nur an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln. Niedermetzelungen und Städtezerstörungen im Kriege waren selbstverständlich. Dem blos intellektuellen Stolze der Griechen gegen die Barbaren trat der politische und kriegerische der Römer gegen die schwächeren Völker unangenehm gegenüber. Dieser Stolz hieß sie ihre sonstige Geradheit bei Seite werfen; verachteten Nationen glaubten sie keine Offenheit schuldig zu sein, und so wurde

ihre Politik mit zunehmenden Erfolgen eine hinterlistige und gewissenlose, namentlich seitdem auch die früher unbekannte Habsucht durch die reiche Beute aus allen Weltgegenden Nahrung gewonnen hatte.

Durch die eingehendere Bekanntschaft mit den Fortschritten geistiger Kultur, namentlich der Griechen, erhielt der römische Charakter weitere Seiten, welche indessen schon vorher ihre Voraussetzungen im Volke haben mußten. Wie die Griechen auf ihre Bildung gegenüber den Barbaren, so hielten die Römer auf ihre Höflichkeit mit Einschluß feiner und eleganter Sprechweise, große Stücke und nannten die damit Begabten schlechtweg „städtisch" (urbani) im Gegensatze zu ländlichen, d. h. unhöflichen Personen (rustici). Andere dergleichen an dem gebildeten Römer geschätzte Eigenschaften waren die frohe und angenehme Laune (festivitas), die feine witzige Ironie (cavillatio), der schlagende und treffende Witz (dicacitas), die gefällige saubere äußere Erscheinung, wie auch die damit zu vergleichende feine Schreibart (elegantia). Diese Eigenschaften riefen in Verbindung mit den kriegerischen Erfolgen eine leidenschaftliche Liebe zu Pracht und Pomp herbei, welche mit der frühern Einfachheit seltsam kontrastirte. Doch waren, genauer betrachtet, die Römer auch zur Zeit der letztern schon Freunde von Ceremonien. Es mußte bei ihnen alles mit einer gewissen Feierlichkeit geschehen, wie z. B. das Auftreten von Bewerbern um Stellen mit großer Begleitung in schön weiß hergestellter Kleidung (candidati), das Zerreißen der Kleider oder öffentliche Tragen von Trauerkleidung bei Unglücksfällen, das bedeutsame Wechseln des Anzuges, z. B. das Anlegen von Rüstungen bei Kriegsgefahr u. s. w. Dies zeigte sich besonders bei den vielen Feiertagen der Römer, bei Volksversammlungen, bei Aufzügen der Beamten mit ihren Insignien, bei Kriegern, die sich mit ihren Wunden und Beutestücken brüsteten, bei der Hochzeit, Geburt, Mannbarerklärung, vor allem aber bei Triumfzügen, Festspielen und Leichenbestattungen, wie wir später noch genauer sehen werden.

D. Kleidung und Wohnung der Römer.

Die Ähnlichkeit des Klimas in Hellas und Italien und die ethnische Verwandtschaft beider Nationen bedingten eine Übereinstimmung auch in der Kleidung derselben. Bei beiden war dieselbe lose und nicht eng anliegend; beide wußten nichts von den Beinkleidern der nördlicheren Völker Europa's und Asiens. In der ältern Zeit, als die Römer noch gleich den Lakedaimoniern (oben S. 27) eifrig auf Abhärtung bedacht waren, beschränkten sie ihre Tracht auf das notwendigste: aber schon früh gefielen sie sich in schönem Faltenwurfe der Gewänder. Bei aller Ähnlichkeit mit den Griechen ist jedoch die Tracht der Römer sehr

charakteristisch. Die zu derselben gehörigen Stücke sind leicht nach zwei Haupttypen zu unterscheiden, der am Körper anliegenden Tunica und der denselben weit umwallenden Toga. Die letztere, ein wahrscheinlich länglich ovales, etwa 15 Fuß langes und 10 Fuß breites Stück Zeug, wurde in älterer Zeit (da sie noch weniger umfangreich war) als einziges Kleid auf dem blosen Leibe getragen, später aber über Unterkleidern*). Man legte sie der Breite nach zusammen, warf sie über die linke Schulter, zog sie hinter dem Rücken nach vorne und hüllte so den ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes, der Vorderarme und der Füße ein, ohne ihn wesentlich zu belästigen, während zugleich die Falten ein plastisch-malerisches Bild darboten, im Vergleich zu dessen Wirkung unsere moderne Kleidung geradezu scheußlich anzusehen ist.

Die Toga ist wie geschaffen zur statuarischen Nachbildung, für welche unsere Kleidung einfach lächerlich erscheint. Dazu macht sie nicht im geringsten einen weibischen Eindruck, sondern kleidet im Gegentheil ächt männlich. Die ältere, engere Toga war auch Kriegskleid, jedoch mit dem letzten freien Zipfel um den Leib gegürtet, die spätere, weitere blos Friedensgewand. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde auch später jene Gürtung beibehalten. Zur Erleichterung der Faltenbildung wurden wie bei den Griechen (oben S. 12) Gewichtstückchen angewendet; Nadeln, Spangen und Knöpfe brauchte man nicht. Die Toga war ausschließlich das Kleid des freien Römers und zwar schon vom Knabenalter an. Durchschnittlich bis zum fünfzehnten Altersjahre trugen die jungen Leute beider Geschlechter eine Toga mit angewebter purpurfarbiger Kante (toga praetexta), seitdem aber eine untadelhaft weiße (toga virilis, pura oder libera). Diejenigen Beamten aber, deren Vorrecht der kurulische Stuhl und die Fasces waren, sowie die Censoren und die Priester höherer Klassen trugen ebenfalls eine verbrämte Toga, die Triumfatoren aber und zeitweise auch höhere Beamte eine mit Stickereien verzierte (toga picta oder palmata).

Da indessen die Toga für schnellere Bewegung etwas unbequem ist, wurde sie immer mehr und endlich (unter den Kaisern) ganz zum blosen Staatskleide und kamen neben ihr für das gewöhnliche Leben andere Gewänder in Aufnahme. Dazu gehörte der von den Kelten entlehnte, etwa bis zu den Knien reichende ärmellose Mantel mit einem Loch, durch das der Kopf gesteckt wurde, ähnlich wie ihn in unserer Zeit Fuhrleute (nur aus gröberm Stoffe) tragen (paenula). An den Seiten war derselbe offen; er wurde über der Toga oder Tunica von Männern und Frauen getragen und war aus rauher Wolle oder aus Leder gefertigt. Zu dieser Kleiderart gehörte auch die der griechischen Chlamys ähnliche Lacerna, die auf der Schulter mit einer fibula zu-

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 595.

sammengeheftet wurde. An beide Kleidungsstücke wurde zum Schutze gegen das Wetter eine Kapuze (cucullus) angeheftet. Der Chlamys noch näher stand der im Wesentlichen ihr gleichgestaltete Kriegsmantel (paludamentum, sagum), rot von Farbe und ausschließlich vom Feldherrn, später vom Kaiser getragen.

Nicht übergeworfen, sondern angezogen wurde nur die Tunica, dem griechischen Chiton ähnlich, welche von Männern und Frauen zu Hause, beim Ausgehen unter der Toga, im Kriege unter dem Sagum oder der Rüstung getragen wurde. Sie reichte bis auf die Waden und wurde unter der Brust gegürtet, aber heraufgezogen und übergehängt, so daß sie im Gebrauche blos bis zu den Knien ging. Bei kalter Witterung trug man zwei oder mehr übereinander. Die Tunica der Senatoren hatte einen senkrechten Purpurstreifen vorne in der Mitte, die der Ritter einen schmalern solchen oder zwei.

Die Frauen trugen eine untere Tunica ohne Ärmel bis zum Knie, die sich eng an den Körper schloß und unter dem Busen von einem Bande aus feinem Leder umgeben war. Darüber ging die Stola, ein langes und faltenreiches Kleid, dessen obere Enden auf beiden Schultern durch Spangen verbunden wurden; unter der Brust wurde es gegürtet. Entweder der Tunica oder der Stola wurden Ärmel angeheftet; sie waren aufgeschlitzt und mit Knöpfchen oder Spangen zusammengenestelt. Beim Ausgehen trugen die Frauen die Palla, einen faltenreichen Mantel, ähnlich der männlichen Toga oder dem griechischen Himation; sie wurde theilweise schleierähnlich über den Hinterkopf gezogen.

Der Kleidungsstoff war bis zur Kaiserzeit Wolle oder Leinwand, erstere zur Toga, letztere zu den Unterkleidern. Am Ende der Republik kam die Seide bei Frauen, später sogar bei Männern auf, die man aus Innerasien in Cocons einführte und vorzüglich auf der Insel Kos verarbeitete. In älterer Zeit war weiß die vorherrschende Farbe; nur in der Trauer und im Anklagezustande trugen die Freien die dunkle Kleidung (toga sordida, pulla); Freigelassene und Sklaven erschienen in brauner oder schwarzer Wollkleidung. Farbige Stoffe kamen bei den höheren Klassen erst später auf.

Die Purpurfärbung, rot oder violett, mittels des Saftes der Purpur- und der Trompeterschnecke bewerkstelligt, war in früherer Zeit blos bei den erwähnten Verbrämungen üblich; erst am Ende der Republik, unter Cäsar, kamen vollständige Purpurgewänder in Gebrauch.

Die Römer legten die Kleidungsstoffe nicht ungenäht an wie die Griechen, sondern verarbeiteten sie mit Schere und Nadel zu Kleidungsstücken.

Wie die Griechen, gingen auch die Römer gewöhnlich ohne Kopfbedeckung. Gleich Jenen aber bedienten auch sie sich zum Schutze gegen das Wetter (Sonne und Regen) eines Hutes (petasus, pilus)

oder auch der schon erwähnten Kapuze (cucullus). Frauen trugen ein Kopfband (vitta), einen Schleier oder ein Kopftuch (mitra) oder ein Netz aus Goldfäden (reticulum) und es war unschicklich für sie, unbedeckten Hauptes zu gehen.

Das Haar und der Bart wurden etwa bis 300 vor Chr. lang getragen. Da begann durch sicilische Barbiere das Rasiren und Haarschneiden. Regelmäßig geschah beides erst seit Scipio dem Jüngern, allgemein noch später. Mit der Zeit kam auch das Lockenbrennen und das Salben der Haare in Gebrauch und es wechselte die Mode das Haar zu tragen. Erst seit Kaiser Hadrian gelangte der Bart wieder zu seinem Rechte. Sehr manigfaltig waren die weiblichen Haartrachten (Ovid. Ars amat. III. 137 ff.) und mit der Zeit der Verweichlichung wurde die Toilette eine förmliche Kunst und Wissenschaft. Mit Bändern und Nadeln befestigten und schmückten die Frauen ihren Hauptschmuck.

Die Fußbekleidung war von der griechischen (oben S. 13) nicht wesentlich verschieden. Bei Tisch wurden die Sohlen (soleae) abgelegt; im öffentlichen Leben trug man den hohen Schuh (calceus), der mit Riemen bis an die Waden befestigt wurde. Die Patricier trugen solche von rotem, die Senatoren von schwarzem Leder, die Soldaten solche von besonderer Form (caligae).

Der äußerst manigfaltige Schmuck aus Edelmetallen, Edelsteinen, Perlen und Elfenbein und zu gleichen Zwecken wie bei den Griechen (oben S. 13) hat nur antiquarisches Interesse oder ist erst bei Anlaß des spätern Luxus der Römer zu erwähnen.

Das römische Haus bot einen von dem des griechischen (oben S. 15 ff.) wesentlich verschiedenen Anblick dar. Es zerfiel in der geschichtlichen Zeit in drei Haupträume, nämlich in das Atrium, vorne, theilweise bedeckt, das Tablinum, in der Mitte, ganz bedeckt, und das Peristylium, einen sich an das vorige anschließenden, mit Säulen umgebenen offenen Hof. Der altertümlichste und charakteristisch italische unter diesen Haustheilen war das Atrium. Es bestand aus einem viereckigen Raume, dessen Decke in der Mitte eine viereckige Öffnung hatte, durch welche der Rauch abzog (daher der Name, von ater, schwarz). Hier befand sich der Herd; das italische Haus bestand daher ursprünglich blos aus dem Atrium. König Numa's Palast hieß Atrium regium. Da auch der Regen durch die Öffnung eindrang, war unter derselben der Boden zur Aufnahme des Wassers vertieft (impluvium, compluvium). Den Mittel- und Hauptheil des Hauses in seiner spätern Entwickelung bildete das Tablinum, ein offener Sal, der Aufenthalt des Hausherrn, der Aufbewahrungsort für Wertsachen, das Geschäftslokal, der Platz für die Ahnenbilder. Obschon in baulicher Beziehung offen, durfte es nicht als Durchgang benutzt werden und wurde wahrscheinlich durch Teppiche oder Vorhänge verhüllt oder durch verschiebbare Thür-

tafeln abgesperrt. Das Peristylium war, wie schon der Name zeigt, eine aus Griechenland eingeführte Einrichtung. Es nahm überhaupt, namentlich bei weniger bemittelten Leuten, einen untergeordneten Rang im Hause ein und war oft nur durch einen säulenlosen Hof vertreten. In größeren Häusern, wie z. B. dem sogenannten Hause des Pansa in Pompeji, befanden sich auch Läden, welche vermietet wurden, eine Bäckerei und Mühle zum Gebrauche der Hausbewohner u. s. w.; auch waren kleinere Häuser um größere angebaut. Den Eingang zum Atrium bildete ein schmaler Flur (vestibulum), dessen innere Schwelle mitunter in Mosaik das grüßende Wort Salve! zeigte. In das Atrium mündeten Seitengemächer (cubicula) durch Thüren. Seitwärts am Tablinum vorbei führte ein Gang (fauces), während in großen Häusern auf der andern Seite des Tablinum die Bibliothek oder das Archiv des Hauses befindlich war. In Mitte eines größern Peristylium lag ein Wasserbecken (piscina). Auf diesen Raum mündeten wieder Gemächer, darunter das Speisezimmer (triclinium). Hinter dem Peristyl lag im Hause des Pansa ein großes Prachtgemach und hinter diesem ein Garten, neben ersterm ein Durchgang und seitwärts von diesem die Küche. Gab es ein zweites Stockwerk, so befanden sich darin die wol niedrigeren Gemächer für die weiblichen Bewohner. Fenster gab es wol nur in den oberen Stockwerken; verschlossen wurden sie mit hölzernen Läden oder waren mit durchbrochenen dünnen Thonplatten oder solchen von durchscheinendem Steine, in späterer Zeit auch aus Glas, gefüllt. Die Hausthüren waren aus Holz und bei Reichen mit Elfenbein oder Schildpatt verziert; in Privathäusern gingen sie nach innen, in Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden nach außen auf; sie bewegten sich in Zapfen. Auf den Seiten standen Pfosten oder Säulen von geschnitztem Holz oder Marmor. Ringe und Klopfer dienten dazu, Einlaß zu begehren. Es öffnete mittels der angebrachten Riegel oder Querbalken der in einer Zelle nahe der Thüre weilende Janitor oder Ostiarius (Pförtner), welche Stelle ein Sklave versah. Nach außen öffnende Thüren, wozu auch die der Behältnisse (Kasten u. s. w.) gehörten, wurden mit Schlüsseln verschlossen, deren es in allen möglichen passenden Größen und Formen gab, ja so kleine, daß man sie am Fingerringe tragen konnte, diese natürlich für Schmuckkästchen und ähnliches. Nach den Formen zu urteilen, muß der Mechanismus der Schlösser sehr kunstvoll gewesen sein. Der Fußboden bestand aus gestampfter Erde, die oft mit Backsteinscherben gemischt war, oder aus Steinplatten. Die Wände waren geweißt. Zur Heizung bediente man sich der Kamine, eherner Kohlenbecken und tragbarer Öfen.

Wir hätten nun wol noch einen Blick auf die Gegenstände (Geräte) zu werfen, deren sich die Römer in ihren Wohnungen bedienten. Die ganze hierauf bezügliche Ausstattung ist jedoch nur aus der spätern

Zeit näher bekannt, in welcher die Römer in Folge ihrer Siege die Schätze anderer, in der Kultur ihnen voranstehender Völker, erst der Etrusker, vollends aber der Griechen und Morgenländer sich aneigneten, so daß uns von ursprünglich und charakteristisch römischen Geräten des häuslichen Lebens alle wissenschaftliche Kenntniß abgeht.

Rom, der bleibende Typus der durch römische Kultur hervorgerufenen oder umgewandelten Wohnplätze, war, abgesehen von den hervorragenden Staatsgebäuden, Tempeln, Bädern, Triumfbogen u. s. w., im Altertum keineswegs die prächtige Stadt, die man sich gewöhnlich darunter vorstellt. Auf einem ungenügenden Raume waren die Straßen eng, krumm und winklig angelegt, und dieser Zustand dauerte größtentheils noch zur Zeit der Antonine fort, als die Weltstadt anderthalb Millionen Einwohner zählte*). Ein eigenes Haus konnten nur Reiche bewohnen. Der Mittelstand und die Armen waren größtentheils eingemietet, und mit der Vermietung wurde bedeutende und gewissenlose Spekulation getrieben. Die Gebäude waren leicht und schlecht zusammengefügt, mehrere Stockwerke hoch, wurden baulich vernachlässigt, und es kamen daher in Rom täglich Feuersbrünste und Häusereinstürze vor. Erst in der spätern, luxuriösen Zeit erhob künstlerischer Schmuck die Häuser und Paläste der Reichen und Hochstehenden zu wahren Prachtstätten und Kunstwerken. Wir müssen ihrer und ihrer Wandmalereien und Mosaike bei Anlaß theils des Luxus, theils der Kunst des römischen Weltreiches gedenken. Dagegen ist hier der Ort, über Lage, Klima, Umfang und Eintheilung der weltbeherrschenden Urbs das Wesentlichste zu sagen**).

Rom lag etwa fünfzehn römische Meilen oberhalb der Mündung des Tiberis oder Tybris, früher Albula, an dessen linkem Ufer, auf sieben oder acht Hügeln, wozu später noch zwei auf dem rechten Ufer kamen. Dieselben haben eine Höhe von 150 bis 170 Fuß; nur der nicht unter die sieben alten gerechnete Pincius steigt bis 200 Fuß. Der höchste Punkt Roms ist bei der Bildsäule der Göttin Roma am Walle des Servius Tullius, 236 Fuß über dem Meer. Da der Boden der Stadt sich durch Schutt erhöht hat, überragten die Hügel im Altertum die Ebene weit mehr.

Der Platz der Stadt war offenbar aus Not gewählt; denn das Klima galt schon bei den Alten als ungesund und war auch rauher als jetzt. Dionysios der Halikarnassier erzählt von einem so strengen Winter (um 400 vor Chr.), daß Menschen im Schneegestöber umkamen, Vieh erfror und Häuser eingeschneit wurden (fragm. XII. 8), wie auch Livius (V. 13), daß die Wege gesperrt und der Tiber nicht fahrbar war; ja noch 483 nach Chr. erzählt Augustinus, daß das

*) Guhl und Koner a. a. O. S. 443 ff.
**) Becker, Handb. der röm. Altertümer, I. S. 81 ff.

Forum vierzig Tage von hohem Schnee bedeckt lag. Diese Umstände sind für die zwingenden Beweggründe, welche die Römer zur Erweiterung ihrer Macht antrieben, von großer Bedeutung.

Der Erweiterung der römischen Macht ist indessen eine solche der Stadt vorangegangen. Dieselbe hat dreimal Mauern erhalten, jedesmal von weit bedeutenderm Umfange als vorher. Die ersten beiden Umwallungen fallen allerdings in eine für unsere jetzige geschichtliche Kritik fabelhafte Zeit und die dritte in die von uns hier nicht im Einzelnen zu berücksichtigende Kaiserzeit; aber sie sind äußerst sprechend für das Wachstum dieser außerordentlichen Stadt. Die erste Mauer umfaßte nur die älteste latinische Stadtgründung im Weichbilde Roms, die dem Romulus zugeschrieben wird, nämlich die Burg des palatinischen Hügels. Die zweite Mauer, dem vorletzten der sagenhaften Könige Servius Tullius zugeschrieben, nahm die bekannten sieben Hügel auf, von denen die drei nordöstlichen, Quirinalis, Viminalis und Esquilinus, Ausläufer des im Osten der Stadt sich erstreckenden Plateaus sind, die vier südwestlichen aber, Capitolinus (eigentlich eine Fortsetzung des Quirinal), Palatinus, Aventinus und Cälius isolirt dastehen, (vollständig aber schloß sie nur diejenigen des Kapitols und des Palatiums ein), sowie natürlich die dazwischen liegenden Thäler. Sie überschritt den Tiber nicht; doch wurden schon unter den Königen auf dem Hügel Janiculus Befestigungen angelegt. Erst die letzte Umwallung des Altertums, die des Kaisers Aurelianus (um 270 nach Chr.) fügte das Marsfeld (Campus Martius) zwischen den Hügeln und der Tiberkrümmung im Nordwesten, sowie den Berg Pincius im Norden der Stadt, die noch unbesetzten Theile der alten Hügel außerhalb der servischen Mauer und endlich einen Theil des Janiculus hinzu.

Die nach der Sage von Romulus bei der Stadtgründung auf dem Palatin vorgenommene Ceremonie ist eine vielen Völkern gemeinsame, in der Mythe begründete. Plutarch (Romulus 11) gibt ihr etruskischen Ursprung und beschreibt sie so: Es wurde eine runde Grube gegraben, in welche man die Erstlinge von allem, dessen Gebrauch das Gesetz billigt und die Natur notwendig macht, niederlegte. Zuletzt brachte Jeder ein kleines Stück Erde von dem Lande seiner Heimat und warf es unter diese Dinge. Eine solche Grube hat denselben Namen wie die Welt (Mundus). Dann beschrieb man um sie den Umfang der Stadt, wie einen Kreis um seinen Mittelpunkt. Der Erbauer spannte dann an einen mit eiserner Pflugschar versehenen Pflug einen Stier und eine Kuh, während er eine tiefe Furche um jene Grenze zog. Das war die Stelle der Mauer (Pomoerium, d. h. Postmoerium). Dieselbe Ceremonie kannten auch die alten Deutschen und Nordländer, wie die Sage von der Asin Gefion im Gylfaginning der jüngern Edda, von der Umpflügung Seelands zeigt. Wo man ein Thor anbringen wollte, führt

Plutarch fort, wurde die Pflugschar herausgenommen und über den Platz des Thores hinübergehoben. Daher wurden die Mauern für heilig, die Thore aber für profan gehalten. Der Umfang der palatinischen Burg war indessen nicht rund, sondern bildete ein verschobenes Viereck (Roma quadrata) und hatte wahrscheinlich drei Thore, eine heilige Zahl.

Die erste Erweiterung war eine Folge der Vereinigung der latinischen Stadt auf dem Palatin mit der sabinischen auf dem Quirinal und Kapitol. Dem Tullus Hostilius wird die Einziehung des Cälius in den Stadtumfang, dem Ancus Marcius die des Aventin zugeschrieben, beide um den Bevölkerungen überwundener Städte Wohnsitze anzuweisen, was für die Politik der Römer höchst bezeichnend ist. Die Mauer des Servius Tullius hatte wenigstens 24 Thore; in der Folge werden deren Zahl, Stelle und Namen verschieden angegeben. Ließ nun die nächstfolgende Ummauerung mehrere Jahrhunderte auf sich warten, so blieb darum der Raum zwischen beiden keineswegs unbenutzt, und die lange glänzende Zeit der Republik und der Kaiser bis zu deren völliger Entartung durch das Prätorianertum sah das emsigste Auftauchen neuer Wohnplätze und öffentlicher Gebäude außerhalb des servischen Walles, welcher nach und nach verschwand, — bedurften ja die Römer, welche alle Welt im Zaume hielten, wenigstens seit Hannibals Abzug keines Schutzes mehr, bis ihnen von Norden ihre künftigen Überwinder drohten. In dieser ganzen Zeit hatte daher die Stadt keine eigentliche Grenze. Unter Vespasian wird ihr Umfang von Plinius auf 13,2 römische Meilen angegeben, was jedoch sehr unzuverlässig zu sein scheint. Die bedeutenderen Gebäude Roms werden uns bei Anlaß ihrer Verwendung beschäftigen.

Die Mauern Roms und der übrigen italischen Städte waren in ältester Zeit wie in Griechenland (s. oben S. 57) kyklopisch, d. h. aus rohen Steinblöcken gefügt, später aus Quadern oder Backsteinen. Die Straßen der Stadt (Viae) wurden 174 vor Chr. durch die Censoren Albius und Flaccus gepflastert. Die größte und breiteste Hauptstraße war die Via sacra vom Kapitol längs dem Palatin ostwärts. Das nötige Wasser wurde der Stadt durch die großartigen Aquädukte zugeführt, welche aus weiter Ferne her auf Pfeilern und Bogen über Berge und Thäler liefen. Der älteste Aquädukt war die Aqua Appia, 312 vor Chr. errichtet, der zweite der Anio vetus von 272, der dritte die Aqua Marcia von 144 u. s. w., im Ganzen zehn von Bedeutung. Wassersammler in der Stadt führten das Wasser in drei Abtheilungen an seine Bestimmungsorte. Die unterste und geringste dieser Abtheilungen versorgte die Wasserbecken, Springbrunnen und Schwimmteiche, die mittlere die Bäder, die oberste und vorzüglichste die Brunnen in den Häusern. Die Vertheilung geschah in bleiernen Röhren. Durch das großartige Kloakensystem wurden schon seit den Tarquiniern die sumpfigen Theile der Stadt trocken gelegt und deren Anbau ermöglicht.

Zweiter Abschnitt.

Das Leben der Römer.

A. Die Familie.

Die römische Familie war, wie zwar jede andere auch, aber keine in so deutlich ausgesprochener Weise, die Grundlage des Staates; denn sie hatte geradezu den Zweck, dem Staate in die Hände zu arbeiten. Die Ehe, durch welche sie entstand, wurde mit dem einzigen Gedanken eingegangen, Kinder und damit dem Staate Bürger zu erziehen. Daher spielte auch die Frau, weil sie kein Staatsbürger werden konnte, nur eine untergeordnete Rolle in der Familie; sie war nur das Mittel zu dem angedeuteten Zwecke. Die Frau war stets abhängig; unverheiratet stand sie unter der Gewalt (potestas) des Vaters, verheiratet unter der des Gatten (manus, d. h. Hand, womit ursprünglich alles, was man als Besitz ergriff, verstanden wurde); nach dem Tode Dieses oder Jenes kam sie unter die Vormundschaft des nächstberechtigten Verwandten*). Die Manus konnte der Gatte jedoch nur ausüben, wenn er selbständig war. So lange er noch unter väterlicher Gewalt stand, war auch seine Frau in der Manus seines Vaters. Die Frau in der Manus des Gatten oder Schwiegervaters konnte weder über ihr Vermögen verfügen, noch freiwillig aus dem Verhältniß austreten.

Die römische Familie war unabhängig vom Staate und streng monarchisch eingerichtet. Der Hausvater (pater familias) war unumschränkter Gebieter über Frau, Kinder und Hausgesinde. In der ältesten Zeit dauerte die Gewalt über die Söhne sogar noch fort, wenn diese verheiratet waren und hörte nur mit des Vaters Tode auf; aber nach und nach milderte sich auch dieses Verhältniß. Dem Hausvater gehörte alles, was die Familie besaß; er war aber überdies noch Priester des Hauses und Bluträcher. Die letzte Eigenschaft schwand, als der Staat, um der Entvölkerung und Unordnung vorzubeugen, die Blutrache selbst übernahm. Mit der Entwickelung der öffentlichen Gottesdienste wurde auch die zweite Eigenschaft bedeutungslos. Die erste aber dauerte bis in die Kaiserzeit hinein. Der Hausvater durfte seine Angehörigen für Verbrechen gegen die Familie sogar mit dem Tode bestrafen. Es kam vor, daß Väter von diesem Rechte gegen in Amt und Würden stehende Söhne Gebrauch machten. Die Frau konnte der Mann nur in Ge-

*) Roßbach, Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, S. 6 ff.

meinschaft mit den Kognaten richten. Beispiele einer Tödtung derselben sind nicht bekannt. Ferner hatte der Vater das Recht, die ihm Unterworfenen zu verkaufen, was indessen bezüglich der Frau thatsächlich nie bestand, vielmehr schon in alter Zeit bestraft wurde und auch bei den Söhnen früh aufhörte. Wegen Beleidigung von Seite des Hausvaters hatten die Untergebenen kein Recht der Klage. Endlich hatten die Familienglieder auch kein eigenes Vermögen, sondern all ihr Erworbenes gehörte dem Vater. Dessen Gewalt hatte drei Namen: Manus über die Frau oder Schwiegertochter, Potestas über die Kinder, Enkel und Sklaven, Mancipium über Freie, die ihm wegen Schuld oder zur Strafe übergeben waren (noxae datio). Durch eigenen Willen konnte keine untergebene Person aus diesem Verhältniß austreten; nur der Hausherr konnte es lösen. Dasselbe wurde übrigens von den Angehörigen nicht als Last empfunden, sondern allgemein als eine Notwendigkeit, als ein Damm gegen alle Unordnung und als eine Schule des Gehorsams gegen den Staat betrachtet. Am mildesten wurde es gegenüber der Frau gehandhabt und von dieser am wenigsten empfunden, ja vielmehr als ein Schutz und eine Wolthat angesehen. Die Frau hatte die Wache über das Herdfeuer, „das heiligste Unterpfand für den Bestand der Familie, sie war die nächste Theilnehmerin am Hausgottesdienste nach dem Hausvater und stand unter besonderer Fürsorge der Götter" *). Sie war daher geachtet, nahm theil an der Leitung der Geschäfte des Hauses und durfte frei mit Verwandten und Freunden verkehren. Sie war nicht im Frauenhause abgeschlossen, sondern waltete im Atrium, wo der Hausherd und das Ehebett, die zwei Palladien der Hausehre standen.

Die Manus ist ein Gemeingut aller indogermanischen Völker. Sie war bei den Indern (Bd. I. S. 259), Persern (ebend. S. 540), und Germanen Gesetz wie bei den italischen Völkern, während sie bei den Griechen schon sehr früh an den Staat überging, jedoch namentlich bei den Doriern noch Spuren zurückließ. Mit der Zeit trat auch bei den Römern diese Umgestaltung ein. Schon zu der Zeit, da die Manus noch bestand, gab es auch eine Ehe ohne Manus, aber jüngern Alters als jene. Sie ging aus einer besondern Form derselben (dem Usus), Hand in Hand mit Entwickelung und Stärkung des Staates hervor und erhob die Frau in eine bedeutend freiere Lage. Dieselbe blieb unter der Gewalt (potestas) des Vaters oder Vormundes und konnte über ihr Vermögen verfügen. War ihr Vater oder Großvater todt, so wurde sie vollständig eigenen Rechtes. Nicht nur der Mann, sondern auch der Vater konnte eine Scheidung herbeiführen, beziehungsweise die Tochter ihrem Manne abfordern; auch ging bei Scheidung oder Tod

*) Roßbach a. a. O. S. 36.

des Mannes die Mitgift an die Familie der Frau zurück. Jedoch hatte der Mann in der Ehe ohne Manus das gleiche Züchtigungsrecht gegen seine Frau wie in der Ehe mit Manus. Es wurde durch einen Vertrag bei Eingehung der Ehe bestimmt, ob sie mit oder ohne Manus stattfinden solle. Im Verlaufe der Geschichte kam die letztere Form immer häufiger vor, bis sie gegen das Ende der heidnischen Kaiserzeit hin die alleinige wurde. Dieselbe Entwickelung machten ja auch die übrigen Verhältnisse der Unterordnung durch und mit dem im Staate zunehmenden Freiheitsgefühle brach sich auch in der Familie ein solches Bahn. Später, in der ersten Kaiserzeit, wurde auch die Tutel der Agnaten über die Witwe abgeschafft.

Für die Zeit, welche uns hier beschäftigt, die des alten strengen römischen Rechtes, war die Manus im Gebiete der Ehe das eigentliche charakteristische Element. Dieselbe wurde vom Manne auf drei Arten erworben: durch Kauf (coemptio), Weihe (confarreatio) und Verjährung (usus). Alle sind so alt, daß von ihrem Ursprunge nichts bekannt ist. Der Kauf, wahrscheinlich wie in allen Kulturstaaten die älteste Form, weil er sich unmittelbar aus dem bei barbarischen Völkern üblichen Weiberraube (Bd. I. S. 68. 69) entwickelt hat, aber auch die am längsten sich erhielt, nachdem die anderen beiden schon untergegangen, war in der geschichtlichen Zeit bereits nur mehr ein scheinbarer und die Ceremonie (mancipatio) war folgende: Der Bräutigam schlug in Gegenwart von fünf Zeugen und einem Waagehalter mit einem As an die eherne Waage und übergab ersteres dem Vater oder (in dessen Ermangelung wahrscheinlich) dem Vormund mit den Worten: diese Sache (später: diesen Menschen) nenne ich mein und derselbe ist für mich gekauft mit diesem Erz und der ehernen Waage (hanc ego rem [hunc ego hominem] meam [meum] esse ajo, eaque [isque] mihi emta [emtus] est hoc aere aeneaque libra). War die Braut zugegen, so wurde sie dabei mit der Hand ergriffen, und Beide fragten sich dann gegenseitig: ob sie ihm Familienmutter (er ihr Familienvater) sein wolle. Es ist klar, daß dieser Gebrauch ursprünglich bei beliebigen Käufen von Gegenständen (Waaren, Sklaven u. s. w.) stattfand, aber nur bei der Ehe einen feierlichen Charakter behielt. Nach diesem das Recht zur Ehe verleihenden Akte wurde erst zur Vollziehung geschritten. Dies geschah durch Hochzeitsgebräuche, wobei ein Opfer gebracht und dann die Frau in das Haus des Mannes geführt wurde. Die zweite Form der Manus, durch welche statt der rechtlichen mehr die religiöse Seite hervorgehoben wurde, war die ebenfalls sehr alte eheliche Weihe oder Konfarreation. In der geschichtlichen Zeit war sie vorzugsweise die Form der Ehe für die Patrizier, und besonders den patrizischen Priestern vorgeschrieben, daher, nachdem der Ruhm und die Bedeutung dieses Standes gesunken, nur mehr eine Form, und ging noch vor der Koemption zu Grunde,

wahrscheinlich als heidnische Ceremonie vollends durch Einführung des Christentums. Der Hauptbestandtheil dieses Gebrauches war ein Opfer zu Ehren der Ehegottheiten. Zehn Zeugen mußten dabei gegenwärtig sein. Geschlachtet wurde ein Schaf und ein Dinkelkuchen (libum farreum) dargebracht (daher der Name). Es war dies die älteste Speise in Latium und Dinkelmehl wurde bei jedem Opfer auf das Opferthier gestreut, ehe man es schlachtete, sowie nachher auf Altar, Opfermesser und Fleisch, — ein eines Ackerbauervolkes würdiger Brauch. Bei der Konfarreation nun wurde der Altar von den Theilnehmern in einem Aufzuge umwandelt, wobei ein Knabe Wasser und eine Fackel, die Zeichen der Haus- und Herdgemeinschaft, und wahrscheinlich ein zweiter den Kuchen trug, der dann in das Opferfeuer geworfen und verbrannt wurde. Hierauf wurden feierliche Formeln und Gebete gesprochen und nach Vollendung des Opfers mit dem Felle des Thieres zwei Stühle überdeckt, auf welche sich die Brautleute mit verhülltem Haupte niedersetzten. Was weiter geschah, ist ebenso wenig sicher bekannt, als die Art der Verwendung der bei dieser Ceremonie anwesenden Priester. Die konfarrirte Ehe eines Flamen war unauflöslich; bei anderen Personen konnte sie namentlich in späterer Zeit getrennt werden, und zwar durch eine analoge feierliche Handlung, diffarreatio. Die bei der Konfarreation thätigen Knaben mußten solche sein, deren Eltern noch lebten (patrimi et matrimi). Die dritte Form der Manus, der Usus, geschah dadurch, daß die ohne vorgeschriebene Gebräuche heimgeführte Frau ein Jahr lang ununterbrochen bei dem Manne blieb. Dadurch war sie usukapirt und trat in des Mannes Familie mit dem Recht einer Tochter. War sie jedoch nur drei aufeinanderfolgende Nächte eines und desselben Kalenderjahres aus dem Hause des Mannes abwesend, so befreite dieses sie nach dem Zwölftafelgesetz aus der Manus. Aus dem Usus und seiner Unterbrechung entwickelte sich die Ehe ohne Manus; er ist der Übergang zu der letztern, durch deren Vorwiegen er überflüssig wurde; er ist der erste Schritt zur Erschütterung des strengen Eherechtes. Nach Manchen stammen diese verschiedenen Formen der römischen Ehe von verschiedenen italischen Völkern, welche theils (wie Latiner und Sabiner) bei der Gründung Roms betheiligt waren, theils (wie z. B. die Etrusker) auf dessen Geschicke und Zustände Einfluß übten, doch läßt sich Näheres hierüber nicht mit Sicherheit aufstellen. Wahrscheinlicher ist, daß Keime aller dieser Eheformen bei den indogermanischen Völkern von jeher, wie wir oben*) gesehen und bei den Deutschen noch sehen werden, zu gleicher Zeit vorhanden waren, ja ihren Ursprung theilweise noch weiter zurück, vor der Trennung der Menschen in Rassen haben mögen**). Die römischen

*) Inder Bd. I. S. 259 ff. Perser ebend. S. 539 ff. Griechen oben S. 20 ff.

**) S. Bd. I. S. 66 ff.

Eheformen sind die Stufen einer natürlichen Entwickelung; sie stellen klar das rechtliche und das religiöse Element der Ehe und das Streben nach freierer Stellung der Frau dar.

Einen Theil der religiösen Gebräuche bei der römischen Eheschließung haben wir bereits aus Anlaß der Konfarreation kennen gelernt. Obschon nur bei dieser rechtlich vorgeschrieben, fanden doch dem tief religiösen Sinne des Volkes gemäß auch bei den übrigen Formen heilige Ceremonien statt. Da nach dem römischen Volksaberglauben jede Handlung ihre erlaubte und ihre verbotene Zeit hatte, so war dies namentlich auch in Bezug auf die Ehe der Fall. Verpönt war für die Hochzeit der Mai und die erste Hälfte des Juni, wegen der vielen in diese Zeit fallenden Reinigungs- und Sühnefeste, sowie eine Anzahl von Feiertagen und die feststehenden Kalendertage der Monate: Kalenden, Nonen und Iden. Als günstig dagegen galt die zweite Hälfte des Juni.

Am Tage vor der Hochzeit legte die Jungfrau die Toga praetexta ab, weihte sie den Göttern und erhielt das Frauenkleid, den Gürtel und einen rotgelben Schleier (flammeum) als Sinnbild des Herdfeuers. Es war nämlich in der ältern Zeit üblich, die Töchter gleich mit Eintritt des reifern Alters, d. h. mit dem zwölften Jahre zu verheiraten. Später wurden die Ehen mit vorgerückterm Alter geschlossen und daher die Ceremonie der Mannbarkeit von der Hochzeit unabhängig. Die Hochzeitweiber (pronubae), welche der Braut jene Kleidungsstücke anlegten, theilten ihr mit einer krummen Lanze das Haar in sechs Flechten, was einen religiösen auf den kriegerischen Charakter der Römer bezüglichen Grund hat, und setzten ihr einen Kranz auf, was blos an Festen erlaubt war. Am Morgen des Hochzeittages versammelten sich die Festtheilnehmer im väterlichen Hause der Braut, und zwar so viel an Zahl wie möglich. Zuerst erforschte man den Willen der Hochzeitsgötter durch die Auspicien (Deutung des Vogelfluges). Wahrscheinlich wurde im ungünstigen Falle die Hochzeit aufgeschoben, wenn nicht gar unterlassen. Donnerte es, so sollte dies jedenfalls geschehen, wurde aber nur bei der Konfarreation streng beobachtet. Im günstigen Falle dagegen wurde nun, nachdem sich die Brautleute die rechten Hände gereicht, das Opfer vorgenommen, meist ein Schaf, in ältester Zeit ein Schwein als den Erdgottheiten geweihtes Thier, um sie zu versöhnen, später mitunter auch eine Kuh. Der Altar wurde umwandelt (wie bei Indern und Deutschen) und zwar von links nach rechts (den Holzstoß bei der Bestattung umging man von rechts nach links). Ein Knabe, Camillus genannt, trug dabei ein Getreidegefäß (Cumerum). Die Neuvermählte mußte auf ein Schaffell sitzen. Dann folgte das Opfermal (Coena). Erst am Ende der Republik wurde selbes in das Haus des Mannes verlegt und ein Anlaß zu Unmäßigkeit. Kam der Abendstern

zum Vorschein, so flüchtete sich die junge Frau in den Schos ihrer Mutter und mußte von hier mit Gewalt weggerissen werden. Das ist ebenso ein Überrest des Frauenraubes (Bd. I. S. 69), wie der weitere Brauch, daß die Neuvermählte nach dem sodann erfolgenden Zuge zum Hause des Mannes über dessen Schwelle mit Gewalt gehoben werden mußte (wie noch jetzt bei manchen Völkern entlegener Länder). Auf diesem Zuge zur künftigen Wohnung trugen alle Festtheilnehmer Kränze und beide Häuser waren mit Blumengewinden und Wollenbinden (vittae) geschmückt. Ein Knabe trug die Hochzeitfackel aus dem der Ceres heiligen (fruchtbaren) Weißdornholze voran, ihm folgte die Braut, von zwei Knaben an den Armen gehalten; Rocken und Spindel wurden ihr nachgetragen. Auch das zuschauende und den Zug begleitende Volk trug Fackeln und man sang Hochzeitlieder phallischen und sonst obscönen Inhalts (Fescenninen und Talassus) mit Flötenbegleitung. Am Hause des Gatten riß man sich um die Weißdornfackel, weil sie, im Besitze der Eheleute bleibend, ihnen zur frühzeitigen Todesfackel würde. Der Gatte mußte den Knaben Nüsse ausstreuen, um die Ackergötter zu ehren. Im Hause trat er der Braut entgegen und fragte sie, wer sie sei, worauf sie antwortete: ubi tu Gaius, ibi ego Gaia (der Grund des Gebrauches dieser Namen ist dunkel; der Sinn ist: wo du Hausherr, da bin ich Hausfrau). Dann bestrich sie die Thürpfosten mit Schweine- oder Wolfsfett, der Ceres und dem Mars zu Ehren. Nun folgte erst das Heben über die Schwelle und dann wurde die Frau vom Manne mit Feuer und Wasser in die Hausgemeinschaft aufgenommen, von der Pronuba zum Ehebette im Atrium geführt, und auf einen Priapos gesetzt, wovon man Fruchtbarkeit hoffte. Am Tage nach der Hochzeit opferte die Frau den Laren und gab denen des Hauses einen As, denen des nächsten Kreuzweges einen und dem Manne einen.

Zur Rechtmäßigkeit einer Ehe gehörte nach römischem Rechte dreierlei: Mannbarkeit, Einwilligung der Brautleute, sowie, wenn sie noch unter väterlicher Gewalt standen, der Gewalthaber, und das Heiratsrecht (Connubium, Jus connubii). Dieses letztere fand in ältester Zeit nicht statt zwischen Gliedern verschiedener Stände und Gemeinden, wurde jedoch nach und nach immer mehr zwischen ihnen eingeführt. Was nun die Einwilligung (Consensus) betrifft, so wurde in ältester Zeit nach derjenigen der Brautleute nicht gefragt, sondern die Väter verfügten über dieselben, und die künftigen Gatten kannten sich meist nicht einmal vor der Verlobung. An ein Widerstreben war bei der Strenge der väterlichen Gewalt nicht zu denken. Später jedoch, und zwar schon im Anfange der geschichtlichen Zeit, hatte bereits der Wille der Kinder eine Stimme, d. h. unbedingt nur der des Sohnes; die Tochter mußte einwilligen, wenn der Gatte guten Rufes war. Wenn dagegen die väterliche Einwilligung fehlte, so war die Ehe ungültig und die Kinder

aus derselben unehelich. Hatte der Vater die väterliche Gewalt nicht mehr oder war er seit drei Jahren abwesend oder gefangen, so hatten die Kinder freie Wahl, seit Marcus Aurelius auch wenn der Vater geisteskrank war.

Verboten war die Ehe zwischen Vormündern und Mündeln, sowie zwischen Verwandten (Blutsverwandten sowol als Stiefverwandten, Verschwägerten und Adoptivverwandten) bis zu und mit dem vierten Grade. In der Zeit der Republik wurde jedoch das Verbot der Ehe zwischen Geschwisterkindern aufgehoben. Eine Ehe in verbotenen Graden war incestuos und wurde gleich der Blutschuld und dem Inceste selbst durch Ausschluß vom Betreten der Tempel und Heiligtümer, ja sogar mit Herabstürzen vom tarpeiischen Felsen, auch mit Deportation oder Konfiskation u. s. w. bestraft. Als das Alter der Geschlechtsreife, welches zu Eingehung der Ehe erforderlich war, galt bei Jünglingen das vierzehnte, bei Mädchen das zwölfte Jahr. Knaben wurden außerdem untersucht, ob sie geschlechtsreif seien. Nach dem sechszigsten Jahre durften Männer, nach dem fünfzigsten Frauen nicht mehr heiraten.

Das Heiratsrecht (Connubium) schied in älterer Zeit die Patrizier und Plebeier, trat aber 445 vor Chr. durch das Canuleiische Gesetz zwischen ihnen in Kraft. Zwischen Freigeborenen und Freigelassenen wurde es erst unter Justinian eingeführt, — zwischen Freien und Sklaven niemals, so lange es Sklaven gab. Zwischen Römern und Fremden wurde es stets mit der Aufnahme in das Bürgerrecht verbunden. Ehen zwischen Römern und solchen Fremden, welche das Heiratsrecht nicht hatten (sowie Freigelassenen), wurden jedoch geduldet und ihre Kinder nicht als unehelich (spurii) betrachtet. Infam, wenn auch geduldet, waren die Ehen mit wegen Verbrechen Verurtheilten, mit unzüchtigen Personen und mit Schauspielerinnen. Nur für Senatorentöchter jedoch waren die Ehen mit Männern dieser Klassen infam.

Die römische Kindererziehung hatte gleich dem gesammten Leben des Volkes nicht ideale Zwecke, sondern blos praktische. Der römische Knabe mußte in der ältern Zeit vorwiegend zum Ackerbauer und Gemeindemitglied, in der spätern zum Krieger und Staatsbürger erzogen werden. Das Grundprinzip der Erziehung war daher Abhärtung, ähnlich wie in Sparta, aber nicht in dieser extremen Weise. Mit Sparta hat Rom auch darin einen Berührungspunkt, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechtes der des männlichen nahezu gleichgestellt und nicht vernachlässigt wurde wie im feinern Athen (oben S. 27). Das neugeborne Kind wurde dem Vater vor die Füße gelegt. Hob er es auf und hielt es so aufrecht, daß es mit den Füßchen die Erde berührte, so anerkannte er es damit und verpflichtete sich zu seiner Erhaltung. Am neunten Tage nach der Geburt wurden die Knaben, am achten die Mädchen durch Opfer gereinigt (dies lustricus), erhielten Spielzeug

zum Geschenk, auch von den Sklaven, das sie dann am Halse trugen, und erhielten bei dieser Gelegenheit auch den Namen, worauf sie im Tempel der Juno Lucina in das Bürgerbuch eingeschrieben wurden, wofür man ein Geltstück zahlte (für Knaben ein Quadrans, für Mädchen ein Sextans).

Die Namen der Römer waren bekanntlich drei an der Zahl: der Personenname (praenomen), der Stammname, Name der Gens (nomen, der Hauptname) und der Familienname (cognomen). Jeder Stamm (gens) zerfiel nämlich in eine Anzahl Familien. Namen, welche außerdem geführt wurden, waren außerordentliche, die nicht Jedem zukamen (agnomen); sie rührten entweder von der Adoption her, indem der Adoptirte den Namen der Gens und Familia des Adoptivvaters und hintendrein das Adjectiv seines eigenen Stammnamens führte, — oder von Waffenthaten nach dem Schauplatze derselben, z. B. Publius (praenomen) Cornelius (nomen) Scipio (cognomen) Ämilianus (erstes agnomen, weil er ein geborener Ämilius war) Africanus (zweites agnomen, von seinen Thaten in Afrika). Der Vorname wurde nur mit dem Anfangsbuchstaben geschrieben. Im gewöhnlichen Leben nannte man die Männer beim Vor- und Stamm- oder Familiennamen, z. B. Gaius (statt Julius) Cäsar. Die Frauen trugen die weibliche Form des Stammnamens, z. B. Cornelia, Tochter des Cornelius. Zwei Töchter unterschieden sich als major und minor, mehrere als prima, secunda u. s. w. Freigelassene erhielten Vor- und Stammnamen ihres Freilassers und ihren ursprünglichen Namen als Zunamen, z. B. Marcus Tullius Tiro, der Freigelassene Cicero's. Sklaven nannte man nach ihrer Heimat oder nach Heroen, Thieren, Pflanzen, Steinen u. s. w.

Der Besitz vieler Kinder war eine große Ehre für den Vater. Bei Vertheilung eroberten Gebietes hatten die Väter von drei Kindern ein Vorrecht. Dagegen waren mißgestaltete oder schwächliche Kinder eine Schande und daher wie in Sparta ihre Aussetzung gestattet. Doch erfolgten, wahrscheinlich in Folge Mißbrauchs, schon früh Beschränkungen dieses Rechtes sowol als anderer Ausschreitungen der väterlichen Gewalt. So mußte z. B. untersagt werden, einen verheirateten Sohn überhaupt und einen ledigen mehr als dreimal zu verkaufen (Dionys. II. 27, Plut. Numa 17). Verpönt wurde der Verkauf erst von Caracalla, aufgehoben erst von Diokletian. Doch gestattete Konstantin armen Eltern den Verkauf der Kinder, um die Aussetzung zu verhüten. Väter, welche ihre Söhne ohne gerechtfertigten Grund tödteten, wurden zwar gerichtlich verfolgt; aber noch unter den Kaisern durfte das Recht des Vaters zur Todesstrafe nicht überhaupt, sondern nur im Falle des Mißbrauchs bestritten werden; erst unter Konstantin wurde es vollständig aufgehoben. In der ältern Zeit war

das Gesetz der väterlichen Gewalt so streng, daß der Vater, der den Sohn emanzipiren wollte, es nicht anders thun konnte, als wenn er ihn dreimal (zum Schein) in das Mancipium verkaufte.

Die häusliche und moralische Erziehung der Kinder wurde durch die Mutter geleitet. Es wurde dabei ebensowol wie auf Abhärtung des Körpers, auf strenge Sitte und Zucht gehalten. Ehrfurcht vor dem Alter und Mäßigkeit wurden besonders eingeschärft. Bis zum dreißigsten Jahre durften die Jünglinge (natürlich nur in älterer Zeit) keinen Wein trinken. Die Gymnastik wurde, ehe die griechische Kultur einwirkte, fast nur mit Rücksicht auf die kriegerische Ausbildung betrieben. Von der geistigen Heranziehung der Jugend ist aus der Zeit vor dem tiefern Eindringen der griechischen Kultur wenig bekannt. Die Römer hatten schon früh Schulen, welche denen der Griechen (oben S. 26) ähnlich waren. Schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts (447) vor Chr. gab es zu Rom in Buden auf dem Markte auch Schulen, sogar für erwachsene Mädchen, wie die Geschichte der Virginia (Liv. III. 44) zeigt. Auch in den benachbarten italischen Landschaften war dies der Fall. Ein Beispiel ist (in Etrurien) die Geschichte von dem verräterischen Schulmeister zu Falerii, welcher (391 vor Chr.) seine Schüler den Römern als Geiseln zuführte (Liv. V. 27). Nicht viel später (378) waren solche Anstalten auch in Latium eingeführt, indem Camillus bei seinem Einzug in Tusculum die Kinder in der Schule laut lernen hörte (Liv. VI. 25). Diese Schulen scheinen indessen eher eine Art Spielschulen oder Kindergärten gewesen zu sein, indem die Lehrer „Spielmeister" (ludi magistri) und die Studien Lernspiele (literarum ludi) genannt wurden. Man bezahlte die Lehrer mit Geschenken, seit dem zweiten punischen Kriege mit Geld; erst später erhielten sie vom Staate oder von der Stadt einen Gehalt, d. h. erst da wurden die Schulen öffentlich, — vorher war ihre Benutzung wie in Hellas Sache der Privatwillkür.

Der häusliche und Schulunterricht dauerte wahrscheinlich in der Regel bis zu dem bereits erwähnten, für unsere Begriffe sehr frühen Alter der Mannbarkeit. War dies bei dem Knaben erreicht (oft auch ein oder zwei Jahre später, d. h. wenn die völlige Reife erwiesen war), so erfolgte sein Eintritt in die Öffentlichkeit (Tirocinium fori). Diese Ceremonie hatte zwei Theile, einen häuslichen und einen öffentlichen, und fand am Feste der Liberalien (17. März) statt. Im Hause wurde dem jungen Manne die verbrämte Toga (oben S. 356) und die goldene Kapsel, welche die Kinder um den Hals trugen (bulla, ein Amulet etruskischer Abkunft), abgenommen und letztere den Laren zu Ehren über dem Hausherd aufgehängt. Er erhielt nun die Männertoga und die Tunica, wahrscheinlich auch Waffen, und wurde dann auf das Forum geführt, wo sich die neuen Bürger mit ihren Vätern und Verwandten

versammelten und in die Bürgerlisten eingetragen wurden. Im Tempel der Jugend wurde für Jeden eine Geldmünze niedergelegt und auf dem Kapitol ein Opfer gebracht*). Nach dieser Feierlichkeit war der Jüngling nicht nur heiratsfähig, sondern wurde, wenn er nicht unter väterlicher Gewalt stand, von der Vormundschaft frei und eigenen Rechtes (er konnte sogar testiren) und hatte Zutritt zu den Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen. Daß bei den Mädchen die Hochzeit Veranlassung zu der entsprechenden Volljährigkeitserklärung war, sahen wir bereits (oben S. 367).

Zur Familie gehörten, wie wir oben gesehen, auch die Sklaven, welche in Rom wie in Hellas die Stelle der Dienstboten und Arbeiter vertraten. In ältester Zeit, wo ihrer erst wenige waren, wurden sie völlig wie Familienglieder gehalten, bebauten mit dem Herrn den Acker, speisten mit ihm und konnten für ihn Opfer bringen, wie sie auch die Feste des Hauses mitmachten. Wie die Kinder nannte man auch sie pueri und puellae und die Männlichen erhielten wie die Söhne einen Vermögensantheil zum Nießbrauch (peculium). Ja man nannte gerade die Sklaven die Familia im engern Sinne. An den Saturnalien wurden sie von ihren Herren bedient. Später aber, als die Herren Kriege führten, vom Staate stark in Anspruch genommen wurden und die häuslichen Arbeiten nicht mehr selbst besorgten, auch in Folge der Eroberungen die Zahl der Sklaven stark zunahm, konnten Jene ihnen nicht mehr wesentliche Aufmerksamkeit schenken; ihre Stellung und Lage wurde schlimmer, und sie wurden nur noch als Sachen betrachtet, mit denen man nach Belieben schalten konnte. Wie für die eheliche Manus und die väterliche Gewalt, trat auch für die Macht über die Sklaven unter den Kaisern eine mildere Zeit ein, und seit Hadrian konnten sie nicht mehr willkürlich von dem Herrn, sondern nur durch richterliches Urtel dem Tode geweiht werden. Schon Claudius hatte sie für frei erklärt, wenn sie in der Krankheit von ihren Herren verstoßen waren und seit Antoninus Pius mußte der Herr den Sklaven verkaufen, wenn er ihn grausam behandelt hatte. Nach dem Petronischen Gesetze konnten Sklaven nicht ohne staatliche Bewilligung zu Thierkämpfen verkauft werden und Ulpian sprach aus, daß alle Menschen, Sklaven und Freie, nach natürlichem Rechte gleich seien.

Die Römer erhielten ihre Sklaven durch ihre Siege, indem die Überwundenen und Kriegsgefangenen aus allen damals bekannten Nationen als Sklaven verkauft wurden. Sie waren dabei mit einem Kranze geschmückt und trugen am Halse eine Tafel mit Beschreibung ihres Charakters. Sklavenmärkte und Sklavenhändler gab es im ganzen römischen Reiche, doch waren Letztere tief verachtet. Die Kinder der

*) Roßbach, röm. Ehe, S. 406 ff.

Sklaven folgten natürlich dem Stande der Eltern. Ihre Zahl in den einzelnen Häusern war, zumal bei den Reichen, sehr bedeutend, und die Einzelnen verrichteten so spezielle Dienste, daß es für jede mögliche Hantirung einen besondern Sklaven gab. Die in der Stadt und auf dem Lande Beschäftigten unterschied man als Familia urbana und Familia rustica. Diese bebauten das Land in allen Beziehungen, pflegten die Gärten, besorgten das Vieh, die Fischteiche, die Bienenstöcke, die Wildparke, die Hühnerhöfe, — Jene reinigten und ordneten die Wohnräume, meldeten die Besucher an, begleiteten den Herrn, um stets zu Dienstleistungen, z. B. Tragen bereit zu sein, trugen die Sänften und führten die Wagen, fertigten Kleidungsstücke und alle übrigen Utensilien, kochten und wuschen, dienten zur Belustigung als Gaukler, Tänzer, Musiker, Hausnarren, Gladiatoren u. s. w.

In ihrer schlimmern Zeit, gegen das Ende der Republik, wurden ungefüge Sklaven in furchtbarster Weise geknebelt, eingekerkert, zur Arbeit in Steinbrüchen angehalten, mit Stöcken, Ruten und Peitschen mißhandelt, zum Tragen der Furka gezwungen; Flüchtige und Diebische wurden mit glühendem Eisen gebrandmarkt, Verbrecherische oder auch sonst dem Tode Geweihte gekreuzigt, in Käfige wilder Thiere (vivaria) geworfen u. s. w.

Die Sklaven konnten sich durch Erspartes (peculium) loskaufen oder vom Herrn (patronus) freigelassen werden (liberti). Letzteres geschah vor Behörde durch eine Ceremonie (manumissio vindicta), indem der Herr dem Freizugebenden einen Streich versetzte, ihn bei der Hand ergriff und im Kreise herumdrehte. Die dabei gesprochene Formel war: hunc hominem ego volo liberum esse (ich will, daß dieser Mensch frei sei). Der Sklave konnte aber auch durch Vermächtniß freigelassen werden. Seine Freiheit bekundete er durch Aufsetzen eines Hutes, Anlegen der Toga und des Ringes und Scheren des Bartes, so lange dies bei den Freien Gebrauch war. Die Freigelassenen trieben Berufe auf eigene Rechnung, als Bauern, Handwerker, Krämer, Ärzte, Erzieher, Gelehrte u. s. w. Die weiblichen Freigelassenen blieben unter Vormundschaft des Patrons und bedurften seiner Einwilligung zur Verehelichung. Es kam auch vor, daß Patrone ihre Liberten selbst heirateten.

B. Gesundheit, Krankheit und Tod.

Die Lebensweise der Römer und wol auch der übrigen Italer war in ältester Zeit der griechischen ähnlich. Der Tag begann nach dem Aufstehen mit dem Frühstück (jentaculum), bestehend (natürlich nur bei Wolhabenden) in Brot, das mit Salz bestreut oder in Wein getaucht war, Obst, Käse, Milch und Eiern. Zur Mittagszeit (um die römische

sechste Stunde) wurde das aus warmen oder kalten Speisen bestehende prandium und in der neunten Stunde (drei Uhr Nachmittags) oder je nach dem Berufe der Theilnehmer auch später, die Hauptmalzeit (cena) eingenommen. Die Nahrungsmittel der Armen in früherer und späterer, auch der Reicheren in früherer Zeit, waren Mehlbrei aus Dinkelmehl, dann meist grüne Gemüse, wie Kohl, Rüben, Rettige, Lauch, Knoblauch, Zwiebeln, Bohnen und Erbsen, Gurken, Kürbisse, Melonen u. s. w., nur bei festlichen Gelegenheiten Fleisch. Für Solche, welche ein reichlicheres Mal sich erlauben konnten, waren auf dem Lebensmittelmarkt (macellum) Köche zu mieten. In der Zeit der Eroberungen drang wie in anderen Beziehungen, so auch im Speisen immer mehr Aufwand ein. In älterer Zeit bestand eine reichhaltigere Cena aus zwei, später aus drei Abtheilungen. Die erste derselben, die Vorkost (gustus, gustatio) brachte appetiterregende Dinge, wie Schalthiere, leichtere Fische, weiche Eier, Salate, Kohl. Dazu trank man eine Mischung von Honig ($^1/_5$) und Wein ($^4/_5$) oder Honig ($^1/_{11}$) und Most ($^{10}/_{11}$), mulsum genannt. Der zweite oder Haupttheil zerfiel in Gänge (fercula) und jeder derselben umfaßte mehrere Speisen. Den Schluß machte der Nachtisch (mensae secundae), der aus Backwerk und Obst bestand. Nach der Cena folgte ein Trinkgelage, welches, besonders in späterer Zeit, dem griechischen Symposion ähnlich wurde. Unvermischten Wein (merum) zu trinken war als unanständig verpönt; der Grad der Mischung mit Wasser war freigestellt, doch wurde es in der ältern Zeit nicht gern gesehen, wenn man zu wenig Wasser beimischte. Die Römer saßen in älterer Zeit zu Tische; später wurde das Liegen herrschend, doch nur für den Mann, während die Frau auf dem Fußende des Ruhebettes (lectus), die Kinder auf Sesseln, die Dienerschaft auf Bänken (subsellium) saßen. Gastmäler fanden in besonderm Speisezimmer (triclinium) statt. In der Mitte desselben stand der Tisch, viereckig, seit der letzten Zeit der Republik aber rund, und an drei Seiten desselben Ruhebetten, jedes mit Platz für drei Personen. Die Theilnehmer stützten den linken Arm auf ein ihnen links liegendes Kissen. Der mittlere Platz auf dem mittlern Lager war der Ehrenplatz. Die vierte Seite des Tisches blieb für das Auftragen frei.

Nächst der Nahrung war den Römern wie den Griechen das Bad das notwendigste Erforderniß zur Gesundheit. In ältester Zeit badeten die Römer im Waschraum (lavatrina) des Hauses. Das Baden wurde jedoch mit der Zeit so sehr ein Bedürfniß, daß es nach und nach, besonders aber in der spätern Zeit des Luxus, eine der prachtvollsten und kunstreichsten Gattungen von Gebäuden schuf. Weil darin die warmen Bäder von der meisten Bedeutung waren, nannte man sie meist Thermen, und weil sie durch die Manigfaltigkeit der Zwecke, denen sie dienten, an die griechischen Gymnasien erinnerten,

auch mit dem letztern Namen. Denn die Badehäuser waren auch mit Lokalen für Leibesübungen und für gesellige Unterhaltung, sowie mit Spazirgängen versehen.

Die dem Baden gewidmeten Räume lagen über einem nur zwei Fuß hohen unterirdischen Gemach (hypocaustum), in dessen Mitte der Ofen war und von wo aus die erwärmte Luft durch thönerne oder bleierne Röhren in die Badezimmer stieg. Aus drei über dem Ofen angebrachten ehernen Kesseln kam kaltes, laues und heißes Wasser. Nach diesen Wärmegraden waren auch die Badezimmer benannt, die sich über dem Ofen um denselben gruppirten, mit Wasserbecken und Wannen und mit Bänken und Sitzen versehen. Andere Räume dienten zum Aus- und Ankleiden, Abreiben und Salben des Körpers. Später kamen noch Dampfbäder in eigenen Zellen, sowie größere Räume mit Schwimmbädern dazu. Die Bäder für Männer und Frauen waren in der bessern Zeit getrennt und mit besonderen Ein- und Ausgängen versehen. Theile der Badegebäude wurden auch als Läden und Wohnungen vermietet. Das Licht fiel in die Baderäume durch Dachöffnungen oder durch große Fenster von mattgeschliffenem Glas. Der Hof des Gebäudes diente zu Zusammenkünften und Versammlungen, daher hier auch Bekanntmachungen an den Wänden angebracht wurden.

Man badete gewöhnlich in der achten oder neunten Stunde (2 bis 3 Uhr Nachmittags), oder auch später, doch in der Regel vor der Cena. Mit Sonnenuntergang wurden die Bäder in der ältern Zeit geschlossen; mit Verschlimmerung der Sitten kam auch nächtliches Baden in Aufnahme. Eröffnung und Schluß zeigte eine Glocke an. Der Thürsteher nahm ein Eintrittsgelt in Empfang, das sich nach Ausstattung des Gebäudes richtete, für ein gewöhnliches Männerbad aber meist einen Quadrans betrug. Ädilen, welche sich beliebt machen wollten, verschafften mitunter auf ihre Kosten dem Volke freien Eintritt oder legten selbst Bäder für das Volk an. Agrippa vermachte dem letztern die von ihm selbst errichteten Thermen.

Zuerst kam man in das Auskleidezimmer (apodyterium), wo Nägel und Pflöcke an der Wand die Kleidungsstücke aufnahmen, dann in den zum Schwitzen bestimmten lauwarmen Raum (tepidarium), wo auch trockene Abreibungen vorgenommen wurden, dann in den heißen Raum (caldarium), wo man in einer Wanne oder in einem Becken ein warmes Wasserbad nahm und ein in der gegenüberstehenden Nische angebrachtes flaches Becken (labrum) zu kalten Übergießungen diente, dann in den kalten Raum (frigidarium), wo ein kaltes Bad in dem in den Boden eingelassenen Bassin (piscina) das Baden abschloß, hierauf in das Salbezimmer (unctorium), wo man sich mit Öl und Salben einrieb oder einreiben ließ (was jedoch auch im tepidarium geschah), sowie Schweiß und Öl mit Schabeisen von der Haut entfernte. Statt der erst zur

Kaiserzeit aufkommenden Seife bedienten sich früher die Ärmeren des Mehls der Lupinenfrucht (lomentum), die Reicheren verschiedener Öle. Auch wurden Haar und Kleider nach dem Bade mit wolriechenden Stoffen getränkt.

Während bei den Griechen die Gymnastik und Agonistik die hauptsächlichsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit waren, wogegen die Bäder, wenigstens die künstlichen, nur geringe Entwickelung hatten (oben S. 47), gab es bei den Römern, wo das Baden eine so große Wichtigkeit gewann, umgekehrt ursprünglich keine andere Gymnastik als die kriegerische Übung. Zwar wurde seit der Zeit regern Verkehrs mit den Griechen deren Gymnastik vielfach aufgenommen; aber zur Agonistik, zum Produciren der eigenen Person vor Zuschauern verstand sich die ernste Würde des Römers nicht; Sklaven und Thiere waren zu Schaustellungen ein passenderer Gegenstand. Gymnastische Übungen zum Zwecke der Gesundheit und wol nur unter Freunden und Bekannten, wurden wie bereits erwähnt in besonderen Räumen der Badegebäude vorgenommen. Unter den griechischen Agonen waren besonders die an kriegerische Übungen erinnernden in Rom beliebt, wie das Diskoswerfen, Fechten, Ringen und Laufen. Sehr vielen Anklang fand auch das Ballspiel, welches verschiedene Arten hatte und auf besonderen Plätzen (sphaeristica) geübt wurde. Gauklerkünste überließ man besonders dazu sich ausbildenden Sklaven, die als Seiltänzer, Messerwerfer, Gliederverrenker u. s. w. große Gewandtheit erlangten; hauptsächlich jedoch erst in der Kaiserzeit.

Wenn die Gesundheit wankte, was auf dem ihr ungünstigen Boden Roms unvermeidlich war, so dienten in ältester Zeit Sklaven und Freigelassene mit Hausmitteln als Ärzte. Erst 219 vor Chr. ließ sich ein griechischer Wundarzt Archagathos in Rom nieder, wo ihm auf öffentliche Kosten eine Bude errichtet wurde. Er war jedoch so sehr auf Brennen und Schneiden erpicht, daß man ihn den Fleischhauer nannte, so daß man seitdem wenig von den Schülern des edlen Hippokrates hielt. Trotzdem verloren die Letzteren den Mut nicht und erkämpften sich durch Beharrlichkeit nach und nach Geltung in Rom, wo auch Einheimische, namentlich Freigelassene, diesen Beruf ergriffen. Freilich suchte ein Jeder den Andern herunterzusetzen und seine Heilmethode als die beste anzupreisen. Selbst am Krankenlager zankten sie sich und eine Grabschrift sagte nach Plinius, daß die Ärzte den Todten um's Leben gebracht hätten. Die Ärzte waren selbst Apotheker und erwarben sich zum Theil große Summen, so daß z. B. der Arzt des Augustus, Quintus Stertinius, ein größeres Einkommen bezog als der Kaiser selbst, nämlich 600.000 Sestertien (129.000 Mark). Krinas, ein Zeitgenosse des Plinius, hinterließ zehn Millionen Sestertien (1.650.000 Mark), nachdem er fast ebensoviel auf die Befestigung seiner Vaterstadt Massilia und anderer Städte verwendet hatte. Unter Nero erhielten die Ärzte

staatliche Anerkennung und zugleich Vorgesetzte (archiatri), zu welchen die kaiserlichen Leibärzte und die ärztlichen Vorsteher, deren es für jede Stadt einen oder mehrere gab, gehörten. Sie wurden von den Bürgern gewählt und von dem Collegium archiatrorum geprüft. Die Ärzte zerfielen in Solche für Krankheiten (medici im engern Sinne), für Wunden (vulnerarii, chirurgi) und für die Augen (ocularii); neben ihnen gab es noch Zahnärzte, Ärztinnen für Frauenkrankheiten, Hebammen und Arztgehilfen, in späterer Zeit auch Apotheker. Man fand in Pompeji ausgebildete chirurgische Werkzeuge, wie Sonden, Lanzetten, Zangen, Skalpelle, Katheter, Heftnadeln, Brenneisen u. s. w. An Charlatanerie, Geheimmitteln und Reklame dafür fehlte es auch nicht.

Gesundheit indessen sowol wie Krankheit endeten zuletzt mit dem unvermeidlichen **Tode**. Gleich den Griechen (oben S. 33 ff.) bewiesen auch die Römer große Pietät gegen die Verstorbenen. Dem Verschiedenen wurden Augen und Mund geschlossen, sein Name laut gerufen und sein Tod heftig beklagt. Wie bei den Griechen fand auch bei den Römern theils Beerdigung, theils Verbrennung der Leichen statt. Es scheint, daß das niedere Volk blos von der erstern Art der Bestattung Gebrauch machte. Bei demselben wurde der gewaschene Leichnam einfach und zwar Nachts in einer Bahre nach dem Begräbnißplatze vor dem esquilinischen Thore gebracht. Es gab Genossenschaften, den heutigen Sterbekassen ähnlich, welche den Armen die mit der Bestattung verbundenen Auslagen erleichterten.

Die Wolhabenden ließen zuerst im Tempel der Venus Libitina den Todesfall anzeigen, indem dort die Todtenlisten geführt wurden, wie in dem der Juno Lucina die Geburtslisten. Der Tempeldiener (Libitinarius) war offizieller Leichenbesorger und lieferte die zur Bestattung erforderlichen Gerätschaften sammt den die Dienstleistungen dabei übernehmenden Sklaven. Der gewaschene, gesalbte und auf das beste angekleidete Leichnam wurde auf dem bei Reichen elfenbeinernen und mit Purpurdecken bekleideten Todtenbette im Atrium sieben Tage lang ausgestellt, und vor dem Hause Cypressen- und Tannenzweige befestigt. Die Bestattung, zu welcher öffentlich eingeladen wurde, fand Vormittags statt. Den Zug eröffneten zehn Flötenbläser; ihnen folgten die Klageweiber, dann Schauspieler, welche entweder auf den Todten passende Stellen aus Tragikern vortrugen oder gar ihn auf komische Weise nachahmten und so merkwürdig genug den Scherz in die Trauer mischten. Vor der Bahre wurden die von Vornehmen in Schränken aufbewahrten Todtenmasken (wächserne Abgüsse) der Ahnen einhergetragen. Der Bahre folgten die Verwandten, Freunde und Freigelassenen des Todten. Die Trauerfarbe war in früherer Zeit dunkel, in der Kaiserzeit aber, als man im Leben bunte Kleider trug, weiß. Auf dem Forum wurde die Bahre vor der Rednerbühne (rostra) niedergesetzt, welche letztere ein

Verwandter bestieg, der die Leichenrede hielt, auf den Verstorbenen sowol, als auf seine Ahnen, deren Maskenträger auf den kurulischen Stühlen Platz genommen hatten. Nach Beendigung der Rede ging der Zug weiter nach der Begräbnißstätte. Manche Familien bestatteten ihre Todten in Sarkophagen und eigenen gemauerten Grabkammern. Plinius erzählt von einem Steine aus Kleinasien, welcher, in den Sarg gelegt, die Leiche (mit Ausnahme der Zähne?) in vierzig Tagen vollständig aufgezehrt habe (daher σαρκόφαγος, Fleischfresser, wovon das deutsche „Sarg" eine Abkürzung). Erst seit Sulla soll die Leichenverbrennung (crematio) eingeführt worden sein, ohne daß deshalb die Beerdigung (humatio) aufhörte. Doch ist es unwahrscheinlich, daß die Verbrennung so jung sein sollte, da ja auch die Etrusker und die Griechen sie hatten, deren Nachahmung viel früher begann. Bei den Römern wurde die Verbrennung mit der Zeit, besonders unter den Kaisern, viel feierlicher als bei irgend einem andern Volke. Jeder Ort hatte eine eingefriedigte Brandstätte (ustrinum); auch Familien besaßen eigene solche. Der Scheiterhaufen (pyra, rogus) hatte die Gestalt eines Altars und war um so höher, je reicher die Familie. Die Bahre wurde oben darauf gestellt und mit wolriechenden Salben, Weihrauch, Geräten, Schmuck oder Waffen bedeckt. Den Holzstoß setzte ein Verwandter oder Freund in Flammen unter neuem Jammern der Klageweiber. Die übrig bleibende Asche wurde mit Wein gelöscht, gesammelt, mit Wein oder Milch besprengt, mit Linnentüchern getrocknet und mit Wolgerüchen in eine Urne verschlossen, die man in die Grabkammer stellte. Man rief dann dem Todten nach: „ave anima candida", oder sit tibi terra levis". Die Urnen waren aus gebranntem Thon, Marmor, Alabaster, Porphyr, Bronze, Glas (mit Kapsel aus Blei) u. dergl. Reiche verbanden mit der Bestattung noch Leichenspiele und Vertheilungen von Fleisch und Geld an das Volk.

Am neunten Tage nach der Bestattung wurde ein Opfer mit Leichenmal, bei größeren Grabgebäuden in diesem selbst (triclinium funebre) gehalten. Auch am Fuße des Grabmals wurde ein Todtenmal, bestehend aus Wasser, Milch, Honig, Öl und Opferthierblut, niedergelegt. Auch am Jahrestage des Todes fanden Todtenopfer statt.

Die römischen Gräber, in ihrer ältern Form den etruskischen (oben S. 349) nachgebildet, wurden in Boden aus hartem Gestein ausgehauen, in weichem Boden ausgemauert. Zu umfangreicheren wurden auch wol Steinbrüche benutzt. Die Grabgemächer, worin in älterer Zeit die steinernen Särge standen, waren von verschiedener Gestalt; solche von Familien hatten auch Nebengemächer. In übereinander, wie in Taubenschlägen (daher auch columbaria) reihenweise liegenden Nischen wurden die Aschenurnen zusammengehöriger Personen (z. B. der Freigelassenen und Sklaven einer Familie) verwahrt und darüber auf Marmortäfelchen

die Namen der Todten angegeben. Oben waren die Grabgemächer gewölbt. Andere Gräber wurden über der Erde errichtet, wie die Hügelgräber der Vorzeit (Bd. I. S. 33); es waren Bauten aus Backsteinen oder Quadern, kegel-, thurm- oder pyramidenförmig, wie z. B. die 37 Meter hohe, mit weißen Marmortafeln bekleidete Pyramide des Cestius. Kunstvollere Grabmäler waren Tempeln ähnlich. Wieder andere von den verschiedensten Formen nahmen entweder zum Theil selbst Todtenreste auf, während sie zum Theil auf Todtenkammern standen, oder sie dienten blos als Denkmäler und zogen sich oft weit an beiden Seiten von Straßen hin; besonders zahlreich sind sie an der Appischen Straße, mehrere Meilen von Rom sich hinziehend.

C. Gewerbe und Verkehr.

Das älteste Gewerbe der Römer und zugleich dasjenige, welches nach ihrer Ansicht allein eines freien Mannes würdig war, ist die Landwirtschaft. In der ältesten Zeit bebauten selbst Patrizier eigenhändig mit ihren Sklaven ihre kleinen Landgüter, und zwar mit besserm Erfolge als später, wo der Landbesitz größer geworden, eigene Aufsicht nicht mehr möglich war und alles den Sklaven unter Aufsicht von Inspektoren überlassen werden mußte, die Herren aber bei Verschlimmerung der Sitten und Zunahme des Luxus den Ertrag ihrer Ländereien verschwendeten.

In den ältesten Zeiten wurde der Boden mit einer Hacke gelockert, dann mit dem aus derselben gebildeten primitiven Hackenpfluge der Etrusker und italischen Völker, später aber mit dem ausgebildeten Pfluge, wie er auch im übrigen Europa bis auf die neuesten Verbesserungen im Ganzen herrschend geblieben ist, gefurcht. Daneben bediente man sich auch der Eggen, Hacken, Hippen und anderer Werkzeuge, zum Mähen des Grases und Getreides der Sichel, zum Dreschen der tretenden Ochsen, zur Aufbewahrung des Kornes der Gruben und Speicher; zum Mahlen verwendete man Mühlen, die von Menschenhänden oder Zugthieren in Bewegung gesetzt wurden. In Rom waren noch im sechszehnten Jahrhundert die Trümmer des großen Staats-Kornspeichers (horrea populi Romani) bei dem Aventin zu sehen.

Neben dem Ackerbau war auch der Anbau des Öls und Weins, dieser zwei wichtigsten Produkte Südeuropas, bei den Römern bedeutend. Der Ölbau war schon zur Zeit der Könige ergiebig; der Weinbau kam erst später durch die italischen Griechen nach Rom und erhielt sogar erst dann Bedeutung, als der Getreidebau gesunken war. Man zog den Wein theils an Ulmen wie in Italien noch jetzt, theils an Pfählen und Spalieren wie in Mitteleuropa. Berühmt waren die Weine von Sorrent,

Tarent, Capua, Alba, überhaupt von etwa achtzig italischen Orten. Der Wein wurde von Knaben ausgestampft; eine Presse vollendete jedoch das Werk. Aufbewahrt wurde er in verpichten Schläuchen aus Thierfellen, zur Benutzung jedoch in thönerne Amphoren gefüllt. Man bereitete auch Liqueure aus wolriechenden Kräutern und Blumen, Obstweine u. s. w. Von Bedeutung war bei den Römern auch der Garten- und Obstbau, sowie die Viehzucht. Letztere, sowie Jagd und Fischfang boten nichts wesentlich von diesen Erwerbszweigen bei den Griechen Verschiedenes dar.

Von den Handwerken und dem Kleinhandel hatten die Römer dieselben verächtlichen Ansichten wie die Griechen. Cicero nannte diese Erwerbsarten unanständig und gemein und an sich schon eine Art von Sklaverei. Am wenigsten ehrbar aber waren ihm die für Schlemmerei sorgenden, wie Wurstmacher, Köche, Fischhändler u. s. w. Handwerker waren daher außer armen Plebeiern und etwa Fremden, nur Sklaven und Freigelassene; Jene arbeiteten für ihren Herrn und dessen Familie, Diese für Jedermann auf Bestellung und gegen Lohn. Große Herren hatten unter ihren Sklaven ihre eigenen Schneider, Haarkräusler, Bäcker, Tischler u. s. w., so daß sie wol selten etwas außer dem Hause machen lassen mußten. Der selbständige Handwerkerstand erfreute sich bei den Römern nicht guten Rufes; er galt als feig und feil und zum Kriegsdienst unbrauchbar, was für den Römer die größte Schmach war wie für den Spartiaten. Die Handwerker bildeten Innungen (collegia opificum). Diese Einrichtung wurde dem König Numa zugeschrieben, welcher neun solche aufgestellt haben sollte: Flötenspieler, Zimmerleute, Goldschmiede, Färber, Lederarbeiter, Gerber, Kupferschmiede, Töpfer und eine für alle übrigen Gewerke, aus welcher sich in der Folge viele neue bildeten, wie z. B. Bäcker, Schiffer, Ärzte. Auch von den ersten acht zweigten sich neue ab, wie z. B. die Goldschläger, Purpurfärber u. A. Die Innungen hatten eigene Herbergen (curiae, scholae), Statuten, besonders über Aufnahme und Ausschluß, Privilegien, Anordnungen zum Schutze des Gewerbebetriebes, Sterbekassen, eigentümliche Gebräuche mit Opfern und Gelagen, Aufzüge mit Fahnen (vexilla) u. s. w. Von einer Verpflichtung zur Mitgliedschaft ist nichts bekannt; da den Haussklaven die Konkurrenz offen stand, so war dies wol auch in Bezug auf Freie und Fremde der Fall.

Die Handwerker arbeiteten in älterer Zeit in Bretterbuden auf den öffentlichen Plätzen (tabernae), später, als diese entfernt wurden, im Erdgeschoß der Häuser, in offenen Läden, wol auch vor denselben auf der Straße wie noch jetzt in Italien, und boten daselbst auch ihre Arbeit feil. In Stein gehauene Inschriften und auf das Gewerbe bezügliche Bilder machten dasselbe und dessen Inhaber den Vorübergehenden bekannt. Auch an Läden ohne eigenen Handwerksbetrieb, blos zum Kleinverkauf fehlte es nicht, besonders für Wolgerüche, Farben, Lebensmittel aller

Art u. s. w. Zum Verkaufe bediente man sich der Waagen, wie sie noch jetzt üblich sind, oder bis vor kurzem waren, sowol Schnell- als Schalenwaagen. In solchen Läden befanden sich auch Garküchen, die Speisewirtschaften („Restaurationen") jener Zeit, die oft zugleich Vordelle oder Spielhöllen waren. Diese Wirtschaften hatten auch Aushängschilder, z. B. zum Elefanten, zum Hahn, zum Merkur oder Apollo u. s. w., und waren von verschiedenen Graden der Feinheit, daher auch von verschiedenartigen Kunden besucht. Ihre Besitzer (caupones) waren die verachtetsten Leute. Ein reger Gewerbe- und Kleinhandelsverkehr entwickelte sich auch unter den Säulenhallen des Forum. Kleiderhändler drängten ihre alten oder neuen Sachen den Hausfrauen auf, Gefäße von Bronze und Eisen, Kuchen und allerlei Eßwaren wurden feilgeboten, Schuster nahmen ihren Kunden, die sich auf die Stufen der Gebäude setzten, das Maß u. s. w.

Ein Großhandel entwickelte sich im römischen Reiche erst, als es seine Fittige über Italien hinaus erstreckte. Auch erst seitdem wurden die Verkehrsbauten der Römer zur Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen großartiger, obschon in Italien große Kunststraßen schon gleich nach der Unterwerfung der von ihnen durchzogenen Gegenden in Angriff genommen wurden. Die Via Appia, von Rom nach Capua, wurde 315 vor Chr. vom Censor Appius Claudius Cäcus erbaut und später bis Brundusium verlängert, aus viereckigen Quadersteinen ohne alle Lücken zusammengefügt und war so breit, daß zwei Lastwagen einander bequem ausweichen konnten. Die Via Flaminia, von Rom nach Ariminum, war 220 vom Censor C. Flaminius und die zwei Viae Aemiliae von Ariminum nach Aquileja und nach Ligurien, 188 von M. Ämilius Lepidus und 115 von M. Ämilius Scaurus gebaut. Noch viele andere Kunststraßen, Berge durchbrechend, Abgründe und Thäler überbrückend, durchschnitten ganz Italien noch zur Zeit der Republik. Mit den Straßen an Großartigkeit wetteiferten die seit gleicher Zeit schon auftauchenden Wasserleitungen (aquaeductus, s. oben S. 362).

Dem Verkehre dienten in Italien schon früh Münzen, Maße und Gewichte. Die römische Grundmünze, As (vom griech. εἷς, dorisch ἄς, d. h. ein Pfund, weil früher ein Gewicht und als solches = 327,45 Gramm) war eine Kupfermünze und die älteste Einheit (Wert 47 Pf.) und zerfiel in 12 unciae (auch in 6 Sextanten, 4 Quadranten, 3 Trienten u. s. w.). Seit 268 vor Chr., wo die Silberprägung eingeführt wurde, sank das As auf ein Drittel des Wertes (19 Pf.), 217 sogar auf ein Sechstel (9 Pf.) herab. Seit 194 war Silber die einzige anerkannte Währung und der As kam auf die Hälfte der uncia herunter. Geprägt wurde auf dem As der Kopf des Janus (auf dem Revers ein Schiffsschnabel) und auf den Theil-

münzen andere Götter. Der Name dieser Münze war sprüchwörtlich sowol für etwas Ganzes, z. B. heres ex asse, der Universalerbe, als (später) für etwas Geringfügiges, z. B. ad assem, bis auf den letzten Heller. Die bedeutendste Silbermünze war der Sestertius, auch vorzugsweise nummus (Geld) genannt, bis 217 vor Chr. $2^1/_2$ As, später aber 4 Asses (= 17 Pf.). Die älteren Sestertien zeigten die Minerva hüben und die Dioskuren mit der Inschrift Roma drüben. Vier Sestertien machten einen Denar (= 70 Pf.) aus. Ein Sestertium (neutr.) bezeichnete tausend Sestertien (also decem sestertia = decem millia sestertii). Das römische Maß und Gewicht bildete die Grundlage des neuern bis zu Einführung des Metersystems. Die Einheit des Längenmaßes war der Fuß (pes) = 29 Centimeter. Er zerfiel in 4 palmi, 12 unciae oder pollices und 16 digiti. 5 Fuß machten einen Schritt (passus), 625 ein Stadium, tausend eine Meile aus. 28.800 Quadratfuß gehörten zur Einheit des Flächenmaßes, dem Joch (jugerum = 2518,88 Quadratmeter).

Dritter Abschnitt.

Der römische Staat und seine Geschichte.

A. Die Entwickelung der Staatsverfassung.

Der römische Staat hat sich aus der römischen Familie entwickelt; er ist eine Erweiterung derselben mit analogen Einrichtungen. Was im Hause der Herd, das wurde im Staate der Altar der Vesta, — was dort die über dem Herdfeuer waltenden Frauen, hier die Vestalinnen, was der Hausvater und die Hausmutter, das der Flamen Dialis, der jede Fessel zu lösen befugt war, und seine Gattin, die Flaminica, welche die Hausehre der Staatsreligion vertrat. Wie Mann und Frau durch die gewöhnliche Ehe, so waren Flamen und Flaminica durch deren Idealbild, die Konfarreation verbunden, die allein für sie Beide unauflöslich war. Tempel und Haus (aedes), Altar und Herd (ara, mensa) hatten dieselbe Benennung*). Denn der Staat war ursprünglich gleich dem griechischen (oben S. 112) eine Religionsgenossenschaft, daher auch seine ersten Könige durch die Sage zu Göttersöhnen oder Götterlieblingen gemacht wurden, so daß sie als menschliche Persönlichkeiten nicht mehr

*) Roßbach, röm. Ehe S. 33 f.

zu erkennen sind. Zweierlei Bestrebungen waren es indessen schon in diesen ersten, den handelnden Personen nach mythischen Zeiten der römischen Geschichte, welche das Dichten und Trachten dieses Volkes leiteten, wie sie es thaten, so lange dasselbe bestand, — nämlich im Innern das Recht und nach Außen die Macht. Jenes Streben war der Inhalt der politischen oder Verfassungsgeschichte, dieses derjenige der Kriegs- und Eroberungsgeschichte, des Gebietszuwachses.

Drei Stämme (tribus), jeder mit besonderen religiösen Einrichtungen, waren es, welche das römische Volk zuerst bildeten; sie werden Ramnes, Tities und Luceres genannt; die Ersten (wie der Name zeigt, die eigentlichen Römer) waren Latiner, die Zweiten Sabiner, die Dritten angeblich Etrusker, wahrscheinlicher die Bewohner des unterworfenen Alba*). Zusammen nannten sie sich mit Vorliebe Quiriten (früherer Name der Sabiner nach der Stadt Cures), besonders in der Eigenschaft der zum Kriege stets bereiten und daher Waffen tragenden, aber zugleich die Geschäfte des Friedens besorgenden Bürger. Nach einer von jeher, namentlich bei den Ägyptern (Bd. I. S. 344) und Phönikern (ebend. S. 446) beliebten Art und Weise, sich nach heiligen Zahlen, namentlich nach der Drei- und der Zehnzahl zu organisiren, zerfielen jene drei Stämme in dreißig Zünfte oder Rotten (curiae), dreihundert Geschlechter (gentes) und dreitausend Familien. Ebenso war ihr Heer eingetheilt: es zählte drei Legionen von je 300 Reitern und 3000 Fußgängern; so auch der Grundbesitz: er zerfiel in 300 Centurien, eine für jedes Geschlecht und jede 200 Joch groß, wovon jeder Familie zwei Joch zugewiesen wurden. Diese Zahlen sind jedoch unabhängig vom wirklichen Geschlechterbestand und blose Bürgerabtheilungen, denn solche Symmetrie hat in natürlichen Gemeinschaften niemals existirt. Die politische Grundlage des Staates bildeten die Kurien, deren jede ihre aus den Familienvätern, also hundert Mann bestehende Volksversammlung (comitia curiata) hatte. Wofür die Mehrheit der Kurien stimmte, das war allgemeiner Beschluß. Die dreihundert Häupter der Geschlechter aber bildeten den Rat der Alten (senatus, wie γερουσία, oben S. 81).

Außer den zu diesen Abtheilungen allein gehörigen Vollbürgern oder Patriziern, d. h. ursprünglich Vätern, Hausvätern, umfaßte der Staat noch Hörige (clientes), ursprünglich fremde Ansiedler, welche sich unter den Schutz der Patrizier stellten und dafür ihnen dienen mußten. Patron und Klient durften einander weder anklagen, noch gegen einander Zeugniß ablegen.

Das römische Volk hatte in ältester Zeit Könige, welchen die Sage die heilige Zahl sieben gibt, indem sie jedem eine bestimmte zum Amte eines Königs gehörige Rolle zutheilt. Romulus ist der Staats-

*) Peter, Gesch. Roms I. S. 62 f.

gründer, Numa Pompilius der Ordner der Staatsreligion, Tullus Hostilius der Besieger der Nebenbuhlerstadt Alba, Ancus Martius der Schöpfer des Plebejerstandes, Tarquinius der Ältere der Erneuerer des Senates und des Heeres, Servius Tullius der Einführer des Census und Befestiger der Stadt und Tarquinius der Stolze der Verderber des Königtums. Der römische König war, wie in Griechenland (oben S. 60), oberster Priester, Feldherr und Richter. In seinem Belieben lag auch die Versammlung des Senates und der Kuriatkomitien; dagegen hing seine Wahl vom Volke ab.

Das eigentlich belebende, fortschrittliche und den Staat zu seinem Jagen nach Größe hinreißende Element war aber der erst einige Zeit nach seiner Gründung hinzutretende Plebejerstand. Er entstand durch die nach Rom verpflanzten Latiner der unterworfenen Orte. Es war angeblich Servius Tullius, welcher die Plebs organisirte, indem er die gesammte Bürgerschaft in zwanzig bis dreißig territoriale Tribus theilte, wovon vier auf die Stadt, die übrigen auf das Land kamen, — den Plebejern aber das Recht gab, nach den Tribus, denen sie zugetheilt waren, eigene Volksversammlungen zu halten (comitia tributa)*), während hinwieder beide Stände, Patrizier und Plebejer, nach dem Grade des Vermögens in Centurien mit eigenen Versammlungen (comitia centuriata) geordnet wurden. Da nun die Patrizier, als der zuerst angesessene und allein vollbürgerliche Stand, die Stadt beinahe ganz einnahmen, waren in der ersten Zeit ihrer Ansiedelung und vor Erweiterung der Stadt die Plebejer auf Landbesitz angewiesen und konnten an den politischen Angelegenheiten noch wenig theilnehmen.

Der letzte König wurde wegen seiner Härte und Grausamkeit 510 vor Chr. vertrieben und statt seiner zwei jährlich neu zu wählende Konsuln eingesetzt. Der Senat schlug dieselben dem Volke vor, welches sie in den Centuriatkomitien wählte, was aber der Bestätigung durch die Kuriatkomitien unterlag, so daß das ganze Wahlgeschäft von den Patriziern abhing. Doch wurden, wie schon unter den letzten Königen, auch einzelne Plebejer in den Senat gewählt. Die Konsuln erhielten von den Königsrechten das Feldherrn- und Richteramt, während das Priesteramt einem Opferkönig (rex sacrorum, ähnlich dem griechischen *βασιλεύς*) und die Verwaltung des Staatsschatzes den Quästoren übertragen wurde. Die Kollegialität und die kurze Amtsdauer beschränkten die Macht der Konsuln.

Als die Patrizier vor der Rückkehr des Königtums sicher zu sein Grund hatten, und nun ihre eigene unumschränkte Herrschaft an der Stelle des letztern errichten zu können hofften, begannen sie die Plebs auf alle Weise zu benachtheiligen und zu bedrücken. Die Plebejer durften

*) Schwegler, röm. Gesch. I. S. 738.

ihr Gut und Blut für den Staat verwenden; aber aller Vortheil an Beute und Land wurde dem Patriziate zu Theil. Die Schuldner von Patriziern wurden, wenn sie nicht bezahlen konnten, in Schuldhaft genommen und hart behandelt; ja die Gesetze erlaubten ihren Verkauf in die Sklaverei und sogar ihre Tödtung. Bedurfte man der Plebejer zum Kriege, so machte man ihnen Versprechungen, die man nach dem Siege wieder vergaß. Endlich aber brach die Geduld der Plebs und ihr Widerstand begann sechszehn Jahre nach dem Sturze des Königtums durch die Auswanderung auf den heiligen Berg jenseit des Anio. Die Beschwichtigung geschah durch die Fabel des Menenius Agrippa und die Einführung des Volkstribunates. Die Tribunen erhielten die Aufgabe, die Plebejer zu schützen; sie durften sich nie über eine römische Meile von Rom entfernen, mußten die Thüre ihres Hauses stets offen halten, damit Jeder ihre Hilfe anrufen konnte, und waren für die Dauer ihres Amtes unverletzlich. Gegen jeden Befehl und jede Handlung der Behörden konnten sie ihr Veto einlegen, was sie mit erstaunlicher Kühnheit zu benutzen verstanden. Sie machten sich auch zu Lenkern der Tributkomitien und begannen vor denselben Patrizier zu verklagen, die sich nach ihrer Ansicht gegen die Plebs vergangen hatten, und ihre Verurteilung zu bewirken. Als Gehilfen traten den Tribunen die Ädilen zur Seite, welche für den Plebejerstand alle möglichen Verrichtungen zu besorgen hatten; sie waren gerichtliche und polizeiliche Behörde, besorgten das Getreidewesen und beaufsichtigten die Tempel und öffentlichen Spiele.

Es war das ein Gang der Dinge, wie er für zwei auf demselben Gebiete zu leben genötigte feindliche Völker, aber nicht für Theile eines und desselben Volkes paßte. Auf diese Weise bestanden zwei Staaten im Staate, welche sich gegenseitig mit Eifersucht und Mißtrauen betrachteten und sich sogar oft blutig bekämpften; überdies gestatteten sich nun auch die Patrizier, an ihren Kuriatkomitien die ihnen verhaßten Plebejer verurteilen zu lassen. Unter solchen Umständen konnte der Staat lange Zeit keine rechte Festigkeit gewinnen. Indessen sollten sich die Gegensätze merkwürdiger Weise gerade durch noch weitere Zersplitterung mildern, indem sich im Schoße eines jeden der beiden Stände eine Partei bildete, die mit dem andern Frieden zu halten beabsichtigte. Plebejerfreundliche Patrizier waren es, welche den Weg zur Einheit und Stärke Roms ebneten, wenn auch Einer davon, Spurius Cassius Viscellinus, der den Plebejern Gemeindeland zutheilen wollte, dafür mit dem Tode büßte (485). Unsicher ist zwar die Angabe, daß 482 den Plebejern die Wahl eines der Konsuln zugestanden wurde, zwar immerhin eines patrizischen, der aber natürlich ein Plebejerfreund war. Unter heftigen Kämpfen wurde ferner 471 das Gesetz (lex Publilia) erzwungen, welches die Wahl der Tribunen und Ädilen den Centuriatkomitien nahm und

an die Tributkomitien, somit ausschließlich an die Plebejer übertrug und die Patrizier von den eigenen Versammlungen des andern Standes fern hielt *). Indessen war damit noch nicht erreicht, daß auch nur ein allgemeines Staatsamt von Plebejern bekleidet werden konnte. Erst wenn dies geschah, konnte von der Vereinigung beider Stände zu einem Staate die Rede sein. Um nun dies zu erringen, wandten die Plebejer ein schon mehrfach versuchtes Mittel an, nämlich den Widerstand gegen die Aushebung zum Kriege, wogegen die Patrizier, namentlich deren „goldene Jugend“, die Versammlungen der Tribus auf gesetzwidrige Weise zu stören oder zu vereiteln suchten, ja sogar 460 einen feindlichen Überfall des Kapitols (durch Herdonius) veranstalteten. Inzwischen erlangten die Plebejer 457 die Wahl von zehn (statt wie bisher fünf) Tribunen und 456 durch die lex Icilia die Überlassung des Aventin für sich allein. Endlich geschah dann aber der erste Schritt zur wirklichen Vereinigung beider Stände in einen Staat. Das Mittel dazu war die schon 462 durch den Tribun C. Terentilius Harsa beantragte neue gemeinschaftliche Gesetzgebung. Um diese durchzuführen, wurden 452 drei Gesandte nach Athen abgeordnet, um die Gesetze des Solon kennen zu lernen. Wir wissen nicht, was Perikles und seine großen Zeitgenossen zu diesem Schritte der noch schwachen künftigen Überwinderin Griechenlands sagten. Aber die Römer erhielten eine Abschrift und für das folgende Jahr wurden statt aller übrigen Behörden zehn Männer (Decemviri) gewählt, und zwar blos Patrizier (während die Plebejer zuerst lauter Glieder ihres Standes, und später einen Ausschuß aus Gliedern Beider verlangt hatten). Diese stellten ein neues Gesetz in zehn Tafeln auf; da aber hiermit die Arbeit noch nicht vollendet war, traten für 450 neue Decemviren an die Spitze des Staates, darunter drei Plebejer; Appius Claudius, den seine Genossen hatten entfernen wollen, der einflußreichste, war nicht nur wieder gewählt, sondern neben ihm lauter Geschöpfe seines Ehrgeizes, mit denen er nun eine wahre Schreckensherrschaft in Scene setzte. Jeder von ihnen trat mit zwölf Liktoren auf, welche die Beile in ihren Rutenbündeln (fasces) blinken ließen, was seit Abschaffung des Königtums nicht mehr gestattet war. Junge Patrizier bildeten ihre Leibgarde. Weder der Senat, noch die Komitien verschiedener Art wurden versammelt und jedes Verbrechen schien den Machthabern erlaubt. Als das Jahr um war, dachten sie nicht an Niederlegung ihres Amtes. Erst der beabsichtigte plumpe Frevel des Appius Claudius gegen Virginia und eine neue Auswanderung der Plebejer brachen ihre Macht und stürzten sie in Tod und Verbannung. Zu den zehn Tafeln waren zwei gekommen und das Zwölftafelgesetz bildete Roms Richtschnur bis in späte Zeiten und wurde in den Schulen von den Kindern auswendig gelernt.

*) Peter, Gesch. Roms I. S. 140 Note.

Nach diesem Gesetze konnte nur noch in den Centuriatkomitien (Versammlungen beider Stände) über Leben und Tod von Bürgern gerichtet werden, und die gegenseitigen gehässigen Verurteilungen von Patriziern und Plebejern waren damit abgeschafft. Das Übrige des Inhaltes bildeten unbedeutende oder in der Folge aufgehobene Bestimmungen. Feierlich wurden neue Tribunen und Konsuln, Ädilen und Quästoren eingesetzt, und zwar die letzteren von nun an durch das Volk an den Tributkomitien unter Vorsitz der Konsuln. Erst von jetzt an auch fand der letztere Name Anwendung, dessen Träger bis dahin Prätoren geheißen hatten. Die neuen Konsuln erließen das Gesetz, daß die Beschlüsse der Tributkomitien künftig für das ganze Volk verbindlich sein sollten, die neuen Tribunen aber dasjenige, daß Die des Todes schuldig sein sollten, welche den Staat ohne Tribunen lassen würden. In der Folge wurden dann, in Folge Entgegenkommens beider Stände, auch mitunter Patrizier zu Tribunen gewählt und 445 wurde durch das Gesetz des Canulejus das Connubium zwischen Patriziern und Plebejern eingeführt und zugleich frei gestellt, statt der Konsuln Militärtribunen mit konsularischer Gewalt (in der Folge oft bis auf acht) zu wählen, wozu auch Plebejer wählbar sein sollten. Seit derselben Zeit wurden auch die Censoren eingeführt, je zwei auf fünf Jahre zu wählen (seit 434 nur auf anderthalb von je fünf Jahren und seit 339 je einer aus jedem der beiden Stände), welchen besonders die Eintheilung der Bürger nach Centurien und Tribus und die Handhabung des Sittenrichteramtes für alle nicht gerichtlich zu bestrafenden Verletzungen guter Sitte, und zwar blos nach ihrem Gewissen, übertragen wurde. Sie durften jeden Beamten entsetzen und damit seiner bürgerlichen Rechte berauben. Noch trat aber keineswegs Ruhe zwischen den Parteien ein; es war nur vor der Hand zu keinen weiteren Erfolgen der Plebejer Aussicht. Der Übermut der Patrizier machte sich dagegen stets wieder geltend, und sie gingen 439 so weit, den Plebejer Spurius Mälius, der bei einer Hungersnot den armen Bürgern Getreide austheilte, als angeblichen Verschwörer zu ermorden. Noch unerträglicher wurden diese Zustände, als nach dem gallischen Brande die Patrizier ohne Rücksicht auf die Not des Volkes bei dem Wiederaufbau Verschwendung übten und die plebejischen Schuldner wieder arg drückten. Der Versuch, ihnen hilfreich zu sein, kostete einem zweiten patrizischen Volksmartyrer, M. Manlius, dem Retter des Kapitols, das Leben (385, gerade hundert Jahre nach Sp. Cassius). Die Patrizier waren so von Selbstsucht durchdrungen, daß die höchsten Verdienste vergessen wurden, wenn Einer das Verbrechen beging, ein Herz für das Volk zu haben. Aber die Genugthuung nahte. Die Tribunen C. Licinius Stolo und L. Sextius bewirkten 366 nach zehnjährigem Kampfe die drei Licinischen Gesetze, welche eine Erleichterung der Schuldenzahlung, eine Beschränkung großen Grund-

besitzes (nicht über 500 Joch) und die regelmäßige Wahl eines der beiden Konsuln aus den Plebejern festsetzten. Die Patrizier stimmten unter der Bedingung zu, daß die richterlichen Befugnisse dem Konsulat entzogen und damit eine besondere (patrizische) Behörde, die Prätur bekleidet wurde. Zugleich kamen zu den zwei plebejischen Ädilen noch zwei kurulische, abwechselnd Patrizier und Plebejer, welche eine zur Feier der hergestellten Eintracht angeordnete Erweiterung der großen Festspiele zu besorgen hatten.

Damit hatte der socialpolitische Kampf in Rom ein vorläufiges Ende genommen; denn was noch übrig blieb, um eine völlige Gleichstellung beider Stände zu bewirken, wie z. B. der Zutritt der Plebejer zur Prätur (337) und zu den Priesterämtern (300), sowie die Abschaffung des Rechtes der Kuriatkomitien, die Beschlüsse der übrigen Volksversammlungen zu bestätigen (286), geschah ohne wesentliche Kämpfe bei passender Gelegenheit*). Zehn Jahre nach jenem Siege der Plebejer wurde zum ersten Male einer der Ihrigen Diktator. Noch siebenmal in 23 Jahren versuchten die Patrizier, die Wahl eines plebejischen Konsuls zu vereiteln, mußten aber diese Bemühung endlich aufgeben. Ein großes Interesse nahmen die Kämpfe zwischen beiden Ständen nicht mehr in Anspruch; denn sie wurden einestheils durch verstärkte Thätigkeit nach Außen, anderseits durch innere Kämpfe neuer Art weit überboten. Die so drückende Schuldhaft wurde 326 oder 313 aufgehoben und schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß sociale Fragen einst die politischen verdrängen würden; denn die Lösung solcher stellte sich immer dringender heraus.

B. Die Organisation und Verwaltung des Staates.

Als die Zeit des Bestandes eines wirklich charakteristischen römischen Staates, wie er den Volkscharakter auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung darstellt, muß diejenige von den Licinischen Gesetzen bis zur nächsten Zeit vor den Gracchischen Unruhen oder (rund) von Mitte des vierten bis Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. betrachtet werden; denn vorher befand sich der römische Staat in der Ausbildung, nachher in der Verbildung oder Entartung. Die angegebene Zeit ist die Normalperiode der römischen Republik, indem sich während derselben die beiden Stände, welche sie bildeten, noch jeder in seiner vollen Eigentümlichkeit und doch beide soweit in Rechtsgleichheit befanden, als es ihre Entwickelung gestattete. Es war dies auch zugleich die Zeit, während welcher Rom sein natürliches Machtgebiet, Italien mit Einschluß des Po-Thales und seiner drei Inseln gewann; vorher war es auf die Stadt und nächste Umgebung beschränkt; nachher schritt es zur Welteroberung vor.

*) Peter, Gesch. Roms, S. 275 f.

In dieser Periode war die Staatsgewalt in Rom unter das **Volk**, den **Senat** und die **Magistrate** vertheilt. Dem Volke (populus) gehörte die Majestät und oberste Gewalt, die Gesetzgebung und die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Wahl der Magistratspersonen und die Verurteilung zum Tode, — dem Senate die oberste Staatsverwaltung und der größte Einfluß in allen wichtigeren Staatsangelegenheiten, den Magistraten der Vollzug der Gesetze und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung.

Das Volk übte seine Gewalt in den **Komitien** aus. Diese durften nur an gewissen Tagen stattfinden, an Festtagen (feriae) nicht. Eine bestimmte Zeit vorher mußten sie durch ein Edikt angezeigt und die Verhandlungsgegenstände darin bekannt gemacht werden. Die Bewerber um Ämter (candidati) mußten sich bestimmte Zeit vorher bei dem betreffenden Magistrate anmelden. Zwischen Sonnenaufgang und Untergang des betreffenden Tages mußten die Verhandlungen der Komitien beendigt sein. Wenn die Volkstribunen dagegen einschritten, oder wenn ein Augur oder Magistrat den Himmel beobachtete und ungünstig fand (d. h. Grund hatte, die Versammlung verschoben oder vereitelt zu sehen), oder wenn es blitzte und donnerte, so wurden die Komitien ausgesetzt. Die **Kuriatkomitien** der Patrizier (oben S. 383) fanden unter Leitung der Konsuln oder Prätoren auf dem Comitium, einem Platze zwischen dem Forum und der Kurie statt; sie waren in der angegebenen Periode von ihrer frühern Höhe als einzige Volksversammlung zu bloser Formalität herabgesunken und hatten nur noch die Befugniß, den Magistratspersonen den Heeresbefehl und das Recht zu Auspicien zu übertragen.

Die **Tributkomitien**, ursprünglich blos den Plebejern (oben S. 384), aber wahrscheinlich seit dem Zwölftafelgesetze dem gesammten Volke zugänglich, fanden ohne beschränkende Bestimmungen bald da bald dort statt und hatten außer den später abgekommenen Strafurteilen (S. 385) die Wahl der Volks- und Kriegstribunen, der Ädilen und anderer Beamten zu treffen, später auch allgemeine Staatsangelegenheiten zu beraten, sowie Acker- und Getreidegesetze und privatrechtliche solche zu erlassen. Ihre Leiter waren die Tribunen. Die beiden Ständen gemeinsamen **Centuriatkomitien** (oben S. 384) wurden von den Konsuln oder Prätoren außerhalb der Mauer, meist auf dem Marsfeld gehalten. Sie wählten die Konsuln, Prätoren und Censoren, nahmen Gesetze an und verwarfen solche, entschieden über Krieg und Frieden und über Kapitalverbrechen. Die Verhandlungen wurden 17 Tage vorher veröffentlicht. In dieser Zwischenzeit wurde durch Versammlungen und Stimmwerbungen agitirt. Voran gingen ihnen Auguralbeobachtungen, Opfer und Gebete. Man stimmte nach Vermögensklassen und Centurien, mit der obersten beginnend. Den Anfang machten die 18 Centurien der Ritter (equites), welche sich von

den Reitern im ersten römischen Volksheere (oben S. 383) herleiteten; auf sie folgten fünf Vermögensklassen mit 170 Centurien der Fußgänger (pedites) und 4 solche von Handwerkern und Spielleuten. Hinter diesen Klassen der Wolhabenden (locupletes, assidui) kamen als 193. Centurie ohne Klasse die Vermögenslosen (capite censi) oder Proletarier. Die erste Klasse umfaßte 80 Centurien mit wenigstens 100.000 Asses Vermögen, die zweite (75.000), die dritte (50.000) und die vierte (25.000 Asses) jede 20 Centurien, die fünfte (12.500 oder 10.000 Asses) 30 Centurien. Zwischen die erste und zweite Klasse kamen zwei Centurien von Handwerkern (fabri) und zwischen die vierte und fünfte zwei solche von Spielleuten (cornicines und tubicines). Man sieht leicht, daß die ganze Eintheilung sich auf den Kriegsdienst bezog und die Centurien ursprünglich Truppentheile von 100 Mann (Compagnien) waren. Jeder Centurie stand auch ein Hauptmann (centurio) vor und jede bestand aus Älteren über und Jüngeren unter 45 Jahren. Die Ersteren dienten blos als Vertheidiger der Stadt, die Letzteren als Feldsoldaten. Nun hatte jede Centurie an den Komitien eine Stimme. Hatten daher die Ritter und die Reichen der ersten Klasse gestimmt und zwar in gleicher Weise, so war bereits eine Mehrheit vorhanden und man fand nicht notwendig, weiter stimmen zu lassen. Welche Centurie einer Klasse zuerst stimmte (praerogativa), hing vom Lose ab. Man gab die Stimmen in älterer Zeit mündlich, später aber mit Täfelchen (tabellae) ab, worauf bei Abstimmungen entweder V. R. (uti rogas, d. h. Zustimmung) oder A (antiquo, d. h. Ablehnung), bei gerichtlichen Sprüchen C (condemno) oder A (absolvo), bei Wahlen aber der Name des Kandidaten geschrieben wurde. Die stimmende Centurie ging über erhöhte Steige (pontes) in einen umzäunten Platz, welcher der Schafstall (ovile) hieß, und erhielt hier die Tafeln. Das Ergebniß wurde laut verkündet.

Der Senat, ursprünglich, im ältesten Rom, als nur die Ramnes dieses bildeten, 100, nach Aufnahme der Sabiner 200 und nach derjenigen der Luceres 300 Glieder zählend, unter den Königen von diesen und den Kurien gewählt, entsprang in der hier zu berücksichtigenden Zeit durch Wahl der Konsuln, dann der Konsulartribunen und darauf der Censoren. Mitglieder von Amtswegen waren die Magistratspersonen und die gewesenen Solchen, die kurulischen bis zur nächsten Erneuerung, die anderen nur für ihre Amtszeit. Die übrigen Mitglieder mußten entweder Patrizier oder Plebejer von einem gewissen Census (meist der Ritterklasse) sein. Die Amtsdauer war keine bestimmte; die Censoren berücksichtigten jeweilen zuerst die abtretenden Magistrate, und wenn diese nicht ausreichten, die Bürger, welche sich im Kriege ausgezeichnet hatten. Alle fünf Jahre bei Anlaß des Census hatten sie das Recht, unwürdige Senatoren auszustoßen. Die zehn ältesten

Senatoren im Amte (aus den gewesenen Konsuln genommen) hatten eine Art von Vorrang (deni principes) und unter ihnen wieder der Älteste (princeps senatus) die erste Stelle. Der Titel der Senatoren war: patres (et) conscripti. Das erforderliche Alter war das 27ste. Zusammenberufen werden konnte der Senat von den Konsuln oder Konsulartribunen und in deren Abwesenheit von den Prätoren, später auch von den Tribunen, ebenso von den Diktatoren, Reiterobersten u. s. w. Der Herold (praeco) oder ein Edikt lud die Mitglieder ein. Der Ort der Versammlung war kein regelmäßiger: eine Kurie oder ein Tempel, die Zeit gewöhnlich die Kalenden, Nonen, Idus und Festtage. Opfer und Auspicien eröffneten die Verhandlungen. Gültige Beschlüsse konnten nur zwischen Sonnen-Aufgang und -Untergang gefaßt werden. Die Verhandlungen fanden bei offenen Thüren statt und wurden so dem vor denselben harrenden Volke bekannt. Bis zum zweiten punischen Kriege wurden die über zwölf Jahre alten Söhne der Senatoren mit in die Sitzung genommen, um bei Zeiten die Staatsgeschäfte kennen zu lernen. Zur Besorgung der Schreibereien hatte der Senat Schreiber, zur Aufrechthaltung der Ordnung Liktoren und Viatoren. Den Vorsitz führte eine Magistratsperson, wahrscheinlich die die Versammlung einberufen hatte. Nach Berichterstattung über den vorliegenden Gegenstand wurden die Mitglieder einzeln nach ihrem Range aufgerufen und mußten stehend ihre Meinung abgeben. Oft suchte man dabei mit langen Reden Zeit zu gewinnen. Die Abstimmung fand durch Gruppirung um die Antragsteller statt; im zweifelhaften Falle wurde abgezählt. Die Beschlüsse wurden aufgeschrieben und aufbewahrt. In unserer Periode hatte der Senat seine Blütezeit und weit mehr Macht als vor- und nachher. Sein Amtskreis betraf die Angelegenheiten des öffentlichen Kultes, der Finanzen, der Provinzen, des Krieges, die Verhältnisse zu anderen Völkern, die Aufsicht über die Magistrate, die Bestrafung derselben, sowie der Bundesgenossen und Fremden, der Bürger in Fällen von Verschwörung und Giftmord. In Augenblicken von Gefahr übertrug er den Konsuln unumschränkte Gewalt (mit der Formel: videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat). Die Senatoren hatten als Abzeichen einen goldenen Ring, gewisse Eigentümlichkeiten der Kleidung und einen Ehrenplatz im Theater. Ausbleiben oder Verstöße gegen die vorgeschriebene Ordnung führten Geltbußen mit sich.

Die Magistrate zerfielen in ordentliche und außerordentliche. Zu den Ersteren gehörten die Ämter der Konsuln, Prätoren, Censoren, kurulischen und plebejischen Ädilen, Quästoren und Volkstribunen, zu den Letzteren die der Diktatoren, Reiterobersten und Stadtpräfekten. Die Konsuln, Prätoren, Censoren und kurulischen Ädilen genossen die Nobilität. Alle Magistratsämter waren ohne Besoldung, manche sogar, wie die der Ädilen, mit großen Kosten verbunden, mithin blos Ehren-

stellen. Dagegen erhielten die höheren Beamten eine Entschädigung für die sogenannte Repräsentation gegenüber fremden Gesandten und für Reisen in Staatsangelegenheiten. Die Amtsdauer aller Magistrate mit Ausnahme der Censoren (oben S. 387) war ein Jahr. Eine Prüfung in speciellen Kenntnissen war nicht erforderlich; man erwartete von dem dazu berechtigten Bürger, daß er sich solche angeeignet habe. Hingegen wurde ein gewisses Alter, früher auch zehn Jahre Kriegsdienst verlangt (zum Quästor 27 oder 31, zum Konsul 43, die übrigen dazwischen). Die Ämter wurden auf Bewerbung hin ertheilt und die gewöhnliche Stufenfolge war: Quästor, Tribun oder Ädil, Prätor, Konsul, Censor. Tribunen oder plebejische Ädilen konnten nur Plebejer werden; wollten Patrizier aus Ehrgeiz sich um diese Ämter bewerben, so mußten sie sich vorher von Plebejern adoptiren lassen. Übernahme von mehr als einem Amte zugleich war nicht erlaubt, ebenso ursprünglich Wiederwahl vor Ablauf von zehn Jahren. Der Amtsantritt, erst in späterer Zeit an einem bestimmten Tage (1. Januar), geschah nicht ohne Auspicien und Opfer.

Die Magistratspersonen konnten in ihrem Amtskreise ihr Ansehn durch Geltstrafen unterstützen; sie selbst konnten während ihrer Amtsführung nicht vor Gericht geladen werden. Gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt konnte man sich durch Berufung an das Volk sichern; auch waren die Beamten nach Ablauf ihrer Zeit für ihre Handlungen verantwortlich. Die Abzeichen der höhern Magistratur waren die verbrämte Toga, der kurulische Stuhl, und der mit Befehlshaberrang (imperium) Bekleideten: Liktoren mit den Fasces.

Die Konsuln (oben S. 384 ff.) waren die höchsten Beamten und nach ihnen wurden die Jahre benannt. Sie hatten zwölf Liktoren zur Begleitung. Ihre Befugnisse waren: Berufung und Leitung des Senats und der Centuriatkomitien und Vollziehung der gefaßten Beschlüsse, Oberbefehl im Kriege mit Recht über Leben und Tod während desselben, (früher bis zur Einführung der Prätur oberstes Richteramt), Oberaufsicht über die Finanzen, Vertretung des Staates gegenüber fremden Gesandten und Erlaß von Edikten, welche ihren Geschäftskreis betrafen. Der Oberbefehl und die Liktoren wechselten monatlich zwischen den beiden Konsuln; der jedesmal regirende (major) hatte den Vorsitz in Senat und Komitien.

Die Prätoren (oben S. 388), erst zwei, seit dem Besitze Siciliens und Sardiniens vier, später noch mehr, je nach dem Reichsumfange, waren die Stellvertreter der Konsuln in Senat und Komitien, vorzugsweise aber Gerichtsbeamte. Sie leiteten das Gerichtswesen und wählten die Richter aus. Auch hatten sie die Leitung von Spielen. Seit 242 besorgte ein Prätor (urbanus) die Rechtssachen zwischen Bürgern, der andere (peregrinus) diejenigen zwischen Fremden oder zwischen Bürgern und Fremden.

Die Censoren (oben S. 387), wozu in der Regel nur gewesene Konsuln und Niemand zweimal gewählt wurde, hatten den alle fünf Jahre stattfindenden Census in der Villa publica auf dem Marsfelde zu halten. Mit einem Eid mußte dabei jeder Bürger Namen, Vater, Alter, Grundbesitz, nicht aber baaren Geldbesitz und Schulden angeben, worauf seine Steuer bestimmt wurde. Ferner hatten die Censoren die Aufsicht über die öffentliche Moral und konnten Fälle wie Mangel an Pietät gegen die Familie, Meineid, unordentlichen Lebenswandel, Verschwendung, Treulosigkeit gegen Klienten, Entziehung vom Kriegsdienst u. s. w. mit Verweisen, Ausstoßung aus Senat oder Ritterstand, Versetzung in eine geringere Centurie oder Erhöhung der Steuer bestrafen. Die fünfjährige Dauer von einem Census bis zum andern hieß Lustrum nach dem am Schlusse des Census veranstalteten Reinigungs- und Sühnungsfeste. Die Censoren hatten auch die Aufsicht über den Unterhalt der öffentlichen Gebäude und Anlagen und verpachteten die öffentlichen Einkünfte und Lieferungen unter Oberleitung des Senates.

Die Ädilen, plebejische (oben S. 385) wie kurulische (S. 388), hatten die öffentlichen Spiele zu besorgen, die öffentlichen Gebäude, Plätze, Wasserleitungen, Straßen und Wege zu beaufsichtigen, die öffentliche Polizei zu verwalten, gewisse Polizeivergehen zu bestrafen, für Getreidezufuhr und Güte der Lebensmittel, öffentliche Reinlichkeit und Sicherheit zu sorgen, Maß und Gewicht zu ordnen, Bäder und Wirtshäuser zu beaufsichtigen, Luxus, Wucher und Hazardspiele zu bekämpfen, fremden Aberglauben von der heimischen Religion fernzuhalten, auf das richtige Maß in Benutzung der öffentlichen Viehweiden zu achten u. s. w. Der Unterschied zwischen beiden Arten von Ädilen bezog sich blos auf die öffentlichen Spiele; doch hatten die kurulischen Ädilen den höhern Rang und allein das Recht, polizeiliche Edikte abzufassen und die bürgerliche Gerichtsbarkeit in Marktsachen zu üben.

Die Quästoren, deren erste Einführung nicht bekannt ist, waren unter den Königen Kriminalrichter über Verwandtenmord (daher der Name), später Finanzbeamte, und wurden anfangs von den Konsuln, seit 447 vom Volke gewählt; ihrer waren erst zwei, seit 421 vier, und seit 265 (Unterwerfung Italiens) acht, wovon vier für die Provinzen. Zwei davon (quaestores urbani) führten die Rechnung über den Staatsschatz (aerarium) im Tempel des Saturn, besorgten dessen Einnahmen und Ausgaben, empfingen fremde Gesandte, bewahrten die Feldzeichen und öffentlichen Urkunden auf. Zwei weitere begleiteten die Konsuln in die Kriege. Sie führten die Rechnungen für die Kriegskasse, bezahlten den Truppen den Sold, verwahrten die Beute und verkauften sie. Die Quästoren der Provinzen besorgten deren Finanzen, sowie die Kornzufuhr nach Rom.

Die Volkstribunen, deren Bedeutung wir schon kennen (oben

S. 385), waren erst zwei oder fünf, seit 457 zehn an Zahl, verloren aber seit Gleichstellung der Stände immer mehr an ihrem Ansehen und ihrer Macht, wofür sie sich oft durch Anmaßungen zu entschädigen suchten. Doch bleibt ihnen das Verdienst, das Meiste zur Herstellung der Rechtsgleichheit und damit zur Verlebendigung des Rechts- und Freiheitsinnes im römischen Volke beigetragen zu haben.

Niederer stehende Beamte waren die Polizeimeister und Gefängnißdirektoren (triumviri capitales), die auch die Hinrichtungen beaufsichtigten, die Münzmeister (triumviri monetales oder auro argento aeri flando feriundo), die vier Straßenmeister (curatores viarum), die Brandinspektoren (triumviri nocturni) und die Proceßbeamten (decemviri litibus judicandis).

Unter den außerordentlichen Magistratspersonen standen die Diktatoren voran. Es wurde 501 im Latiner- oder 498 im Etruskerkriege der erste solche gewählt. Der Diktator war zuerst ein rein militärisches Amt, indem es bei einer starken Bedrängniß von Außen notwendig schien, ein starkes Regiment einzuführen, dem unbedingter Gehorsam zu leisten war, und zu diesem Ende dem Oberfeldherrn auch die oberste bürgerliche Gewalt für die Zeit seiner Amtsführung übertragen wurde. Er übte die höchste Gewalt über Tod und Leben, nur nicht unbedingt über den Staatsschatz aus. Später wurden Diktatoren auch für vorübergehende Verrichtungen ernannt, z. B. für einen Feldzug, ohne politische Gewalt, für Abhaltung der Komitien, des Census, der Senatserneuerung, öffentlicher Spiele, für religiöse Handlungen (z. B. Einschlagen des Jahresnagels im Jupitertempel auf dem Kapitol), außerordentliche Strafuntersuchungen u. s. w. Für die Zeit der Wirksamkeit eines Diktators im ältesten und weitesten Sinne traten die sonstigen Magistrate außer Wirksamkeit und erst nach seinem Rücktritte wieder in dieselbe ein. Auf mehr als sechs Monate durfte ein Diktator nicht gewählt werden, und die Sitte forderte, daß er sofort nach Erfüllung seines Auftrages abtrat. Ihm schritten zwölf, später vierundzwanzig Liktoren mit Fasces und Beil voran. Gewählt wurde der Diktator vom Senat. Sein Gehilfe, den er selbst ernannte, war der Reiteroberst (magister equitum) mit dem Range eines Prätors.

Wenn zufällig kein Magistrat da war, die Komitien zu halten, wurde, was indessen selten geschah, wie zur Königszeit ein Zwischenkönig (interrex) und zwar aus den Patriziern gewählt. Der Stadtpräfekt (praefectus urbi, custos urbis) vertrat dem Namen nach und ohne Amtshandlungen den Konsul, wenn dieser die latinischen Feste besuchte.

Die Schreiber (scribae) der Behörden bildeten eine eigne Innung (ordo), waren in Dekurien getheilt und wurden vom Staate besoldet. Man konnte sich diese Stellen erkaufen; sie wurden durch das Los den einzelnen Magistraten zugetheilt.

Diener der Behörden waren vor allem die für Rom besonders charakteristischen Liktoren. Sie waren meist Freigelassene, den einzelnen Magistraten zugeteilt, begleiteten deren Inhaber auf allen Ausgängen, machten ihnen Platz, hielten vor den öffentlichen Gebäuden Wache und dienten als Scharfrichter. Sie bildeten eine Korporation mit vier Dekurien zu 24 Mann. Das Abzeichen ihres Amtes waren die Fasces, Rutenbündel, aus deren Mitte ein Beil herausschaute, — Sinnbilder des Rechtes über Leben und Tod. Vor dem Volke wurden sie in Zeiten der Freiheit gesenkt und in der Stadt das Beil herausgenommen. Niederer als die Liktoren waren die Herolde (praecones), Bedienten (accensi, apparitores) und Boten (viatores), sowie die öffentlichen Sklaven.

Die Richter wurden von den Prätoren aus den Senatoren gewählt. Ein besonderes Gericht für Civilsachen war das der Hundertmänner (Centumviri), welches 105 Mitglieder, drei für jede der 35 Tribus zählte. Die Sachwalter (patroni, oratores) brauchten keine Rechtsgelehrte zu sein und durften in älterer Zeit weder Bezahlung noch Geschenke annehmen. Das Verfahren im Rechtsgange war öffentlich und mündlich, und auch kurz. Die Parteien mußten persönlich anwesend sein. Im Strafprocesse wurde die Untersuchung von den Prätoren an der Spitze der auch in Civilsachen urteilenden Richter geleitet. Jeder Bürger konnte anklagen (vor den schon früh abgekommenen Volksgerichten, oben S. 385 nur die Magistrate). Die Zeugnißabgabe war verbindlich, doch nicht gegen nahe Verwandte. Gegen Sklaven wandte man die Folter an (wie schon in Athen, βασανιστής, equuleus). Die Angeklagten, in dunkelm Kleide erscheinend, konnten sich mehrerer Vertheidiger bedienen. Die Richter stimmten mittels Täfelchen.

Die bei den Römern mit Strafe bedrohten Verbrechen waren: Majestätsbeleidigung (dem Volke gegenüber), Hochverrat (perduellio), Erpressungen (repetundae), Unterschlagung (peculatus), Amtserschleichung und Bestechung (ambitus), Gewaltthätigkeit (vis), Mord, besonders Verwandtenmord (parricidium), Betrug und Fälschung (falsum), Tempelraub (sacrilegium), Menschenraub und Verkauf (plagium), Bigamie u. s. w. Strafen waren die Todes- und Geltstrafe, später auch Verbannung und Kerker. Körperliche Züchtigung war unter der Republik nicht gestattet. Arten der Todesstrafe waren: Enthauptung mit dem Beil, Stürzen vom tarpeiischen Felsen, Hängen oder Erdrosseln und Ertränken (Elternmörder wurden in Weinschläuche genäht und so ertränkt).

Die wichtigsten Staatsausgaben waren solche für: Gottesdienstliche Einrichtungen, öffentliche Spiele, öffentliche Gebäude und Anlagen (Straßen und Wasserleitungen), Aufnahme und Aussendung von Gesandtschaften, Besoldung der Unterangestellten, Unterhaltung der öffentlichen Sklaven, Kriegskosten (Ausrüstung, Proviant und Sold), Aufkauf

von Getreide bei Theuerungen u. s. w. Bestritten wurden die Ausgaben aus den Vermögenssteuern (tributa) der Bürger, welche die Censoren bestimmten und die Quästoren einzogen, Gebühren von 5 Procent des Wertes freigelassener Sklaven, Kriegsbeute, Erlös der als Sklaven verkauften Besiegten, Auflagen der unterworfenen Völker, Abgaben der unter solchen auf Staatseigentum Angesiedelten, sowie den Regalien des Fischfanges in den Seeen, der Bergwerke und des Salzes. Die Staatseinkünfte wurden öffentlich auf dem Forum verpachtet, und meist von Gesellschaften, besonders der Ritter, übernommen. Seit 168 wurden keine Steuern mehr von den Bürgern eingezogen und der Staat ganz auf Kosten der Provinzen verwaltet.

C. Die Eroberung Italiens und der Kampf mit Karthago.

Wie im Rechte, so entwickelte sich auch in der Macht das römische Volk auf großartige Weise. Zwischen den drei die anfangs kleine Stadt weit überbietenden Völkern der Latiner, Sabiner und Etrusker hatte sie eine schwierige Stellung. Mißtrauen waltete auf jener, Vergrößerungslust auf der römischen Seite. Daher zögerte der Krieg nicht auszubrechen. Nach der römischen Geschichterzählung, die freilich unwahrscheinlich genug ist, hätte er gleich mit Siegen begonnen. Allerdings fanden solche in der Folge statt, und es war dabei die Praxis der Römer, entweder in dem besiegten aber unversehrt gelassenen Orte eine römische Kolonie anzulegen, oder denselben zu zerstören und die Bewohner nach Rom abzuführen. Die Annahme, daß am Ende der Königsherrschaft diese Stadt die Sabiner unschädlich gemacht und die Latiner fast sämmtlich ihrer Herrschaft unterworfen, ist jedoch unsicher, indem nachher die Sabiner aufs Neue Kriege gegen Rom führten und die Latiner wieder als völlig unabhängiger Bund von angeblich dreißig Städten erscheinen, mit dem die Römer 493 ein Schutz- und Trutzbündniß, sowie das Connubium, gegenseitige Freizügigkeit, Theilnahme an Opfern und Festen und Beuteantheil vereinbarten. Rom war in den ersten Zeiten der Republik offenbar schwächer als unter den Königen, indem es sich der feindlichen Etrusker (Veji), Sabiner, Äquer, Volsker, Herniker kaum erwehren konnte, theils in Folge der inneren Standeskämpfe, welche seine Kräfte zersplitterten, theils weil es sich an die neue Staatsform noch nicht gewöhnt hatte. Mit den Hernikern wurde 487 dasselbe Bündniß geschlossen wie mit den Latinern und so 449 mit den Sabinern. Längere Zeit machte nun Rom keine weiteren Fortschritte und blieb auf den Ager romanus von Fidenä bis zur Tibermündung bei Ostia beschränkt. Ein den Aberglauben der Zeit kennzeichnender Vorfall gab erst zu weiteren Eroberungen Anlaß. Der

Albanersee drohte 398 zu überlaufen; da faselte ein etruskischer Haruspex, daß Veji, welches die Römer eben belagerten, nicht erobert werden könne, ehe das Wasser des Sees abgeleitet würde. Die Römer sandten darauf nach Delphoi und das Orakel bestätigte natürlich die Aussage des Berufsgenossen, worauf die praktischen Römer sofort 432 Fuß unter dem Krater des Sees einen Kanal von 6 Fuß Tiefe, 4 Breite und fast 4000 Länge gruben und so mit großer Kunst das Wasser ableiteten. Nach Beendigung des Werkes, 395, drang Camillus durch eine gegrabene Mine unversehens in Veji ein und überraschte die Belagerten bei einem Opfer, dessen Darbringer nach haruspicischer Aussage Sieger werden sollte. Die Römer brachten es und fragten nach der Eroberung die dortige Juno, ob sie nach Rom übersiedeln möchte. Sie nickte, sagte ja und erhielt auf dem Aventin einen Tempel. Diese bezeichnende Geschichte lehrt, wie Religion und Aberglaube zu Machterweiterungen dienen müssen, mitunter aber auch wider die Absicht der Betreffenden zu praktischen Werken Anlaß geben. Es folgten in der Unterwerfung Capena, Falerii, Sutrium u. s. w. und Rom besaß Süd-Etrurien. Der Einbruch der Gallier in Italien und die Zerstörung Roms durch sie (391) thaten dem Siegeszuge Einhalt; aber nach dem Wiederaufbau (den die Plebejer nach Veji verlegen wollten, die Patrizier aber in ihrem Rom durchsetzten) wurde das Begonnene mit ächt römischer Zähigkeit wieder aufgenommen und bald durch die Beendigung der inneren Parteikämpfe begünstigt. Die vom Bündniß abfallenden Herniker wurden 362 überwunden und ihr Land Rom unterthänig. Nach verbesserter Heeresordnung, die wir kennen lernen werden, brachen die Kriege mit den Samniten aus, welche die Eroberung Italiens vorbereiteten. Nach dem ersten, den ein Friede schloß, wurden (338) die Latiner, Volsker, Aurunker und Campaner unterworfen, indem sie meist das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht erhielten (so unter Anderen. auch die älteste griechische Kolonie Italiens, Cumä — Kyme). Die neuen Unterthanen blieben der Herrin ergeben und fochten deren weitere Kriege mit, so daß in der Folge Römer und Latiner gleichbedeutend wurden. In Campanien aber erhielten die Römer ebenso die ersten griechischen Untergebenen, wie sie zum ersten Male Wolleben und Üppigkeit kennen lernten, so daß dieser Krieg für ihre Kultur von der größten Wichtigkeit wurde, indem er zu ihrer Bildung sowol, als zu ihrer Verweichlichung die ersten Keime legte. Jetzt besaßen die Römer ein ansehnliches Gebiet und konnten es bei ihrer Thatkraft, Tapferkeit, Übung und Zucht mit ganz Italien aufnehmen. Die Gelegenheit dazu ließ auch nicht auf sich warten. Das mit den Samniten verbündete Palaiopolis, die Schwesterstadt von Neapel, wurde 326 römisch; die Niederlage in den caudinischen Päffen und die Schmach des Jochs lehrten Rom die Stärke der Freiheitliebe eines Bergvolkes kennen,

stählten aber auch die eigene Kraft, namentlich als die Etrusker und Umbrer zu Gunsten der Bedrohten sich erhoben. Die damalige Kultur der Samniten läßt sich abmessen, wenn berichtet wird, daß ein Theil ihres Heeres mit Gold ausgelegte Schilde und purpurne Gewänder, ein anderer silberne Schilde und glänzend weiße Gewänder trug. Die ebenfalls aufstehenden Äquer wurden 304 unterworfen und die endlich erschöpften Samniten baten um Frieden; sie waren jetzt von Roms Macht umringt, welcher seit 320 auch Apulien gehorchte, so daß sie bereits am Adria-Meere angekommen war. Die Marser in den Apenninen am See Fucinus, fast genau in der Mitte Italiens, wurden 302 unterworfen; die Vestiner und Picentiner erbaten und erlangten 301 und 299 Aufnahme in das römische Bürgerrecht. Die Sabiner wurden 290 endlich unterthänig, die gallischen Senonen am adriatischen Meer 283, und das Jahr 280 sah den Untergang der Selbständigkeit Etruriens; doch wurde diesem alten Kulturvolk ein bedeutendes Maß von Freiheiten gelassen. In dieser Zeit war es auch um „Groß-Griechenland" geschehen. Der Hohn der Demagogen von Tarent gegen Rom konnte auch mit den Elefanten des Pyrros (oben S. 290) nichts ausrichten. Der Abenteurer beugte sich vor dem „Senat von Königen" und der Tugend eines Fabricius und 272 unterlagen Tarent, die Samniten, Lukaner und Bruttier der Macht Roms, die nun bis zur sicilischen Straße reichte.

Durch diese Eroberungen war nun der römische Staat über ganz Mittel- und Unteritalien oder über Alles, was damals Italien hieß, verbreitet. Seine Angehörigen zerfielen in drei Klassen: die Bürger, bestehend aus den nun gleichberechtigten Patriziern und Plebejern, die auswärtigen Bürger ohne Stimmrecht, d. h. Unterthanen Roms (dazu die meisten Latiner und die meisten Herniker, soweit sie abgefallen waren, ein Theil der Campaner, die Äquer und die Sabiner), und die „Bundesgenossen" (dazu die nicht abgefallenen Latiner: Tibur und Präneste, und Herniker: Alatrium, Ferentinum und Verulä, dann die Etrusker, Umbrer, Picentiner, Samniten, Apuler, Lukaner, Bruttier u. s. w.). Unter den auswärtigen Bürgern ohne Stimmrecht war wieder der Unterschied eingeführt, daß einem Theile ihrer Gemeinden (municipia) die Selbstverwaltung durch eigene Behörden zugestanden, die übrigen aber von Rom aus verwaltet wurden. Unter den Bundesgenossen wurde wieder unterschieden zwischen alten solchen, „latinischen" (Latiner und Herniker), welche das Recht hatten, sich in Rom als Bürger niederzulassen, und den neuen Bundesgenossen, welche dieses Rechtes entbehrten und überdies einen Theil ihres Gebietes zu den Kolonien abtreten mußten, welche die Römer bei ihnen errichteten, um sie zu überwachen und im Zaume zu halten. Zu Einwohnern dieser Kolonien wurden meist Latiner genommen, so daß durch sie die Zahl der alten oder latinischen Bundes-

genossen vermehrt wurde. Zeitweise wurde, wahrscheinlich auf Wolverhalten hin, den einzelnen abhängigen Städten und Landschaften die gegenseitige Verheiratung und der Handelsverkehr gestattet oder im gegentheiligen Falle untersagt. Italien oder das römische Gebiet hatte daher eine höchst verwickelte Eintheilung, die aber für die Zeit bis zu völliger Sicherung dieses Besitzes mit kluger Berechnung so getroffen war, daß die Untergebenen unter sich zertheilt blieben und es ihnen möglichst schwer gemacht wurde, sich gegen Rom zu erheben. Jedes Glied des Ganzen hatte nämlich nur ein Verhältniß zu Rom, keines zu einem andern solchen. So führten auch alle die wundervollen Straßen, welche Rom seit der Zeit seiner Siege über Italien errichtete (s. oben S. 381), alle aus Rom nach diesen und jenen unterworfenen Orten, nicht aus einigen derselben nach anderen, soweit dieselben nicht in gleicher Richtung von Rom aus lagen. So dienten auch die (oben S. 362) erwähnten Wasserleitungen nur dem Nutzen der Hauptstadt allein.

Nachdem Rom die Apenninenhalbinsel erobert, mußte es, um seines Besitzes sicher zu sein, auch den Umkreis seines natürlichen großen Seehafens, des tyrrenischen Meeres besitzen, vor Allem also die drei großen naturgemäß zu Italien gehörenden Inseln: Sicilien, Sardinien und Corsica. Diese waren aber zum größten Theile bereits im Besitze einer Macht, welche sowol von Phönikien ausgegangen war, als die Erbschaft der seebeherrschenden Bewohner dieses Landes angetreten hatte. Die Mehrzahl der Küsten des westlichen Mittelmeeres, Afrika, Spanien, die Balearen, Süd-Corsica, Sardinien und West-Sicilien waren die Domäne Karthago's, dieser semitischen Republik, mit welcher daher die arische Republik Rom den Kampf auf Leben und Tod unternehmen mußte, wenn sie ihr natürliches Machtgebiet erringen wollte. Die Phöniker im Mutterlande waren erst den persischen, dann den makedonischen Ariern unterlegen. Die Tochterstadt, ihre Mütter Sidon und Tyros an Macht bereits überbietend, stand nun den italischen Ariern gegenüber. Wie im Osten des Mittelmeeres, so mußte es sich auch im Westen entscheiden, welchem der beiden Völkerstämme die Welt gehören sollte. Nicht nur die genannten Besitzungen aber, sondern auch die gesammte Küstenlinie des Westmeeres war im Handel und Verkehr von Karthago abhängig und die reichen Griechenstädte Siciliens, voran das unruhige Syrakus, waren seit dem Sinken der hellenischen Kolonialblüte vollends in Gefahr, von dem afrikanischen Moloch verschlungen zu werden.

Karthago (Bd. I. S. 444, 447, 450), an der Ecke, welche die Nordküste Afrika's bildet und welche so stark vorspringt, daß sie mit Sicilien das Meer fast zu einer Enge macht, daher auch zur Beherrschung desselben wie geschaffen erscheint, lag in der Nähe des heutigen Tunis auf einer mit dem Festlande nur durch eine schmale Landenge verbundenen Halbinsel. Im Süden derselben, nahe der Landenge, erhob

sich auf einer Anhöhe die der Gründerin Dido zugeschriebene Burg, Byrsa, zwei römische Meilen im Umfange. Zunächst um sie dehnte sich die Altstadt, mit den hauptsächlichsten Tempeln, dem Marktplatze (Forum), dem Kriegs- und dem Handelshafen aus. Ihre Häuser sollen sechs Stockwerke hoch gewesen und ihre Straßen auf die Burg zu gelaufen sein. Im Norden der letztern nahm einen weit größern Raum die Neustadt, Magalia oder Magara, mit vielen Landhäusern, Palästen und Tempeln ein. Man schätzt die Zahl der Bewohner zur Zeit der Blüte auf 700.000. Beide Städte waren von einer 80 Stadien langen starken Mauer umgeben, die nach dem Lande dreifach (auf 40 Ellen hohen und 22 Ellen breiten Terrassen), nach der See aber des steilen Ufers wegen nur einfach war. Sie enthielt Kasernen für 20.000 Mann und Stallungen für 4000 Pferde und 300 Elefanten. Von der Gründung der Byrsa erzählt die Sage merkwürdiger Weise einen ähnlichen Zug wie von derjenigen der Gegnerin Rom (oben S. 361), indem die fabelhafte Dido so viel Land kaufte, als mit einer Ochsenhaut belegt werden konnte, dann aber mit den Streifen der zerschnittenen Haut ein weites Gebiet umspannte. Die Einwanderer, doch wol mit Ausnahme des Adels, vermischten sich mit den Einwohnern zu der später die mediterrane Küste Afrika's erfüllenden Rasse der Libyphöniker, die aber so übermütig wurden, daß sie schwer zu beherrschen waren und theilweise nach Spanien versetzt werden mußten. Karthago war im sechsten Jahrhundert vor Chr. mit Etrurien im Bündniß und schloß 509 mit Rom einen Handelsvertrag, welcher 348 und 306 erneuert wurde, sowie 279 oder 278 einen Bund gegen Pyrros, der aber von keiner Seite benutzt oder befolgt wurde. Um 500 befuhren Hanno die Westküste Afrika's und Himilko den atlantischen Ocean. Während des fünften und vierten Jahrhunderts kämpften die Punier (d. h. Phöniker) mit Syrakus um Sicilien (über den Kampf mit Agathokles und Pyrros s. oben S. 290).

Die Religion der Karthager war im Ganzen diejenige ihrer phönikischen Vorfahren, der Baal- und Molochsdienst, der des Melkart und der hier Dido genannten Astarte (Bd. I. S. 439 ff.). Doch nahmen sie, wie es scheint, daneben auch griechische und italische Gottheiten an, denen sie natürlich den düstern semitischen Charakter gaben, wie z. B. Apollon und Persephone, Asklepios, dann Juno und Ceres. Die Verfassung war aristokratisch, da die Gründer in Folge dieser Richtung aus Tyros flüchtig waren. Doch ist man nicht einig, ob die an der Spitze des Staates stehenden zwei Sufeten (Richter) auf ein Jahr mit Wiederwählbarkeit oder auf Lebenszeit aufgestellt waren. Die Griechen und Römer nannten sie meist „Könige“. Sie führten den Vorsitz im Senate, der aus einem engern von 30 und einem weitern von 300 Mitgliedern der vornehmen Geschlechter bestand wie in Phönikien (Bd. I. S. 445. 446). Dazu kam mit der Zeit, aus Opposition gegen die

Aristokratie, eine Aufsichtsbehörde, bestehend aus einer Vertretung der Reichen, mit 104 Mitgliedern, welche Aristoteles mit den Ephoren Sparta's vergleicht. Indessen machten sich auch hier demokratische Regungen geltend, worauf gewiß das Beispiel der sicilischen und italischen Griechenstädte hinwirkte, und eine Volksversammlung entschied später, wenn Senat und Ephoren sich nicht einigen konnten, und wählte auch die Feldherren. Die Karthago unterworfenen Völker wurden sehr hart behandelt und mußten den Staat mit ihren Tributen erhalten. Der phönikische Adel bildete den Kern des Heeres; die Masse bestand aus Libyphönikern und Libyern, später auch aus Iberern, Galliern, Ligurern, Sardiniern und griechischen Söldnern. Die Elefanten spielten eine große Rolle in den Feldzügen und Schlachten. Die Seemacht zählte Flotten von 300 durch ihre Schnelligkeit berühmten Schiffen (Bd. I. S. 449). Aber gleich dem nassen wurde auch das trockene Meer der Wüste von den Karthagern durchschnitten. Wie ihre Flotten bis nach Britannien und vielleicht weiter, drangen ihre Karawanen tief in die Sahara und holten dort Sklaven, Elfenbein und Gold. Silber kam aus Spanien, Wein von den Balearen, Wachs aus Corsica, Öl und Wein aus Sicilien, Baumwolle aus Malta. Die bedeutendste Kolonie Karthago's war das noch heute nach ihm benannte spanische Cartagena. In der Wissenschaft waren die Punier nicht ganz unthätig; doch ist ihre Literatur verloren. Hanno erzählte seine Seereise, Mago schrieb über den Ackerbau. Der Charakter der Karthager war ernst und düster, verschlossen und mißtrauisch; neben großer Härte und Grausamkeit erscheinen jedoch auch milde Züge. Sie wußten was sie wollten, wie die Römer, und gingen unaufhaltsam auf ihr Ziel los; ein Kampf zwischen zwei Völkern von solcher Thatkraft und Klarheit des Blickes mußte daher ein furchtbarer werden. Hätte Karthago gesiegt, — was wäre da aus der Welt geworden? Die Karthager waren vor Allem Kaufleute; es lag ihnen nicht daran, ihre Macht von der Küste tief landeinwärts zu verbreiten. Das Benehmen Hannibals in Italien zeigt, daß sie, wenn auch Sieger, ihre Vortheile im Kriege nicht so gut zu benutzen verstanden wie im Handel. Wäre ihnen daher Rom erlegen, so wäre statt eines Militärreiches ein Handelsreich erstanden; die Reiche der Nachfolger Alexanders und die griechischen Staaten hätten fortvegetirt und die italischen Völker ihre anarchische Unabhängigkeit gewonnen, bis wieder irgend ein Eroberer aufgestanden oder — Rom sich wieder ermannt hätte. Und Rom konnte das, es war zur Herrschaft geboren, es konnte ihm niemand widerstehen und es mußte trotz allem am Ende siegen. Der erste punische Krieg, 264—241, brachte den zur See nicht geübten Römern zwei Seesiege über den ersten Seestaat seiner Zeit und den Besitz des größten Theiles Siciliens, sowie Sardiniens und Corsica's, worauf in der Zeit des Friedens mit Karthago 222 die Unterwerfung des sog. cisalpinen Gallien

den Römern Italien im weitesten Sinne schenkte. Der zweite punische Krieg, 218—201, welcher nun aber die Römer im eigenen Lande und ihre ganze Existenz bedrohte, sah sie mit wunderbarer Lebenskraft beides retten, Siciliens Rest nehmen, in Spanien Fuß fassen und in Afrika selbst den Feind besiegen. Der dritte, 149—146, vernichtete den letztern mit logischer, von Cato lange gepredigter Notwendigkeit, indem es kein anderes Mittel gab, Rom die Weltherrschaft zu sichern. Ob dies notwendig war? Es wurde notwendig, weil die zwingenden Ursachen dazu vorhanden waren. Roms natürliches Gebiet war Italien; wer aber Italien behaupten wollte, der mußte das tyrrenische Meer haben; wer dies wollte, mußte Karthago zerstören; wer letzteres that, wurde von selbst Heer des Westmeeres, und wer dies hatte, an den mußten die faulenden Trümmer von Alexanders Weltreich fallen. Der römische S t a a t hätte mit Italien zufrieden und glücklich sein können; aber ein furchtbares Verhängniß, dem er nicht widerstehen konnte und später auch nicht mehr wollte, trieb ihn weiter; er mußte zum W e l t r e i c h e werden und alle erreichbaren Staatengebilde verschlingen, bis er daran zu Grunde ging. Wir haben bereits oben (S. 354) gesehen, daß das römische Weltreich einen andern Charakter erhielt als der römische Staat; was weiter geschah, wird uns daher im nächsten Buche beschäftigen.

Vierter Abschnitt.

Die italisch-römische Religion.

A. Die Götter und Heroen.

Die Religion der italischen Völker ist zwar eine Naturreligion wie alle älteren Glaubensformen der übrigen indogermanischen Völker, d. h. wie die indische der Vedas, die griechische und die nordisch-deutsche; aber obschon die Italer die nächsten Verwandten der Griechen sind und ihnen weit näher stehen als Indern und Deutschen, so unterscheidet sich dennoch ihre Religion von allen den genannten in scharfer Weise. Die altindische, griechische und germanische Göttersage ist voll Leben und Bewegung, die italische aber starr und ruhig; in jenen ist die Mythe das leitende Element, in dieser aber der Kult. Die italische Religion gleicht also mehr den semitischen (und hamitischen) Religionen als den indogermanischen, wogegen sie mit letzteren die Personifizirung der organischen Natur gemein hat, während die Semiten (oben S. 113) mit Vorliebe

die Gestirne und Elemente, überhaupt die unorganische Natur und zwar ohne Anthropomorphismus verehren, d. h. sich die dazu gehörenden Wesen ohne menschlichen Charakter, nur in sinnlicher und menschenähnlicher, aber nicht in künstlerisch den Menschen verklärender Gestalt vorstellen. Es läßt sich dies folgendermaßen erklären. Was die Italer von den Indogermanen haben, beruht natürlich einfach auf der Stammesverwandtschaft; was sie hingegen von den Semiten (und Ägyptern) haben, auf dem uns bekannten Verkehr zwischen den Etruskern, dem ältesten Kulturvolke Italiens und den Phönikern (oben S. 346). Die Geneigtheit zu dieser Vermengung der religiösen Ideen ist aber wieder eine Folge sowol der Art und Weise der italischen Einwanderung, als der geographischen Gestalt Italiens. Wie wir oben (S. 6 f.) sahen, wanderten von den Hellenen die Ionier zur See früher und die Dorier, sowie die Aiolier zu Land später aus Asien nach Hellas. Die Dorier und Aiolier sind mithin diejenigen, von denen sich, in Illyrien etwa, die Italer getrennt haben müssen. Die italischen Sprachen stehen dem aiolischen Dialekt näher als dem dorischen, am entferntesten aber dem ionischen (oben S. 226). Nun war es aber gerade der ionische Stamm, welcher das griechische Epos und damit die belebte Göttersage schuf, allerdings unter Mitwirkung der Aiolier, aber nur Solcher, welche mit den Ioniern schon früh in Nachbarschaft und Verkehr standen. Die auf sich selbst angewiesenen Aiolier und noch mehr die Dorier verhielten sich in Mythe und Epos passiv und legten das religiöse Hauptgewicht auf den Kult, wie die Italer, und ähnlich wie die Semiten und Hamiten. Das ionische (ionisch-aiolische) Epos der Homeriden war es, welches die hellenische Mythe derjenigen der übrigen Indogermanen, namentlich der indischen, am meisten näherte, während das aiolische (dorisch-aiolische, aber dem ionischen Attika benachbarte) des Hesiodos sich am weitesten von dem System des Anthropomorphismus der Götter entfernte. Zieht man nun weiter in Betracht, daß es der belebte Verkehr zwischen Asien und Europa war, welcher die hellenische Mythe schuf, was sich klar in den Sagen von Zeus und Europa, von Aigyptos und Danaos, von Kadmos, Io, Perseus, Herakles, den Argonauten und dem troischen Kriege ausspricht, daß ein ähnlicher Kampf zwischen dem Ganga- und dem Sindgebiete, den Dravidas und Hindus (Bd. I. S. 209 ff.) das indische Epos schuf und wieder ein solcher Kampf zwischen dem Süden und dem Norden (Muspellheim und Niflheim) dem nordischen Mythos zu Grunde liegt, so wird deutlich, daß Italien kein Epos haben konnte. Es fanden hier wol verschiedene Einwanderungen und Unterwerfungen statt; aber da dieses Land weder zwei ebenbürtige Stromgebiete, noch zwei einander gegenüberliegende Küsten, noch überhaupt zwei zu Gegensätzen sich eignende geographische Gestaltungen oder kämpfende Völker kennt, sondern in seinem Ganzen

zu einer harmonischen Einheit wie geschaffen erscheint, so konnte sich hier auch kein irgendwie dankbarer oder gehaltvoller Sagenstoff bilden. Endlich aber, und das ist vielleicht der entscheidende Punkt, erscheinen die italischen Völker in ihrer ganzen Geschichte ohne bedeutende künstlerische und dichterische Anlagen und haben nur als Schüler der Griechen in der Verwirklichung des Schönen Leistungen aufzuweisen, die jedoch nicht an ihre Vorbilder hinanreichen. Ein vorzugsweise politisches und kriegerisches Volk kann nicht zugleich in hervorragendem Grade künstlerisch und dichterisch sein, daher auch die Franzosen in den Namen ihrer Dichter mit keiner ihrer vier Nachbarnationen wetteifern können. Und wenn die Italiener, obschon Nachkommen der Römer und ihrer italischen Unterthanen, eine großartige Poesie geschaffen haben, so ist dies wahrscheinlich germanischer Einwirkung von Norden und sarazenischer von Süden zuzuschreiben (und dasselbe Verhältniß wol auch bei den Spaniern und den jetzt verstummten, weil französirten Provençalen anzunehmen). Die italisch-römische Religion läßt sich daher bezeichnen als eine an Poesie arme, einer thatenreichen Mythe und daher auch eines Epos entbehrende Personifizirung ruhiger Vorgänge und regelmäßiger Zustände in der organischen Natur, deren Verehrung sich vor allem, ja beinahe ausschließlich im Kult offenbarte.

Die römische Religion zeigt deutlich drei Perioden der Ausbildung. Die erste ist die rein italische, höchstens etwa mit etruskischer und durch diese freilich auch griechischer Einwirkung; die zweite ist die unter dem herrschenden Einfluß der Griechen; die dritte ist einerseits die Periode des Eindringens religiöser Elemente aus dem ganzen weiten römischen Reiche, besonders aus der ägyptischen, syrischen, phrygisch-lydischen und eranischen Religion, anderseits die Periode der förmlichen Menschenvergötterung zu Gunsten der Kaiser. Man kann mit Anwendung auf die Politik sagen: die erste Periode ist die italisch-aristokratisch-patriarchale, die der unangefochtenen Patrizierherrschaft, die zweite die griechisch-demokratische, die des Aufsteigens und Geltens der Plebejer, und die dritte die kosmopolitisch-imperialistische, die der Verschmelzung beider Stände in einem abwechselnd diktatorischen, anarchischen und monarchischen Staatswesen. Hier haben wir es nur mit den zwei ersten, vorzugsweise aber mit der ersten Periode zu thun; die dritte kann uns erst bei Betrachtung der Zustände des römischen Weltreiches beschäftigen.

Die ältesten Bestandtheile der ächten und eigenen Religion Roms sind die Glaubensformen der Latiner und der Sabiner, aus denen sich das römische Volk bildete (oben S. 351). Die Latiner brachten den Kult des Ackerbaues und des Aberglaubens, die Sabiner aber den des Familienlebens und des Hirtenwesens nebst einem mystisch-orgiastischen Element als Beitrag in den gemeinsamen Glaubensschatz.

Die italisch-römischen Gottwesen zerfallen in vier Hauptabtheilungen:

Götter (dei, dii, divi), Dämonen (Genien, Laren, Manen, Penaten u. A.), Heroen (Semonen, Indigeten) und dienende Halbgottheiten (Faune, Silvane, Nymphen u. s. w.).

Die Götter werden wieder unterschieden in Solche des Himmels (superi) und der Unterwelt (inferi), zwischen welche die der Erde (medii) kommen. Die Götter des Himmels sind die Schöpfer und Beherrscher der Welt und die Helfer der Menschen. Sie sind licht und freundlich, wie die der Unterwelt finster und abschreckend. Ihre Individualität ist nicht ausgeprägt, sondern oft sehr unklar und nebelhaft. Ihr Leben ist ruhig und beharrlich, ohne Ereignisse und Abenteuer wie das der griechischen Götter. Sie sind paarweise gruppirt, je ein Gott und eine Göttin, und nach Art der menschlichen Familie als Eheleute gedacht, doch meist kinderlos und auch ohne, wie in Hellas, Stammväter ganzer Geschlechter zu werden, wie sie auch mit den Menschen überhaupt niemals in nähern Verkehr treten. Blos in religiösem Sinne wurden sie als Väter und Mütter der Menschen angerufen. Namentlich die männlichen Götter hatten fast Alle den Beinamen Pater. Der Begriff menschlicher Persönlichkeit war jener Göttervorstellung so fremd, daß man die Gottheiten statt dii häufig numina nannte, d. h. geistige Wesen ohne Gestalt; doch hießen vorzugsweise die untergeordneten Gottwesen so, welche die ganze Welt und Natur in pantheistischer Weise erfüllen*). Daher ertönen auch die Berge, Wälder und Tempel von Stimmen der Götter, die dadurch ihren Willen offenbaren. Alles leitete man auf diese letzteren zurück; wenn z. B. ein Erdbeben vorfiel, so versöhnte man den Urheber desselben, um ihn nicht zu verfehlen, bei dem Sühnopfer mit der Formel: Si Deo, Si Deae. Ein System von zwölf himmlischen Göttern, sechs männlichen und sechs weiblichen, nahmen die Römer erst von den Griechen an. In späterer Zeit unterschied man in Rom die Götter in certi (von Anfang an verehrte) und incerti (zu Göttern Erhobene) und hob unter den Ersteren wieder die Höchsten, die selecti hervor, nämlich zwölf Götter und acht Göttinnen: Janus, Jupiter, Saturnus, Genius, Mercurius, Apollo, Mars, Vulcanus, Neptunus, Sol, Orcus, Liber; Tellus, Ceres, Juno, Luna, Diana, Minerva, Venus, Vesta.

Der älteste, eigentümlichste und in älterer Zeit am meisten verehrte italische Gott war Janus, der Sonnengott und Gott des Anfangs, welcher den Hellenen völlig unbekannt war. Seine Person ersetzte den Italern die ihnen mangelnden Überlieferungen vom Ursprunge der Welt und der Götter. Bei allen Opfern wurde er als Gott des Ursprungs der Dinge zuerst bedacht, in allen Gebeten zuerst, sogar vor Jupiter angerufen. In den Liedern der Salier war er der Gott schlecht-

*) Preller, röm. Myth. S. 53.

hin (Deus divus) genannt. Sein Name ist die männliche Form von Diana, der Mondgöttin, was dem Sonnengotte geziemt. Nach ihm, dem Pförtner des Himmels, der die Thore des Lichtes öffnete und schloß, hatte die Thüre des Hauses (janua) und der Thorbogen (janus) den Namen. Wegen dieser beiden Seiten seines Wesens, Aufgang und Untergang bedeutend, wurde er mit doppeltem Angesicht (Janus geminus), in Falerii sogar mit vier solchen abgebildet. Erst eine späte Zeit jedoch gab den zwei Gesichtern den Ausdruck verschiedenen Alters. Er war daher der Herr aller Erscheinungen am Himmel sowol, als der Thüren, Thore und Straßen auf der Erde, sowie der Zustände, in welche die Menschen ein- und aus welchen sie austreten, wie Krieg und Frieden, Handel, Schifffahrt u. s. w. Bei ihm ist auch der Ursprung der Quellen, Flüsse und Ströme, sowie die Erzeugung alles Lebens, besonders der Menschen, daher er auch der besondere Schutzgott der patrizischen Geschlechter war. Nur schwache Spuren leiten jedoch auf seine Auffassung als Weltschöpfer. Als Gott des Ein- und Ausganges begleitete er aber namentlich die kriegerischen Römer auf allen Feldzügen, daher die Thüren seines Tempels offen standen, so lange Krieg waltete und mit Eintritt des Friedens geschlossen wurden. Dies letztere soll in der römischen Geschichte nur zweimal geschehen sein, zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege, 235, und zwar auf nicht einmal ein Jahr, und nach der Schlacht bei Aktion, 29 vor Chr. Doch rühmte sich Augustus, noch zweimal den Janustempel geschlossen zu haben, 25 vor und 1 vor oder nach Chr., ebenso Nero einmal u. s. w. Außer diesem kleinen und alten Janustempel in der Stadt war auch der Hügel Janiculus dem Gotte heilig. Auch die Seehäfen waren dies. Die Sage feiert seine Regirungszeit, da er auf dem Janiculum waltete, als eine äußerst glückliche und friedliche. Liebschaften wurden ihm besonders mit Nymphen nachgesagt.

Jupiter, der höchste Gott, wie Janus der älteste, der Vater des Lichts, der Götter und Menschen, heißt eigentlich Ju- oder Jovis-Pater, und der erste Theil seines Namens, ursprünglich sein eigentlicher Name, ist dasselbe Wurzelwort wie der indische Dyaus (Bd. I. S. 218), der griechische Zeus (gen. *Διός*), der germanische Zio (gotisch Tius) und das Wort Deus, divus (ind. devas, pers. daêvas), was alles sowol eine natürliche Beziehung auf das Licht und den Himmel, als eine ethische auf das Gute hat. Er ist daher der gute Gott des Himmels. Mit ihm dasselbe ist der etruskische Tina (oben S. 348, wie *Δήν*, *Ζήν* eine kretische Nebenform von Zeus). Alle italischen Völker verehrten ihn als Quelle des Lichtes und aller Ordnung. Daher wurde alle vom Himmel kommende Helle auf ihn bezogen, der Tag, der Blitz, der Vollmond u. s. w.; besonders aber stand er wie Zeus dem Wetter und Gewitter vor. Sein Charakter ist zwar ursprünglich heiter, und wenn

er lacht, so lacht der Himmel; aber es sind auch die Stürme, wie Blitz und Donner, was er sendet. Als fruchtspendender Regengott wurde er von den Landleuten mit Speise und Wein bewirtet. Den Kriegern galt er als der Entscheider der Schlachten und Gott des Sieges, und ihm wurden die den Feinden abgenommenen Rüstungen (spolia opima) geweiht. Er war ferner der Gott des Rechtes und der Treue. Unter den Tarquiniern stieg sein Ansehen noch höher; er wurde auf dem Kapitol als Jupiter Optimus Maximus und als ideales Staatsoberhaupt verehrt und wurde vorzugsweise ein politischer Gott, der Vertreter der Macht und Größe Roms, als welchen ihn die Rom unterworfenen oder ihm schmeichelnden Völker mit kostbaren Weihgeschenken überhäuften; der römische Staat selbst und seine Bürger ehrten ihn mit Inschriften, Ehrenschilden, Trophäen u. s. w. Jupiter war daher auch, weil die Familie die Grundlage des Staates ist, der Förderer der Jugend, des Familienglückes, der Gastfreundschaft, dann des Glückes, der Hilfe und der Erlösung überhaupt. Als Jupiter Latiaris oder Latialis galt er als das höchste Haupt des latinischen Bundes. Besondere Gestalten des römischen Jupiter waren: Summanus, als Gott des nächtlichen Blitzes und Donners, Diespiter, als solcher der Tagesklarheit, wie auch des Eides und der Bündnisse, Dijovis oder Vejovis, als Sonnengott, auch Gott der Sühne und Zuflucht; — Gestalten, die aus seinem Kult hervorgingen: Fides, die Göttin der öffentlichen Treue, Juventus, diejenige der ewigen Jugend Roms, Terminus, der Schützer der Grenzsteine, und viele Andere.

Juno, eigentlich Jovino, die weibliche Form von Jovis, ist Jupiters Gattin und die Königin des Himmels. Ihre Bedeutung liegt in der weiblichen oder sanftern Seite des Lichtes; sie ist daher Mondgöttin, und da das Licht aus dem Dunkel entsteht, auch Geburtsgöttin und Beschützerin des Frauenlebens überhaupt, wie Hera (oben S. 119); daher die Genien der Frauen Junonen hießen. Dem Jupiter als Lichtgott (Jupiter Lucetius) entspricht Juno in ihrem ältesten und verbreitetsten Kult als Lichtgöttin (Juno Lucina). Die der Entbindung entgegensehenden Frauen umwickelten ihren Leib mit Binden, die im Tempel der Juno Lucina geweiht waren. Nach der Entbindung deckten sie ihr acht Tage lang einen Tisch. Man betete zu ihr um Fruchtbarkeit und opferte ihr Böcke, aus deren Fell man Riemen schnitt und die Unfruchtbaren damit geiselte, um sie fruchtbar zu machen. Der Juno Sospita Mater Regina, deren Bild ein Ziegenfell trug, war in einer Höhle des Tempelhains zu Lanuvium eine Schlange heilig, welcher jährlich im Frühling eine Jungfrau mit verbundenen Augen einen Opferkuchen darbrachte; fraß die Schlange davon, so war das Mädchen rein und wurde das Jahr fruchtbar; wo nicht, war das Gegentheil der Fall. Die Sabiner brachten den Kult der Juno Quiritis nach Rom, welche

Schutzgöttin der Ehe, des Familienlebens und der Matronen war und einen Speer führte, der als Zeichen des männlichen Schutzes der Familie galt, daher man auch das Haar der Braut (oben S. 367) mit einer solchen Waffe ordnete. Als himmlische Königin war Juno auch die Schutzgöttin der Städte und Burgen, besonders Jene auf dem Kapitol, zu deren Ehre die bekannten Gänse unterhalten und Kühe geopfert wurden.

Minerva, etruskisch Menerfa (der Stamm wahrscheinlich μήν, Monat, d. h. Mond), auf welche der Kult der hellenischen Athene mit der Zeit einwirkte (oben S. 122), wurde in Rom theilweise zur kriegerischen, vorzugsweise aber zur Göttin der Erfindungen, Künste und Wissenschaften. Auf dem Kapitol wurde sie mit dem höchsten Götterpaare verehrt, Frauen und Jungfrauen betrachteten sie als Erfinderin des Spinnens und Webens, so auch die Walker und andere Gewerbe.

Apollo (oben S. 120), früher auch Apello, etruskisch Aplu, ist die erste rein griechische Gottheit, welche in Italien Eingang fand. In Rom erscheint er zur Zeit der Zehnmänner. Seine Profetinnen waren die in einsamen Höhlen oder Schluchten wohnenden Sibyllen, besonders die zu Cumä, von der die sagenberühmten sibyllinischen Bücher herrühren sollten. Seit dem zweiten punischen Kriege wurde er in ebenso weitem Umfange zu Rom verehrt wie in Hellas.

Diana, eine ursprünglich italische Gottheit und erst später, bei dem Aufkommen Apollos, mit der griechischen Artemis (oben S. 121) vermengt, die weibliche Form von Janus, ist Mondgöttin, besonders bezüglich der Wirkungen des Mondes auf den Menschengeist, aber auch Quellen-, Geburts- und Heilgöttin. Mit ihr in Verbindung steht der Waldbämon (Rex nemorensis) Virbius, den sie der Welt entrückt haben sollte und dessen Priestertum nur durch Sieg im blutigen Zweikampfe mit dem bisherigen Inhaber erlangt werden konnte, daher man später nur flüchtige Sklaven dazu nahm.

Eine ausschließlich italische Göttin war und blieb die Vertreterin des Morgenlichtes, Mater Matuta (ein Gegenbild zu Janus, der auch Pater Matutinus hieß), auch Göttin der Geburt, der Frauen, des Meeres und der Seehäfen.

Neben mehreren anderen mit der Sonne in Verbindung stehenden Göttern wurde auch die Sonne selbst als Gott Sol personifizirt und als Wagenlenker mit der Stralenkrone abgebildet, ebenso neben anderen Mondgöttinnen auch Luna, besonders bei Etruskern und Sabinern verehrt und mit einem Zweigespann von Mauleseln abgebildet. Neben Sonne und Mond ehrte man auch den Morgen- und Abendstern (Jubar, Vesper, Lucifer), mehrere Gestirne, wie die Plejaden, sowie Winde und Stürme und andere Naturerscheinungen nach Art göttlicher Wesen.

Der volkstümlichste und am allgemeinsten verbreitete Gott sämmt-

licher italischen Völker war aber Mars (Mavors, von mar oder mas, männlich, auch Marmar, Marmor, Mamers, sowie Maspiter, Marspiter, d. h. Mars Vater). Er ist der Gott des Frühlings, der auferstehenden, keimenden, fruchtbaren Natur. Ihm war der „heilige Frühling" mit seinen Opfern gewidmet und unter Leitung seiner heiligen Thiere: Stier, Wolf und Specht, zogen die jungen Leute aus der Heimat ab. Er war daher auch der zu Thaten begeisternde Kriegsgott. Häufig waren ihm Bäume heilig und außer obigen Thieren noch das mutige Streitroß. Sein Symbol war die Lanze, und wenn die ihm heiligen Speere sich bewegten, galt es als ein wichtiges Wunderzeichen. Es verehrten ihn namentlich die Ackerleute und Viehzüchter. Die Griechen stellten ihn mit ihrem Ares zusammen. Als Göttin oder Geliebte wurden ihm verschiedene Gestalten von der Mythe an die Seite gegeben, von den Sabinern Nerio, von den Latinern Anna Perenna; durch Rea Silvia ist er Vater des Romulus und Remus.

Als sabinischer Stammgott von Cures hieß Mars Quirinus und in ihm erhielt der latinische Mars in Rom einen Doppelgänger, mit dem später der vergöttlichte Romulus verschmolzen wurde. Der Specht des Mars wurde deificirt als Picus (Picumnus und Pilumnus), ein weissagender Wald- und Quellendämon, auch Schützer des Ackerbaues, des Kindbettes, sowie in der Sage streitbarer Held und König der Urzeit, auch schöner Jäger und Liebling der Nymphen, der in einen Specht verwandelt wird. Ihm ähnlich, als Kultgott aber bedeutender ist Faunus, schon früh mit dem griechischen Pan vermengt und von der historischen Sage als Evander (Euandros, der gute Mann wie Faunus von faveo = bonus) aus Arkadien bezeichnet, weissagender Gott der Fruchtbarkeit von Feld, Vieh und Menschen. Seine Gattin oder Tochter Fauna, auch Bona Dea, die er als Schlange besucht und mit Wein trunken macht (wie im Norden Odin die Gunlöd) ist ein Muster der Keuschheit und Häuslichkeit, — als Maia eine Wachstum verleihende Göttin, als Carmenta eine Geburtshelferin. Eine andere dem Faunus ähnliche Gestalt ist der Wald-, Baum- und Flurgott Silvanus. Den griechischen Satyrn ähnlich wurden beide als Faune und Silvane vervielfältigt und ihnen die Nymphen (Vires, Virgines, Viragines) beigesellt. Eine bald männliche, bald weibliche Gottheit, Pales, stand dem Hirtenleben und Ackerbau vor; ein alter Kultort derselben war der palatinische Hügel.

Ein weibliches Gegenbild zu Mars war die zur gräcisirenden Zeit mit Aphrodite (oben S. 123) vermischte Venus, die Göttin des Frühlings, der Blumen, der Lust und der Liebe, die man im April und Mai an Quellen, in Hainen und Gärten feierte. Als Feronia stand sie besonders den Blumen vor und wurde als Göttin der Freilassung verehrt, den Blüten und Blumen aber noch mehr als Flora, wie auch

den Früchten, dem Honig, dem Wein und der Mutterhoffnung, als Libitina den Gärten, Weinbergen, aber auch (in mystischer Zusammenfassung von Leben und Tod) den Leichenbegängnissen, als Venus Victrix dem Schlachtensiege; als Venus Genitrix war sie die verehrte Ahnin der Julier, als Venus Verticordia, Obsequens, Calva vertrat sie die wollüstige Liebe, als Venus Felix die Mutterliebe u. s. w. Als Sinnbild der Wollust wurde im Gefolge der Venus auch Priapus verehrt und sein Bild namentlich in Gärten aufgestellt. Den fruchtreichen Herbst repräsentirt das Paar Vertumnus und Pomona.

An der Spitze der sich auf die Erde beziehenden Gottheiten stand die Erdgöttin Tellus, auch Ceres genannt, die Demeter (oben S. 131) der Griechen. Unter dem Namen Ops hat sie als Gatten den uralt-italischen Gott der Saaten und Erfinder des Ackerbaues, Saturnus, der erst durch Griechen mit Kronos (S. 114) vermengt und zu Jupiters Vater gemacht wurde. Man feierte ihn als König des goldenen Zeitalters, in welchem Fülle, Frieden und Gleichheit herrschte. Ein von griechischer Einwirkung frei gebliebener Erdgott war Consus, welchem zur Zeit der Saat und der Ernte geopfert wurde. Göttinnen der römischen Stadtflur waren Acca Larentia, die Mutter der Laren, und Dea Dia, eine Gestalt der Tellus, aber auch der Flora und Fauna verwandt. In der Zeit der griechischen Einwirkung wurden der Ceres (Demeter) Bakchos (oben S. 128) als Liber und Persephone als Libera zur Seite gestellt; der 496 vor Chr. gestiftete Kult dieser Gruppe war ganz griechisch, stand unter Aufsicht der plebejischen Ädilen und wurde zu einem Symbol der plebejischen Freiheiten, indem Liber und Libera des Namens wegen zu Gott und Göttin der Freiheit wurden, wie sie solche der Fruchtbarkeit und Heiterkeit waren. Libera wurde auch mit Venus vermengt.

Mit der Vorstellung von der Erde und ihrer Fruchtbarkeit war wie bei den Griechen, so auch bei den Italern der Gedanke an die Unterwelt eng verbunden. Die Vorstellung von der letztern war in Italien völlig die gleiche wie in Hellas (oben S. 131). Dagegen waren die Götter derselben verschieden von den griechischen. An ihrer Spitze standen Orkus und Dis Pater. Ersterer ist der Gott des Todes, der diesen selbst den Menschen, besonders den Kriegern beibringt, Letzterer, ein Gegenbild von Jupiter, mit dem er den Namen gemein hat (oder Ditis = Dives pater = Pluton?) der Beherrscher des Todtenreiches.

Die Verstorbenen, Manen genannt, wohnten in einem Raum unter der Erde, konnten aber Nachts und zu gewissen Jahreszeiten auf der Erde umherschweifen. Die (oben S. 361 beschriebene) Ceremonie bei Gründung von Städten gehörte zum Kult der Manen und geschah zur Erntezeit, welches auch die der Einkehr Jener auf der Erde war,

zu welcher Zeit alle wichtigen Staats- und Familiengeschäfte, sowie Kriegs- und Seefahrten eingestellt wurden. Die Göttin der Unterwelt war Mania, die Großmutter der Laren oder Larven, die stumme oder die schweigende Göttin (Dea Mater, Tacita) der Sabiner. Die Laren oder Larven waren von den Manen nicht wesentlich verschieden. Doch gab man in späterer Zeit den ersten Namen den guten, den letztern den bösen Menschen nach dem Tode. Die Laren waren ferner schützende Hausgeister (lares familiares; einer wurde nach der Sage Vater des Königs Servius Tullius), auch Geister der Straßen und Wege, Fluren und Weinberge u. s. w. Die aus Holz geschnitzten, in den Städten von Metall oder Stein geformten Bilder der Laren standen auf dem Herd im Atrium und wurden von den Hausgenossen mit Gebet und Opfern an Früchten, Kränzen und Kuchen geehrt, auch mit Kleidungsstücken und Kopfbedeckungen beschenkt wie die deutschen Kobolde, — und ihrer bei jedem Familienfeste gedacht. In besonderer Beziehung auf den Hausherd und als für den häuslichen Bedarf sorgende freundliche Hausgeister hießen sie Penaten*). Auf dem Lande standen Larenkapellen besonders an Kreuzwegen (oben S. 368). Man hängte ihnen als Sühnopfer (Ersatz für frühere Menschenopfer) Puppen von Wolle und andere Gegenstände auf. Auch in der Stadt erhielt sich an den Straßenecken (in compitis) der frühere ländliche Charakter des Ortes in Spielen und Lustbarkeiten mit Faust- und Fechterkämpfen und Schaustücken zu Ehren der Laren, — die Compitalien. Die Larven (auch Lemuren) fürchtete man als Gespenster und beschwor sie mit seltsamen Ceremonien. Andere böse Geister, den Vampyren ähnlich und von Vogelgestalt waren die Strigen, mit denen man die Kinder schreckte.

Da das alte Rom noch kein seefahrender Staat war, so konnte auch die Götterschaft des Meeres dort nicht von der Manigfaltigkeit sein, wie sie bei den auf der See lebenden Hellenen waltete. Schon früh mit Poseidon (oben S. 127) Eines war Neptunus, etruskisch Nethuns (verwandt mit νάω, navis), der Herr aller Gewässer, der stehenden wie der fließenden. Als seine Gattin erscheint oft Salacia, (die Salzflut), später allerdings Amphitrite, und in seiner Umgebung die Tritonen und Nereiden. Neptun war indessen auch der Gott der ritterlichen Übungen, namentlich im Circus Flaminius (was im Circus Maximus Consus war), wo sein Tempel stand. Ein italischer Gott ist Portunus, der Herr der Seehäfen. An der Spitze der Quellen und Flüsse stand des Janus Sohn Fons oder Fontus, dem zu Ehren man Kränze in die Wellen warf und die Brunnen bekränzte. Man schüttete auch Wein hinein und ließ das Blut von Opferthieren hineinfließen. Bei Quellen und Bächen wurden häufig Haine, Altäre und

*) Preller, röm. Myth. S. 533 ff.

Tempel errichtet und religiöse Gebräuche geübt. Schwer entschloß man sich in älterer Zeit, einen Fluß zu überbrücken oder seinen Lauf zu verändern; in den Quellen war das Baden und auf gewissen Gewässern die Schifffahrt verboten. Die Flüsse und Bäche als Halbgötter wurden bald männlich, bald weiblich vorgestellt, die größeren Flüsse meist als königliche Greise. Die hauptsächlichste Verehrung genoß natürlich der des Tiber, Tiberinus, auch Divus und Pater genannt, in der Sage als König gefeiert. Der Brückenbau über ihn war Sache der höchsten Priester, der Pontifices. So hatten auch die übrigen Flüsse Italiens ihre besondere religiöse Bedeutung. Die Quellen wurden als schöne singende und zauberische Nymphen gefeiert. Ihre Königin war Juturna, auch als Mutter des Fons gedacht, die berühmteste Nymphe aber Egeria, die begeisternde Geliebte Numa's, auch als entbindende Göttin verehrt. Mit den Musen verglichen wurden die Camenen (ursprünglich Carmenen, von Carmen), Nymphen des Gesangs. Auch die Bäder und Heilquellen hatten ihren Kult, ebenso die vulkanischen Erscheinungen, wie Schwefelquellen, z. B. die der Göttin Mefitis bei dem See von Amsanctum, dann die Dampfhöhle am Avernersee bei Cumä, welche gleich diesem als Eingang zur Unterwelt galt und als Todtenorakel diente.

Als Gott des feurigen Elementes waltete Volcanus, später Vulcanus, genannt Mulciber, etruskisch Sethlans, dem Hephästos (oben S. 119) entsprechend, in älterer Zeit auch dem Hausherd vorstehend, später aber vorzüglich der verzehrenden Flamme und daher Helfer bei Feuersbrünsten, als Waffenschmied auch Kriegsgott. Als Brandgöttin stand ihm Stata Mater zur Seite. Göttin des wolthätigen, besonders des Herd- und Altarfeuers und Vorsteherin der Penaten aber war die eigentliche Staats- und Hausgöttin Roms Vesta, dem Namen und Charakter nach identisch mit Hestia (oben S. 5 und 122). Jede Stadt Latiums, wahrscheinlich auch Italiens, hatte ihre Vesta und ihre Penaten und leitete sie von ihrer (wirklichen oder angeblichen) Mutterstadt ab, z. B. Rom von Troia. Das Feuer der Vesta mußte, wenn es erlosch, von neuem durch Holzbohrung oder an der Sonne erzeugt und durfte nicht an anderm angezündet werden, und das zu ihrem Kult (Reinigung des Tempels) notwendige Wasser mußte ein natürlich fließendes sein (keines von Wasserleitungen).

Es ist eine Eigentümlichkeit der Italer und Römer und eine Folge ihres ernsten Charakters, daß bei ihnen nicht erst in später Zeit wie bei den Hellenen, deren Moral die Natur war, sondern schon in ältester Zeit neben den Gottheiten, welche Organe und Zustände der Natur bedeuten, auch solche erscheinen, welche personifizirte ethische Begriffe sind. Es sind unter denselben solche zu unterscheiden, welche sich auf das Schicksal der Menschen, und solche, welche sich auf deren Thun und Lassen beziehen. Zu Jenen gehören: die Fortunen, früher Glücks-,

später allgemeiner Geschicksgöttinnen, deren jede Stadt eine eigene hatte, über denen aber die Staats-Glücksgöttin (Fortuna Publica, Fortuna Populi Romani), obschon die jüngste, obenan stand. Später verehrten die Frauen eine Fortuna Muliebris, die Ritter eine Fortuna Equestris; die jungen Leute widmeten der Fortuna Barbata ihr erstes Barthaar, und so gab es noch viele für besondere Lebensverhältnisse. Allgemeinste Bedeutung hatte die Fortuna Primigenia zu Präneste, als allgemeine Schicksals- und Heilsgöttin, mit welcher indessen die Fortuna zu Antium wetteiferte.

Die Parcen, ursprünglich Geburtsgöttinnen, wurden mit der Zeit den griechischen Moiren ähnlich gemacht. Die Genien waren Schutzgeister der Menschen, Häuser, Familien, Städte, Völker und deren beständige Begleiter vom Entstehen bis zum Vergehen. Sogar jeder Gott hatte seinen Genius; doch war dieser mehr der Schutzgeist des Tempels, der die Opfer und Gebete der Frommen entgegenzunehmen hatte. Die Genien hatten vorzugsweise die Bestimmung, die von ihnen beschützten Menschen und Körperschaften zu erhalten, namentlich für die Fortpflanzung der letzteren zu sorgen. Ihr Bild war die Schlange, und ein Schlangenpaar zeigte sich im Hause als Schutzgötter einer glücklichen Ehe; in Rom war es daher sehr gebräuchlich, im Hause Schlangen zu halten, gegen deren Überhandnehmen die häufigen Feuersbrünste ein Gegengewicht bildeten. Abarten der Genien sind die Manen, Laren und Penaten; die der Frauen hießen Junonen, die der Städte und Länder Semonen und Indigeten. Man brachte den Genien nur unblutige Opfer dar; man schwur bei ihnen, machte sie aber auch für die Fehler ihrer Schützlinge verantwortlich. Als allgemeinen Schutzgeist verehrte man den Genius Populi Romani. Durch griechischen Einfluß erhielten die Genien später auch menschliche Bilder, meist einen Jüngling oder Mann mit dem Füllhorn darstellend, im Kriege auch gerüstet und bewaffnet. Zu einem Gotte des Handels und Verkehrs wurde 494 vor Chr. in Rom der griechische Hermes (oben S. 121) unter dem Namen Mercurius. Göttin des Heils und der Gesundheit war Salus, Schutzgöttin gegen das Fieber Febris, Gott der Gesundheit der griechische Asklepios als Äsculapius (seit 291 vor Chr.), Göttin des Sieges Victoria (seit 294), des Krieges Bellona, Götter des Schreckens und Erbleichens Pavor und Pallor, Gott und Göttin der Ehre und Tapferkeit Honos und Virtus, Göttin des Friedens Pax, der Freiheit Libertas, der Hoffnung Spes, der Glückseligkeit Felicitas, des Erfolges (ursprünglich im Ackerbau) Bonus Eventus, des Kornvorrates Annona, der einzelnen Tugenden: Concordia, Pietas, Pudicitia, Mens (besonders angewendet auf loyale Gesinnung), Aequitas, Clementia, Providentia u. A.

Von der Liebe der Römer zur Häuslichkeit zeugen die Thür- und Schwellengötter Forculus, Ardea und Limentinus. Ihre Geltliebe beweisen Äsculanus, Gott der Erzmünze und sein Sohn Argentinus, Gott der Silberwährung, sowie Arculus, Gott der Kasten und Laden und die Göttin Pecunia, und den Ehrgeiz der Gott Honorinus (für Ehrenstellen). Als Rom Weltherrscherin wurde, entstanden endlich in den verschiedensten Gegenden des weiten Reiches, ja bevor solche noch wirklich römisch waren, Heiligtümer der Göttin Roma, zuerst 195 vor Chr. in Smyrna, in Rom selbst erst unter den Kaisern.

Wir haben bereits ausgeführt, daß und warum das alte Italien kein Epos und also auch keine bewegte und thatenreiche Heroengeschichte haben konnte. Was es von Heroensagen überhaupt hervorbrachte, trug den Charakter des Märchenhaften und Idyllischen. Es sind Erzählungen von der glücklichen Regirung menschenfreundlicher Götterkönige: Saturnus, Janus, Picus, Faunus, Latinus u. A., von der Abstammung und den Wanderungen der italischen Völker und von der Gründung Roms. Alles Andere sind Nachahmungen oder vielmehr geradezu Einführung griechischer Sagen in das Land. Unter diesen hat namentlich diejenige von Herakles (oben S. 135 ff.), ital. Herkules (latinisch auch Herkoles, oskisch Hereklus und Herekles, etruskisch Herkle, sikelisch Herykalos, Heryllos) große Verbreitung in Italien gefunden, wobei indessen nicht ausgemacht ist, ob dieser Heros nicht schon den noch ungetrennten Griechen und Italern bekannt gewesen. In Rom war Herkules seit dem Lectisternium von 398 vor Chr. bekannt und es ist allerdings wahrscheinlich, daß sein Dienst von Cumä aus dahin gekommen, dessen Umgegend der Schauplatz mancher seiner Thaten sein sollte, jedoch in einer von der griechischen Mythe ziemlich abweichenden Form. Es gab in Italien sehr alte Sagen von Herkules, dessen Sohn unter Anderen der von Romulus überwundene König Akron von Cänina sein sollte; Tibur hatte einen alten Herkules-Tempel mit Säulenhallen, einer Bibliothek und einer uralten Priesterschaft (Salier); in Cures und Reate nannte man ihn Sanctus Pater, während die Sabiner einen alten Heros Semo Sankus hatten. Schon früh schwuren die Römer bei ihm (me hercle) und hatten alte Heiligtümer mit seinem Namen. Dort war es der Feuerdämon Kakus am Aventin, dessen Erlegung ihm nachgerühmt wurde, während ihn Evander (Faunus) freundlichst aufnahm. In Rom und anderen italischen Gegenden weihte man seit alten Zeiten dem Herkules den Zehnten eines Gewinnes.

Andere griechische Heroen, die früh in Italien Verehrung fanden, waren die Dioskuren (oder „Kastoren") Kastor und Polydeukes (etruskisch Kastur und Pultuka, lat. Pollux), welche die Römer schon 496 vor Chr. als Retter in der Schlacht feierten, und so noch wiederholt in der römischen Geschichte, noch im kimbrischen Kriege 101 vor Chr.,

ferner Diomedes, Odysseus (Ulysses, Ulixes) und andere Helden der Heimfahrt von Troia, die sich nach Italien verirrten und hier eine neue Heimat gründeten, vorzüglich aber der Troer Äneas. Doch scheint die Sage von dessen Reise nach Italien und seinem Zusammenhang mit Roms Anfängen nicht älter als das vierte Jahrhundert vor Chr. zu sein, wo die Gelüste nach der Eroberung Groß-Griechenlands und einer Rechtfertigung derselben durch Rache für Troia ihr den Ursprung gegeben haben, wie sie später durch den Raub von Alt-Hellas noch mehr Nahrung fand. Weitere italische Mythen sind der Ursprung und Untergang von Alba und die Gründung Roms selbst durch seine Zwillinge, die mythischen Marssöhne und Wolfssäuglinge, welche letztere Sage in ihren Grundzügen verschiedenen Völkerstämmen eigen ist, wie die Geschichten von Mose, Zeus (in Kreta), Dionysos, Kyros, Sigfrid u. A. zeigen und sich wol alle auf die Verborgenheit des jungen Sonnengottes in der Nacht oder im Winter beziehen.

B. Der Götterdienst und die Feste.

In den ältesten Zeiten verehrten die Italer, die Römer speziell, wie erzählt wird, vor Numa Pompilius, die Götter ohne Bilder. Sie dachten selbe als Geister und nahmen als ihre Wohnungen die Räume und Gegenstände der Natur an, denen sie vorstanden (oben S. 142). Berge, Haine, Quellen u. s. w. waren die Orte des Kultes, wie sie auch dessen Gegenstände waren. Ebenso fanden das Feuer, die Flüsse, die Bäume u. s. w. ihren Dienst. Noch in der Zeit der ausgebildeten Götter hatte jeder seinen heiligen Baum, besonders die Eiche war ein altes Heiligtum der italischen Völker. Solche heilige Eichen standen z. B. auf dem Kapitol, auf dem Vatikan, bei Tibur; auch die Äquer verehrten eine solche bei Tusculum und beschworen sie. Ebenso hatten die italischen Völker heilige Haine (nemora, lucus), in welchen die Laren und Manen weilten, oft an Seeen, wie z. B. bei den Sabinern am Veliner, bei den Marsern am Fuciner See.

Die Götter selbst wurden damals durch Bäume oder andere Pflanzen und durch Thiere, sowie auch in einer an den Fetischismus (Bd. I. S. 96) erinnernden Weise durch leblose und sogar künstliche Gegenstände, wie Steine, Stäbe, Lanzen, Schilde u. s. w. vergegenwärtigt.

Unter den heiligen Thieren ragen der Specht, der Wolf und das Pferd hervor, welche alle dem Mars geweiht waren. Der Stier war es den Göttern des Ackerbaues, die Ziege dem Faunus, der Hund den Genien u. s. w. Die Weissagung aus dem Vogelflug und die Schlangenbilder der Genien gehören auch hierher. Namentlich waren alle Vögel heilig und jeder Vogel einem bestimmten Gotte. Unter den heiligen

Symbolen und Amuletten spielte auch in Alt-Italien der Phallos eine Rolle.

Zum Kulte dieser Zeit gehörten noch Menschenopfer, an deren Stelle oft die Weihung von Menschen zu Ehren der Götter trat. Dazu gehörte z. B. der heilige Frühling (ver sacrum), dessen wir bereits (oben S. 344) gedachten, — indem bei Krieg, Theuerung oder Seuchen alles im nächsten Frühling Geborene den Göttern geweiht wurde, Pflanzen, Thiere und Menschen und Letztere, wenn sie zwanzig Jahre alt waren, das Land verlassen mußten.

Diese religiöse Urzeit wird die des Faunus genannt (s. oben S. 409); ihr folgte die des Numa als religiösen Gesetzgebers, deren Bedeutung vorzüglich darin lag, daß die Religion der Sabiner in Rom die herrschende wurde. Die dem Numa zugeschriebene religiöse Verfassung beruhte auf der Eintheilung in Kurien, was ursprünglich auch religiöse Korporationen waren, indem alle ihre eigenen Heiligtümer und Priester und einen gemeinsamen Oberpriester (Curio maximus) hatten. In dem königlichen Palaste (regia) wurde im Namen der ganzen Bürgerschaft, d. h. des Patriziates, den höchsten Staatsgöttern geopfert. Im Heiligtum der Vesta stand der Gemeindeherd, wo die heilige Flamme als Lebensflamme des Staates von den Vestalinnen unterhalten wurde (oben S. 382), wie auf den Familienherden das Hausfeuer. Der Kult des Numa war ungemein reich an Gebräuchen und Ceremonien, was die römische Religion zu einer wesentlich rituellen machte und das innerliche religiöse Leben zurückdrängte, so daß der Glaube meist nur dem Scheine nach bestand. Die Religion wurde wie ein Gesetzbuch betrachtet, das man genau befolgen müsse. Tempel gab es auch seit Numa noch nicht, sondern nur geweihte Räume zu gemeinschaftlichen Opfern und Gebeten, Kurien und Atrien genannt*). In denselben standen Opfertische von einfachem Holz, auf welchen die Gaben der Frommen in Körben oder auf Thonplatten dargebracht wurden; die Altäre im Freien waren von Rasen. Die Opfer waren zum Theil Thieropfer, größerntheils aber unblutige an Mehl oder Speltschrot mit Salz (mola salsa) und Opferkuchen. Das Eisen war von aller Verwendung beim Gottesdienst ausgeschlossen. Zu allen religiösen Handlungen gehörten Waschungen, Besprengungen und Räucherungen, und überhaupt wurde viel auf Reinlichkeit (castitas) gehalten. Häufig wurde die Stadt, das Stadtgebiet, die Bürgerschaft, das Heer, das Vieh Lustrationen unterworfen. An bestimmten Formeln des Gebetes und anderer Gebräuche wurde streng festgehalten und man hatte besondere Verzeichnisse davon (indigitamenta). Der geringste Verstoß gegen die vorgeschriebene Regel machte die Wiederholung der heiligen Handlung oder eine Sühnung notwendig. Zu den Opfern

*) Preller, röm. Myth. S. 114.

gehörten auch Processionen und Tänze mit Flötenbegleitung. Heilige Handlungen außerhalb des offiziellen Götterdienstes waren: Gelübde (vota), das Achten auf Ahnungen, Träume, Himmelszeichen und allerlei für merkwürdig gehaltene Vorfälle, die sämmtlich ihre Bedeutungen hatten. Mit den Gebeten und Gelübden verwandt waren die Weihungen und Beschwörungen. Solche kamen z. B. im Kriege vor, wie die Thaten der beiden Decius Mus, Vater und Sohn, in den Latiner- und Gallierkriegen (337 und 295) zeigen. Dabei geschah Folgendes: Der sich dem Tode Weihende rief den Pontifex herbei, verhüllte den Kopf mit der Toga, so daß die Hand unter dem Kinn hervorschaute, trat auf einen Speer und weihte sich in einer heiligen an die höchsten Götter gerichteten Formel für das römische Volk, für das Heer und für die Hilfsvölker und mit ihm die Legionen und Hilfsvölker der Feinde den Göttern der Unterwelt und der Mutter Erde. Dann warf er sich auf das Roß und stürzte sich unter die Feinde*). Blühender Aberglaube, mit Unmenschlichkeit gepaart, ging mit diesen Gebräuchen Hand in Hand, ja selber dauerte noch bis in spätere gebildete Zeiten fort. Wenn die Römer mit einem Volke kämpften, wurde auf dem Forum boarium ein Paar (Mann und Frau) dieses Volkes lebendig begraben und ein Priester sprach dazu eine grausige Formel aus. Wahrscheinlich wähnte man damit die Niederlage des betreffenden Volkes zu bewirken. Man glaubte, daß die Vestalinnen flüchtige Sklaven durch ihr Gebet festhalten konnten**) u. s. w.

Mit der Dynastie der Tarquinier kam griechisch beeinflußte etruskische Bildung nach dem primitiven latinisch-sabinischen Rom. Wie die gleichzeitigen hellenischen Tyrannen, begünstigten auch sie die Kunst und gaben damit der Religion eine neue Gestalt. Seitdem gab es architektonische Tempel und plastische Götterbilder, öffentliche Spiele, reichliche Opfer und feierliche Opferschmäuse, pompösere Processionen mit Wagen und Reitern, Tänzern und Spielern in etruskischer Tracht, Göttern und Heiligtümern, und die Haruspicien gesellten sich zu den Augurien. Die aus Cumä (Kyme) gebrachten sibyllinischen Bücher trugen namentlich dazu bei, den Götterdienst zu hellenisiren, und die Religion der Schönheit und Bildung, die des Apollon, hielt ihren Einzug in Rom, um mit derjenigen der altitalischen Götter erfolgreich zu wetteifern, daher auch von nun an das Orakel von Delphoi fleißig befragt wurde. Es folgten auch bald und immer mehr andere griechische Gottesdienste mit ihren Riten, und an die Stelle des etruskischen Tempelbaues kam 496 vor Chr. der griechische. Seit 399 wurde durch die sibyllinischen Bücher der Gebrauch des Lectisternium (d. h. Bettausbreitung) ein-

*) Liv. VIII. 9. X. 28.
**) Plin. Naturgesch. XXVIII. 2. 3.

geführt. Er bestand darin, daß man den Göttern wie zu einem Gastmale Kissen ausbreitete, darauf ihre Attribute oder Büsten legte und diesen dann Speise vom Opfer oder Opferschmause mittheilte. Gebete und Opfer mit Wein und Weihrauch gehörten dazu. Es war das offenbar ein italischer und nur dadurch griechisch gefärbter Brauch, daß griechische Götter dabei geehrt wurden*). In Hellas speiste man die Götter nicht (s. oben S. 145). Ebenfalls auf Befehl der Sibyllenbücher wurde 291 die heilige Schlange des Asklepios aus Epidauros geholt, um eine Pest zu vertreiben. Gegen Mißwachs wurden 240 die Floralien gestiftet und dabei der italischen Flora der Charakter der griechischen Aphrodite aufgeprägt. Am Ende des dritten Jahrhunderts vor Chr. kamen bereits hellenisirte asiatische Kulte dazu. Wie im alten Hellas, wurden auch in Rom ehrwürdigen hölzernen Götterbildern, deren erste (angeblich schon unter Servius Tullius eine Diana) griechischen Ursprungs waren, vom Volke hohe Ehren erwiesen (oben S. 144 und 186). Hymnen nach griechischer Art, wenn auch in lateinischer Sprache, wurden von griechisch eingerichteten Chören gesungen. Doch blieben dabei die alten italischen Gebräuche unangetastet; denn es bestanden ja die altrömischen Priesterämter fort, deren Inhaber auf Erhaltung des alten Glaubens eifersüchtig bedacht waren.

Während die Römer bei den einheimischen Gottesdiensten mit verhülltem Haupte knieend beteten und opferten (die Frauen mit aufgelöstem Haar), that man es bei den aus Griechenland eingeführten Kulten wie dort unbedeckt. In dieser Zeit nahmen auch die Thieropfer immer mehr überhand. Die Thiere mußten makellos sein und wurden daher vor dem Opfer untersucht; es war ein böses Omen, wenn sie vor dem Altar, der mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt war, widerstrebten oder flohen (vergl. oben S. 145). Oft wurden die Hörner vergoldet, stets aber die Thiere mit Binden geschmückt. Der Priester streute dem Thiere Weihrauch und mola salsa auf den Kopf, schnitt ihm einen Büschel Haare ab und fuhr mit dem Messer über den Rücken des Thieres vom Kopf bis zum Schweif. Hierauf schlug der Opferschlächter (victimarius) die größeren Thiere mit dem Beil nieder, während kleineren (Schweinen, Schafen, Vögeln) der Gehilfe (cultrarius) den Hals durchstach und das Blut in einer Schale auffing, das auf den Altar und um denselben ausgegossen wurde. Der Leib des Thieres wurde geöffnet und die Haruspices untersuchten die Eingeweide. Waren die Zeichen ungünstig, so mußte das Opfer erneuert werden; im entgegengesetzten Falle wurden die Eingeweide mit Wein besprengt und auf dem Altar unter Gebeten verbrannt. Zum Schlusse wurden Wein und Weihrauch gespendet. Nachher fand ein Opfermal statt, dem bei öffent-

*) Preller, röm. Myth. S. 133.

lichen Opfern die Priester, bei privaten die Familienglieder und Freunde beiwohnten. Größere Opfer fanden am Ende eines Lustrum bei dem Census oder nach Triumfen unter Musikbegleitung statt, und zwar wurden dabei Schweine, Schafe (Widder) und Stiere (suovetaurilia) geopfert*).

Sehr wichtig war für die religiösen Handlungen der Römer die Zeit, zu welcher sie begangen wurden. Die Zeitrechnung der Römer war durchaus naturreligiös. War indessen diejenige der uns bis dahin bekannt gewordenen Völker fremdartig für uns, ja bei den Griechen noch ebenso wie bei den Morgenländern, so treffen wir dagegen bei den Römern bekannte Klänge. Ihr Kalender ist auch der unsrige; er hat sich von ihnen aus dem ganzen Europa und dessen Kolonien mitgetheilt. In ältester Zeit wurden die Monate des römischen Jahres blos mit Zahlen bezeichnet, wovon noch jetzt ein bedeutender, die gegenwärtige Reihenfolge sehr störender Rest vorhanden ist. Später jedoch erhielten sie theilweise die Namen von Göttern, vergötterten Menschen und Festen. Zuerst waren gewisse Tage aller Monate dem höchsten Götterpaare, dem Jupiter und der Juno gewidmet, und zwar dem Jupiter als Gott des Lichtes und der Klarheit die in die Mitte der Monate fallenden Vollmondstage, Idus genannt (welcher Name aus dem Etruskischen kommen soll), und der Juno die Tage am Anfange der Monate, wo der bisher verborgene Mond sich zum ersten Male wieder zeigt (was Juno's Eigenschaft als Mondgöttin verrät), diese aber auch dem Janus als Gott der Anfänge. Sie wurden Kalenden genannt (von calare, rufen, daher „Kalender"), weil da das Volk auf das Kapitol berufen und ihm angezeigt wurde, wie viel Tage bis zu den Nonen gezählt werden. Dieses weitere Monatsfest fand stets neun Tage (daher der Name) vor den Idus statt, beide Feste mitgerechnet**); an den Nonen wurden dem abermals versammelten Volke die Feste und Geschäfte des Monats angezeigt. An allen drei Monatstagen fanden Opfer statt. Nach allen dreien richtete sich auch die Zählung der Tage, welche von einem zum andern rückwärts liefen, z. B. der vierte, der dritte, der Vortag vor den Nonen, Idus, Kalenden, den Festtag selbst immer mitgerechnet.

Den Anfang des Jahres bildete der dem Nationalgotte der schaffenden Naturkraft, dem Mars, gewidmete Monat Martius im Anfange des Frühlings. Der Name des zweiten, Aprilis, ist seiner Abstammung nach unbekannt; der dritte, Maius, ehrt die italische Frühlingsgöttin Maia oder Majesta, der vierte Junius angeblich die Juno; die folgenden

*) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 701 ff.

**) Im März, Mai, Juli und Oktober waren die Nonen am 7., die Idus am 15, in allen übrigen Monaten erstere am 5., letztere am 13. des Monats.

hießen der Zahl nach Quintilis, Sextilis, September, October, November und December; nach dem kürzesten Tage folgte dem Janus zu Ehren, der auf die abnehmenden Tage zurück, auf die zunehmenden voraus blickt, als elfter Monat der Januarius und endlich als zwölfter der Februarius, benannt nach dem großen Sühnopfer und Todtenfeste der Februalia. Weil die Benennung nach Zahlen mit dem December aufhörte, entstand später die Sage, Numa habe dem früher blos zehn Monate zählenden Jahre den Januar und Februar beigefügt. Numa hat jedoch nie gelebt, und ein Jahr von zehn Monaten ist unmöglich, weil mit keinen Vorgängen in der Natur übereinstimmend.

Nicht nur alle Völker Italiens, sondern auch die einzelnen latinischen Städte hatten, bevor sie unter römische Herrschaft kamen, eigene Kalender. Der März war fast allen gemein, doch beinahe überall an einer andern Stelle des Kalenders. Ueberall hatten die einzelnen Götter besondere ihnen heilige Jahreszeiten. Die schaffenden, empfangenden und begeisternden Gottheiten Mars, Venus, Faunus, Pales, Bona Dea u. A. wurden in Rom im Frühling, der Feuergott Vulcanus im heißen Sommer, der heitere ruhige Jupiter im Herbst, die düsteren Götter der Unterwelt im Winter gefeiert, wo die Hoffnung des Landmannes im Schoße der Erde ruht.

Ursprünglich war das römische Jahr ein Mondjahr von 355 Tagen und hatte alle zwei Jahre im Frühlingsanfang einen Schaltmonat, Mercedonius. Nun stand aber das ganze Kalenderwesen unter priesterlicher Aufsicht. Die Pontifices kündeten die Feste der Monate an (dies festi, im Gegensatz zu den Werktagen, dies profesti), bestimmten die Tage der Volks- und Gerichtsversammlungen, die glücklichen und unglücklichen Tage (fasti und nefasti oder atri dies), welche zu Geschäften, Reisen, Heiraten u. s. w. als günstig oder ungünstig galten, und besorgten oder verpfuschten vielmehr das Einschaltungswesen, so daß allgemeine Verwirrung einriß. Daher nahmen später die bürgerlichen Beamten diese Sache in die Hand, und 304 vor Chr. machte der Ädil Flavius den Kalender jedem Bürger zugänglich, indem er die Fasti veröffentlichte, welche den freilich schon unheilbaren Kalender in leidlichere, aber noch nicht in befriedigende Ordnung brachten, so daß die Verbesserung notwendig wurde, welche Julius Cäsar 46 vor Chr. durch den alexandrinischen Mathematiker Sosigenes ausführen ließ. Dadurch wurde das Jahr ein Sonnenjahr und erhielt die Monatslängen und den Schalttag, wie sie noch heute bestehen, nur daß seit christlicher Zeit die Zählung der Tage in jedem Monat mit 1 beginnt. Ihm zu Ehren wurde später der Quintilis Julius und noch später, nach dem ersten Kaiser, der Sextilis Augustus genannt. Den Anfang mit dem 1. Januar aber erhielt das Jahr schon 153 vor Chr., wo die Konsuln ihr Amt an diesem Tage antraten, was dann beibehalten wurde.

In der ältern Zeit hatten die Römer eine Art von Wochen, acht Tage zählend und nundinae genannt, weil am neunten Tage, d. h. am ersten der neuen Woche die Bauern in die Stadt kamen, um zu kaufen und zu verkaufen. Es waren dies zugleich Markt- und Gerichtstage. Erst unter den Kaisern kamen siebentägige Wochen (hebdomades) auf. Die älteren Römer hatten keine Stundenzählung, sondern benannten die Tageszeiten nach natürlichen Verhältnissen und häuslichen Gewohnheiten, wie: Mitternacht, Hahnenschrei, Morgendämmerung, Frühmorgen, Mittag, Tageshöhe (bis zu Sonnenuntergang), Abend, Abenddämmerung, Lichtanzünden, Schlafengehen, tiefe Nacht. Die erste Sonnenuhr kam 291 und die erste Wasseruhr 159 nach Rom, und seitdem theilte man sowol Tag als Nacht, ohne Rücksicht auf die Länge, je in zwölf Stunden, so daß Mittag und Mitternacht stets auf die sechste Stunde fielen, die Nacht aber überdies in vier Nachtwachen (vigiliae). Die Jahresrechnung ging bekanntlich nach der angeblichen Gründung Roms durch Romulus; 753 vor Chr. war das erste Jahr der Stadt (U. C., urbis conditae). Jedes Jahr wurde wie bei den Etruskern (oben S. 348) in der Zelle des Jupiter im kapitolinischen Tempel feierlich ein Nagel eingeschlagen; an denselben zählte man nicht nur die Jahre, sondern erwartete von ihnen zunehmende Festigkeit des römischen Staates.

Für die Religion waren die wichtigsten Tage natürlich die Festtage (dies festi, feriae). An diesen ruhte man, die Freien von Geschäften, die Unfreien von der Arbeit, und wurden Opfer und Opferschmäuse gehalten. Die meisten Festtage waren regelmäßig an den gleichen Kalendertagen wiederkehrende; nur wenige waren beweglich, wie z. B. die Erntefeste. Von den zahllosen Festen der Römer können wir hier nur die wichtigsten hervorheben; die Reihenfolge ist die des altrömischen Kalenders.

Am 1. März machte der Geburtstag des Mars den Anfang, zugleich als Frühlings- und Neujahrsfeier. Das Feuer der Vesta wurde von neuem entzündet, die Thüren der bedeutendsten öffentlichen Gebäude und Priesterwohnungen mit Lorbeer bekränzt.

Am 17. März wurde eine Frühlingsfeier des Liber Pater (Liberalia) begangen, ein städtisches Fest, bei dem man Dinkelkuchen, Honig und Öl opferte und jenes Gebäck durch alte Priesterinnen in allen Straßen feilgeboten wurde. An diesem Feste erhielten auch (oben S. 371) die jungen Leute die Männertoga. Die Hauptfestlichkeit zu Libers Ehren fand jedoch bei der natürlich der Zeit nach schwankenden Weinlese im Herbst statt, wobei man die Geschäfte des Staates und die Gerichte unterbrach und sich allgemeiner Freude überließ. Man trieb wie in Griechenland allerlei Scherz mit Verkleidungen und schlachtete dem Liber Böcke.

Am 19. März begannen die fünftägigen Feste (Quinquatrus) zu

Ehren der Minerva. Die Schulen schlossen da ihr Schuljahr, um nach dem Feste ein neues zu beginnen, die Lehrer erhielten ihre Besoldung; es feierten die Gelehrten und Künstler frohe Tage, und alle Handwerker, welche die Göttin ehrten, feierten mit. Am 13. Juni folgten die kleinen Quinquatrus, woran sich namentlich die Pfeifer (tibicines), in Verkleidungen, Masken und — betrunken herumziehend betheiligten, wobei einst eine äußerst drollige Geschichte vorkam, welche zeigt, daß auch die ernsten Römer den Humor kannten. Es war nämlich 312 vor Chr., als den an allen Opfern, Spielen und anderen Festen stark beschäftigten Pfeifern die strengen Censoren Appius Claudius Cäcus und C. Plautius ihr altes Recht eines Zunftschmauses an diesem Tage nahmen. Die erzürnten Pfeifer zogen, die Plebs älterer Zeit nachahmend, aus der Stadt und nach Tibur. Der verlegene Senat sandte hinaus, — ohne Erfolg. Da griff man die Leute bei ihrer schwachen Seite, gab ihnen zu trinken, bis sie den Kopf verloren und schaffte sie in diesem Zustande schlafend nach Rom, wo sie ihr altes Recht wieder erhielten.

Ein Volksfest waren die Palilien oder Parilien zu Ehren der (bei diesem Anlasse weiblichen) Hirtengöttin Pales am 21. April. Man weihte da die Schafe und ihre Ställe, machte auf dem Herde ein Feuer von Rosmarin-, Fichten-, Oliven- und Lorbeerzweigen an, brachte ein unblutiges Speise- und Milchopfer und betete um Segen für Vieh, Stall und Herrschaft, sowie um Verzeihung von Fehlern im Hirtenberufe, um Schutz gegen Krankheiten u. s. w. und belustigte sich darauf recht derb, indem man sang und trank und sowol Hirten als Heerden durch das prasselnde Strohfeuer sprangen (wie am Osterfeuer in deutschen Gegenden).

In drei Nächten des Mai, am 9. 11. und 13., war das Todtenfest der Lemurien, wo man die Todten bei den Gräbern durch Opfer und Gebete versöhnte. Man wusch sich um Mitternacht und warf schwarze Bohnen aus, mit denen man sich und die Seinigen vom Tode erkaufte.

An den Vestalien des 9. Juni wallfahrteten die Matronen barfuß zum Tempel der Vesta und brachten am Gemeindeherde in einfachen Schüsseln dieselben Speiseopfer dar, die man zu Hause den Laren und Penaten (oben S. 411) brachte. Es war zugleich ein Fest der Bäcker und Müller, welche Letzteren ihre Mühlen und Esel bekränzten und ihnen an Schnüren Brödchen um den Hals hängten.

An den Volcanalien des 23. August warfen die Bürger als Opfer Fische in das Feuer, die besonders dazu bestimmt waren und dazu verkauft wurden, was ohne Zweifel eine mystische Bedeutung hatte, indem diese Fische als Opfer für die menschlichen Seelen galten.

In der Nacht vom 3. zum 4. December brachten die römischen

Frauen in der Wohnung des jeweiligen regirenden Konsuls unter Leitung seiner Gattin und strenger Fernhaltung jedes Mannes der Bona Dea ein Opfer an zarten Schweinen. Darauf folgte eine orgiastisch-mysteriöse Feier der Frauen, bei welcher sich bekanntlich Clodius einst verkleidet einschlich und in späterer Zeit überhaupt Sittenlosigkeit eingerissen ist.

Das berühmteste Fest der Römer waren die Saturnalien am 17. bis 23. December, ein Fest der Erneuerung der Natur, weil die Tage wieder zu wachsen begannen. Man gedachte da der herrlichen Zeiten, wo Saturn regirte, schmauste und gab sich Geschenke. Die Sklaven wurden von den Herren auf gleichem Fuße behandelt, sogar von ihnen bedient und durften sich manches erlauben. Man unterbrach alle Processe und Streitigkeiten, sowie die Kriege. Die Geschenke waren meist Wachskerzen, Nüsse und Kinderspielzeug (Puppen von Thon), selbst unter Erwachsenen, wofür ein eigener Markt gehalten wurde, was sich auf die in dieselbe Zeit fallende christliche Weihnacht vererbt zu haben scheint. Beim Tempel des Saturn fand ein Opfer, ein Lectisternium und ein öffentliches Gastmal statt und der Ruf „io Saturnalia" erscholl durch die ganze Stadt.

Die Luperkalien am 15. Februar feierten den sühnenden und befruchtenden Lupercus (d. h. Faunus den Wolfsabwehrer). Der Tag hieß auch dies februatus und daher der ganze Monat Februarius. Es wurde ein Bock geopfert und mit dem blutigen Messer zwei Jünglinge an der Stirne berührt, worauf man das Blut mit in Milch getauchter Wolle abwischte und die Jünglinge lachen mußten, was ohne Zweifel an ehemalige Menschenopfer erinnerte. Nach dem Male liefen die das Fest leitenden Luperci (Mitglieder zweier Gesellschaften zum Zwecke dieses Festes), mit nichts als dem Felle des Bockes bekleidet, durch die Stadt und durften die Frauen ungestraft necken, woran sich allgemeiner Scherz und Mutwillen knüpfte und worin ohne Zweifel die Wurzeln des Carnevals zu erkennen sind.

Eine besondere Klasse der römischen Feste bildeten diejenigen, welche mit öffentlichen Spielen (ludi) verbunden waren. Die ältesten und bedeutendsten solcher galten dem kapitolinischen Jupiter, dessen Kult überhaupt der reichste und glänzendste in Rom war. Seine Feste bestanden aus einem Opfer, einem Opfermal (epulum Jovis), einem Umzug und den Spielen, welche letzteren aber dem Ganzen den Namen gaben. Es waren ihrer vier: die Römischen im September, die Kapitolinischen im Oktober, die Plebejischen im November und die Großen zu unbestimmter Zeit (ludi Romani, Capitolini, Plebeii und Magni). Der Hauptfesttag mit Opfer und Opfermal war immer am Idus-Tage des betreffenden Monats. Die Römischen Spiele, die ältesten, wurden auf Tarquinius den Ältern zurückgeführt und hatten die etruskischen Spiele

zum Vorbilde. An ihrem Tage wurde der kapitolinische Tempel im ersten Jahre der Republik eingeweiht, jährlich der Zeitnagel eingeschlagen und an diesem Tage traten in älterer Zeit die Konsuln ihr Amt an. Das Opfer war ein junger weißer Stier mit vergoldeten Hörnern für Jupiter und dazu eine Kuh für Juno, das Mal auf dem Kapitol eine Speisung der drei kapitolinischen Götter (Jener nebst Minerva) und zugleich ein Verbrüderungsmal für den Senat und die Magistrate. Die Sinnbilder Jupiters, welche bei dem Festaufzuge (pompa) Wichtigkeit erhielten, waren die Quadriga desselben (wie eine solche von Thon auf dem Giebel des Tempels den Sieg über alle Siege bedeutete) und die Processionswagen der drei Götter des Kapitols, die als Vertreter derselben den Spielen im Circus beiwohnen mußten. Auf dem Wagen Jupiters waren seine besonderen Attribute, Donnerkeil, Scepter, Kranz u. s. w. Jeder Wagen wurde von edeln und unverwaisten Knaben geführt. Der leitende Beamte zog als Triumfator auf; es folgten Reiter, Spielleute, Tänzer, Priester und Götterbilder, sowie Volk aller Stände, Alter und Verhältnisse, Alles festlich geschmückt. Die Spiele dauerten fünf Tage und bestanden zuerst nur aus Wagen- und Pferderennen, später auch aus Schauspielen, seit 364 in etruskischer, seit 240 in griechischer Weise, wofür nach und nach neun Tage vor Beginn des Festes eingeräumt wurden. Die Kapitolinischen und Plebejischen Spiele, deren Ursprung unbekannt, glichen den Römischen, nur waren sie nicht so großartig.

Die Großen Spiele wurden (seit 496 vor Chr.) nur bei außerordentlichen Gelegenheiten gehalten, z. B. in Folge von Gelübden bei Bedrängnissen des Staates oder zur Feier von Siegen, und blieben ohne Schauspiele.

Andere bedeutende Spiele, an Umfang und Inhalt den Römischen ähnlich, waren die zu Ehren der Ceres, des Liber und der Libera am 19. April (ludi Cereales), die zu Ehren der Flora (seit 240 vor Chr.) vom 28. April bis 3. Mai (ludi Floreales) und die zu Ehren des Apollo seit 179 vor Chr. vom 6. bis 13. Juli (ludi Apollinares). Die Florealien hatten vor den anderen die charakteristische Eigentümlichkeit voraus, daß Tänzerinnen auf der Bühne auftraten und auf Verlangen des Volkes sich aller Kleidung entledigen mußten, auch sonst allerlei Scherz und arge Schlemmerei getrieben wurde. Man warf Erbsen und Bohnen unter das Volk und lief mit Blumen bekränzt umher.

Mysterien waren in Rom nicht ureinheimisch, sondern wurden mit der Zeit aus Etrurien, besonders aber aus Groß-Griechenland und später auch aus Hellas selbst eingeführt. Da sie aber kein Bedürfniß des nüchternen praktischen Römervolkes waren, so fanden sie nicht in ihrer edeln, schwärmerischen Form (welche die Eleusinien vertraten), son-

dern nur in einer Ausartung, die zur Befriedigung sinnlicher Gelüste diente, Eingang. Schon seit 427 vor Chr. weiß man von dem Eindringen solcher geheimer ausländischer Dienste, die aber stets von der öffentlichen Meinung verpönt wurden. In größerm Maßstabe fand jedoch trotzdem dieses fremde Gewächs unter der Form dionysischer Dienste, der Bacchanalien desto mehr Eingang, je tiefer die einheimische Sittenreinheit schwand. Diese Dienste eigneten sich besonders zu allerlei unsauberm Treiben unter religiösem Deckmantel. Sie wurden durch einen jener handwerksmäßigen und betrügerischen Wahrsager Griechenlands (oben S. 172 f.) zuerst in Etrurien und von da aus in Rom eingeführt, wo sie 186 vor Chr. zu einem der größten Skandalprocesse in der Geschichte (den Livius XXXIX. 8—19 erzählt) Anlaß boten. Jene geheimen bacchischen Orgien wurden in dem Haine der Stimula (Semele) an der Tibermündung bei Ostia gehalten und waren zuerst (wie die griechischen, oben S. 170) auf Frauen beschränkt, welche nach zehntägiger Enthaltung von geschlechtlichem Umgange aufgenommen wurden, bis eine Priesterin aus Campanien, wie sie sagte auf Befehl der Götter, die Neuerung traf, auch Männer aufzunehmen und die Versammlungen statt jährlich dreimal, monatlich fünfmal und statt am Tage bei Nacht abzuhalten. Zum Scheine blieben die letzteren mit einem mystischen Ceremoniell umgeben, das aus Kasteiungen und Waschungen bestand, die der „Einweihung" vorangingen. Dieser Enthaltsamkeit folgten indessen bald um so fürchterlichere Unmäßigkeiten, und man begnügte sich, wie erzählt wird, nicht mehr mit freiwilliger Wollust; — sondern wer sich einfand, mußte mitmachen, was getrieben wurde; — nicht mehr mit natürlicher Befriedigung der Triebe, sondern die Bestimmung der Geschlechter wurde auf die empörendste und ekelerregendste Weise verleugnet. Diese heiligen Scheußlichkeiten fanden solche Theilnahme, daß die „Eingeweihten" an Zahl stets zunahmen und die vornehmsten Römer sich nicht schämten, von der verworfenen Gesellschaft zu sein, in welche man zuletzt nur noch Leute unter zwanzig Jahren aufnahm, um sie zu allem Schlechten mißbrauchen zu können. Es kam endlich bei diesem Anlasse sogar zu förmlichen Verschwörungen gegen die öffentliche Sittlichkeit und Staatsordnung, zu förmlicher Gewerbsthätigkeit mittels falscher Zeugen, Unterschriften und Testamente, zu Vergiftungen und geheimen Mordthaten, zur empörendsten Notzucht, und die Hülferufe der Opfer dieser Verbrechen wurden mit Pauken und Cimbeln übertäubt, — die wegen ihres Widerstandes Gemordeten in verborgene Gruben gesenkt und vorgegeben, sie seien von den Göttern zu sich genommen, so daß die Regirung sich endlich genötigt sah, einzuschreiten. Es geschah dies aus folgender Veranlassung: Ein edler Jüngling, P. Äbutius, dessen Vater gestorben war, lebte unter der Vormundschaft seines Stiefvaters T. Sempronius Rutilus. Dieser aber

hatte das Vermögen des Stiefsohnes auf solche Art verwaltet, daß er darüber keine Rechenschaft ablegen konnte und daher denselben unschädlich zu machen wünschte. Dazu gab es keinen zweckmäßigern Weg als die Korruption mittels der Bacchanalien. Die schwache Mutter, die ihrem Manne ergeben war, gab daher dem Sohne vor, sie habe den Göttern während seiner Krankheit gelobt, ihn, sobald er genesen, dem Dienste des Bacchus zu weihen. Äbutius theilte dieses Vorhaben arglos seiner Geliebten Hispala, einer Person von nicht besonders gutem Rufe, mit, welche aber gewaltig darüber erschrak und ihn bei allen Göttern bat, von diesem Vorhaben abzustehen; denn sie sei einst als Magd mit ihrer Herrin eingeweiht worden und wisse, was dort für gräßliche Dinge geschehen. Er mußte ihr sein Wort geben, sich dieser Mysterien zu enthalten, und erklärte nun seinen Eltern fest, daß er sich nicht einweihen lassen werde, was ihnen aber den Vorwand gab, ihn durch vier Sklaven zum Hause herauswerfen zu lassen. Er beklagte sich darüber bei seiner Tante Äbutia, und auf deren Rat bei dem Konsul Postumius. Dieser ließ die Hispala kommen und verhörte sie; aber erst nachdem er ihr volle Sicherheit verbürgt, legte sie die Furcht vor der Rache der Eingeweihten ab und bekannte, was sie vom Treiben derselben wußte. Der Konsul brachte die Sache sofort vor den Senat, welcher ihn und seinen Kollegen beauftragte, die nötigen Maßregeln zur Unterdrückung dieses Unwesens zu ergreifen. Es wurden Preise für zuverlässige Zeugnisse darüber ausgesetzt, polizeiliche Einrichtungen getroffen, um das Entfliehen der Schuldigen zu verhüten, und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Es waren im Ganzen über siebentausend Personen in den Handel verwickelt, und ganz Italien befand sich in Aufregung und Furcht vor dem Ausgange der Untersuchung. Der größere Theil der Verhafteten wurde zum Tode, der kleinere zum Kerker verurteilt. Äbutius und Hispala erhielten je hunderttausend Asses aus dem Staatsschatze und überdies er Freiheit vom Kriegsdienste und sie vollkommene Ehrenfähigkeit. Das hierauf erlassene Senatuskonsult über die Bacchanalien verbot alle bacchischen Mysterien in Rom und ganz Italien für immer. Nur mit Erlaubniß des Senates durften von nun an Versammlungen von höchstens 5 Personen, aber ohne eigene Priester, bacchische Gottesdienste halten. So hatte die altrömische Strenge noch einmal über fremdländische Verderbniß gesiegt.

C. Die Tempel und die Priester.

Der römische Tempel läßt sich nicht, gleich dem griechischen, aus der Bauart des Hauses im nämlichen Lande ableiten, sondern ist eine Nachahmung des etruskischen und griechischen. Vor der Einwirkung

dieser beiden Völker oder vielmehr des beide beherrschenden hellenischen Geistes bedurften die Römer, weil ihre Götter nicht menschenähnlich gedacht wurden wie die griechischen, auch keiner Wohnungen für dieselben, also weder der Tempel noch der Bilder, sondern erhielten beides erst durch die genannte Einwirkung. Was die Römer vor der letztern veranlaßte, Gebäude zu gottesdienstlichen Zwecken einzurichten, war die Erforschung des Willens der Götter, welche mit der hellenischen Mantik (oben S. 154) verwandt, also wol schon ein Eigentum der noch ungetrennten Griechen und Italer war, wie sie ein Zweig des der gesammten Menschheit gemeinsamen Baumes der Zauberei (Bd. I. S. 118 f.) ist. Um den Himmel zu beobachten und die Zeichen zu erschauen, welche die Götter, wie man glaubte, offenbarten, steckte man ein Quadrat auf dem Boden ab, das man templum (verwandt mit dem griechischen *τέμενος*, oben S. 143) nannte und in eine Nacht-, Tag-, Morgen- und Abendseite theilte. In die Mitte stellte sich der Seher (Augur), nach Süden gewandte Zeichen von links (östlich) galten als glücklich, von rechts (westlich) als unglücklich. Diese Quadratform erhielt sich denn auch bei den römischen Tempeln im Gegensatz zum länglichen Viereck der Griechen, wie wir bei Anlaß der Baukunst näher sehen werden.

Wie bei den Griechen, so war auch bei den italischen Völkern der Priesterstand kein fest abgegrenzter. Was an einem geheiligten Orte (locus sacer) geschah, war ein Gottesdienst (sacra). Der einfachste solche Ort war der häusliche Herd, dessen priesterlicher Vorsteher der Hausvater war. Gottesdienste für größere Gemeinschaften hatten deren Vorsteher zu besorgern. Man unterschied solche Sacra privata von den Sacra publica. In der Zeit des Königtums war der König auch Oberpriester des Staates. Schon vor dessen Sturz kamen indessen anderweitige Priester empor, und nach seinem Sturze gingen die priesterlichen Befugnisse des Königs, wie wir (oben S. 384) sahen, vollends auf einen Priester von Beruf und ohne politische Bedeutung, den Opferkönig (Rex Sacrorum) über.

Seit dem Aufkommen eigentlicher Priester von Beruf, dessen Ursprung sich der Forschung entzieht, gab es drei Klassen vorzugsweise mit Religion beschäftigter Personen, die zwar in Rom einen bedeutendern Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse hatten als in Griechenland, was aber dadurch ein Gegengewicht erhielt, daß sie keine geschlossene Gemeinschaft bildeten, sondern jeder Bürger ihre Stellen erhalten konnte.

Die oberste Priesterklasse war die zum Dienste der höchsten Staatsgötter: Janus, Jupiter, Juno, Saturn, Ops, Mars, Quirinus und Vesta bestimmte (Sacerdotes populi Romani). Sie hatten ursprünglich das Amt, den heiligen Tiber mit Brücken zu versehen, was eine religiöse Handlung war, hießen davon Brückenmacher (Pontifices), waren vom Kriegsdienst

und von der Übernahme öffentlicher Ämter befreit, hatten Ehrenplätze bei Festen und Spielen, den Genuß eines öffentlichen Grundstückes und eine Anzahl Unterbeamten, wozu Liktoren, Opferschlächter, Musiker u. s. w. gehörten*). Dem Janus diente der erwähnte Opferkönig. Seine Gattin hieß Regina Sacrorum. Nach ihm kamen im Range die drei Flamines majores, und unter diesen zuerst der Flamen Dialis (oben S. 382), der Priester Jupiters, mit seiner Gattin, der Flaminica, Priesterin Juno's. Ihre Ehe war unauflöslich und es durfte ihr keine zweite Verheiratung folgen. Nichts am Anzuge des Flamen Dialis durfte geknüpft sein; er durfte keine Fessel und überhaupt nichts Gebundenes ansehen oder berühren und in seiner Anwesenheit wurde jeder Gefangene frei. Auf seinem Wege mußte Jeder seine Arbeit niederlegen. Sein Kleid war eine wollene toga praetexta, welche seine Frau gewoben hatte. Seine Kopfbedeckung (albogalerus) war turbanartig, und er durfte sie niemals ablegen, außer zum Schlafe. Ähnlicher Etikette war die Flaminica unterworfen. Sie trug einen purpurnen Schleier (flammeum) und ihre Sandalen durften nur aus der Haut geopferter Thiere gefertigt sein. Die anderen beiden Flamines waren die des Mars und Quirinus (Flamen Martialis und Quirinalis), d. h. die früheren Oberpriester der Latiner und Sabiner. Ihnen folgte früher im Range der Pontifex Maximus, der aber in der Folge die höchste Macht in der Priesterschaft erhielt, sowol den Opferkönig, als die Flamines und Vestalinnen zu wählen hatte, und der oberste Richter aller die Religion nur irgendwie berührenden Fragen, sowie Vorsteher der geistlichen Archive und des Kalenderwesens wurde.

Der Opferkönig und die drei oberen Flamines bildeten mit ihm das Collegium der Pontifices, welches aber 300 vor Chr., als die Plebejer Zutritt zum Priesterstand erhielten, auf acht und durch Sulla auf 15 Mitglieder erhöht wurde. Der Pontifex Maximus wurde vom Volke aus der Zahl der Pontifices gewählt und im Übrigen ergänzte sich das Collegium selbst.

Dem letztern zugeordnet waren die Vestalinnen, zwar vorzugsweise Priesterinnen der Vesta, assistirten aber den Pontifices bei verschiedenen Gelegenheiten, so z. B. bei dem Sühnungsfest auf dem Pons Sublicius am 15. Mai, wo nach einem Opfer der Priester 24 Binsenpuppen (an Stelle früherer Menschenopfer, wol der sechszigjährigen Greise, oben S. 353) mit zusammengebundenen Händen und Füßen von den Vestalinnen in den Tiber geworfen wurden. Die Vestalinnen wohnten wie der Pontifex Maximus in der Regia am Forum und an der Via Sacra, bei dem Tempel und Hain der Vesta, hatten das heilige Feuer zu unterhalten, das Palladium (angeblich troisches Holz-

*) Preller, röm. Myth. S. 108.

bild der Pallas) und andere verborgene Reliquien im geheimen Raume zu verwahren, mußten während ihres Dienstes von wenigstens dreißig Jahren, den sie schon als Kinder antraten, sich alles Umgangs mit Männern enthalten und dem Pontifex Maximus unbedingten Gehorsam leisten. Sie bildeten drei Grade, in deren jedem sie zehn Jahre verweilten (als Schülerinnen, ausübende Priesterinnen und Lehrerinnen). Meist blieben sie freiwillig über die 30 Jahre hinaus lebenslänglich im Dienste, da der Aberglaube sie beschuldigte, Unglück in die Ehe zu bringen. Die höchsten Beamten wichen ihnen aus und sie hatten das Recht, den ihnen begegnenden verurteilten Verbrecher zu begnadigen. Wer sie beleidigte, büßte mit dem Tode; kein Mann durfte ihre Wohnung, keiner Nachts den Tempel betreten. Bei Spielen und Malen hatten sie Ehrenplätze. Wenn aber das heilige Feuer ausging, was als ein sehr schlimmes Omen für den Staat galt, so strafte der Pontifex die Schuldige mit blutigen Geiselhieben auf den blosen Rücken. Die der Unkeuschheit Verdächtige, wozu der geringste Umstand hinreichte, unterlag strengster Untersuchung und die Überwiesene wurde lebendig eingemauert, der Verführer aber öffentlich nackt in den Bock gespannt und zu Tode gepeitscht. Die römische Geschichte kennt jedoch nur acht bis zehn solche Fälle, davon drei in einem Male (114 vor Chr.). Von einigen Vestalinnen wurde erzählt, daß sie sich durch Wunder gerechtfertigt hätten (Eine indem sie das erloschene Feuer mit einem Zipfel ihres Kleides wieder anzündete, eine Andere indem sie aus dem Tiber Wasser in einem Sieb holte). Die Tracht der Vestalinnen war weiß; um die Stirne trugen sie ein diademartiges Band, bei festlichen Anlässen einen Schleier.

Eine zweite Klasse priesterlicher Personen bildeten die Seher und Zeichendeuter. Unter ihnen sind wol die ältesten Priester Italiens zu suchen, indem bei allen Völkern die Zauberer den eigentlichen Priestern in der Zeit vorangehen. Wir meinen die Auguren, die es gewiß gab, ehe die Götter bestimmte Gestalt und Namen angenommen hatten. Ihre Aufgabe waren die Auspicien, die Einholung des Willens der Götter, ohne welche kein Staatsgeschäft, kein Krieg u. s. w. unternommen werden durfte. Auf dem bereits erwähnten templum stellten sie ihre Beobachtungen an, welche sich auf den Flug, die Stimme und das Fressen der Vögel, sowie auf das Verhalten anderer Thiere bezogen. Auch hatten sie Flüche und Verwünschungen auszusprechen, die mit ihren Beobachtungen zusammenhingen. In Rom war ihr Lokal das Auguraculum auf dem Kapitol, wo sie zu Zeiten ein geheimes Opfer abhielten. Das Zeichen ihres Amtes war ein gekrümmter Hirtenstab.

Geistesverwandte der Auguren, wenn auch nicht wie diese bei den italischen Völkern, sondern ausschließlich in Etrurien zu Hause, jedoch

seit 364 vor Chr. auch in Rom eingeführt, waren die Haruspices. Ihre Hauptaufgabe war die Beschwörung der Blitze und Deutung des Willens der Götter aus denselben. Die Unterscheidung und Auslegung der Blitze bildete ein weitläufiges System. Sie lehrten auch das Verhalten gegenüber dem Blitze. War dieser z. B. in die Erde gefahren, so wurde er darin „begraben", darüber ein Lamm geschlachtet und der Platz in Form einer Brunnenöffnung (puteal) ummauert. Auch mit der Eingeweideschau bei Opfern und mit Deutung verschiedener Naturereignisse beschäftigten sich die Haruspices.

Man sagte von Auguren und Haruspicen, daß sie sich nie begegneten, ohne einander über die Dummheit der Menschen, die ihnen glaubten, zuzulächeln.

Eine alte dem Numa zugeschriebene Priesterschaft, womit wir die dritte Klasse religiöser Personen, die der Sodalitates oder Gesellschaften zur Begehung besonderer Kulte eröffnen, waren die Salier, zwei dem Mars und Quirinus dienende Kollegien von je zwölf Männern, welche sich selbst aus den besten römischen Familien ergänzten. Das Charakteristische an ihnen sind ihre Umzüge durch die Stadt in halb priesterlicher, halb kriegerischer Tracht, wobei sie seltsam verschlungene Tänze und altertümliche Gesänge zu Ehren der Götter und Helden aufführten und dazu mit ihren kurzen Lanzen auf ihre Schilde schlugen. Es fand dies fast täglich im März statt.

Ein wol ebenso altes Institut sind die dem Diespiter dienenden Fetialen, welche feierlich im Namen Roms die Kriege zu erklären hatten, zu welchem Zwecke sie Erde und Gras vom Kapitol mit sich nahmen. In ihrem Namen mußte ihr Oberhaupt, der pater patratus (natürlich nur in den älteren Zeiten, wo man noch Nachbaren bekriegte) einen blutigen Speer über die Grenze werfen. Sie hatten auch noch andere feierliche Verrichtungen bei Friedensschlüssen, Bündnissen, Verträgen, Schwüren u. s. w., wobei ein Schwein geschlachtet wurde (foedus ferire).

Die Arvalischen Brüder (fratres arvales) dienten der Dea Dia (oben S. 410), deren Fest im Mai, zu Ehren der neuen Jahresfrüchte, sie mit großer Feierlichkeit begingen. Sie zogen mit verhülltem Kopfe, einem Ährenkranz und weißer Binde zum Hain der Göttin, wo ihr Magister ein fettes Lamm opferte. Zuletzt tanzten sie um den Altar und riefen dazu in altertümlicher Sprache Mars und die Laren an.

Weitere Priesterkollegien waren die zwölf Flamines minores, die Quindecimviri sacris faciundis, welche die Dienste der fremden in Rom eingeführten Gottheiten besorgten (seit 367 ihrer zehn, je zur Hälfte Patrizier und Plebejer), die erst 196 zur Herrichtung des Opfermales (epulum Jovis, s. oben S. 423) aufgestellten Septemviri epulones u. A.

Mit solchen Einrichtungen wie die letztgenannten bewies indessen die römische Religion, daß sie ihrem Verfalle entgegen eilte. Das Eindringen fremder Kulte, ja schon der weniger fremden griechischen, nahm ihr ihre Eigentümlichkeit und Ursprünglichkeit; — das Aufstellen neuer Priestertümer für untergeordnete und leicht zur Schwelgerei führende Verrichtungen untergrub ihre Einfachheit und Würde. Auf diese Weise ging sie in den kosmopolitischen und charakterlosen Glaubenswirrwarr des römischen Weltreichs über, in welchem sich die Kraft der Römer aufrieb und der Untergang dieses Volkes vorbereitet wurde.

Siebentes Buch.

Das römische Weltreich.

Erster Abschnitt.

Die Begründung der Weltherrschaft.

A. Kriegswesen.

Daß sich die Kultur der Römer durch den Zeitpunkt der Ausbreitung ihrer Macht über die Grenzen Italiens in zwei durchaus verschiedene Entwickelungsperioden theilt, von denen die ältere blos Italien, die jüngere aber die gesammte den Römern unterworfene Welt zu ihrem Schauplatze hat, wissen wir bereits aus der Schilderung des Charakters der Römer (oben S. 354). Unter den Momenten, welche diese Erweiterung des Horizontes der Römer wie ihrer Macht und damit zugleich auch die Entartung und Verderbniß ihres Charakters (im Großen und Ganzen, Ausnahmen vorbehalten) herbeiführten, steht ohne Zweifel der kriegerische Sinn dieses Volkes und somit auch die Einrichtung seines Kriegswesens voran, welches des Zusammenhanges wegen ohne Trennung nach jenen Perioden betrachtet werden muß.

Der Kleidungsstücke, welche von den Römern im Kriege unter oder über der Rüstung getragen wurden, thaten wir bereits oben (S. 357) Erwähnung. Als Kopfbedeckung diente der Helm. Er war ohne Visir und bald sturmhaubenartig, bald von der bekannten schönen Helmform mit Federbusch. Zur Bedeckung von Brust und Rücken diente ein dem Körper anpassender Harnisch, bald ganz von Eisen (früher Bronze), bald aus Eisen- oder Bronzeblechstreifen auf ledernen Riemen, bald aus Ketten oder Schuppen zusammengefügt, bald durch

ein Lederkoller ersetzt. Die Oberanführer trugen Harnische mit Bildwerken in getriebener oder eingelegter Arbeit. Die Beine deckten Beinschienen aus feiner Bronze, oft jedoch nur das rechte, vom Schilde nicht geschützte Bein, zur Kaiserzeit aber Leder- oder Wollstrümpfe. Die Schilde waren in ältester Zeit viereckig, später (nach Vorgang der Etrusker) rund und aus Erz (clypeus) oder (nach Art der Samniten) viereckig und 4 Fuß lang, $2^1/_2$ breit, aus mit Leder überzogenen Holzplatten, auch mit Eisen beschlagen (scutum). Nach Bildung der Legionen wurde die kreisrunde, 3 Fuß durchmessende lederne parma eingeführt. Noch später kamen ovale, sechsseitige und noch anders geformte Schilde vor. Auf den Schilden, deren Form und Zeichen wol die Truppenkörper unterschieden, waren Bilder wie Donnerkeile, Halbmonde, Kränze und andere angebracht.

Von speerartigen Waffen waren in älterer Zeit nur lange Lanzen nach Art der griechischen (hasta), später auch leichte Wurfspieße (pilum) im Gebrauche. Unter Cäsar war das Pilum 6 Fuß lang, wovon 3 auf das Eisen und 3 auf den Schaft kamen. Das in der spätern Kaiserzeit gebräuchliche spiculum war $5^1/_2$ Fuß lang und mit einem dreikantigen Eisen von 9 Zoll bis 1 Fuß bewehrt, das vericulum nur $3^1/_2$ Fuß lang; dazu kamen Wurfspieße mit Lederschleifen zum Anfassen, Wurfpfeile mit Widerhaken u. s. w. Das früher gebräuchliche „gallische“ Schwert war ohne Spitze und einschneidig (Hiebwaffe). Seit der Schlacht bei Cannä wurden in Nachahmung der Karthager die kurzen zweischneidigen und spitzen „spanischen“ Schwerter gebräuchlich. Man trug sie in Scheiden, die bei hohen Offizieren in zierlicher Reliefarbeit glänzten. In der Kaiserzeit kam noch ein Dolchmesser dazu, das man auf der rechten Seite trug. Durch Hilfsvölker fremder Stämme fanden seit den punischen Kriegen auch Bogen und Pfeil sowie Schleudern Eingang in die römischen Heere.

Seit dem Kriege gegen den letzten Philipp von Makedonien bedienten sich auch die Römer der Elefanten, welche zuerst Pyrros und nachher Hannibal gegen sie geführt hatten. Das schwere Gepäck wurde von Packthieren, unter den Kaisern auch auf Karren und Wagen fortgeschafft. Dabei waren auch die Zelte nebst Stangen und Pflöcken inbegriffen. Der Soldat trug an Waffen und Gepäck, wozu bis auf Cäsar ein Schanzpfahl, sowie Werkzeug und anderes gehörte, etwa 60 Pfund. Das Kleingepäck wurde statt in einer Tasche (Tornister) seit Marius in einem Bündel verwahrt, den man am Ende einer Stange über der Schulter trug.

Die Feldzeichen erhielten zuerst bei den Römern eine Bedeutung. Sie bestanden in ältester Zeit in einem auf einer Lanzenspitze befestigten Heubündel, dann in einem viereckigen Tuch an einer Querstange (wie die Kirchenfahnen, vexillum) oder in einem am Ende der Stange be-

festigten Bilde (signum, meist ein Thier, eine Hand, seit Marius der Adler mit dem Donnerkeil), oft mit darunter an der Stange angebrachten Kaiserbildern, Kronen, Tafeln u. s. w. Die Musik der Heere bestand aus Trompetern (tubicines). Die Belagerungsmaschinen wie Sturmdächer (testudo), Sturmbalken (aries), Mauersicheln (falx muralis), Wurfmaschinen (ballista, catapulta), welche bis zu 1200 Pfd. schwere Steine, Balken u. s. w. schleuderten, Wandelthürme u. s. w. haben für unsern Zweck kein Interesse, als die Unmenschlichkeit im Kriege zu illustriren, welcher schon damals zur Erfindung der Krupp'schen Kanonen nur die Kunst und nicht der Wille fehlte. Die Schiffbrücken waren bereits so eingerichtet wie die jetzigen. Die Römer brachten bekanntlich auf dem Feldzuge keine Nacht zu, ohne ein Lager (castra) mit Wall und Graben aufzuschlagen. Die Form desselben war viereckig und durch gerade Straßen in Zeltplätze abgetheilt *).

Die einfache Organisation des ältesten römischen Heeres (oben S. 383), sowie das Abbild derselben in der Eintheilung nach Centurien (S. 390), kennen wir bereits. Dienstpflichtig war im römischen Staate jeder Bürger vom 17. bis 46. Jahre, also drei Jahrzehnte lang, wenn er zu einer Centurie gehörte; die Leute ohne steuerbares Vermögen durften in älterer Zeit die Waffen nicht tragen. Die Eintheilung des Heeres hing auf das engste mit der Schlachtordnung zusammen. Letztere war in älterer Zeit die Phalanx, ähnlich derjenigen Philipps von Makedonien (oben S. 284). Diese ungelenke Masse ohne eigentliche Gliederung wurde in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chr., unmittelbar vor den samnitischen Kriegen, wahrscheinlich durch den großen M. Furius Camillus († 364) einer durchgreifenden Reform unterworfen. Die Legion, schon früher Einheit des Heeres, wurde in 45 Manipeln getheilt und in drei Schlachtordnungen aufgestellt, deren vorderste die Jünglinge als Hastati, die mittlere die reifen Männer als Principes und die hinterste die Veteranen als Triarii bildeten. Zwischen zwei Manipeln war immer so viel Zwischenraum als die Manipel selbst einnahm und jede hintere Manipel hatte einen solchen Zwischenraum vor sich. War die vorderste Reihe ermattet, so zog sie sich durch die Zwischenräume der mittlern zurück und diese rückte vor, was sich, trat für sie derselbe Fall ein, wiederholte, bis im äußersten Notfalle alle drei Ordnungen in geschlossener Reihe vordrangen, wozu es jedoch selten kam. Die Hastati und Principes trugen das pilum, die Triarii die alte Lanze, sonst Alle Helm, Panzer, Schwert und Schild. Diesen „Schwerbewaffneten" waren die „Leichtbewaffneten" entgegengesetzt, welche blos entweder Lanze und Wurfspieß oder Schleudern trugen. Jede Legion

*) Wir verweisen auf die Artikel Tormenta und Castra in Lübkers Reallexikon des klass. Altert.

zählte 5000 Mann und hatte 6 Militärtribunen, jede Manipel zwei Centurionen, welche Zahlenverhältnisse öfter verändert wurden. Die durch diese Reform nicht berührte Reiterei ging im letzten Jahrhundert vor Chr. ganz ein und wurde nur noch von den Hilfsvölkern gebildet. Unter Marius wurde die Eintheilung der Infanterie abermals verändert, die drei Schlachtordnungen aufgegeben und die Legion von 6000 Mann in zehn Kohorten zu sechs Centurien getheilt. Ein Legat befehligte die Legion und diese Truppenkörper, welche sonst blos numerirt gewesen, erhielten seit den Bürgerkriegen Beinamen, wie Germanica, Victrix, Rapax, Fulminata, Thebaica u. s. w.*).

Zu des Polybios (oben S. 326) Zeit wurden jährlich vier Legionen ausgehoben, von denen je die Hälfte unter einem der beiden Konsuln, nebst einer gleichen Anzahl von Bundesgenossen ein konsularisches Heer bildete. Im zweiten punischen Kriege hatte Rom 22 Legionen, in den Bürgerkriegen über das Doppelte, unter Octavian und Antonius über 50. Die gesammte Kriegsmacht betrug unter Augustus mindestens 300,000 Mann. War Not am Mann, so fand statt der regelmäßigen Aushebung eine willkürliche statt. Bei ersterer schwur jeder Krieger den Fahneneid (sacramentum); bei der letztern rief Alles durcheinander (conjuratio). Gediente Krieger mit Neigung zum Berufe warb man durch Berufung gegen höhern Sold und Rang an (vocatio)**).

Darin lag denn auch der Keim zur Entartung des römischen Heeres aus einem Volks- in ein Söldnerheer. Dies war von jeher der nächste Grund des Untergangs der Staaten. Die durch lange Abwesenheit vom Hause Verarmten waren hierdurch dienstfrei geworden und suchten sich wieder zu erholen, während die Reichgebliebenen Mittel fanden, sich der Dienstpflicht zu entziehen und es vorzogen, sich dem Wolleben hinzugeben, so daß zum Kriegsdienste nur die aller Seßhaftigkeit Abgeneigten verfügbar blieben. Die römischen Heere, nun also stehende geworden, rekrutirten sich seitdem, besonders seit Marius, aus den arbeitscheuen Proletariern und sogar aus den Sklaven durch Werbung. Die Klassen des Census verloren ihre Bedeutung und ebenso die Altersstufen und mit ihnen die drei Schlachtordnungen, und wozu die Italer nicht ausreichten, das lieferten dem römischen Reiche die unterworfenen fremden Völker, nämlich die Spezialwaffen: Reiterei, Bogenschützen, Schleuderer, Bemannung der verderblichen Wurfmaschinen, der damaligen Artillerie u. s. w. Die Soldaten der Republik wurden aber auch römische Bürger und konnten in den Komitien stimmen, so daß sie ein bedeutendes Gewicht in die politische Waagschale warfen. Nach Beendigung

*) Peter, Gesch. Roms I. S. 221 ff.
**) Kurz, Erläuterungen zu L. Weißers Lebensbilder aus dem klass. Altert. S. 132. 135.

der Dienstzeit erhielten sie überdies den Grundbesitz der von der Gegenpartei Geächteten und Gemordeten, und wenn sie aus alter Leidenschaft wieder der Fahne nachliefen, so gingen die Ländereien entweder zu Grunde oder fielen den Reichen zu, neben denen sich ein begehrliches Proletariat immer mehr ausdehnte und die öffentliche Sicherheit gefährdete. Ja die Machthaber trieben diesen Zustand noch immer weiter, und in den letzten Zeiten der Republik, besonders nach Cäsars Ermordung, scheuten sie sich nicht mehr, zum Zwecke der Versorgung ihrer Soldateska die Grundbesitzer Italiens und anderer Länder einfach von Haus und Hof zu vertreiben, die dann natürlich das auf dem Forum und sonst in Rom lungernde und hungernde Volk vergrößerten. Erst seit der Alleinherrschaft des Augustus kam bessere Ordnung in die Zustände. Die ehemalige allgemeine Dienstpflicht wurde wieder eingeführt, wenn auch nicht streng gehandhabt. Die Konskription wurde wieder regelmäßig, die Disciplin strenger, Kriegsscheue konnten sich Stellvertreter erkaufen, und im Ganzen blieb so das Söldnerwesen bestehen, aber ohne seine empfindlichsten Nachtheile auf das allgemeine Wol zu äußern. Aufgenommen wurden in die Legionen gesetzlich nur noch römische Bürger; aber wenn Fremde und Freigelassene (Sklaven waren ausgeschlossen) sich meldeten, so erhielten sie eben vorher noch das Bürgerrecht. Als dann in der Folge sämmtliche römische Unterthanen des Bürgerrechtes theilhaft wurden, konnte rechtlich gegen die Bürgerlichkeit des Heeres, wenn es auch thatsächlich aus Barbaren aller Nationen bestand, nichts eingewendet werden.

Den obersten Rang im römischen Heere hatte die Kaisergarde der Prätorianer. Ihr Ursprung reicht auf die Leibwache des Scipio Africanus zurück, welche davon, daß sie den Dienst im Lager bei dem Feldherrnzelt (praetorium) in dessen Mitte hatte, Cohors praetoria hieß. Als das Prätorenzelt zum Imperatorenpalast (palatium) wurde, wuchs ihr Einfluß. Unter Tiberius wurde sie in Rom kasernirt, seit Septimius Severus aus den besten Kriegern aller Legionen gebildet, und verfügte in der Folge über den Tron und das Schicksal des Reiches. Die gemeinen Prätorianer hatten Hauptmannsrang und alle Glieder der Truppen waren durch prächtige Kleidung und Ausrüstung vor den übrigen Truppenkörpern ausgezeichnet.

Die Hierarchie in den römischen Heeren war reich gegliedert. Den Gemeinen als unterste Stufe gerechnet, war der Hauptmann (centurio) die elfte. Höher als zu dieser stiegen nur ganz Bevorzugte. Zunächst kam in der Infanterie der Major (tribunus legionis) und in der Kavallerie der Flügelführer (praefectus alae). Die Dienstzeit im stehenden Heere betrug unter Augustus für die Prätorianer 12, für die übrigen Truppen 16 Jahre, seit 5 vor Chr. aber für Jene 16, für Diese 20 Jahre. Doch blieben Viele freiwillig länger bei den Fahnen.

Der Sold des Gemeinen betrug außer der täglichen Ration (früher nur Brot, seit Augustus auch Fleisch, seit Carus sogar Wein) seit Cäsar 225 Denare (170 Mark), seit Domitian 300 Denare (240 Mark), für die Prätorianer 720 Denare (560 Mark) jährlich, die Pension für den gewöhnlichen Soldaten unter Augustus 3000 Drachmen (2250 M.), für den Prätorianer 5000 Drachmen (3750 Mark); später bestand sie aus Landanweisung in Militärkolonien. Außerordentliche Geschenke bei Triumfen und Tronbesteigungen beliefen sich bis auf zwanzigtausend Sestertien (etwa 4000 Mark) für den Gemeinen.

Eine militärische Disciplin gab es, wie angedeutet, erst seit Augustus. Der Soldat war da beständig im Dienste und trieb keinen andern Beruf. Frieden gab es beinahe nie und nur auf kurze Zeit. Wurde nicht gerade marschirt oder geschlagen, so mußten die Krieger schanzen, Wache stehn oder sich üben, letzteres die Rekruten zweimal, die Geübten einmal täglich; es bestand in Marschübung, Manövern, Scheingefechten, Reiten, Schwimmen und gymnastischen Übungen (laufen, fechten u. s. w.). Auch waren es die Krieger, welche die großen Bauten der Römer: Heerstraßen, Wasserleitungen, Brücken, Seehäfen, Festungswerke, sogar Tempel und Paläste bauten, Bergwerke ausbeuteten, Weinberge pflanzten u. s. w. Die Zucht war eisern; der Feldherr verfügte über Leben und Tod ohne Ansehen der Person, und scheute sich nicht, sein Recht auch gegen Solche geltend zu machen, die im bürgerlichen Leben höher standen. Die Todesstrafe wurde mit dem Beil, später mit dem Schwert, früher durch Liktoren, später durch besondere Diener, auch Sklaven vollzogen. Eine Erfindung der Römer war das Dezimiren in Fällen von Aufruhr, Unbotmäßigkeit, Verrat, Feigheit u. s. w. Andere Strafen waren: Auspeitschung, Preisgebung zur Verfolgung durch die Kameraden mit Stockschlägen und Steinwürfen, Ausstoßung, Rangverlust, Soldabzug, Verlängerung der Dienstzeit, Schanz- und Wachdienst u. s. w. Weniger streng war die militärische Zucht gegenüber dem Bürgerstande, der sich die empörendsten Mißhandlungen von Seite der Soldateska gefallen lassen mußte und weder Gegenwehr wagte, noch bei den Kriegsgerichten Recht fand.

Die Belohnungen, über die der Feldherr verfügte, wurden vor der Heeresversammlung öffentlich verlesen (allocutio) und bestanden in Geschenken, Solderhöhung, Beförderung und Auszeichnungen. Zu letzteren gehörten Ehrenwaffen, Fähnchen, Ketten, Denkmünzen u. s. w., mit denen die Krieger nicht minder prunkten, als ihre neueren Nachfolger.

Weit ehrenvoller aber waren die Kränze und Kronen, und zwar erhielt man für Lebensrettung in der Schlacht die Bürgerkrone von Eichenlaub, welche Ehrensitze bei den Spielen und Ehrenbezeugungen eintrug, für erstes Ersteigen einer Mauer oder eines Walles die goldene

Krone mit Zinnen oder Schanzpfählen, für Entern eines Schiffes die goldene Krone mit Schiffsschnäbeln. Auch die dem Einzelnen überlassene Rüstung des überwundenen Feindes (spolia opima) gehört hierher. Unter den besonderen Auszeichnungen des Feldherrn galt in ältester Zeit als höchstes und beneidetstes Ehrenzeichen die Krone, die ihm das Heer aus Gras von dem Orte flocht, wo er es aus einer Gefahr gerettet hatte, ferner der Lorbeerkranz für den Sieg. Noch höher standen in der Folge die durch den Senat dem Feldherrn zuerkannten Ehren. Dazu gehörte die Anordnung eines Dankfestes (supplicatio) zu seinen Ehren. Das Höchste aber, was er erringen konnte und der einzige Anlaß, bei welchem er auch innerhalb der Stadt die Imperatorenwürde bekleidete, war der Triumf. Ein solcher wurde nur nach völlig beendigtem Kriege und nach einem glänzenden Siege über fremde Feinde (nicht über Mitbürger) bewilligt. Der den Triumf wünschende Feldherr wurde im Bellona-Tempel vor der Stadt vom Senate empfangen, gab Rechenschaft ab und der Senat verhandelte nun darüber, bewilligte oder verweigerte den Triumf und bestimmte im erstern Falle dessen Grad. Ein geringerer Grad war der Triumf im Myrtenkranze zu Fuß oder zu Pferd (ovatio), der höhere der im Lorbeerkranze zu Wagen. Festliches Gedränge erfüllte bei diesem Anlasse die Stadt. Die Tempel standen offen, Weihrauch brannte auf den Altären, Gerüste an den Straßenseiten nahmen die schaulustige Menge auf, „io triumphe“ erscholl der allgemeine Ruf. Auf dem Marsfelde ordnete sich der Zug und trat durch die Porta triumphalis in die Stadt ein, von Senat und Magistraten feierlich empfangen. Während Liktoren den Weg bahnten, schritten die Würdenträger voran; es folgten Musikanten, die Kriegsbeute und die Trophäen, Tafeln mit Angabe der Thaten des Triumfators, Statuen der eroberten Städte und überschrittenen Flüsse, erlangte Kunstschätze und seltene Naturprodukte, besonders Thiere (Elefanten, Giraffen, Löwen u. s. w.) aus den besiegten Ländern, dann, — ein jammervoller Anblick, — die gefangenen Könige und Häuptlinge mit ihren Familien im Trauergewande, oft in Ketten und vom Pöbel verspottet, dann geschmückte Opferthiere mit den Priestern und Opferschlächtern, hierauf der von Musikern, Sängern oder Possenreißern umgebene Triumfator in der Tracht des kapitolinischen Jupiter (tunica palmata und toga picta) oder eines andern Gottes (Bakchos, Herkules) auf dem Viergespann, einen Lorbeerzweig und ein elfenbeinernes Scepter tragend, während ihm ein öffentlicher Sklave die Triumfkrone über das Haupt hielt, hinter ihm die Truppen, die sich an diesem Tage Spottlieder über ihn erlauben durften. Der Zug ging auf das Kapitol, dessen Stufen der schlaue Cäsar und einige seiner beschränkten Nachfolger auf den Knieen hinaufrutschten, und wo der Triumfator die goldene Ehrenkrone in den Schos Jupiters legte und die üblichen Opfer

(Suovetaurilia) darbrachte. Ein Festmal schloß den glänzenden Tag. Der Gefeierte wurde festlich nach Hause begleitet, die gefangenen Besiegten ins Gefängniß oder gar zum Tode geführt. Bisweilen dauerten die Triumfe zwei bis drei Tage. Seit Augustus triumfirten nur noch die Kaiser, und zwar mit immer ausgesuchterm, oft völlig theatralischem Luxus, z. B. mit Elefanten am Triumfwagen. Im Ganzen zählt die römische Geschichte etwa 350 Triumfe; den letzten in Rom feierte Diokletian*).

B. Seewesen, Welthandel, Reisen.

Die Römer waren von Hause aus nichts weniger als ein seefahrendes Volk; einzig und allein die Notwendigkeit, ihr Machtgebiet auszudehnen, lockte sie auf die Salzflut und machte sie zu deren Herren, namentlich seit der Überwindung der afrikanischen Nebenbuhlerin (oben S. 402).

Das römische Schiff war von dem griechischen (oben S. 109 f.) nicht wesentlich verschieden. Vor den punischen Kriegen besaß Rom nur Fluß- und Küstenschiffe, seit denselben aber größere: Triremen, Quadriremen und Quinqueremen. Die Römer lernten den Schiffbau an einer im Bruttierlande gestrandeten karthagischen Galeere. Im vierten Jahre des ersten punischen Krieges bauten sie in 60 Tagen 125 Dreiruderer. Noch während desselben Krieges besaßen sie 330 (Karthago 350) Schiffe. Im Seekampfe manövrirten sie nicht wie die Griechen, sondern waren auf das Entern der feindlichen Fahrzeuge und Überwindung ihrer Bemannung im Handgemenge bedacht. Im ersten punischen Kriege verloren sie durch Sturm, Schiffbruch und Kampf nach und nach 700 Fahrzeuge (Karthago 500). Das Verdeck des römischen Kriegsschiffes wurde mit (2 oder 4) Thürmen befestigt und mit Wurfmaschinen besetzt. Die Besatzung an Seesoldaten war bei fünf Ruderreihen 120 Mann stark. Seit der Seeschlacht bei Aktion kamen statt der schwerfälligeren Schiffe nach griechischer Art die leichteren liburnischen empor. Lange Zeit blieben die Römer schlechte Seeleute; sie vernichteten die Flotte der Überwundenen, ohne eine eigene Seemacht zu schaffen, was erst Augustus that. Den Oberbefehl einer Flotte führte gewöhnlich ein Konsul als dux oder praefectus classi, den über ein Schiff ein Tribun oder Centurio. — Mit der Zeit eigneten sich die römischen Schiffer große Schnelligkeit an, die mit jener der Phöniker (Bd. I. S. 449) wetteiferte. Sie fuhren von Gades bis Ostia in sieben, von Messina nach Alexandria in sechs Tagen. Doch wurden Seefahrten meist nur in der wärmern

*) Kurz, Erläuterungen S. 141 ff. Guhl und Koner S. 759 ff.

Jahreszeit unternommen. Die Römer fürchteten die Winterstürme und behielten während der rauhen Zeit des Jahres ihre Schiffe zu Hause oder in deren sonstigen Stationen*). Die römische Hauptflotte war bei Misenum stationirt; eine zweite lag im adriatischen Meer, bei Ravenna, eine dritte im Schwarzen bei Byzanz, eine vierte kreuzte an der Südküste Galliens. Drei weitere befuhren den Rhein, die Donau und den Eufrat, und ein Geschwader bei Alexandria vermittelte den Handel mit Indien und beförderte die Reisenden und das ägyptische Getreide in neun Tagen nach Puteoli. Weitere Handelswege, theils zu Wasser und theils zu Lande gingen nach Britannien, in das innere Afrika und bis nach China, um Seide herzuschaffen. Doch wurden die Römer niemals Kaufleute. Sie ließen blos die unterworfenen Handelsvölker (Phöniker, Griechen, Spanier u. A.) gewähren und empfingen die Einfuhr, deren sie bedurften, besonders an Lebensmitteln und Luxusgegenständen, die sie mit dem Gelde bezahlten, das sie den Verkäufern und Anderen vorher abgenommen und erpreßt hatten.

Dagegen führte die geographische Ausdehnung ihrer Macht die Römer aus manigfacher Veranlassung auf Reisen, jedoch häufiger erst seit der Beendigung der inneren Unruhen und Bürgerkriege unter der Regirung des Kaisers Augustus. Man mag von dem römischen Kaiserreiche denken was man will, — das steht fest, daß es einer Anarchie von hundert Jahren ein Ende gemacht, daß es der Welt Frieden (wenn schon nicht einen ununterbrochenen), Ordnung und Sicherheit gebracht hat, allerdings die Regirungen einer Anzahl von Ungeheuern abgerechnet, die aber nicht schlimmer waren als die republikanischen Ungeheuer Marius und Sulla.

Das Kaiserreich war in seinen Grundlagen heuchlerisch und daher unmoralisch; aber es war auch die Folge vorangegangener unsittlicher Zustände. Wenn es also trotzdem Gutes wirkte, trotzdem eine Blüte der Kunst, Literatur und Wissenschaft herbeiführte, so muß es eine gewisse Berechtigung für jene Zeit in sich getragen haben. Wir haben bereits oben gesehen, daß es sogar einen Grad von Freiheit im Gefolge hatte, — allerdings nicht für den Bürger, aber für die Frau, indem es die strengere Eheform aufhob, für die Kinder, indem es das Joch der väterlichen Gewalt lockerte, für die Sklaven, indem es die Freilassung erleichterte. Namentlich aber war es dem öffentlichen Verkehre günstig. Allerdings hat der großartige römische Straßenbau (oben S. 381) schon in der Blütezeit der Republik begonnen; aber ihn von Italien aus über die Alpen und längs den Meeresküsten nach dem ganzen weiten Reiche auszudehnen, konnte erst den Kaisern vorbehalten sein. Meilenzeiger gab es seit Gajus Gracchus. Augustus setzte

*) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, II. S. 11 f.

(20 vor Chr.) auf dem Forum den goldenen Meilenstein, von welchem aus alle Entfernungen auf den Straßen des Reiches gemessen werden sollten. Auch ließ er die von Cäsar angeregte große Erd- oder Reichskarte mit dem Verzeichniß aller Länder, Flüsse und Orte und ihrer Entfernungen durch Agrippa vollenden und in der Letztern zu Ehren errichteten Säulenhalle aufstellen. Eine Einrichtung, die man mit dem heutigen Postwesen vergleichen kann, gab es erst seit der Kaiserzeit, und zwar nach persischem Vorbild (Bd. I. S. 555); denn was das persische Reich früher für den Osten, das war das römische später für den Westen. Vor dem Kaiserreiche war lediglich, und zwar zuerst durch den Konsul L. Postumius Albinus 173 vor Chr. in Präneste die Anordnung getroffen, daß die im Auftrage des Staates reisenden Beamten in den wichtigsten Orten auf deren Kosten Herbergen (villae publicae) zur Unterkunft erhielten (Liv. XLII, 1), was sich zu einer förmlichen Pflicht ausbildete. Diese Einrichtung vervollkommnete Augustus dahin, daß er längs der Heerstraßen von Strecke zu Strecke Leute und Fuhrwerke aufstellte (cursus), um von den Ereignissen in den Provinzen stets unterrichtet zu sein (Suet. Aug. 49). Zur Inanspruchnahme dieser Einrichtung berechtigte ein kaiserliches Diplom oder auch ein solches vom Statthalter der Provinz (praefectus praetorio); ein solches erhielten in der Regel nur Beamte, die im Auftrage reisten, aber auch entlassene Soldaten und besonders begünstigte Privatpersonen. Hadrian gab dem Postwesen noch größere Entwickelung; eine ausgebildetere mit regelmäßiger (amtlicher) Briefbeförderung erhielt es erst durch Konstantin. Die Stationen (mansiones) standen in der Regel eine Tagereise von einander und man erhielt daselbst Wagen und Zugthiere oder Reitpferde. Zu allgemeinem Gebrauche für das Volk diente die römische Post so wenig wie die persische und die chinesische (Bd. I. S. 157). Dagegen gab es Privatunternehmer von Fahrgelegenheiten, welche Wagen und Zugthiere zu Reisen vermieteten und zu diesem Zwecke in mehreren Städten Italiens Innungen (collegia jumentariorum) bildeten. In den Straßen Roms und der übrigen größeren Städte des Reiches war das Reiten und das Fahren mit Wagen sehr beschränkt, und in den Straßen mit belebtem Verkehr ganz verboten. Erst im dritten Jahrhundert nach Chr. wurde dies Verbot gelockert. Daher bedienten sich die Personen, welchen das Zufußgehen zu lästig war, der Sänften, und zwar die sittsamen Frauen solcher mit Baldachin und Vorhängen; dieselben wurden von Sklaven aus fernen Ländern, in verzierter roter Kleidung getragen. Die Wagen, die man auf Reisen benutzte, waren sehr plump und nur die Räder zierlich, ausgenommen bei Lastwagen, wo oft runde Holzscheiben sie ersetzten. Reiche verzierten ihre Reisewagen schön, beluden sie schwer mit allem möglichen Geräte und Proviant und waren von Vorreitern, Läufern, Sklaven, Reit- und Pack-

pferden begleitet. Als Zugthiere dienten Pferde oder Maulthiere, bei Lastwagen oft Ochsen.

Die Schnelligkeit, mit welcher man im römischen Reiche weite Strecken zurücklegte, war für jene Zeit außerordentlich. Der gewöhnliche Maßstab war 5 römische Meilen (1 geogr. Meile) in der Stunde. Man gelangte von Antiochia nach Konstantinopel in sechs Tagen. Staatsboten reisten, wenn es Not that, noch schneller, z. B. der den Tod Neros dem Galba verkündete, von Rom bis Clunia in Spanien in nicht ganz sieben Tagen. Tiberius legte auf seiner Reise nach Germanien 200 römische Meilen in 24 Stunden zurück. Gewöhnliche Reisende brauchten z. B. von Brundisium nach Rom fast zehn, Fußgänger von Rom nach Capua fünf Tage. Letztere nahmen Sklaven mit, wenn sie nur einigermaßen bemittelt waren.

Die Gasthäuser an den Straßen waren sehr zahlreich, aber meist in primitivem Zustande, voll gemeiner Gesellschaft und unreinlich, indem Reiche alles Nötige und Unnötige mitführen konnten, Arme aber wenig zu verzehren hatten. Überdies führten Reiche auch Zelte und Betten mit oder wurden, wenn sie von Ansehen waren, bei Beamten oder auf öffentliche Kosten untergebracht. Auch auf dem Lande standen die Gastwirte (oben S. 381) gleich den Zöllnern in sehr schlechtem Rufe. Der Habsucht der Letzteren entgingen nur die mit Zollfreiheit begabten Soldaten und kaiserlichen Günstlinge. Sehr schlimm war für Reisende das Räuberwesen zu Land und zur See, welchem nicht nur die Habe, sondern auch die Person zum Opfer fiel, die man in die Sklaverei verkaufen konnte. Den Sklaven in Italien und Sicilien, welche im Sommer das Vieh auf die Bergweiden und im Winter wieder in die Ebene treiben mußten, erlaubten ihre Herren, ihren Unterhalt durch Raub zu gewinnen. Ein solches Räuberheer hielt sich um Enna in Sicilien 135—132 unter einem eigenen sogenannten König und 103 ein zweites solches gegen die Truppen. Einen ähnlichen Sklavenkrieg leitete 131 auch der Kronprätendent Aristonikos von Pergamon. Unter Augustus wurde Briganten und Piraten schärfer zu Leibe gegangen, doch ohne daß diese Pest ganz zu unterdrücken war. Ergriffene Räuber wurden wilden Thieren vorgeworfen, gehängt oder gekreuzigt und blieben unbeerdigt. Noch unter Kaiser Septimius Severus behauptete sich in Italien eine Räuberbande von 600 Mann zwei Jahre lang; ja diese Leute erregten schon damals romantisches Interesse und wurden Gegenstand schriftstellerischer Arbeiten.

Was im römischen Reiche zu Reisen veranlaßte, war vor Allem die Notwendigkeit des Verkehrs zwischen der Hauptstadt, wo Alles entschieden wurde, und den Provinzen. Man reiste nach Rom, um Geschäfte mit den Staatsbehörden zu betreiben; Beamte wurden versetzt oder in Aufträgen ausgesendet, Soldaten einberufen, entlassen oder ihre

Standorte verändert; man versuchte sein Glück in Gewerben und Handel bald da, bald dort; man reiste zu Gelehrten, um sie zu hören und Letztere reisten, um bald da bald dort Schulen zu halten. Künstler wurden da= und dorthin berufen; Abenteurer und Gaukler, Schauspieler, Athleten, Tänzer und Sänger suchten verschiedene Schauplätze ihres Treibens auf; Viele besuchten Märkte, Feste, Kampfspiele (besonders die olympischen), Orakel (Delphoi), Mysterien (Eleusis, Samothrake), Andere Bäder und sonstige Erholungsorte; es fehlte auch nicht an Neugierigen, welche diese und jene Gegenden oder Städte sehen wollten; endlich wurden auch wissenschaftliche Reisen unternommen, namentlich nach dem Orient.

Doch beschränkten sich alle diese Reisen im Ganzen auf das römische Reich. Wo die Legionen nicht hingedrungen und den Weg gebahnt, da wagten sich friedliche Leute nicht hin. Jenseit der Grenzen des Reiches begann die Fabel. Der atlantische Ocean, das Nordmeer, das innere Afrika, Skythien, Indien waren voller Märchen und Wunder. Die Hyperboräer sollten Wesen sein, die in Glück und Seligkeit schwelgten, Inseln von Geistern bewohnt, sollten in der Umgegend Britanniens liegen (noch im Mittelalter hielt der Name Engel=Land diese Sage aufrecht). War ja sogar das Erreichbare ein Gegenstand der seltsamsten Irrtümer. Pausanias hielt in vollem Ernste die Hauerzähne des Elefanten für Hörner (V. 12) und Plutarch glaubte, daß aus der Verwesung von Kühen Bienen, von Pferden Wespen, von Eseln Mistkäfer und von Menschen Schlangen entstehen (Kleomenes 39), nicht zu gedenken der Unmasse komischer Ansichten in der Naturgeschichte des Plinius.

Schon die Römer liebten, ohne eigentlichen Reisezweck, Sommeraufenthalte, um sich vom ermüdenden Stadtleben zu erholen. In Italien lagen die bevorzugten Sommerfrischen im Apennin und am Meere, sowie auf Sicilien und anderen Inseln. Es mußten schon wichtigere Gründe sein, welche nach Griechenland lockten, von dessen alten Städten wenige mehr standen und welches schon damals von traurigen Ruinen überdeckt war. Noch seltener waren Reisen nach den klassischen Gegenden Vorderasiens und Ägyptens; darüber hinaus, namentlich nach den Barbarenländern des Westens und Nordens, kamen Römer nur wenn sie mußten*). An den Orten aber, welche Römer (und gleichzeitige Griechen) besuchten, fehlte es nicht an Fremdenführern, die oft Priester und Tempeldiener waren, sich aber freuten, die Gäste mit Märchen und Großsprechereien zu unterhalten und ihr Land auf Kosten der Wahrheit in den Himmel zu erheben.

*) Näheres s. Friedländer, II. S. 61 ff.

Wie die Römer ferne Gegenden, so besuchten auch Fremde Rom. Die Herrin der Welt war dem Skythen wie dem Afrikaner, dem Syrer und dem Gallier ein Inbegriff aller Wunder und Herrlichkeit; Gesandte ferner Länder kamen oft, den Imperatoren zu huldigen und Geschenke zu bringen, auch aus nicht unterworfenen Gegenden, wie Indien, woher 11 vor Chr. der erste Tiger nach Rom kam, dann aus dem Kaukasos, aus Baktra, Parthien, Arabien, Äthiopien. Auch gelangten Naturmerkwürdigkeiten aus allen Theilen der bekannten Welt nach Rom, um hier gesehen zu werden, Riesen, Zwerge, Mißgeburten, große Fresser, seltene Thiere (sogen. fabelhafte, z. B. der Phönix, wie man wol irgend einen Vogel benannte), riesenhafte Bäume, Steine mit merkwürdigen Eigenschaften. Es gibt sogar Sagen, daß Kentauren, Tritonen und andere mythische Geschöpfe nach Rom gebracht worden.

C. Die Provinzen des Römerreiches.

Rom hatte Italien und Karthago (oben S. 402) notgedrungen unterworfen, ersteres um als Staat bestehen, letzteres um sich in seiner Stellung behaupten zu können. Damit hatte es ein Machtgebiet gewonnen, das ihm Niemand antasten konnte, — es war bereits das mächtigste Reich jener Zeit. Die westliche Hälfte des Mittelmeeres gehörte ihm mit den Küsten, soweit sie auch Karthago besessen hatte; auch das adriatische und ionische Meer wurde von Rom beherrscht. Eine Notwendigkeit weiterer Vergrößerung war für die Republik nicht da und dennoch hatte eine solche bereits begonnen, ehe die Niederwerfung Karthago's vollendet war. Warum dies geschah? Es lag in der Entwickelung begründet, welche der Charakter der Römer (oben S. 354) hatte durchmachen müssen. Der Erfolg führte zur Herrschsucht, die gemachte Beute zur Habsucht; die Kriecherei der noch ununterjochten Staaten führte zu deren Bevormundung und diese zu ihrer Beerbung.

Die außeritalischen Reiche, deren Zertrümmerung Rom einige Anstrengung kostete, waren außer Karthago die von den Feldherren und Nachfolgern Alexanders des Großen gegründeten. Es waren ihrer noch drei: Makedonien, Syrien und Ägypten. Kleinasien war in schwächliche Kleinstaaten zersplittert (oben S. 296 f.); unter denselben waren die bedeutendsten: das Reich von Pergamon, das die Erbschaft des asiatischen Theiles vom thrakischen Reiche angetreten und jetzt (im zweiten Jahrhundert vor Chr.) etwa den Umfang der Staaten des Krösos hatte, und die Republik Rodos, welcher viele Inseln und ein Theil von Karien gehorchten.

Makedonien machte den Anfang; das nächste der östlichen Reiche

wurde auch das erste, das in den Abgrund der römischen Begehrlichkeit fiel. Philipp III., ein Römer im Kleinen, versuchte sich auf Kosten der kleinen griechischen Staaten um das ägeische Meer auszudehnen. Rom nahm sich ihrer an; es siegte 197 bei Kynoskephalai und Philipp mußte auf die Griechen verzichten, denen Rom an den isthmischen Spielen die Freiheit verkündete, — ohne sie ihnen zu geben. Die Einmischung des Antiochos (oben S. 297) führte die Römer 190 zum ersten Male nach Asien und zum Siege bei Magnesia; Antiochos mußte Kleinasien aufgeben wie Philipp Hellas, und wie hier, benutzten auch dort die Römer einen Kleinstaat gegen den andern. Sie fanden denn auch bald die Mittel, Makedonien ganz zu beugen, und bei Pydna wurde 168 Alexanders Heimat nebst Illyrien ihre Beute und sein letzter Nachfolger Perseus ihr Gefangener. Makedonien wurde in vier, Illyrien in drei Bezirke getheilt, welche angeblich „freie" sein, aber weder Flotte noch Heer halten und unter sich weder Handel treiben noch sich verheiraten durften!

Nun konnte natürlich auch G r i e c h e n l a n d der römischen Gewalt (oben S. 294) nicht mehr widerstehen. Die römische Politik, die einzelnen Feinde gegen einander zu hetzen, bewährte sich. E p e i r o s, das des Perseus Partei ergriffen, wurde geplündert, seine siebenzig Städte zerstört und 150.000 Menschen als Sklaven verkauft! Das übrige Hellas wimmelte von römischen Spionen und Kreaturen. Alle irgendwie Verdächtigen, darunter auch der nachher bekehrte Polybios (oben S. 326) wurden nach Rom befohlen und hier als Gefangene zurückbehalten. In A i t o l i e n mordeten die römischen Parteigänger und Söldlinge 550 als Feinde Roms denunzirte Bürger! Der Republik R o d o s hatte Rom Karien und Lykien geschenkt; nun erklärte es beide Länder „frei", weil Rodos makedonischer Gesinnung verdächtig war, und nahm 164 auch noch weg, was die Insel schon vorher auf dem Festlande besessen. Dadurch sank der Ertrag der rodischen Zölle von einer Million auf 150.000 Drachmen herab und der Staat war ruinirt. Der kriegerische König Prusias von B i t h y n i e n, der in Rom die Schwelle des Senates geküßt, wurde als Aufpasser des Rom ergebenen Eumenes von P e r g a m o n aufgestellt. Eine ebenso zweideutige Stellung nahm Rom in den letzten Kämpfen zwischen dem a c h ä i s c h e n Bund und Sparta ein, und nachdem der makedonische falsche Philipp geschlagen und das Land zur wirklichen Provinz gemacht war, wurden im nämlichen Jahre, wo Karthago fiel (146), die Achaier unter dem letzten Strategen Diaios geschlagen, der seine Gattin und sich selbst tödtete, und Konsul Mummius nahm Korinth, ließ die Männer niederhauen, die Weiber und Kinder verkaufen und die prachtvolle Stadt vernichten. Der achäische Bund wurde aufgelöst, die einzelnen Städte dem Namen nach frei erklärt, das Land aber als „Achaia" dem Statthalter

von Makedonien unterstellt. Als dann das wahrscheinlich gefälschte Testament des letzten Pergameners Attalos III. 133 die Römer zu Erben einsetzte, hatte deren Reich Antheil an drei Erdtheilen (dort eine Provinz Asien, in Karthago eine Provinz Afrika) und umfaßte beinahe das ganze Mittelmeer; denn auch Syrien und Ägypten waren bereits so unterthänig, daß ihre Einverleibung nur noch eine Frage der Zeit war. Bis dahin wurden 180 Ligurien, 177 Istrien, 154 Dalmatien, 150 Lusitanien und damit ganz Hispanien unterworfen, doch letzteres erst 136 nach dem Untergange des tapfern Viriatus und seiner Nachfolger und 133 des heldenhaften Numantia gesichert, so daß nun Roms Herrschaft auch an den atlantischen Ocean grenzte und ganz Südeuropa umfaßte. Die Verbindung zwischen Spanien und Italien stellte 123—118 die durch Unterstützung der Griechenstadt Massalia veranlaßte Eroberung von Süd-Gallien her.

In Syrien griff Rom 168 zuerst energisch ein. Als Antiochos Epiphanes in Ägypten einfiel, hielt ihn ein römischer Gesandter auf, zog mit seinem Stabe einen Kreis um ihn und forderte ihn auf, ehe er selben verlasse, sich als Freund oder Feind der Römer zu erklären. Antiochos unterwarf sich und seitdem gehorchte Syrien Rom, das über den Tron verfügte und das Reich auf jede Weise schwächte, um der Beute sicher zu sein. Asien drohte zwar der Römerherrschaft durch den angeblichen Achämeniden und ächt orientalischen Despoten Mithradates wieder entrissen zu werden. Schon besaß er 90 vor Chr. ganz Kleinasien, ließ alle im Lande lebenden Römer und Italer, 80—150.000 morden, warf, ein neuer Xerxes, seine Heere nach Makedonien und Griechenland, wo sie aber Vernichtung fanden; war bald wieder auf Pontos beschränkt, nahm jedoch (75) das den Römern hinterlassene Bithynien und Paphlagonien ein, im Bunde mit Sertorius in Spanien, bis Rom sich aus dieser Scheere durch Lucullus nicht nur befreite, sondern auch das Reich des Armeniers Tigranes (des Mithradates Schwiegersohn) angriff, das Armenien, Mesopotamien und Syrien (nach Vertreibung der unter sich entzweiten Seleukiden) umfaßte, ihn schlug und ihm Alles bis auf Armenien nahm. Syrien erhielt der letzte Seleukide Antiochos der Asiate. Freilich ging das Übrige wieder verloren; aber diese Thaten bahnten doch dem Pompejus den Weg, beide Herrscher des Ostens zum letzten Male zu schlagen. Dem Tigranes blieb Armenien aus römischer Gnade; Rom erhielt (64) ganz Kleinasien, nahm dem letzten Antiochos Syrien und unterwarf seiner Oberherrschaft Palästina, wo Pompejus Jerusalem eingenommen hatte. Das römische Reich erstreckte sich nun bis zum und theilweise über den Eufrat. Wie einst dem Griechentum (oben S. 300 ff.), war jetzt das Judentum auch dem Römertum erlegen. Im Makkabäerhause, das wir (S. 302) bei Jochanan Hyrkan verlassen, hatte unter dessen

entarteten Söhnen, von denen der Wüterich Juda Aristobulos die Krone aufgesetzt († 106), der Verfall begonnen, und nach brutaler Despotie und Bruderkriegen hatten beide Parteien Pompejus zu Hilfe gerufen und damit ihr Land den Fremden überliefert. Die unwürdigen Nachkommen Jehuda Makkabi's verloren den Tron und blieben nur Titelfürsten und Hohepriester. Nach vereitelten Versuchen des Wiederemporkommens starben sie (40 vor Chr.) aus.

Endlich kam auch das ptolemäische Reich in Ägypten an die Reihe (oben S. 310). Die Römer herrschten hier schon seit Epiphanes, noch mehr seit Philometor, schiedrichteten zwischen Diesem und seinem Bruder Physkon (oben S. 325), den sie mit Kyrene abfertigten, worauf sie wieder Kypros Jenem nahmen und Diesem gaben; so schwächten sie das Land systematisch. Cäsar rief, nach der Vernichtung des Pompejus mit seinem Heere in Ägypten landend und mit seinen Liktoren in Alexandria einziehend, die schöne Kleopatra und ihren feindlichen Bruder Ptolemaios vor seinen Richterstuhl, wo sie auch erschienen, befahl ihnen gemeinschaftlich zu regiren und nachdem der König im Kriege gegen ihn gefallen, verheiratete er Kleopatra mit ihrem jüngern Bruder, während er selbst sich ihrer Liebe freute. Nachdem dann der Plan des Antonius, aus dem römischen Oriente so viel Königreiche zu schneiden, als die gekrönte Hetäre Kleopatra Bastarde hatte, durch Octavian vereitelt war, wurde Ägypten im ersten Jahre des Kaisertums (30) römische Provinz.

Nicht rücksichtvoller war das Verfahren der Römer im übrigen Afrika. Wir kennen (S. 402) den Ausgang des furchtbaren Ringens mit Karthago. Rom hatte aber die Nebenbuhlerin nach den zwei ersten Kriegen nicht nur durch Waffengewalt soweit gebracht, daß es zum letzten Streiche schreiten konnte, sondern auch durch schändliche Ränke. Sein Werkzeug Masinissa von Numidien riß den Puniern ein Stück Land nach dem andern weg und lockte sie zum Kampfe. Da beschuldigte Rom die Gequälten des Friedensbruches und der Anlaß zum Kriege (149) und zur Zerstörung (146) war da, bei welcher das Gewissen Scipio's ihm den Gedanken an Roms einstiges Schicksal einflößte. Das seit 107 vor Chr. von den Ptolemaiern unabhängig gewordene Kyrenaika wurde 96 von seinem König Ptolemaios Apion den Römern vermacht und 74 Provinz. Der Krieg Cäsars gegen die Pompejaner in Afrika machte auch Numidien zu einer solchen. Durch die Unterwerfung Mauretaniens unter Kaiser Claudius, 41 und 43 nach Chr., wurde die Eroberung Afrika's, soweit es für die Römer erreichbar war, vollendet.

Die Eroberungen Roms im Norden Europa's eröffnete Cäsars gallischer Krieg (58—50), der zuerst die geplante Hegemonie der Helvetier in Gallien vereitelte, dann nach und nach das ganze Land nebst Germanien diesseit des Rheins dem römischen Adler unterthan machte,

und zweimal in Britannien eingriff. Unter Augustus galt es besonders den Alpenvölkern; 15 vor Chr. wurden Rätien, Vindelicien und Noricum, 14 die 15 Völker des Alpenkönigs Cottius (daher „kottische Alpen") unterworfen. Das von Cäsar zuerst angegriffene Britannien fiel unter Kaiser Claudius zur südlichen Hälfte in Roms Gewalt; durch Agricola's Siege unter Domitian ward fast das ganze heutige England und 84 auch Süd-Schottland unterworfen.

Im Südosten wurde die Eroberung Griechenlands und Makedoniens durch weitere Erwerbungen besser geschützt. Nach und nach kam Thrake in römische Gewalt (theilweise schon 130 vor, völlig erst 46 nach Chr.), Kreta 67 vor Chr., im Norden ferner unter Augustus Mösien, unter Tiberius Pannonien mittels schwerer Kämpfe. Trajan eroberte 105 Dakien und kolonisirte das durch den Krieg entvölkerte Land mit Menschen verschiedener Stämme, die aber die lateinische Sprache so einheimisch machten, daß sie es in einem sehr entarteten Dialekte noch jetzt ist, obschon bereits 256—275 die Provinz den Römern verloren ging. Noch schneller mußten die von Trajan eroberten asiatischen Länder Armenien, Assyrien und Mesopotamien wieder aufgegeben werden. Im Ganzen bildete das römische Reich in seiner größten Ausdehnung ein längliches Viereck, dessen Ecken der antoninische Wall in Britannien (Süd-Schottland), die Sahara-Grenze in Mauretanien, das Westende des Kaukasos und die Südgrenze Ägyptens am Roten Meere bildeten. Rom war so ziemlich der Mittelpunkt dieses größten Reiches des Altertums, das aber diese volle Ausdehnung nicht drei Jahrhunderte (von Trajan bis Alarich) bewahrte. Im Ganzen wurden von der Eroberung Siciliens (241 vor Chr.) bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr., wo sich das römische Reich nicht weiter vergrößerte, 44 Provinzen eingerichtet, von denen aber mehrere später getheilt wurden, so daß sich ihre Zahl vermehrte.

Ursprünglich verstand man unter provincia den einem höhern Beamten angewiesenen Geschäftskreis*). So nannte man namentlich die Geschäftskreise der beiden Prätoren (oben S. 392) provincia urbana und provincia peregrina. Nachdem die Grenzen Italiens im alten Sinne von den Römern überschritten waren, wurden (227 vor Chr.) zwei neue Prätoren (also vier im Ganzen) ernannt und ihnen Sicilien und Sardinien als Geschäftskreise übertragen. Seitdem hießen die von Rom regirten überseeischen Landschaften Provinzen. Die Provinzen unterschieden sich von Italien durch ihre Tributpflichtigkeit. Das Gebiet derselben war Eigentum des römischen Volkes und den Einwohnern stand nur der Nießbrauch davon zu. Der Eroberer organisirte zur Zeit der

*) Marquardt, röm. Staatsverwaltung (4. Band des Handb. der röm. Altertümer von Marquardt und Mommsen), Leipzig 1873, S. 338 ff.

Republik das betreffende Land selbst unter dem Beirate von zehn dazu abgeordneten Senatoren.

An der Spitze der Provinz-Organisation stand der Statthalter. Diese Stelle bekleidete anfangs, wie wir gesehen, ein Prätor. Nach der Einnahme Spaniens wurde wegen der zwei Provinzen dieses Landes (citerior und ulterior) die Zahl der Prätoren auf sechs erhöht, durch Sulla sodann auf acht. Seitdem blieben die Prätoren während des Jahres ihrer Amtsdauer in Rom, wo sie den Vorsitz in den Kriminalgerichtshöfen führten, und gingen erst nach dessen Ablauf in ihre Provinzen, wo sie aber oft, wegen Zunahme der letzteren, durch Proprätoren ersetzt wurden. So lange aber die Provinzen noch nicht beruhigt waren, führten dort die an der Spitze des Heeres stehenden Konsuln, und wenn der Krieg über deren Amtsjahr hinaus andauerte, sie selbst oder andere Beamte als „Prokonsuln" das Regiment. So gab es konsularische und prätorische Provinzen. Cäsar erhöhte die Zahl der Prätoren auf zehn, dann auf vierzehn, dann auf sechszehn. Die Abgrenzung der Provinzen bestimmte der Senat und vertheilte sie durch das Los an die gewesenen Konsuln und Prätoren. Die Amtsdauer der Prokonsuln und Proprätoren wurde oft, meist aus politischen Gründen, verändert. Unter Augustus wurde die Besetzung der beruhigten Provinzen dem Senate, der einer militärischen Besetzung bedürftigen aber dem Kaiser übertragen; die ersteren zerfielen wieder in konsularische (mit höherm Rang) und prätorische; die Statthalter hießen aber nun Alle Prokonsuln. Unterbeamte der Statthalter waren die Legaten, Quästoren u. A. Die Legaten ernannte der Senat; die Quästoren, einen für jede Provinz (für Sicilien zwei), wurden durch das Los gewählt. Seine Kasse erhielt der Quästor in Rom und mußte am Ende des Jahres in seinem und des Statthalters Namen Rechnung ablegen. Er konnte auch Stellvertreter des Statthalters werden oder von demselben diese und jene Verrichtung übertragen bekommen. Statt der Quästoren hatten die Statthalter der kaiserlichen Provinzen Prokuratoren. Unkultivirte Provinzen aber hatten unter den Kaisern keine Statthalter, sondern Administratoren, die dem Kaiser persönlich verantwortlich waren. Das Gefolge des Statthalters bildeten junge Kandidaten des Staatsdienstes (comites), welche er selbst auswählte, dann viele Subalternbeamte und Amtsdiener. Erst unter den Kaisern war es dem Statthalter erlaubt, seine Gattin mit in die Provinz zu nehmen, aber unter seiner Verantwortlichkeit. Der Statthalter hatte in der Provinz unumschränkte Gewalt, das Recht zur Truppenaushebung unter Bürgern und Unterthanen, die bürgerliche und Strafgerichtsbarkeit mit dem Recht über Leben und Tod. Das war natürlich eine Quelle der ärgsten Willkür und Gewaltherrschaft. Auf das Wohl oder Wehe der Einwohner kam gar nichts an. Oft wurden die Bevölkerungen ganzer Länder ausgerottet oder in andere Gegenden

abgeführt*). Mit den Waffen unterworfene Orte verloren ihr Grundeigentum vollständig an Rom, welches sie an einzelne seiner Bürger verkaufte oder an die früheren Besitzer verpachtete. Diese bezahlten dann außer der gewöhnlichen Kopf- und Grundsteuer noch eine besondere Abgabe, die meist im Fruchtzehnten bestand. Dazu kamen endlich noch die Zölle, sowie die Erpressungen der Statthalter. Die den Letzteren für die Finanzgeschäfte zur Seite stehenden Quästoren ließen die Staatseinkünfte durch Pächter (publicani) eintreiben. Da den Unterthanen häufig die Abgaben unerschwinglich waren, so kamen ihnen in sehr zuvorkommender Weise Geltmakler (negotiatores) mit Anleihen zu Hilfe, natürlich zu sehr hohen Preisen, und machten vortreffliche Geschäfte, worin sich namentlich die „Ritter" hervorthaten. Die Art und Weise, wie die Beamten in den Provinzen verfuhren, war eine scham- und gewissenlose. Sie schrieben alle möglichen Lieferungen für den Krieg aus; wo die nötigen Gegenstände vorhanden waren, verlangten sie Gelt, und wo dieses war, Naturalien aber nicht, — letztere, um dabei im Trüben zu fischen, und wo dieses nicht fruchtete, wurde auch ungescheut geraubt und geplündert, selbst bei sog. Bundesgenossen. Damit bezahlte sich der Luxus, den die Satrapen nach ihrer Heimkehr in Rom trieben. Ja selbst in Italien benahmen sich die Beamten nicht weniger willkürlich. In Teanum Sidicinum wurde zur Zeit des Gajus Gracchus, weil das dortige Bad der Gattin eines Konsuls nicht schnell genug bereitet worden, der angesehenste Mann der Stadt, M. Marius, öffentlich ausgepeitscht; bei Venusia wurde ein Kuhhirt, der einen Legaten unwissentlich beleidigte, todtgeprügelt.

Hingegen betrachteten es die Römer auch als ihre Pflicht, für Verbesserung der materiellen Zustände in den Provinzen zu sorgen, z. B. für Straßen- und Kanalbau, guten Ackerbau, Anlegung von Kolonien, Anknüpfung von Handelsverbindungen u. s. w. Ein heilsames Gegengewicht gegen die Bedrückung der Provinzen war seit 149 vor Chr. die auf Erpressungen (repetundae) angesetzte strenge Bestrafung; aber da die Betheiligten in Rom sehr oft, wenn nicht meist, mächtige Gönner hatten, so war es schwierig, wo nicht gar wegen drohender Rache gefährlich, diesen Weg zu betreten; doch wurden darin unter den Kaisern die Verhältnisse günstiger, da Letztere als Autokratoren Niemanden zu fürchten hatten.

Die Grenzen der Provinzen gegen das Ausland, welches fast überall aus Wildniß oder aus Gebieten uncivilisirter Völker bestand, wurden sehr streng bewacht. Augustus hatte es dahin gebracht, daß die Grenze fast allerorten durch große Flüsse oder Wüsten gebildet wurde. Wo natürliche Grenzen fehlten, ersetzte sie Hadrian durch Wälle, Mauern

*) Marquardt a. a. O. S. 398.

und Gräben. Nachbarstämmen, denen man nicht traute, wie z. B. den Quaden, Markomannen, Jazygen u. A., schrieb man in den Friedensschlüssen vor, eine gewisse Strecke von der Grenze an unbebaut und unbewohnt zu lassen und auf dem Grenzflusse (Donau) keine Schiffe zu halten. Zu verschiedenen Zeiten wurde angeordnet, daß Fremde die Grenze weder bei Nacht, noch mit Waffen überschreiten durften und überdies eine von ihnen entschädigte Eskorte mitnehmen mußten. Handelsverkehr über die Grenze war nur an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten gestattet. Ein- und Ausfuhr unterlagen dem Zolle; ja für gewisse Dinge, wie Waffen, Gold und wichtige Lebensmittel war die Ausfuhr verboten.

Nach innen zerfielen die Provinzen, wie auch die Landschaften Italiens, in Gemeinden. Wo und so lange noch keine Städte bestanden, waren sie Gaugenossenschaften (pagi) zu Markt-, Kult- und anderen Lokalzwecken; seit Städte emporwuchsen, traten an die Stelle jener mit veränderten Grenzen die Stadtgemeinden (civitates). Dieselben hatten nicht nur eine kommunale, sondern auch eine staatliche Bedeutung und waren Organe des Staates für die Verwaltung in ihren Umkreisen. Mit dem Vorschreiten der Kultur veränderte sich das Verhältniß zwischen beiden Arten von Gemeinden allmälig und immer mehr zu Gunsten der Stadtgemeinden. So hatte z. B. das tarrakonensische Spanien unter der Statthalterschaft des Agrippa (Kaiser Augustus) 179 Gemeinden mit Städten und 114 ohne solche, unter der des Ptolemäus (Kaiser Antoninus Pius) aber 248 städtische und 27 ländliche Gemeinden*). Seit Augustus wurden die Provinzen in größere Verwaltungs- und Steuerbezirke getheilt, welche nach ihren Hauptorten ebenfalls civitates oder Diöcesen hießen. Gallien z. B., das bei der Eroberung durch Cäsar drei- bis vierhundert Gaue gezählt hatte, wurde durch Augustus in 64 civitates getheilt, deren eine z. B. die Helvetier mit ihren vier Gauen und der Hauptstadt Aventicum bildeten**).

Soweit die Städte der Provinzen nicht im Kriege zerstört wurden, was stets geschah, wenn sie der römischen Beglückung Widerstand geleistet, wurden sie je nach der Gnade des Siegers in drei verschiedene Klassen getheilt, nämlich 1) Städte mit freier eigener Verfassung (civitates liberae), 2) unterthänige Städte (civitates decumanae) und 3) Städte mit römischer Verfassung (coloniae). Der ersten Klasse wurden diejenigen Städte würdig erachtet, welche mit den Römern schon früher Bündnisse geschlossen hatten und ihnen treu geblieben waren. Sie waren wieder entweder verbündete Städte (civitates foederatae), welche ihre volle innere Unabhängigkeit in Kraft eines Bundesvertrages

*) Marquardt a. a. O. S. 18.
**) Ebend. S. 117.

behielten, aber unter römischem Schutze standen (wie z. B. Athen, Messina, Massilia, Rodos, Tyros u. m. a., im Ganzen 15, sowie mehrere mit dem gleichen Rechte begabte gallische Völkerschaften, wie die Remer, Lingonen, Äduer und Andere), — oder freie Städte im engern Sinne (civitates liberae et immunes), deren freie Verfassung blos römisches Gnadengeschenk war und vom Senat, beziehungsweise vom Kaiser wieder entzogen werden konnte (z. B. Utika, Smyrna, Ephesos, Kyzikos, Chios, Seleukia und Roms angebliche Mutterstadt Alexandria in Troas). Die Unterthanenstädte hatten zwar auch eigene innere Verwaltung, aber unter Aufsicht des Provinzstatthalters und mußten an Rom Steuern bezahlen; das waren die meisten Städte des Reiches, und durch Verfall der freien Städte, welche unter Konstantin ganz eingingen, vermehrten sie sich fortwährend. Die Römerstädte endlich waren von den Römern erst nach der Eroberung angelegt, namentlich in den nicht mit älterer Kultur begabten Provinzen, wie z. B. Gallien, Germanien, den Donauländern, Arabien, Numidien und Mauretanien, während in alten Kulturländern wie Griechenland, Kleinasien, Syrien, Ägypten kein Raum dazu war. Sie hatten mehr oder weniger Rechte, am meisten die „freien Kolonien“, welche steuerfrei waren (coloniae juris italici), am wenigsten die kleineren Landstädte (municipia). Ihre Verfassung war in kleinerm Maßstabe völlig der römischen nachgebildet, mit Kurien, Senat, Magistraten u. s. w.

In den Hauptorten der Gerichtsbezirke (conventus, διοικήσεις) hielten die Statthalter regelmäßige Gerichtstage ab und versammelten sich jährlich Abgeordnete der Städte zu Landtagen (communia, κοινά), die theils Fortsetzungen älterer, z. B. griechischer Einrichtungen, theils neue römische solche waren. Ihre Aufgabe bestand seit dem Kaisertum vorzugsweise in der Pflege des Kaiserkultes, dann in Erhaltung der Tempel, Errichtung von Bildsäulen und Ehrendenkmälern, Feier von Festspielen und Rechnungstellung darüber. Sie verkehrten unmittelbar mit dem Kaiser und konnten sich über den Statthalter beschweren. Den Vorsitz führte ein Priester, der im Orient den Namen der Provinz führte, z. B. Asiarch, Bithyniarch, Syriarch. So hat gerade das despotische Römerreich die ersten größeren repräsentativen Versammlungen aufzuweisen. Unter Konstantin wurden ihre Befugnisse noch wesentlich erweitert.

D. Die Spitze des Reiches.

Rom hatte mit der Bildung seines Weltreiches die von Phönikien ausgegangene, in Hellas nur schwach ausgebildete und in Karthago am weitesten gediehene Staatsform der Beherrschung eines Gebietes durch eine einzelne Stadt an Stelle eines Monarchen auf die höchste, weder

vorher, noch nachher (durch die italienischen und einige deutsche Städte) je erreichte Stufe gehoben. Die Stadt Rom war das Haupt des Reiches, die römischen Bürger dessen Beherrscher. Wurden auch Unterthanen in das Bürgerrecht aufgenommen, so gab ihnen dieser Titel keinen Antheil an der Regirung des Reiches; diesen hatten nur die in Rom einheimischen Bürger. Mit dieser Bürgerrechtsertheilung wurde übrigens sehr langsam vorgeschritten. Im zweiten Jahrhundert vor Chr. erhielten es nur einige italische Städte, unter welchen Arpinum, die Heimat des Marius und Cicero, erwähnenswert ist. Da aber den römischen Bürgern im Anfange jenes Jahrhunderts wichtige Rechte eingeräumt wurden, welche noch mehr praktischen Wert hatten als das Stimmrecht, wie z. B. durch die porcischen Gesetze (190) das Verbot an die Magistrate, über Bürger Todesstrafe oder körperliche Züchtigung zu verhängen und 167 die Aufhebung des Tributs von Seite der Bürger, so wurden die Bundesgenossen (oben S. 398) immer begieriger nach dem Antheil am Bürgerrechte. Die Latiner, welche das Bürgerrecht besaßen, strömten nach Rom, um sich in diesem Besitze zu befestigen; man suchte sie aber stets wieder los zu werden.

Seit der rechtliche Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben war, entwickelte sich, wie (S. 388) angedeutet, eine an seine Stelle tretende sociale Schranke. Da die Ämter ohne Gehalt und manche sogar mit großen Ausgaben verbunden waren, konnten sie nur von Reichen bekleidet werden, und das schuf einen sowol aus Patriziern als Plebejern bestehenden Amtsadel, die Nobilität, welche ihre Stütze im Senat hatte, in dem sich ja alle wirklichen und gewesenen Magistratspersonen befanden, und welche dem Volke gegenüberstand, das sich durch seine Armut oder Mittellosigkeit von den Staatsstellen ausgeschlossen sah. Der frühere Unterschied verschwand so sehr, daß seit 172 vor Chr. ohne Anstand bisweilen zwei plebejische Konsuln gewählt wurden, — wenn es nur Reiche waren. So gab es nun eine Plebs, welcher der lange Kampf von der Einführung des Tribunates bis zu den Licinischen Gesetzen keine Früchte gebracht hatte, für welche auch Niemand auftrat, weil sie durch nichts ausdrücklich vom Antheil am Regimente ausgeschlossen war, welche daher verkam und in moralischer Beziehung immer tiefer sank. So wurden die Leute vom „Volk" immer ärmer und die von der „Nobilität", die sich in Ämtern durch Aussaugung der Unterthanen gütlich thun konnten, immer reicher, indem sie namentlich den Grundbesitz aufkauften und zu immer größeren Gütern (Latifundien) vereinigten. Daher wuchs die Masse der Proletarier, und wenn diese auch in den Tributkomitien die Mehrheit in der Hand hatten, waren sie doch nichts, als das Werkzeug ehrgeiziger Demagogen, das Demjenigen zur Verfolgung seiner Plane behilflich war, der dem Volke zu schmeicheln, Schönes zu versprechen, es zu födern verstand.

Zwar hatte das Volk insofern gegen frühere Zeiten eine günstigere Stellung errungen, als zwischen dem ersten und dem zweiten punischen Kriege eine neue Eintheilung nach Centurien geschaffen war (s. oben S. 390). Es wurden nämlich damals die letzteren, mit Ausnahme derjenigen der Ritter, nicht mehr in der frühern die Reichen begünstigenden Weise nach Vermögensklassen, sondern nach den territorialen Tribus (deren seit 240 35 waren) eingetheilt, so daß jede Tribus 10 Centurien erhielt, 2 aus jeder Klasse. Dazu kamen fünf Centurien ohne Klasse (die Armen). Seitdem konnten die Ritter mit den Reichen der ersten Klasse nicht mehr die Mehrheit bilden; denn sie zählten nur noch 88 gegen 285. Ferner hatte 232 der Tribun C. Flaminius damit begonnen, ein Ackergesetz durchzubringen, welches einen Theil des Gebietes der überwundenen senonischen Gallier unter das Volk vertheilte. Aber seitdem war nichts geschehen, was diese Anfänge einer Verbesserung der socialen Zustände folgerichtig fortbildete. Das Volk erschlaffte, vorzüglich durch die fortwährenden Kriege, und fügte sich der Nobilität. Die in den Jahren 139, 137, 131 und 107 eingeführten geheimen Abstimmungen (leges tabellariae) brachten keine Besserung der Zustände. Die Nobilität wurde stets übermütiger; die Konsuln schlossen als Vorsitzende der Komitien Männer des Volkes von der Wählbarkeit zu den Ämtern aus, ja die Parteiführer gingen noch weiter und warfen einfach die Stimmurnen um, wenn das Volk gegen ihre Ansichten stimmen zu wollen schien. Das Gelt (durch Luxus und Wucher), die Religion (durch die Augurien), die Rechtspflege (durch Übertragung derselben vom Volke auf Senat und Magistrate), — alles diente dazu, die Nobilität zu einer förmlichen Oligarchie ausarten zu lassen, die auf die geschilderte unwürdige Weise das Staatsgebiet vergrößerte, unterdrückte, aussog und ruinirte.

Bei diesen faulen Zuständen mußte es einmal zum Brechen kommen. Dem heruntergekommenen Volke hatte es bisher an Führern gefehlt, die es aufrüttelten, um der anmaßenden Nobilität in Erinnerung zu bringen, daß die Souveränetät eigentlich im Volke ruhe und von ihr eskamotirt worden, und diese Erinnerung auch zur Wahrheit zu machen. An solchen Führern sollte es aber nicht auf die Dauer fehlen. Nicht Proletarier waren die Ersten, welche gegenüber der Nobilität zu Gunsten des Volkes auftraten, nicht ehrgeizige Emporkömmlinge, nicht Volksschmeichler, sondern Edelleute in doppeltem Sinne, Abkömmlinge ehrwürdiger Familien des alten Rom, der plebejischen Sempronier von väterlicher, der patrizischen Cornelier von mütterlicher Seite, die beiden Gracchen, Tiberius und Gajus, welche Plutarch nach Streben und Ausgang mit Recht den beiden letzten Spartiaten-Königen Agis und Kleomenes (oben S. 292 f.) verglichen hat. Schriftliche Aufforderungen an den Straßenecken, an Denkmälern und Säulen riefen 133 vor Chr.

den ältern Bruder zum Kampfe für das Volk auf, den er wol schon vorher geplant hatte. Er ließ sich zum Volkstribun wählen und beantragte, daß kein römischer Bürger mehr als 500 Joch Ackerland besitzen, erwachsenen Söhnen aber weitere 250 Joch gestattet sein, das erledigte Land unter die Armen vertheilt und die bisherigen Besitzer entschädigt werden sollen. Alles das bezog sich indessen nicht auf das altrömische Privateigentum, sondern auf die willkürlichen Aneignungen öffentlichen Gutes in erobertem Lande durch die Reichen und Mächtigen, und zwar nur in Italien, so daß die fremden Länder der oligarchischen Habsucht noch Spielraum genug geboten hätten. Es lag also in dem Vorschlage ein sehr gemäßigter Socialismus. Bei dem Widerstande der Senatspartei erreichte Tiberius Gracchus die Annahme seines Gesetzes nur durch die Entfernung seines vom Senate bestochenen Kollegen Octavius. Er schlug dann weiter vor, die Schätze des letzten Pergameners Attalos unter das Volk zu vertheilen, damit es sich auf den ihm zugefallenen Grundstücken einrichten könne; aber die Senatoren und ihre Kreaturen schlugen den Reformator und 300 seiner Getreuen mit Knitteln todt und warfen ihre Leichen in den Tiber. Damit war der Zustand der Anarchie zwischen den beiden Parteien für volle hundert Jahre eröffnet, bis ein anderer Octavius das römische Volk auf andere Art täuschen sollte. Der jüngere Bruder Gajus, vom Ende des Tiberius und von der Trauer der edlen Mutter Cornelia tief erschüttert, trat mit dem Bewußtsein, ebenso zu enden, in des Bruders Fußtapfen. Seit 123 Tribun, entfaltete er reiche Thätigkeit; er bewirkte regelmäßige Getreidespenden an das Volk zu niedrigen Preisen, Beschränkung des Kriegsdienstes, Übernahme der Ausrüstungskosten durch den Staat, Wiederaufnahme der vielfach verletzten porcischen Gesetze, durch die Bestimmung, daß über eines Bürgers Leben oder Freiheit nur das Volk zu richten habe, Übertragung der Untersuchungen über Erpressungen in den Provinzen von den Senatoren an die Ritter, was der Senatspartei ein schwerer Schlag war, Bestimmung der Ordnung, in welcher die Centurien stimmten, durch das Los u. s. w. Sein wichtigster und großartigster Vorschlag war aber die Ertheilung des Bürgerrechtes an alle italischen Bundesgenossen, wodurch ganz Italien ein Staat und an Stelle der blosen Stadt Rom Kern des Reiches geworden wäre. Gajus ist damals und später fälschlich angeschuldigt worden, nach der Tyrannis zu streben; der Inhalt seiner Reformen beweist das Gegentheil. Er trat nach Ablauf seiner Amtszeit ruhig in das Privatleben zurück. Als aber die Machthaber seine Gesetze wieder umstürzen wollten, geschah ein Tumult; er ließ sich auf der Flucht vor der Übermacht der Feinde von seinem Sklaven tödten und wurde mit 3000 Anhängern in den Tiber geworfen. Die Mutter der Gracchen überlebte die Söhne und freute sich gleich einer Spartiatin über ihren Heldentod. — Die

Ackergesetze des Tiberius wurden wieder aufgehoben, das Bundesgenossengesetz des Gajus gar nicht angenommen. Der Senat aber hatte sich schwer verrechnet. Nicht nur hatte er seine Macht nicht gestärkt, sondern war seitdem von dem Volke, das ihn früher gefürchtet, — verachtet. Die Zeit der edeln und uneigennützigen Volksmänner aber war vorbei; die Namen, die zunächst auftauchen, heißen Marius und Sulla, — Namen, welche die Menschheit schaudern machen.

Gestählt im Kampfe gegen Süd und Nord, gegen den Berberhäuptling Jugurtha, der Rom bereits eine käufliche Stadt nennen durfte, und gegen die wilden germanischen Kimbern und Teutonen, war Marius der erste „gemeine Mann", der zum Konsul Roms gewählt war und der erste Heerführer, der Roms Armeen aus Proletariern rekrutirte. In die Politik griff dieser kluge Haudegen zuerst nicht selbst ein, sondern ließ (100 vor Chr., im Geburtsjahre Cäsars) durch das Blut Anderer die Probe machen, was er wagen durfte. Es war die erste nicht für Ideale, sondern für rohe Gewalt unternommene Volkserhebung in Rom, als Saturninus und Glaucia, anfangs des Marius Werkzeuge, mit Bestechung und Mord arbeitend, aber ihres Freundes vergessend, sich an die Spitze zu bringen suchten, jedoch von der Senatspartei, an deren Spitze sich Marius gestellt, erschlagen wurden. Jetzt galt keine edle Regung mehr; umsonst versuchte (91) M. Livius Drusus, ein Glied der Senatspartei, im Wesentlichen dieselben Reformen zu erzielen, an denen die Grachen erlegen waren; er fiel durch Meuchelmord, und nun rächte sich die Zurückweisung des Bürgerrechtes der Bundesgenossen Italiens. Diese, mit Livius einverstanden gewesen, beschlossen, sich mit Gewalt zu helfen und gründeten (d. h. die Lukaner, Samniten, Marser, Picentiner u. A., später auch die Etrusker und Umbrer) einen italischen Staat mit der Hauptstadt Corfinium in den Apenninen, mitten zwischen beiden Meeren, die nun, ein großer Gedanke, Italica (oskisch Vitellia) heißen sollte. Sie stellten zwei Konsuln, zwölf Prätoren und ein Heer von 100.000 Mann auf. Nur die Latiner, wie die Städte mit deren Rechten, und einige Griechenstädte blieben Rom ergeben. Aber Rom war nicht glücklich; selbst durch Parteien zerrissen, mußte es den drohenden Sturz durch Verleihung des verlangten Bürgerrechtes (mit Ausdehnung auch auf das Po-Gebiet) abwenden. Gajus Gracchus war gerechtfertigt, Italien war Rom und es gab eine Million römischer Bürger. Durch das Gesetz des Marianers P. Sulpicius Rufus wurden die neuen Bürger (88 vor Chr.) auf die 35 Tribus vertheilt; aber nun entflammte der Bürgerkrieg mit allen seinen Greueln zwischen der bis aufs Messer gegen jede Erweiterung der politischen Rechte ankämpfenden Senatspartei unter Sulla und der Volkspartei unter Marius, während beide Führer an der Spitze ihrer Heere abwechselnd Rom ausmordeten. Von da an gehörte die Herrschaft den

Soldaten und die Bürger, denen die Bundesgenossen zu spät zugetheilt worden, hatten ihre Rolle ausgespielt. Nachdem die Marianer vernichtet, gab Sulla als Diktator (82) eine Reihe die Volksrechte niedertretender Gesetze. Die Tributkomitien verloren ihre gesetzgebende Thätigkeit völlig an die Centuriatkomitien, die Volkstribunen das Recht, Anträge an das Volk oder im Senat zu stellen, sowie die Fähigkeit, weitere Ämter zu bekleiden; der Senat erhielt die Gerichte wieder in die Hände und wurde um 300 Mitglieder vermehrt, auch die Priesterkollegien vergrößert. 120.000 Veteranen siedelte Sulla auf den Ländereien der Gemordeten an und 10.000 — durch seine Morde herrenlos gewordene Sklaven bildeten seine Leibwache. Nach seinem Tode (78) wurden seine Schöpfungen zwar von Führern, die sich beliebt zu machen suchten, wieder aufgehoben; aber dies war ohne Bedeutung und die Kraft des Volkes unheilbar zertrümmert, weil es seinen Charakter und seine sittliche Würde verloren hatte. Doch war dasselbe mit dem Senate der Fall, und beide Parteien waren gründlich entsittlicht. Obschon alle Italer nun am römischen Bürgerrecht theil hatten, war und blieb es doch ein römisches und konnte nur in Rom ausgeübt werden, indem die Römer nicht daran dachten, was auch gar nicht im Geiste der Zeit lag, das politische Leben auf die verschiedenen Gemeinden des Landes zu vertheilen. Bis zu den Revolutionen des 18. Jahrhunderts gab es keinen Begriff von Ausübung einer Staatshoheit an mehr als einem Orte. Die Bevölkerung der Hauptstadt und zwar die die Mehrheit bildende arme und abhängige Bevölkerung stellte daher das römische oder gar das italische Volk dar. Wehe ihm aber, wenn es nicht stimmte, wie es die Parteiführer, die zugleich Söldnerhäuptlinge waren, haben wollten! Dann wurde das Schwert in die Wahlurne geworfen und die Wähler mußten statt ihrer Stimmen ihr Blut hergeben. Gehorchte aber das Volk und that, was man haben wollte, so wurde es mit Getreide und Schauspielen belohnt. „Panem et Circenses“ war die Losung der Zeit; Bestechung und Gewalt regirte die sogenannte Republik. M. Ämilius Lepidus und M. Junius Brutus bezahlten ihren Versuch, die reaktionären Anordnungen Sulla's zu stürzen, mit dem Tode (78), ebenso Sertorius denjenigen, der marianischen Sache in Spanien eine Heimat zu schaffen (72), und der Sieger Pompejus war von da an der Herr der Lage. Umsonst brachen die zum Vergnügen des souveränen Pöbels ihr Blut verspritzenden Sklaven unter dem Thraker Spartakus die Ketten und machte vom Vesuv aus ein Menschenvulkan Rom zittern; umsonst drohte unter Mithradates der todtgeglaubte Orient noch einmal ein Weltreich zu erzeugen. Rom hielt sich, nicht mehr freilich durch die Charakterstärke seines Volkes, sondern durch die Waffen seiner Legionen, und deren Herr Pompejus konnte (71) das Volk mit der Gnade einer Aufhebung der sullanischen

Gesetze entzücken. Als er die Seeräuber gebändigt, als er den Mithradates und Tigranes vernichtet, konnte er erwarten, auch Rom zu seinen Füßen zu sehen. Bevor er aber nach Rom zurückkehrte, brach noch einmal die Furie der Anarchie in ihrer ganzen Gräßlichkeit aus. Die Verschwörung Catilina's und nachher der Skandalprozeß des Clodius legten der Welt ein Meer von Fäulniß offen. Zu einer Zeit, wo der Senat alles, was das Volk beschloß, zu hintertreiben, das Volk alles, was der Senat wollte, zu verwerfen gewohnt war, blühte der Weizen für solch eine konfiszirte Verschwörer- und für solch eine schamlose Wüstlingsnatur. Es war aber eine rechte Ironie des Schicksals, diesen beiden frivolen Realisten einen Schwärmer für Tugenden der Vergangenheit gegenüber zu stellen, der mit den Menschen einer entarteten Zeit so wenig zu rechnen verstand, wie ihr großer Gegner Cicero. Dieser gewandte Literat und politische Dilettant, den seine grenzenlose Eitelkeit trieb, sich für einen römischen Demosthenes oder gar Sokrates zu halten, wird uns als Schriftsteller und Denker, und zwar als größter der Römer, wieder begegnen; als Staatsmann kann er nur Bedauern erregen, da er nicht geschaffen war, zwischen den beiden Mühlsteinen der brutalen Gewalt und der schleichenden Hinterlist zerrieben zu werden. Und durch dies tragische Schicksal, das ihn, den volskischen Landmannssohn, zum Anwalte der verrotteten Nobilität und später zum Anhänger des Erfolgs machte, hat er seinen Ruhm leider beeinträchtigt. Ihn aber neben den dämonischen Charakteren seiner Zeit herunterzusetzen, statt seine Redlichkeit und Humanität hervorzuheben, ist ungerecht und wol nur der Manie für das Barocke zuzuschreiben.

Als nun Pompejus aus Asien zurückkam, fand er, in Folge der anarchischen Vorfälle während seiner Abwesenheit, die Lage der Dinge ungünstig und hatte keine andere Wahl, als sich mit seinem kräftigen Nebenbuhler, dem Marianer Cäsar zu verbinden. Es erfolgte das erste Triumvirat der Beiden mit dem reichen Crassus (59) zu Gunsten der Volkspartei und dem Senate zum Trotze, und das war die erste Vorstufe der unaufhaltsam herannahenden Monarchie, welche sich gleich der griechischen Tyrannis auf die Masse stützte und die Bevorzugten zu vernichten suchte, um des Vorzugs allein zu genießen. Die Triumvirate waren die Probe, welcher von den Bewerbern um die Alleinherrschaft das Zeug dazu habe. Auf das Zusammenwirken Ehrgeiziger mußte ein Bruch folgen und dann ein Ringen um die Krone zwischen den zwei Stärkeren, wobei der Schwächere von der Bühne abtrat. Während Cäsar Italien eroberte, konnte sein Werkzeug, der elende Clodius, eine Schreckensherrschaft führen, Cicero vertreiben und Pompejus unmöglich machen, bis er ein seiner würdiges Ende fand. Durch die Verwirrung bei diesem Anlasse stieg Pompejus wieder empor, und bald brach der neue Bürgerkrieg (der zweite große) aus, der von Spanien bis Makedonien wütete, bei Pharsalos

Cäsars Obmacht entschied und in Ägypten zu Ende gekämpft wurde (48). Das ganze Reich war erschüttert, um einen Mann emporzuheben, — die Monarchie war thatsächlich da, was Cato der jüngere auch ahnte und darum auch den Tod des Stoikers wählte. Der feile Senat bewilligte dem Sieger Bildsäulen, den Vorsitz bei öffentlichen Festen, das Recht über Krieg und Frieden, die Verfügung über die Provinzen, über Leben und Tod der Pompejaner, die Wahlen aller Magistrate mit Ausnahme der Tribunen und Ädilen, die Ehren des Volkstribunates, das Konsulat auf fünf Jahre und endlich die Diktatur auf ein Jahr, — nach dem afrikanischen Kriege aber die Diktatur auf zehn, die oberste Aufsicht über die Sitten (praefectus morum) auf drei Jahre, eine Statue von Erz auf einer Kugel (der überwundenen Welt) und mit der Inschrift „dem Halbgotte"; auch sollte er bei den öffentlichen Spielen das Zeichen zum Beginne geben u. s. w. Senat, Magistrate und Volksversammlungen waren neben ihm nur noch zur Form da und hatten nur seinen Willen zu erfüllen. Er feierte einen vierfachen Triumf an vier Tagen über Gallien, Ägypten, Pontos und Afrika, mit 72 Liktoren vor sich und vier weißen Pferden. Eine Beute von 65.000 Talenten (270 Millionen Mark) und 2822 goldene Kronen im Werte von 20.414 Pfund wurden zur Schau gestellt; der tapfere Kelte Vercingetorix wurde gefesselt einhergeführt und nachher ermordet. Nach dem Triumfe folgten Spiele von fünf Tagen, wobei 400 Löwen auftraten, sowie ein großes Land- und Seetreffen, zu welch' letzterm ein eigenes Wasserbecken gegraben war. Straßen und Plätze waren bei dem Triumfe mit Baldachinen von chinesischer Seide überdeckt, die damals zum ersten Male nach Rom gekommen. Jeder Soldat erhielt ein Geschenk von 5000 Denaren (3000 Mark), jeder Hauptmann 10.000, jeder Militärtribun 20.000, ja im Volke jede Person 100 Drachmen, 10 Scheffel Getreide und 10 Pfund Öl; auch wurde dasselbe an 22.000 Tischen mit Falerner- und Chierwein, Muränen u. s. w. bewirtet.

Seine Anhänger belohnte Cäsar mit Ehrenstellen und schuf zu diesem Zwecke 40 Quästoren, 16 Prätoren u. s. w., erhob viele Plebejer in das Patriziat und erweiterte den Senat auf 900 Mitglieder, wobei viele Plebejer und Provinzialen hinein gelangten. Strenge Gesetze wurden zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit, sowie gegen den Luxus erlassen, und zur Verminderung des Proletariates 80.000 Menschen aus Rom nach Kolonien in Spanien, Italien, Griechenland, Afrika, Asien u. s. w. geführt, wo sie Ländereien erhielten. Es wurde ein neues Forum angelegt und die Hausbesitzer angehalten, die Fußwege der Straßen mit Steinplatten zu belegen. Die Gerichtsbehörden wurden neu eingerichtet. Cäsars Kalenderreform erwähnten wir bereits (S. 420). Die Rechnung nach Sonnenjahren begann, nachdem im Jahre 46 zwei Schaltmonate von 67 Tagen dieselbe richtig

gestellt, am 1. Januar 45 vor Chr. Karthago und Korinth wurden wieder aufgebaut, als römische Städte freilich und so mehrere Plätze im Reiche neu gegründet.

Cäsar ist beschuldigt worden, die römische Freiheit unterdrückt zu haben. Ein solches Ding wie Freiheit gab es in Rom schon vor seiner Geburt nicht mehr. Er that was ein Mann von Geist zu seiner Zeit der ganzen Sachlage gemäß thun konnte und mußte. Er konnte die Römer nicht wieder zu Republikanern machen, wozu sie längst die Fähigkeit verloren hatten; so gewöhnte er sie wenigstens an Ordnung. Marius und Sulla hatten Rom mit Blut gefüllt; Cäsar überhäufte es mit Wolthaten, mit mehr als der damalige Pöbel, der ein Ungethüm wie Clodius als Führer verehren konnte, nur verdiente. Zu tadeln ist an Cäsar nur, daß er schlechte Mittel, besonders Bestechung anwandte, um zum Ziele zu gelangen; die Gewalt, zu welcher er stieg, hat er nicht mißbraucht. Zu tadeln ist ferner, daß er in Gallien grausam verfuhr; in Rom war sein Verhalten human und wolwollend. Er hat sogar politische Gegner zu Stellen erhoben und die Witwen und Waisen von Geächteten unterstützt. Er hätte demnach für Rom unstreitig viel Gutes wirken und ihm Alles geben können, ausgenommen den alten Römersinn, der unwiederbringlich dahin war, — wenn er nicht offen mit dem Streben nach der Krone umgegangen wäre. Dies war sein Verderben und sein Tod (44 vor Chr.). Und seine Mörder? Mord ist niemals zu billigen, außer in der unmittelbaren Notwehr. Diese war nicht gegeben und außerdem war der größte Fehler der Verschworenen, daß ihnen nicht klar war, was sie an die Stelle der Diktatur Cäsars setzen wollten. Brutus war eine ächte Römerseele, wie es wenige mehr gab, hatte aber neben sich catilinarische Existenzen und einen Cassius, dem es nur um Rache für verletzten Ehrgeiz zu thun war. Wie das römische Volk war, blieb ja den siegenden Verschwörern nichts übrig, als die Herrschaft Cäsars in derselben Weise wieder aufzunehmen, und was war damit gewonnen?

Cäsars Ermordung war für jene Zeit ein Unglück; Freiheit konnte sie nicht bringen und die Herstellung der Ordnung mußte von vorne begonnen werden. Alles wiederholte sich, die Gracchen in Brutus und seinen Genossen, Marius und Sulla im neuen Bürgerkriege, das erste Triumvirat im zweiten und schließlich Cäsar in Augustus. Die angefangene Monarchie wurde unterbrochen, ohne daß sie verhindert werden konnte und dies trug nur zu ihrer spätern Ausartung bei. Die Haltung des Volkes nach Cäsars Tod bewies die Thorheit der That; die Mörder erlangten kein Zeichen des Beifalls, thaten aber auch nichts, ihre Ziele auszuführen. Desto mehr that der schlaue Antonius, indem er Versöhnung mit den Mördern heuchelte, aber bei der Leichenrede Cäsars Testament verlesen ließ, welches jedem Bürger 75 Drachmen

vermachte und zum zweiten Erben nach Octavius den Decimus Brutus, einen der Mörder einsetzte, und dann theatralisch die blutige Toga und das Wachsbild mit den 23 Wunden dem Volke zeigte, worauf die Soldaten und Bürger ihre Kostbarkeiten in die Flammen des Scheiterhaufens warfen. Als nun die Verschworenen Rom verließen, um die Provinzen anzutreten, die ihnen ihr Opfer selbst bestimmt hatte, war ihre Sache verloren und sie gingen nicht unverdient bei Philippi unter. Es war dies das Werk der Versöhnung zwischen den Feinden Octavian und Antonius und des (zweiten) Triumvirates Derselben mit Lepidus. Der erste Dreimännerbund war nur eine Privatverabredung gewesen; der zweite war eine förmliche Besitznahme der Staatsgewalt. Gestützt auf ihre Heere beschlossen sie, sämmtliche Ämter im Voraus auf 5 Jahre zu besetzen, ihre Gegner durch Proskriptionen zu beseitigen und sich durch deren Vermögen die Mittel zu weiterm Vorgehen zu schaffen, und endlich die Provinzen unter sich zu theilen. Nachdem sie in Rom eingezogen, mußte das Volk ihren Vertrag bestätigen. Die Ächtungslisten wurden in schamloser Weise öffentlich ausgestellt; sie umfaßten 300 Senatoren und 2000 Ritter. Der Preis jedes Kopfes zu Gunsten des Angebers war 25.000 Drachmen für einen Freien, 10.000 und die Freiheit für einen Sklaven. Die Zeiten des Marius und Sulla kehrten wieder. Eine Jagd begann auf die Unglücklichen; der Verrat lieferte Viele in die Gewalt der Blutmenschen; aber Treue und Aufopferung retteten auch Manche. Cicero war unter den Opfern. Als die Morde nicht Gelt genug einbrachten, wurde zu den scheußlichsten Erpressungen (200 Millionen Drachmen) geschritten, sogar bei Frauen, wogegen die mutige Rednerin Hortensia auf dem Forum mit Erfolg auftrat. Auch die Soldaten durften einzeln rauben und erpressen. Ein großer Theil der Bewohner Italiens wurde von Haus und Hof vertrieben und ihre Güter unter die Soldaten vertheilt. Damit auch der Hohn nicht fehle, wurde befohlen, den 1. Januar 42, wo die Triumvirn den Eid leisteten, die Einrichtungen Cäsars aufrecht zu erhalten, als Freudenfest zu feiern, ebenso Cäsars Geburtstag als ein Fest und seinen Todestag als Trauertag. Und was waren die Folgen? Die Truppen schüttelten alle Mannszucht ab, verwüsteten das Land, trotzten ihren Anführern und lehnten sich auf, ja tödteten Solche, die nicht ihren Willen thaten. Ein großer Theil der Bewohner irrte ohne Obdach umher, die Ländereien blieben unbebaut, überall walteten Mord und Raub. Bald rächte sich auch der im Triumvirate liegende Fluch und der Kampf um die Weltherrschaft drohte schon 40 vor Chr. zwischen dem klug berechnenden Schwesterenkel und Adoptivsohn Cäsars und dem schwankenden, in den Armen Kleopatras schwelgenden und die Unabhängigkeit des Ostens planenden Antonius (Lepidus war beseitigt wie früher Crassus) und brach 33 auch aus; die Schlacht bei Aktion (31) entschied wie zu

erwarten war, und in Ägypten fand das leichtfertige Paar den seines Lebens würdigen Untergang.

Octavian war nun Alleinherrscher; er hatte nach dreizehnjährigem Ringen mühsam wieder hergestellt, was sein Adoptivvater begonnen. Die Monarchie war auf die Dauer, auf den Rest des Bestehens eines römischen Staates gegründet und sie war damals das einzig Mögliche; ohne sie konnte nur noch Anarchie sein. Freilich haben mehrere der späteren theils blödsinnigen, theils bestialischen Kaiserlinge auch beides miteinander zu verbinden verstanden. Das römische Volk war eben durch die Eroberungssucht, wie früher das persische (Bd. I. S. 551), unheilbar zerrüttet; denn es hatte dadurch seine Eigentümlichkeit aufgegeben und seinen ursprünglichen Charakter verloren. Die Extreme thun nie gut. Die Griechen sind durch allzuviel Zersplitterung, die Römer durch allzuviel Einheit zu Grunde gegangen. Die Römer zerstreuten sich in Kolonien über das ganze Reich, während Völker von allen Weltgegenden nach Rom strömten, wodurch die Grenzen der Nationen völlig verwischt wurden. Die politischen Systeme des Altertums waren verfehlt; bei dem modernen System des Gleichgewichtes, soviel Mängel es auch hat, ist nicht einzusehen, wie und wodurch ein Volk untergehen sollte*). Es ist höchst merkwürdig, mit welcher Klugheit, Thatkraft und Folgerichtigkeit Octavian vorging, um die Alleinherrschaft zu erlangen, ohne den in Rom verhaßten Königstitel anzunehmen, dessen bloser Klang die Dolche geschliffen, welche Cäsars Herz durchbohrten. Octavian hat genau des Großoheims Leben und Streben studirt und besser kopirt als ein moderner Neffe das des Onkels. Hatte er kein Mittel gescheut, an die Spitze des Staates zu gelangen, so verfuhr er nun, seit er ohne Nebenbuhler war, gleich Cäsar mild und menschenfreundlich. Das Zeitalter des Augustus, welcher Titel durch ihn zum Namen wurde, ist sprichwörtlich geworden, wie das des Perikles. Unmerklich vereinigte er durch einzelne Akte nach und nach alle Ämter, deren Ausübung zur dauernden Alleinherrschaft gehörte, in seiner Person und vermied sogar allen Prunk, um seine Absicht nicht hervortreten zu lassen, bis am Ende Senat und Volk bemerkten, daß sie nichts mehr zu bedeuten hatten. Der Senat erhob, während Octavian noch im Morgenlande weilte, den Tag von Aktion und den seiner Rück-

---

*) Wenn wir von den sich abgeschlossen haltenden Chinesen und Ägyptern absehen, so hatten folgende Völker die angegebene Zeitdauer selbständiger Bedeutung: Assyrer und Babylonier 2000, Hebräer 700, Perser 200; Griechen 500, Römer etwa 1000 Jahre (bis um 300 nach Chr., wo Barbaren aller Nationen den Staat zu lenken anfingen), — während die jetzigen europäischen Nationen bereits 1000—1500 Jahre alt sind, ohne ein Zeichen von Auflösung darzubieten.

kehr zu Festtagen, ordnete Gelübde, Feste und Spiele zu seinen Ehren an und reihte seinen Namen unter diejenigen der von den Saliern (oben S. 430) angerufenen Götter ein. Octavian begann sein Wirken in Rom mit einem dreitägigen Triumf über Dalmatien, für Actium und über Ägypten, wobei eine Statue der sterbenden Kleopatra statt ihrer selbst und zwei ihrer Kinder aufgeführt wurden. Bei den folgenden Spielen traten zum ersten Male in Rom ein Nashorn und ein Nilpferd auf. Jeder Soldat erhielt 1000 und jeder Bürger 400 Sestertien, 120.000 Veteranen Grund und Boden und die bisherigen Besitzer eine Entschädigung von 860 Millionen Sestertien. Auch erließ er seinen Schuldnern die Zahlung und verwendete für Tempel und deren Schmuck 100 Millionen Sestertien. Die im Orient gewonnenen Schätze verursachten das Sinken des Zinsfußes auf ein Drittel des bisherigen. Auch er schuf neue Patriziergeschlechter, stellte den seit 70 in Unordnung geratenen Census wieder her, wobei sich etwas über vier Millionen Bürger (d. h. erwachsene Männer) ergaben, und reinigte den auf tausend Mitglieder angewachsenen Senat, den er durch Ausstoßung Unwürdiger auf 600 herabsetzte. Die Würde eines Princeps dieser Behörde erhielt er durch seinen Kollegen (als Konsul) Agrippa, erklärte aber im Übrigen nur die Ämter eines Konsuls und Tribuns bekleiden zu wollen. Aber der Senat bewog den gewandten Schauspieler, auch das Imperium und die Hälfte der Provinzen zu behalten; die anderen hatte der Senat zu besetzen, aber auch über diese erhielt Augustus, wie er jetzt laut Senatsbeschluß hieß, später die Oberstatthalterschaft. Nach vorheriger Ablehnung nahm er endlich (19 vor Chr.) auch die Aufsicht über Gesetze und Sitten, das Recht Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen und die konsularische Gewalt auf Lebenszeit an. Dazu kam 12 vor Chr. seine Wahl zum Ober-Pontifex, so daß er Kaiser-Papst war, und da man ihm bereits Tempel baute, auch Gott dazu. Befestigt wurde dieses System durch Errichtung von neun Prätorianer-Kohorten, jede zu tausend Mann, in Rom, das bisher von keiner bewaffneten Macht hatte betreten werden dürfen, — und durch Aufhebung der Steuerfreiheit der Bürger, welche seit 29 vor Chr. 1 Procent von allen in öffentlicher Versteigerung verkauften Gegenständen, seit 6 nach Chr. 5 Procent von allen nicht auf Nächstverwandte übergehenden und wenigstens 100.000 Sestertien betragenden Erbschaften und seit 7 nach Chr. 2 Procent für Verkauf von Sklaven bezahlen mußten. Eine weitere Entwickelung des römischen Staatswesens konnte es nicht geben; denn es galt nur noch ein Wille und die zwar fortbestehenden Ämter der Republik verloren ihre frühere Bedeutung. Nur die eine Thatsache enthält eine scheinbare Neuerung, daß am Anfange des dritten Jahrhunderts das römische Bürgerrecht an alle freien Reichsangehörigen erteilt wurde und so kein Vorrecht der Italiener mehr bildete, womit

der Ausbau des Reichs noch vor Thorschluß vollendet war, was aber grade die römische Nationalität verschwinden machte.

Für die politischen Zustände unter den Kaisern sind die inneren Reformen des Augustus in der Verwaltung und Organisation des Staates wol größtentheils maßgebend.

Augustus theilte die Stadt Rom in 14 Regionen und setzte ihrer Polizei und derjenigen eines Umkreises von 10 Meilen den Stadtpräfekten vor, welche Würde Mäcenas zuerst bekleidete. Die Organe der Polizei waren die in der Stadt stationirten Truppen. Das übrige Italien theilte er in 11 Regionen mit besonderen Verwaltungsbehörden*). Damit alle römischen Bürger sich an den Volksversammlungen betheiligen konnten, war es den Behörden der Städte (Dekurionen) gestattet, für die Wahlen in Rom bei Hause abzustimmen und das Ergebniß nach Rom zu senden, was aber freilich unter der Alleinherrschaft eine leere Form war.

Auch ordnete Augustus eine Volkszählung an, sowie eine Kataster-Vermessung und Schätzung der Grundstücke zum Zwecke billiger Vertheilung der Grundsteuern. Neben dem Senate wurde ein engerer Rat aufgestellt, welcher den Imperator in den wichtigsten Staatsgeschäften unterstützte. Die Beamten, welche früher nur um die Ehre gedient hatten (abgesehen von den Erpressungen), erhielten seit Augustus Gehalte und wurden auch nach diesen benannt, z. B. sexagenarii mit 60.000, centenarii mit 100.000 Sestertien Gehalt u. s. w. Der Senat war nur noch eine willenlose Versammlung von Würdenträgern ohne Einfluß und Macht, und die Magistrate wirkten nur noch als Werkzeuge des Kaisers. Zu gleicher Zeit wie die Macht ging diesen Behörden auch der streng römische Charakter verloren. Cäsar hatte es gewagt, Gallier in den Senat zu bringen, über welche das Volk spottete, daß sie die Hosen mit der verbrämten Toga vertauscht hätten, und 40 vor Chr. wurde das erste Mal ein Nichtrömer (Spanier) Konsul. Augustus war gut italisch gesinnt und suchte Fremde fern zu halten; aber den nun zu Italien gehörenden cisalpinen Galliern konnte er nichts anhaben. Claudius dagegen trieb Ausländerei aus Vorliebe, und seit Trajan, ein Spanier, Kaiser geworden, gab es kein Vorrecht Italiens mehr. Unter ihm war bereits ein Mauretanier Konsul, sowie mehrere Asiaten und Afrikaner Senatoren. Haßten auch die geborenen Römer fortwährend alles Fremde, so konnten sie dem kosmopolitischen Zuge der Zeit nicht Halt gebieten, welcher die schon zur Zeit der Nachfolger Alexanders aufkeimende Richtung der Verwischung aller Unterschiede der Nationalität bis zu ihren äußersten Konsequenzen verfolgte.

*) 1. Campania, 2. Apulia et Calabria, 3. Bruttii et Lucania, 4. Samnium, 5. Picenum, 6. Umbria, 7. Etruria, 8. Aemilia, 9. Liguria, 10. Venetia et Histria, 11. Transpadana.

Auf den Senat waren zwar die Befugnisse der nunmehr überflüssigen Volksversammlungen übergegangen. Er hatte gesetzlich das Recht, die Staatsgewalt zu übertragen und einzuziehen, daher die Kaiser ein- und abzusetzen. Er hat es zwar selten ausgeübt; aber zwei Jahrhunderte lang ehrten die Kaiser, einige Scheusale ausgenommen, die Senatoren als Ihresgleichen. Nachdem mehrere altrömische Familien ausgestorben, wurden die Lücken im Senate theils, wie erwähnt, durch Fremde, theils durch Ritter, theils auch durch Leute niedern Standes, ausgefüllt. Es stiegen sogar ganz gemeine Subjekte empor, wenn sie sich den Parteiführern, Triumvirn oder Kaisern nützlich oder angenehm zu machen wußten. In Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. gab es mehrere senatorische Familien, die von Freigelassenen abstammten. Als Beispiel, wie man damals emporstieg, möge folgender Stammbaum dienen: Ein freigelassener Flickschuster hatte zum Sohn einen Spekulanten mit Staatsgütern, zum Enkel einen Ritter und Finanzbeamten, zum Urenkel einen Konsul und Censor und zum Ururenkel einen Kaiser (Vitellius). Das hinderte aber Schmeichler nicht, die Familie von Faunus, dem König der Aboriginer und der Heroine Vitellia abzuleiten. Je weniger mehr von den alten Familien vorhanden waren (am Ende der Republik leiteten sich noch ihrer fünfzig von den Troern her), um so mehr schwand das Ansehen des Adels, obschon die Fabrikation von Stammbäumen eine eitle Liebhaberei der Emporkömmlinge blieb. Mehr Gewicht gab den Senatoren fortan ihr Reichtum. Es gab Solche mit einem Jahreseinkommen von drei Millionen Mark und mehr und mit im ganzen Reiche zerstreuten Gütern. Die Quellen dieses Mammons waren Handels- und Geltgeschäfte (Wucher), Ausbeutung der Sklavenarbeit, Bergwerke und Fabriken, besonders Ziegeleien, sogar Gastwirtschaften und Märkte auf den Gütern, dann die den Senatoren offenstehenden Ämter mit ihren reichen Gehalten (der Prokonsul von Afrika bezog eine Million Sestertien) und — Erpressungen, dann Reden vor Gericht (Anklagen und Vertheidigungen im Interesse von Gewaltigen), reiche Heiraten und endlich Geschenke der Kaiser. Doch traf die Nemesis Manche, die durch Verschwendung oder Mißlingen ihrer „Geschäfte" in Schulden gerieten und oft die Kaiser oder Standesgenossen um Unterstützung angingen.

Unter den Magistraten wurden die Konsuln durch den Kaiser, die übrigen auf Vorschlag des Letztern durch den Senat gewählt, erst in mündlicher, seit Trajan in schriftlicher Abstimmung. Oft aber wurde der Rang und Titel eines Amtes ohne dessen Beschäftigung als Ehrensache nachgesucht und verliehen, wobei die schamloseste Kriecherei den Ausschlag gab. Im Jahre 107 nach Chr. mußte der Senat den Bewerbern um Ämter die Bestechung durch Geschenke, Gastmäler u. s. w. verbieten. Über den Senat verfügten die Kaiser und stießen nach Be-

lieben die ihnen Mißfallenden aus. Die Senatoren mit Inbegriff der im Senate sitzenden höheren Magistrate bildeten den obersten Stand des Reiches; nach ihnen kam derjenige der Ritter. Während Jene in Rom und nur vorübergehend als Beamte in den Provinzen wohnten, waren Diese im ganzen Reiche zerstreut. Ihr Abzeichen war ein goldener Ring. Erforderlich zur Ritterwürde war ein Vermögen von 400.000 Sestertien, freie Geburt und Abstammung, Unbescholtenheit und Enthaltung von unehrbarem Erwerbe. Alle diese Erfordernisse mit Ausnahme des Census wurden aber immer weniger beachtet und selbst letzterer durch Geschenk an Freigelassene illusorisch gemacht, so daß bereits unter Hadrian Leute der gemeinsten Sorte Ritter waren. Den Übergang von Diesen zu den Senatoren bildeten die senatorischen Ritter, außer denen es noch verschiedene Abstufungen im Ritterstande gab. An Reichtum wetteiferten dessen Mitglieder oft mit den Senatoren. Dieselben hatten stets die ersten Ansprüche auf Offiziersstellen im Heere, dann auf Finanzämter in Rom und den Provinzen, seit dem zweiten Jahrhundert auf kaiserliche Hausämter und andere hohe Stellen, und wenn sie Juristen waren, besonders auf die Richterämter. So leicht man unter Umständen vom Manne des Volkes zum Ritter und von diesem zum Senator aufstieg, so groß war doch stets die Eifersucht zwischen den beiden oberen Ständen und der Stolz ihrer Mitglieder auf die Würden, die sie besaßen.

Da sich die kaiserliche Würde, wie wir sahen, nur nach und nach durch Erweiterung der Befugnisse des Augustus ausbildete, entstand auch nur allmälig ein kaiserlicher Hof, wurde jedoch mit der Zeit so maßgebend in Rom, daß sich das ganze Reich um denselben bewegte, wie die Planeten um die Sonne. Je nachdem der Kaiser ein Staatsmann, Philosoph, Musiker, Hausvater, Schwelger, Narr oder Ungeheuer war, wurde es Mode in Rom und im Reiche, politisch, philosophisch, musikalisch, haushälterisch, luxuriös, verrückt oder blutdürstig zu sein. Dummköpfe kauften Bücher, wenn der Kaiser gelehrt, Gesunde nahmen Arzneien, wenn der Kaiser kränklich war. Des Kaisers Lieblingsgerichte schmackhaft zu finden, war eine Pflicht treuer Unterthanen.

Wie ein Privathaus betraute auch der Kaiserhof in der ersten Zeit, bis auf Vitellius, mit den häuslichen Verrichtungen Freigelassene und Sklaven*). Nachdem aber einerseits die Hofämter so wichtig geworden wie Staatsämter und anderseits die römischen Bürger oder nun Unterthanen selbst so gut wie Freigelassene oder Sklaven geworden, drängten sich die Ritter zu den höheren Hofämtern und überließen den früheren Inhabern die untergeordneten Stellen. Stehende Regel war dies seit Hadrian und bildete sich in der Weise weiter, daß aus diesen Beamten

*) Friedländer a. a. O. I. S. 59 ff.

unter Konstantin eine wirkliche Büreaukratie wurde. Die höchste Stelle, zu welcher es Freigelassene seitdem bringen konnten, war die des Oberkämmerers (praepositus sacri cubiculi); seit völliger Orientalisirung des Hofes wurde sie sogar von Eunuchen bekleidet. Diese Freigelassenen waren meist Griechen, Vorderasiaten und Ägypter, — ein schändliches, zugleich kriecherisches und freches, heimtückisches und bigottes Gesindel, das sich auf die schamloseste Weise bereicherte. Sie verkauften Steuerfreiheit und Straflosigkeit, sowie Besteuerung und Bestrafung von Feinden, plünderten Alles ohne Bedenken aus und überboten an Luxus die reichsten Römer. Die des Nero suchten ihren Herrn an Ruchlosigkeit noch zu übertreffen. Oft stiegen solche Leute in den Ritter- oder Senatorenstand; oft erhielten sie auch ohne dies nach dem Tode prachtvolle Denkmäler. Senatoren und Magistratspersonen krochen vor ihnen und gaben ihnen ihre Töchter zur Ehe.

Die wichtigsten und einflußreichsten Hofämter waren: das des Rechnungswesens (a rationibus), das der Bittschriften und Beschwerden (a libellis) und das der Depeschen und Briefe (ab epistulis). Von großem Einfluß waren aber auch die Hofschauspieler und Hoftänzer (beider Geschlechter), die oft die wirksamsten Fürsprecher waren; letzteres gilt namentlich auch von den kaiserlichen Favoritinnen und Lieblingsknaben, von welchen Letzteren Antinoos unter die Sterne versetzt worden ist. Panthea aus Smyrna, Geliebte des Kaisers Lucius Verus (Mitregent des Marcus Aurelius) wurde von Lucian als neue Aspasia oder Sappho gefeiert. Commodus und andere Kaiser hatten förmliche Harems, aus deren Schos ihnen nicht selten der Untergang bereitet wurde. Sogar die Sklaven der Kaiser maßten sich hochfahrendes Benehmen und Protektormienen gegenüber den Unterthanen an. Anspruchloser und mehr ihrem Berufe lebten die Prinzenlehrer, Hofärzte, Hofastrologen; doch richteten die beiden letzten Klassen durch Gift und Aberglauben manches an, was Anderen versagt war. Je nach ihrer Neigung zogen die Kaiser auch noch andere Personen an den Hof, an die Tafel und auf Reisen, z. B. Nero Sänger, Spaßmacher und Athleten, Hadrian Philosophen und Künstler, Andere begnügten sich mit Schmeichlern und Schmarotzern. Stets schwebte über diesen Höflingen das Damoklesschwert der kaiserlichen Ungnade und oft überraschte sie der jäheste Sturz. Vielfach wurden Kinder am Hofe erzogen, um den Prinzen Gesellschaft zu leisten; aus ihnen wurden später solche Günstlinge und Höflinge, wie sie eben erwähnt sind, oder auch — Nachfolger der Kaiser.

Die römischen Kaiser hielten früh Morgens, wenn sie aufstanden, ein Lever, bei dem ihnen die Senatoren und Günstlinge, oft auch deren Familien aufwarteten. Leutselige Kaiser, wie namentlich Vespasian, hatten ein offenes Haus für Jedermann. Am Neujahrstage brachte man dem Kaiser Geschenke und erhielt auch solche. Wegen der großen Masse der

Glückwünschenden dauerte die Gratulation oft den ganzen Januar hindurch. Eine Prätorianerkohorte hielt im Palaste Wache und mußte bei argwöhnischen Kaisern, z. B. Claudius, die Eintretenden nach Waffen untersuchen. Je mehr die orientalische Hofsitte überhandnahm, desto unzugänglicher wurden die Kaiser. Tiberius schaffte die Sitte ab, die Freunde mit einem Kusse zu empfangen; Caligula ließ sich bereits die Hände oder Füße küssen. Das Kleid des Empfanges war die Toga; Nero machte sich durch nachlässiges Erscheinen in der Tunica verhaßt. Domitian setzte die Besuchenden durch seinen finstern Blick in Angst und Furcht; Trajan empfing sie heiter und freundlich. Häufig hielten die Kaiser große Gastmäler, wozu sie Auserwählte aller Stände einluden. Bei diesen Gelegenheiten zeichnete sich der Charakter der Kaiser besonders. Domitian aß vor der Tafel, um bei derselben auf alles, was gesprochen wurde, aufmerken zu können; Trajan war fröhlich mit den Fröhlichen und liebte wissenschaftliche Unterhaltung. Commodus trieb große Verschwendung, Pertinax war fast knickerig. Das übrige Verhalten der Kaiser, die Unthaten der Einen, die Wolthaten der Anderen, sind durch die politische Geschichte bekannt und erstere zeigen nur, daß sich die, welche durch die Charakterlosigkeit des Volkes an die Spitze des Staates gehoben und zu Göttern gemacht wurden, schlechterdings über jedes Gesetz erhaben glauben mußten. So war das freiheitstolze Rom zu der Unterthänigkeit der von ihm verachteten und überwundenen morgenländischen Völker herabgesunken, und was den Nachfolgern Alexanders, welche diese Besiegten nachahmten, den Untergang brachte, führte auch das entartete Rom demselben entgegen.

Das römische Reich, dessen Bahn zur Größe und Macht wir nun in kurzen Zügen gezeichnet, hatte die Keime seines Verfalles in sich selbst, nämlich in seiner Soldatenherrschaft. Anmaßende Kriegsknechte und ein feiges Volk können auf die Entwickelung eines Reiches niemals in günstiger Weise einwirken, sondern führen selbes unaufhaltsam dem Untergange zu. Wol hatte Rom über hundert Jahre lang, von Vespasians Regirungsantritt bis zum Tode des Marcus Aurelius, in Mehrzahl treffliche Herrscher; aber es war eben nur ihre Persönlichkeit, welche damals die Zustände des Reiches besser gestaltete. Was vorher schon das letztere erschüttert: die vier elenden Nachfolger des Augustus und die Bürgerkriege, welche nach Nero's Abgang drei Eintagskaiser lieferten, hatten den faulen Grundschaden in solchem Grade noch verschlimmert, daß die Regirung der beiden ersten Flavier, Nerva's, Trajans und der beiden Antonine in ihrem ganzen Dasein wie ein Wunder erscheint. Nach des Marcus Aurelius Tod aber (180) brach das Verderben in vollem Maße herein. Das Reich hatte seine Blüte, in welcher längst der Wurm saß, vollends abgestreift, und vereinzelte gute Kaiser, welche noch hier und da auftauchten, konnten keine Besserung mehr erzielen.

Die Prätorianer und mit ihnen abwechselnd die Legionen waren nun unumschränkte Herren des Trones, den sie nach Belieben durch Mord säuberten, um ihre Auserwählten, d. h. die Meistbietenden darauf zu erheben. Was in den 18 Monaten des Schreckens zwischen Nero und Vespasian Ausnahme gewesen, wurde jetzt Regel. Zudem war das Reich thatsächlich kein römisches mehr, sondern ein Weltreich mit der Hauptstadt Rom. Nicht nur die Krieger, welche die Kaiser machten, waren allen möglichen Nationen entsprossen und fast nie mehr wirkliche Römer, ja nur zu kleinem Theile Italiener; auch die Kaiser selbst waren seit dem Spanier Trajan beinahe fortwährend Fremde, oder wenn auch in Rom geboren, von fremder Abkunft. Ein Reich ohne Nationalcharakter ist aber dem Untergange geweiht, wie heute das türkische zeigt. Commodus, der Nacheiferer eines Nero und Domitian, eröffnete würdig diese traurige Periode jahrhundertelangen Sterbens eines großen Reiches. Nach Pertinax' Tode (193) traten die ersten Gegenkaiser auf, drei in verschiedenen Reichstheilen; und von da an überwog im Reiche der Nebenbuhlerkrieg den gegen äußere Feinde. Man sah einen Brudermörder Caracalla, einen frömmelnden und blutgierigen Wüstling Heliogabal auf dem Trone und nach des edeln Alexander Severus Mord (235) zum ersten Male auch einen wirklichen Barbaren, den Thraker Maximin, der freilich Rom nie sah, obschon der Senat vor ihm zitterte. So war nun selbst die Herrschaft der Civilisation vernichtet, — eine bittere Nemesis dafür, daß die Civilisation Roms die Humanität preisgegeben hatte. Anarchie trat nun mit ihren wildesten Schrecken ein; in allen Provinzen tauchten Kaiser auf und in Blut wieder unter; die Ironie der Geschichte ließ einen Araber auf Roms Tron sitzen, als die „ewige Stadt" ihr tausendjähriges Bestehen feierte, und bald darauf war die Zahl der Prätendenten so gestiegen, daß man sie unkritischer Weise die „dreißig Tyrannen" nannte. Im Osten und im Westen des Reiches behaupteten edle Frauen weite Provinzen unter eigener Herrschaft, die Syrerin Zenobia und die Gallierin Victoria. Mit Ersterer schien eine neue Kulturentwickelung des Orientes unter der Ägide griechischer Bildung anheben zu wollen. Wol stellte der Pannonier Aurelian durch Überwindung der Partikularisten eine eisern-blutige Einheit her, aber nur vorübergehend. Umsonst war es auch, daß nach ihm Probus den großen Grenzwall in Germanien vom Rhein zur Donau (Teufelsmauer) errichtete. Auf allen Seiten der Nordgrenze des Reiches drangen bereits deutsche Stämme heran und herüber und Probus hatte ihnen selbst in seiner Heimat Pannonien Sitze angewiesen. Die Völkerwanderung hatte bereits begonnen, über hundert Jahre *vor* dem Einfalle der Hunnen; ja es geschah jetzt nur in rascherer Folge, was von Seite der Brennischen Gallier fast 400 und der Kimbern-Teutonen etwas über 100 Jahre vor Chr. geschehen und eigentlich seit dem Dasein des Menschengeschlechts

fast beständig vor sich gegangen war (s. Bd. I. S. 15 ff.). Zu der innern Gefahr war eine äußere gekommen; statt der Römer, welche bereits Dakien verloren, traten die nordischen Völker als Eroberer auf, wie es unser nächster Band des Nähern zeigen wird. Was aber das Innere des Reiches betrifft, so zeigte sich die Arznei als ein Mißgriff, welche der Dalmatier Diokletian anzuwenden versuchte: die Theilung der Herrschaft. Es wurden zwei Auguste mit zwei Cäsaren eingesetzt und das Reich in vier Theile unter sie zerschnitten (nämlich 1. Spanien, Gallien und Britannien, 2. Italien, Afrika und die Donauländer, 3. Griechenland, Illyrien und Thrake, 4. Asien und Ägypten, — was aber später mehrfach abgeändert wurde). Das vermehrte nur die Beamten- und Militärwirtschaft und führte den orientalischen Despotenstil (den spätern Byzantinismus) ein. Es ging nicht lange, so brach der wildeste innere Krieg zwischen den Augusten und Cäsaren aus. Die Unterbrechung dieser Theilherrschaft benutzte Konstantin (330) zu einem neuen Mißgriff, zur Verlegung der Reichshauptstadt an den Bosporos, wodurch das „Römerreich" Rom preisgab und die alte Geschichte ein Ende hatte. Es gab kein antik-römisches Reich mehr, sondern das christlich-byzantinische mit völlig veränderten Einrichtungen war da, woran der spätere Verlust Italiens so wenig mehr etwas änderte, als derjenige anderer Provinzen.

Zweiter Abschnitt.

Die Früchte der Weltherrschaft.

A. Sitten und Luxus.

Die Zeit der römischen Kaiser gilt für eine der unsittlichsten oder gar für die unsittlichste Periode der Weltgeschichte. Warum die Römer an sittlichem Werte abgenommen haben, wissen wir bereits; die Eroberungssucht war die Ursache der Ausbildung ihrer schlimmeren Anlagen und Fehler zu Lastern, und das Aufhören der politischen Freiheit nahm ihnen auch selbst den Glauben an ihre Würde und machte Kriecherei und Heuchelei mit Notwendigkeit zu dem, was die größten Annehmlichkeiten des Lebens verschaffte. Jedes Volk ist in sittlicher Beziehung immer das gewesen, wozu Lage und Klima seines Landes und die aus diesen Faktoren hervorgehenden Ereignisse es machten, und die Römer des Kaiserreichs waren daher im Verhältnisse zu den bestimmenden Um-

ständen nicht schlimmer als andere Völker. Das Großstadtleben hat aber überdies noch seine besonderen Folgen. Das enge Zusammenleben und der tägliche lebhafte Verkehr, die nahe und bequeme Gelegenheit zum Kosten aller Genüsse verleiten, wie zu einer eifrigern Bethätigung im idealen Gebiete, in Kunst und Wissenschaft, auch zu einer unbedenklichen Benutzung der Gelegenheiten zu materiellen Vergnügungen, in welchen die Vernunft nicht gefragt wird und ein Schritt zum andern führt bis zum Vergessen und gar Verachten aller Grundsätze. Rom war aber die größte Großstadt des Altertums. Das Leben Babylons wiederholte sich hier und verband sich mit dem geschäftlichen Verkehr Alexandria's und der Verfeinerung Korinths und Athens. Die Markthallen der Weltstadt waren mit allen Kostbarkeiten der Provinzen vom Eufrat bis zum Ocean, von der Sahara bis zur Donau und weiterer Länder, mit arabischen Wolgerüchen, indischen Diamanten, chinesischer Seide gefüllt. Alle Nachrichten aus den Reichen der Natur, der Politik, des Kriegs strömten hier zusammen. Alle Merkwürdigkeiten von nahe und fern wurden dahin gebracht (oben S. 444); Kaufleute, Künstler, Gelehrte aus der ganzen bekannten Welt trafen sich da. Ein solches Menschengewühl stieß und drängte sich täglich in den Straßen, daß das Fahren von Wagen und das Reiten in denselben untersagt werden mußte. Ausziehende Truppen, religiöse Prozessionen, Thiere und Gladiatoren für die Festspiele, Menschen in den manigfaltigsten Trachten, von den orientalischen Kaftanen und Turbanen bis zu den Thierfellen tätowirter Wilden aus den germanischen Wäldern drängten sich und die verschiedensten Sprachen schwirrten durch die Luft der Anderthalbmillionenstadt (oben S. 360). Da war natürlich ein reiches Feld für Diebe und Schwindler, Wucherer und Fälscher, Kuppler und Dirnen, Gaukler und Schauspieler, und es ertönte Tag und Nacht hindurch ein wilder Lärm in allen möglichen Tonarten; denn die Wagen, welche Tags nicht fahren durften, hatten Nachts das Recht dazu; auch wurden die Armen Nachts begraben und alle unsauberen Gewerbe trieben da ihr Wesen, so daß es mit der polizeilichen Sicherheit Roms sehr schlecht bestellt war. Neben diese Schattenseiten des Großstadtlebens traten noch gefährlichere. Außer den bereits erwähnten täglichen Feuersbrünsten und Häusereinstürzen gab es auch häufige Überschwemmungen des Tiber, Erdbeben, in Folge der socialen Mißstände Theuerungen, in Folge des engen Zusammenwohnens, des ungesunden Klimas und der Einschleppung aus dem Orient durch das Heer Seuchen aller Art. Das Proletariat stellte eine erschreckende Menge dar und gab demjenigen der modernen Großstädte nichts nach. Am 1. Juli war die Zeit des Mietzinses und da sah man Arme in Menge, von den harten Hausbesitzern ausgetrieben, ein anderes Obdach suchen oder auch in Ermangelung eines solchen sich unter freiem Himmel, auf Brücken, vor Tempeln, auf dem Felde vor

den Thoren einquartiren und mit Zurschautragung aller Schäden und Gebrechen das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nehmen.

Doch fielen auch, wie wir bereits wissen, ebenso erstaunliche Glückswechsel vor wie heutzutage, weniger durch den Großhandel, für welchen Rom weder den Platz noch die Leute hatte, als durch Gewerbe, Kram und Abhaltung von Versteigerungen, wobei es unter einer solchen Volksmasse nie an Kunden fehlte (s. oben S. 380), namentlich seit Zunahme des Luxus. Das Interesse dieser Leute an Ruhe und Ordnung und ihre Innungen unter dem Schutze besonderer Götter trugen sehr viel zur Befestigung der diktatorischen und später der kaiserlichen Herrschaft bei. Das Nämliche war der Fall mit den Klienten, welcher Name nicht mehr bezeichnete was früher (oben S. 383), sondern abhängige Trabanten der Reichen und Vornehmen, welche ihnen aufwarteten, sie begleiteten und ihnen gegen Speisung und Geschenke an Gelt und alten Kleidern, bisweilen auch freie Wohnung oder ein kleines Grundstück, Dienste aller Art leisteten, für ihre Popularität sorgten und sich die verächtlichste Behandlung gefallen ließen, sogar von Seite der Sklaven ihrer Patrone. Nicht besser auch waren Die, welche in Folge von Mißgeschicken oder auch aus Neigung ohne Geschäft höchstens mit Genüssen den Tag todt schlugen. Ein Rom, dessen große Mehrheit aus abhängigen Geschäftsleuten, Klienten, Müßiggängern (Ardelionen), Freigelassenen und Sklaven bestand, — wie konnte das frei sein, wie seine Größe bewahren? Um so mehr ist es zu verwundern, daß es noch hin und wieder Züge altrömischen Charakters gab*). Derselbe verschwand aber nach und nach. Nicht nur füllte sich Rom täglich mehr mit Angehörigen fremder Völker, sondern überdies gewöhnten sich die Römer aus Selbstsucht, Bequemlichkeit, Vergnügungssucht, Mangel an Erwerb oder anderen Gründen an Ehe- und Kinderlosigkeit. Schon Cäsar hatte gegen dieses Übel drohender Entvölkerung einzuschreiten gesucht, und Augustus erließ 28 vor Chr. ein Gesetz, das er schon zehn Jahre später wegen Nichtbeachtung wiederholen mußte, durch welches den Ehemännern und Vätern Vortheile geboten wurden, und schloß 9 nach Chr. durch die lex Papia Poppaea die Hagestolzen von den Ehrenämtern und von der Beerbung Anderer als naher Verwandter aus, während kinderlose Eheleute auf die Hälfte der Erbschaft herabgesetzt und Väter je nach der Zahl der Kinder hoch geehrt wurden. Nicht nur aber war dies ohne Erfolg, sondern die Erbschleicherei wurde zum förmlichen Geschäfte, das in der widerwärtigsten Kriecherei vor den Reichen bestand, so daß sich Manche reich stellten, um solcher Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Man umging die erwähnten Ehegesetze durch Scheinehen und verdeckte durch solche überdies ehebrecherische Gelüste.

*) Vergl. Friedländer a. a. O. S. 245 ff.

Die Frauen waren ohnehin, wie wir wissen (oben S. 364), seit dem Ende der Republik freier als früher, aber nicht zum Vortheil ihrer Ehre und Sitten. So eingeschränkt wie die Griechinnen (oben S. 23) waren sie überhaupt nie gewesen; sie nahmen an Gastmälern, Schauspielen und Festen aller Art Theil. Unter den Kaisern erhielten sie oft selbständige Rangerhöhungen. Die Frauen des Senatorenstandes bildeten eine eigene Korporation (conventus matronarum), welche ein Versammlungshaus (curia) auf dem Quirinal besaß, über den Eintritt Neuer in diese Klasse beriet und Verfügungen über Fragen des Luxus und der Etikette erließ. Die verheiratete Frau hieß von der Hochzeit an Domina und führte im Hause unbedingte Herrschaft nicht nur über die Sklaven, sondern über Freigelassene, Klienten und sonstige Angehörige oder Bewunderer und Verehrer. Die Frauen der Würdenträger, besonders die der Kaiser spielten auch im Staate eine große Rolle. Je weiter das Kaisertum vorschritt, desto verderbter und zuchtloser wurde durch Gewährenlassen, Eitelkeit und Gefallsucht die Frauenwelt Roms. Es war noch die bessere Zeit, als Augustus (22 vor Chr.) den Frauen und Söhnen von Senatoren verbieten mußte, im Theater als Tänzer aufzutreten*). Nachher sanken sie, und selbst Kaiserinnen, seitdem die Livien, Agrippinen und Messalinen ihr Geschlecht schändeten, zum Verkehre mit Sklaven, Gladiatoren und anderm Gesindel herab. Die Bäder wurden Stätten der Frivolität; man begann, was früher verpönt war, Nachts zu baden und hielt die Trennung der Männer- und Frauenbäder nicht mehr für notwendig**). Die Schriften der Römer aus dieser Zeit sind reich an den scheußlichsten Einzelheiten der geschlechtlichen Verirrung. War es ja die Zeit der skandalösen paidophilen Ehebündnisse Nero's! Die Ehescheidung wurde darum auch eine immer häufigere Erscheinung und so auch die Prostitution, welche eine Menge Klassen, mehr als in Hellas (oben S. 38) umfaßte und reich an Lasterhöhlen wurde, die im alten Rom durchaus verpönt gewesen. Und da Grausamkeit die Schwester der Unzucht ist, gingen mit solchem Leben bestialische Behandlung der Sklaven und Sklavinnen, Gewissenlosigkeit gegenüber Meuchelmord und die Lust an den unmenschlichen Gladiatoren- und Thierkämpfen Hand in Hand, wo sich überdies neue Gelegenheiten zu zuchtlosen Bekanntschaften boten. Bildende und dichtende Kunst kamen der Lüsternheit zu Hilfe, und so auch die Mode, welche die Kleidung stets schamloser machte. Auch die dritte Schwester im schmählichen Bunde, die Frömmelei, verbunden mit Aberglaube und Zauberei, hatte namentlich Frauen zu Beförderinnen.

Doch muß, um gerecht zu sein, auch der tüchtigen und wackeren

---

*) Peter, Gesch. Roms III. S. 51.
**) Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer S. 647.

Frauen des Kaiserreiches gedacht werden. Unter jener scheußlichen Blutherrschaft der Nerone und Domitiane, wo selbst Tränen ein Verbrechen waren, folgten freiwillig manche Gattinnen, Töchter, Mütter u. A. ihren Angehörigen in Tod, Kerker und Verbannung. Die beiden Arrien, die Gattin des Pätus, und ihre Tochter, sowie der Letztern Tochter Fannia (66) haben ihren Namen unsterblich gemacht.

Besonders sprechend für jene Zeit sind aber der Reichtum und Luxus derselben. Die Quelle des Reichtums der römischen Nobilität und zugleich diejenige der Entartung des römischen Volkes bestand in dem Zuströmen von Beute und Schätzen aus den eroberten Ländern, namentlich des Orientes. Cneius Manlius Vulso, der 189 vor Chr. als Konsul die Galater besiegt, trug in seinem Triumfe außer dem verarbeiteten edeln Metall 220.000 Pfund Silber, 2103 Pfund Gold, 127.000 attische Vierdrachmenstücke und 266.320 Goldstücke, Ämilius Paullus nach dem zweiten makedonischen Kriege 2250 Talente Silber und 281 Talente Gold zur Schau. Karthago mußte 10.000 und Antiochos 15.000 euböische Talente als Kriegsentschädigung an Rom bezahlen*). Später besaß Lucullus einen solchen Reichtum, daß er Berge und Felsen durchbrechen ließ, um in die Fischteiche seiner Landgüter bei Neapel und Bajä Meerwasser zu leiten, und unvorbereiteter Weise dem Cicero und Attikus ein Gastmal auftragen ließ, das 50.000 Drachmen (37.500 Mark) kostete. Ein Landgut wurde damals nur um seiner Fischteiche willen für 40 Millionen Sestertien (über 6 Mill. Mark) verkauft. Crassus behauptete: reich sei nur, wer auf seine Kosten ein Heer unterhalten könne, speiste einst das Volk an zehntausend Tischen und lieferte ihm drei Monate lang das nötige Getreide unentgeltlich, wonach sein Vermögen immer noch 7100 Talente (fast 32 Mill. Mark) betrug. Verres erpreßte in Sicilien 40 Millionen Sestertien. Cäsar mußte bei seinem Abgang als Proprätor nach Spanien 25 Millionen Sestertien haben, um seine Gläubiger zu befriedigen; später bestach er den Konsul Paullus mit 1500 Talenten und den Tribun Curio mit 60 Millionen Sestertien!**)

Der zuströmende Reichtum verführte schon so früh zur Verschwendung, daß Luxusgesetze gegeben werden mußten, wie die Lex Orchia von 182, Fannia 162 und Didia 144, um den Aufwand bei Malzeiten zu beschränken***). Umsonst predigte damals M. Porcius Cato gegen das Prangen der Staatsdiebe in Gold und Purpur, klagte, daß

*) Peter, Gesch. Roms I. S. 536 f.

**) Ebend. II. S. 136 f.

***) Schon das Zwölftafelgesetz hatte sich mit dem Luxus beschäftigt und das erste besondere sumptuarische Gesetz war die Lex Oppia von 215, welche den Putz der Frauen zum Gegenstande hatte; doch bedingt dies noch keineswegs einen Aufwand, wie er erst durch Kriege in reichen Ländern möglich wurde.

man für einen schönen Knaben mehr ausgebe als für einen Acker, und für ein Fäßchen Salzfische mehr als für ein Joch Ochsen, und legte als Censor eine hohe Steuer auf Statuen und kostbare Geräte. Sogar Augustus verbot den Prätoren, denen er statt den Ädilen die Leitung der öffentlichen Spiele übertragen, aus eigenen Mitteln mehr als das Dreifache dessen zu verwenden, was sie vom Staate dazu erhielten, und erließ auch Gesetze gegen das Übermaß von Gladiatorenkämpfen, gegen Kleiderpracht, Bestechung und Erpressungen*).

Es muß indessen bemerkt werden, daß, wo großer Reichtum Eingang fand, auch stets, zu allen Zeiten und bei allen Völkern Luxus getrieben worden ist und daß wir keineswegs beabsichtigen, einer ziemlich verbreiteten Mode folgend, den Luxus der römischen Diktatoren- und Kaiserzeit als einen solchen darzustellen, wie er sonst niemals und nirgends vorgekommen, sondern selber nur als Thatsache geschildert werden soll, so weit er für die Bildungsstufe jener Zeit bezeichnend ist. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß Vieles, was über die römische Verschwendung berichtet wird, nur als Ausnahme gelten kann und Anderes offenbar tendenziös erscheint, und ebenso wenig, daß die Römer auch einen wolthätigen Luxus übten, den der Heerstraßen, Wasserleitungen, Kloaken und Bäder. Die Zeit des größten Luxus in Rom war nach Tacitus (Annal. III. 55) diejenige des Jahrhunderts der fünf Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause; vorher und nachher war die Verschwendung viel geringer, — vorher, weil die beständigen Bürgerkriege seit dem Falle Korinths und Karthago's keine oder wenig Zeit zum ruhigen Genusse boten, — nachher, weil man die Vermögen erschöpft hatte und gezwungen war, sich einzuschränken.

Der Luxus in der Kleidung während der Kaiserherrschaft äußerte sich zunächst in dem Aufkommen buntfarbiger, namentlich purpurner, scharlachroter und violetter Gewänder auch bei den Männern. Bei den Frauen waren zu gleicher Zeit und schon früher zarte Farben, rosaweiß, bläulichweiß und gelb beliebt, letzteres namentlich für Schleier. Cäsar trug zuerst als Auszeichnung der höchsten Würde die Purpurtoga; Augustus gestattete dieselbe den Senatoren, welche ein Staatsamt bekleidet hatten. Später aber wurde der ächte Purpur auf den Gebrauch des Kaisers beschränkt, und Luxusgesetze verboten denselben anderen Personen, sowie den Verkauf dieses Stoffes den Kaufleuten. Geringern Purpur dagegen durften Bürger tragen. Als die Seide eingeführt war, trug man sie zuerst nur mit Leinen oder Baumwolle verwebt als Halbseide. Erst seit Heliogabal wurden ganz seidene Kleider getragen, auch mit Gold durchwirkte solche; Goldstickerei wurde nur bei Teppichen, Vorhängen, Decken, Borten der Frauenkleider und Prachtgewändern der Triumfatoren

*) Peter, Gesch. Roms I. 538; III. S. 47.

angewandt. Agrippina trug bei einem Feste einen Mantel aus gewebtem Goldstoffe. Eigentliche Kleidermoden jedoch kannten die Römer nicht, ebensowenig Handschuhe und luxuriöse Kopfbedeckungen. Seltene Stoffe waren sehr theuer. Ein Pfund tyrische Purpurwolle kostete unter Augustus über 1000 Denare (770 Mark), ein Mantel von diesem Stoffe aber zur Zeit Martial's nur noch 10.000 Sestertien (2175 Mark). Der Aufwand für orientalische Stoffe im Reiche war zur Zeit Plinius des Ältern jährlich 100 Millionen Sestertien (21.750.000 Mark; jetzt ist er in Europa zwölfmal so stark). Hier und da wurde von eiteln Männern und Frauen das Haar mit Goldstaub bestreut. In der frühern Kaiserzeit trug man allgemein starke Perücken, in der spätern aber kurzes Haar; das Verhältniß war demnach umgekehrt wie beim Barte (oben S. 358). So lange man sich rasirte (mit Schermessern, Scheren, Zangen u. s. w.), waren die Barbierstuben allgemeine Sammelplätze der Klatschsucht wie heutzutage. Bei der Toilette der Damen hatten die Sklavinnen eine harte Arbeit, zu der sie mit Nadelstichen angefeuert wurden. Als mit den Deutschen Krieg geführt wurde, errang sich das blonde Haar der germanischen Frauen die Gunst der Römerinnen und blonde Perücken wurden Mode. Schon seit den letzten Zeiten der Republik waren bei den eleganten jungen Leuten Salben im Gebrauche und Cicero ärgerte sich darüber in Bezug auf die Catilinarier. Seit dem Triumfe des Pompejus über Mithradates wurden Edelsteine zum Schmucke verwendet. Der Diamant nahm die erste Stelle ein; ein solcher wurde von Nerva bis Hadrian als Zeichen der Kaiserwürde von einem Imperator auf den andern vererbt. Hadrian liebte geschnittene Smaragde. Nachgeahmte Edelsteine waren stark im Umlaufe. Mehr als Edelsteine aber wurden, namentlich von den Frauen, Perlen geschätzt. Nero soll ganze Gemächer mit Perlen ausgefüttert haben. Man besetzte damit Kleider und Schuhe, und Frauen trugen zuweilen in Perlen einen Wert von zwei bis drei Landgütern in Haaren und Ohren. Cäsar schenkte der Servilia, der Mutter seines spätern Mörders Brutus eine Perle, welche sechs Millionen Sestertien (1.305.000 Mark) galt. Die Gattin Caligula's, Lollia Paulina, trug an Smaragden und Perlen einen Wert von 40 Millionen Sestertien (8.700.840 Mark) am Leibe, welche aus Plünderungen ihres Großvaters Lollius im Orient stammten. Einzelne verrückte Verschwender glaubten etwas Großes zu thun, wenn sie kostbare Perlen in Essig auflösten und mit Wein tranken (ein Gegenstück zur Verwendung von Banknoten als Fidibus durch moderne Narren).

Reiche Kränze aus Edelmetallen und Edelsteinen auf dem Haupte, sowie Ketten und Halsbänder von ähnlicher Zusammensetzung, bildeten einen prächtigen Schmuck schöner Frauen. Künstlerisch verzierte Sandalen und Schuhe waren stark im Gebrauche. Goldene Ringe mit

Edelsteinen (an Stelle der eisernen Sigelringe älterer Zeit) waren in der bessern Zeit der Republik das Abzeichen von Würdenträgern, wie Gesandte, Senatoren, Magistratspersonen, später der Ritter; seit den Bürgerkriegen war ihr Gebrauch nicht mehr beschränkt, obschon die ersten Kaiser eine solche Einschränkung wieder einzuführen versuchten. Die geschnittenen Steine der Ringe waren Werke griechischer Kunst; für die Aufbewahrung dieser Schmuckgegenstände besaßen die Frauen eigene Ringkästchen (Daktyliotheken). Auch größere Sammlungen dieser Art gab es häufig; Pompejus erbeutete eine solche von Mithradates. Die Spiegel, seit Pompejus aus feinem Silber, wurden zur Zeit des Plinius vergoldet. Als das leichtfertige Leben unter den Frauen zunahm, kamen mancherlei kosmetische Künsteleien auf, z. B. die Larve der Poppäa, aus Brotteig und Eselsmilch bereitet und Nachts zur Verbesserung der Hautfarbe auf das Gesicht gelegt; Schminken und Retouchirungen wurden manigfach angewendet. Ebenso fanden die orientalischen Wolgerüche eine großartige Verwendung, besonders in den Bädern. Künstliche Zähne, mit Gold befestigt, kamen schon sehr früh vor, ehe es einen eigentlichen Luxus in Rom gab*).

In der Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, nahm auch die Ausschmückung der Wohnungen mit starken Schritten zu, wobei aber die Schattenseiten des Luxus weit aufgewogen wurden durch die häusliche Behaglichkeit und durch die Beförderung der Künste, die beide damit verbunden waren. Ohne den Luxus der Häuser wären wir hinsichtlich der Kenntniß antiker Sitten und Gebräuche schlecht bestellt. Als sich die Nobilität (oben S. 453) in ihrer Herrschaft befestigte und zugleich der Reichtum ihrer Glieder zunahm, begannen dieselben etwa um 100 vor Chr. sowol Paläste in Rom, als Villen in den schönsten Gegenden Italiens zu bauen, sämmtlich mit marmornen Treppen und Säulen (was zuerst Crassus 92 vor Chr. that), Statuen, Gemälden und anderen Kunstwerken, Bibliotheken und anderen Sammlungen, die Villen umgeben von Hallen, Gärten, Anlagen, Bädern, Fischteichen u. s. w.**). Die Atrien, im römischen Altertum vom Rauche des Hausherdes geschwärzt, wurden Prachträume und Museen der an allen Enden der damals bekannten Erde geraubten Schätze. Dieser Wohnluxus hatte verhältnißmäßig spät angefangen. Sulla wohnte in seinen jüngeren Jahren im Erdgeschoß, der damaligen Beletage, für 3000 Sestertien (525 Mark), über ihm ein Freigelassener für 2000 Sestertien (348 Mark) Miete. Cälius wohnte bei Clodius für 10.000 Sestertien (1755 Mark). Cicero kaufte von Crassus ein Haus auf dem Palatin für 3½ Millionen

*) Guhl und Koner S. 630.

**) Näheres siehe Guhl und Koner S. 446 ff. Vergl. Friedländer III. S. 58 ff.

Sestertien (613.935 Mark), und als es Clodius hatte zerstören lassen, erhielt er vom Senat zwei Millionen Entschädigung, so daß der Grund und Boden 1½ Million galt. Der Grund und Boden des von Cäsar erbauten Forums kostete 100 Millionen Sestertien (fast 17½ Millionen Mark). Noch höher stiegen Preise und Luxus seit Augustus. Purpurdecken wurden zum Schutze gegen die Sonnenhitze in den Gärten von einem Säulendach zum andern gespannt und warfen auf den mit Mosaik eingelegten Boden einen rötlichen Schein. Cäsar nahm sogar auf Feldzügen Mosaik mit, um dieses Schmuckes im Feldherrnzelte nicht zu entbehren. Auch die Wände wurden nun mit Marmortafeln bekleidet. Ein Freigelassener Caligula's hatte in seinem Speisesal 30 Säulen aus orientalischem Alabaster; bunte Marmor- und Porphyrarten sah man häufig verwendet, an den Gewölben Glasmosaik, in Baderäumen silberne Röhren und sogar Becken; es gab selbst Fußböden aus Glas, vergoldete Wände, mit Silberblech und eingelassenen Edelsteinen verkleidete Zimmer. Alles aber übertraf Nero's goldenes Haus, welches dieser gekrönte Verbrecher nach dem wahrscheinlich aus Mutwillen (64) gestifteten Brande Roms bauen ließ. Dasselbe verband den palatinischen und esquilinischen Hügel, lief über das dazwischenliegende Thal und mehrere Straßen, hatte dreifache Säulenhallen von der Länge einer römischen Meile, umschloß Anlagen, Gärten, Weinberge, Wiesen und Wälder mit seltenen Thieren, mit Edelsteinen und Perlmutter ausgelegte Gemächer, einen Fortuna-Tempel aus durchsichtigem Stein, verschiebbare Elfenbeindecken, durch welche Blumen und Wolgerüche auf die Speisenden herab regneten, einen beständig sich um seine Axe drehenden Kuppelsal, Bäder mit Meer- und Mineralwasser. Auf dem Vorplatze stand ein Kolossalbild des Kaisers, 100 Fuß hoch. Zur Fortsetzung des Werkes bewilligte der Eintagscäsar Otho 50 Millionen Sestertien. Vespasian und Titus aber ließen die Pracht einreißen und benutzten die Gebäude theilweise zu Amphitheatern und Thermen; aus dem Kolosse machte Ersterer einen Sonnengott.

Ebenso steigerte sich auch der Bauluxus der Villen. Die Villa des Marius in Misenum kaufte Cornelia, die Mutter der Gracchen, für 75.000, Lucullus aber für 2½ Millionen Denare. Hadrians Villa bei Tibur enthielt Nachbildungen aller möglichen klassischen Orte, eine athenische Akademie, eine Stoa Poikile, ein Thal Tempe, eine Unterwelt! Doch fehlte den Gärten der römischen Villen bei aller Künstelei mit in Figuren geschnittenen Bäumen und Hecken das Heimliche und Poetische der heutigen Parke, es fehlte ihnen auch der qualitative Pflanzenreichtum, dem eine Massenhaftigkeit einzelner Blumenarten vorgezogen wurde. Gewächshäuser für tropische Pflanzen waren den Alten ganz unbekannt.

Die häuslichen Geräte der Römer, soweit erwähnenswert, sind

überhaupt nur aus der Zeit des Luxus bekannt (oben S. 359 f.) und gehören durchweg der griechischen Kultur an. Die Beute, welche die Römer aus Groß-Griechenland, Sicilien, Alt-Hellas, Vorderasien u. s. w. entführten, wurde zum Muster der häuslichen Einrichtung der Reichen und Vornehmen dieses Volkes, und die daran verwendete Kunst wurde in mehr luxuriöser und der Bequemlichkeit dienender als künstlerischer Weise weiter ausgebildet. Die nämlichen Formen, welche wir bei den Griechen (oben S. 17 ff.) kennen gelernt, treffen wir auch in Rom und dessen Kolonien, überhaupt im römischen Reiche. Wir finden den lehnenlosen Sitz mit gekreuzten Beinen zum Zuklappen oder auch mit senkrechten solchen (sella), den Lehnstuhl (cathedra), den tronartigen Sessel (solium), der bei den Kaisern zum wirklichen Marmortron mit Sfinxen an den Lehnen wurde. Der den Staatswürdenträgern dienende Klappstuhl (sella curulis) war anfangs von Elfenbein, dann von Metall, ursprünglich ein Wagensitz, von dem herab die Könige Recht sprachen, später zu demselben Zwecke auf einer Bühne (tribunal) aufgestellt; andere Amtssitze waren die Bank (subsellium) der Tribunen und ein Doppelsessel (bisellium) anderer Beamten. Die Bettstellen (lectus) waren aus Holz mit eingelegter Arbeit aus Elfenbein und Schildpatt oder aus edelm Metall mit kunstreich geformten Füßen. Schon die Etrusker hatten bronzene Bettstellen aus gitterartig gelegten Schienen, und ähnlich waren auch die römischen. Eine Matratze (torus), mit Schaf- oder Wiesenwolle, in der verweichlichten Zeit mit Federn gefüllt, bildete mit Kissen den Inhalt, kostbare Decken den Überzug. Babylonische gestickte Teppiche zu diesem Zwecke hatten Preise von 800.000 bis 4 Millionen Sestertien. Auch hatte man (in Pompeji) in den Nischen der Schlafgemächer aufgemauerte Bettstellen. Das römische Bett hatte die Bestimmung sowol des eigentlichen Bettes als des Sofas und diente auch zum Liegen bei der Malzeit (oben S. 374). In der luxuriösen Zeit wurden in einem Speisesale nicht mehr blos ein, sondern drei und mehr Triklinien aufgestellt. Steinerne Bänke brachten die Römer in Gärten und auf Spaziergängen an. Die benutzten Tische waren viereckig, rund und halbmondförmig, in älterer Zeit feststehend auf einem gemauerten Fuße, später beweglich und zierlich mit kunstvollen Holz-, Metall- und Steinfüßen und prachtvollen Platten aus denselben Stoffen. Cicero bezahlte für eine Platte aus Citrus-Holz 500.000 Sestertien (87.705 Mark), Asinius Pollio das Doppelte, Juba noch mehr und die Familie der Cetheger gar über 300.000 Mark. Man verwahrte solche kostbare Tische mit prächtigen Maserzeichnungen in Wolldecken und zeigte sie nur bei Festanlässen. Für Nippsachen und dergleichen benutzte man dreifüßige Tischchen (abacus), mit Marmor- oder Bronzefüßen von Thierfuß- oder sonst kunstvoller Form.

Unter den Gefäßen sind die irdenen durchaus von griechischer

Form und Ausführung. Selbständigern Charakter haben und ebenso praktisch als elegant erscheinen die bronzenen Gefäße, Kessel, Eimer und dergleichen*), sowie Küchengeräte: Löffel, Wasserschöpfer u. s. w. Schüsseln wurden vielfach aus edelm Metall mit kunstreicher getriebener Arbeit oder aus kostbarem Thon gefertigt. Eine solche Thonschüssel des Schlemmers und tragischen Dichters Clodius Äsopus kostete 100.000 Sestertien und der Fresser ließ darauf — aus lauter Übermut gebratene Singvögel auftragen, deren jeder 6000 Sestertien gekostet hatte. Vitellius ließ eine Thonschüssel für eine Million Sestertien machen und dafür einen eigenen Brennofen auf freiem Felde errichten. Trinkgefäße von griechischer Form (oben S. 19 f.) aus edelm Metall wurden reich mit Edelsteinen verziert und es wurden mit solchen internationale Geschenke zwischen Römern und Unterthanen oder solchen die es werden sollten, gemacht. Es herrschte eine solche Argyromanie, daß der Schwiegervater Seneca's, Pompejus Paullinus, auf seinem Feldzuge in Germanien 12.000 Pfund Silber mit sich führte. Reiche Funde von römischem Tafelgeschirr aus Gold und Silber sind selbst im Norden außerhalb des Reiches gemacht worden (z. B. der Silberfund von Hildesheim, solche in Südrußland u. a.). Auch das Glas wurde bei den Römern in allen Arten, Formen und Farben zu Gefäßen mit Verzierungen und Inschriften verarbeitet. Noch geschätzter aber als alle anderen Stoffe waren die „murrinischen" Gefäße, wahrscheinlich aus einem morgenländischen Flußspate von bunten Farben. Es gab solche im Preise von 300.000 Sestertien (65.250 Mark).

Was die Beleuchtung betrifft, so kontrastirte seltsam der Reichtum an kunstvollen Formen der Lampen, und der zu deren Gebrauch dienenden Hängeleuchter (candelabrum) und Standleuchter (lampadarium), mit der Ärmlichkeit des den Römern einzig zu Gebote stehenden Öllichtes. Wie mangelhaft dieses war, zeigen auch die zum Putzen der glimmenden Dochte dienenden Zangen (Lichtscheren). Man bezahlte äginetische Kandelaber mit 25.000 Sestertien (5436 Mark) und mehr, selbst dem doppelten Preise.

Der am wenigsten gerechtfertigte, weil weder die Kunst, noch sonstige ideale Bestrebungen begünstigende Luxus ist der im Essen und Trinken geübte. Wir kennen das einfache Leben der alten Römer (oben S. 373 f.). Seit Ausdehnung ihrer Herrschaft außerhalb Italiens wurden sie mehr und mehr Feinschmecker und damit auch Schlemmer. Der meiste Luxus wurde mit Fischen getrieben, für welche, wie auch für eßbare Schalthiere, Teiche mit süßem oder salzigem Wasser (piscinae) gehalten wurden und welche Thiere bis auf 5000 Sestertien galten. Man zähmte sogar die Lieblingsfische, besonders die hoch geschätzten Muränen, welche

*) Näheres s. Guhl und Koner S. 552 ff.

dem Prätor L. Licinius (103 vor Chr.), der die ersten Piscinen anlegte, den Beinamen Murena gaben, der sich auf seine Nachkommen vererbte. Es gab auch besondere Austerteiche und Schneckenbehälter, Vogelhäuser (Aviarien), wo Pfauen, Fasanen, Krametsvögel u. a. für die Tafel gezüchtet und gemästet wurden, Hasengehege (Leporarien) u. s. w. Auch von Gemüse und Obst verstanden die Römer das feinste zu ziehen und zuzubereiten. Aus allen Provinzen kamen die Genußmittel nach Rom und waren Gegenstand lebhaften Handels. Wie an großen Gastmälern von den bekränzten Theilnehmern geschlemmt wurde, in Speisen und Wein, dürfte in weiteren Kreisen bekannt sein*). Die fabelhaftesten Kunststücke, allerlei Speisen im Innern von Thieren, in nie enden wollender Fülle, wurden von den Köchen producirt; ferner gab es Speisen von komischer oder unzüchtiger Form, lebend hereingeführte und nach wenigen Minuten zubereitet hereingetragene Thiere, allerlei Überraschungen und Belustigungen, Aufführungen von Tänzern, Sängern, Musikern und Schauspielern beider Geschlechter, Würfelspiel zum Trinken, Leeren von soviel Gefäßen, als der Name der Geliebten Buchstaben zählte. Berüchtigte Schlemmer wie Crassus, Lucullus, Vitellius, Heliogabal u. A. suchten sich in ungeheuerlichen Delicatessen zu überbieten, wie Pfauengehirne, Flamingozungen und dergleichen Prahlereien. Ein ekelerregendes Nachspiel zu den Schlemmermalen waren die als selbstverständlich und sogar heilsam geltenden Vomitive. Indessen waren auch edlere Beigaben zur Tafel, wie Musik und Vorlesungen gebräuchlich. Doch wurde die Unterhaltung bei Tische unter despotischen Kaisern durch Spione und provocirende Agenten überwacht und brachte Manche ins Verderben. Im Ganzen aber ist der römische Tafelluxus in keiner Periode späterer Geschichte ohne würdige Parallele geblieben. Von Vortheil war er in Bezug auf die Verbreitung nützlicher Gewächse, wie des Ölbaums und Weinstockes über Italien hinaus, besonders nach Gallien, Spanien und den Donauländern. Und von da kam der Wein später auch nach Deutschland, das er ohne die Römer niemals gesehen hätte.

Auch auf Reisen wurde mitunter arger Luxus getrieben. Als Beispiel führen wir Nero an, welcher stets mit tausend Wagen reiste; die Hufeisen der Maulthiere waren von Silber, die Treiber in roten Röcken, Vorreiter und Läufer reich geschmückt. Seine Gattin Poppäa ließ ihre Zugthiere mit Gold beschlagen und 500 Eselinnen mitführen, um täglich in deren Milch baden zu können. Es gab Reisewagen, in denen man durch verschiedene Vorrichtungen spielen und schlafen konnte. Noch raffinirter aber ging es in den Badeorten, namentlich in dem berühmtesten derselben Bajä, her, wo Bequemlichkeit, Luxus, Üppigkeit

*) Vergl. das Gastmal des Trimalchio bei Petronius, Guhl und Koner S. 637 ff.

und Frivolität unumschränkt regirten. Penelopen besuchten den Ort, sagt Martial, um ihn als Helenen zu verlassen.

Endlich war ein nicht zu übersehender Luxus noch der mit Sklaven. Man hielt nicht nur solche für alle möglichen körperlichen Arbeiten, sondern auch für Studien, Auszüge, schriftliche Arbeiten, zum Behalten von Namen (Nomenklatoren), zur Erinnerung an die Zeit der Tafel und des Bades, zum Auswendiglernen von Dichtern, um mit Citaten auszuhelfen, ferner schöne Ganymede, Lustig- und Witzmacher, Zwerge, Riesen, Mißgeburten u. s. w.

B. Circus und Amphitheater.

Die öffentlichen Spiele der Römer sind, wie wir wissen, von den Etruskern entlehnt, die sie wieder offenbar von den Griechen hatten (oben S. 349). Doch nahmen dieselben in Italien, und also wol schon bei den Etruskern, in eben dem Maße einen andern Charakter als in Hellas an, wie die ernste und nüchterne Eigenart der Italer von der beweglichen und enthusiastischen der Hellenen verschieden war. Wir haben bereits (S. 376) bemerkt, daß es der römischen Neigung durchaus widersprach, sich öffentlich zu produciren wie die Griechen im Stadion (oben S. 42 ff.), wozu auch der Widerwille der Römer gegen die Nacktheit der griechischen Agonen kam. Nur zuzuschauen und sich durch Untergebene an den Schauspielen mittelbar zu betheiligen entsprach ihnen. Nicht Gleiche kämpften vor Gleichen, wie in Hellas, sondern Sklaven thaten es auf Kosten Reicher und Bevorzugter zur Unterhaltung des Volkes. Daher lebte denn auch das Hippodrom (oben S. 44) bei den Römern als Circus fort, während an die Stelle des Stadions das Amphitheater mit Gladiatorenkämpfen, Thierhetzen und Schiffsgefechten trat. Die älteste Art öffentlicher Schaustellung bei den Römern sind die Spiele des Circus, deren Gründung dem ersten König Romulus zugeschrieben wird. Wie bei den Griechen, so hatten auch in Italien diese Festspiele ursprünglich den religiösen Zweck einer Verherrlichung von Götterfesten (s. oben S. 423 f.), welche erst in Folge von Gelübden (vota) eingerichtet, später aber von den Machthabern, um das Volk für ihre Zwecke zu gewinnen, der religiösen Feier beigegeben war. Als die Tyrannis der Tarquinier gestürzt und die Aristokratie der Patrizier eingeführt war, nahmen die Letzteren die Spiele des Circus für sich in Anspruch und die Plebejer erhielten besondere solche (ludi plebeji), ungewiß zwar seit wann. Es wurde Sache der Ädilen und später auch der Konsuln, Prätoren und Quästoren, die Pracht dieser Spiele auf eigene Kosten zu erhöhen; aber je mehr der Zweck dabei hervortrat, sich beliebt zu machen und den Ehrgeiz zu befriedigen, verschwand die

religiöse Bedeutung dieser Spiele und war in der letzten Zeit der Republik schon gar nicht mehr beachtet. Ihren höchsten Glanz aber entfalteten sie unter den Kaisern, welche nur durch dieses Mittel, neben Geld- und Getreidespenden („panem et circenses"), wie schon vor ihnen die Diktatoren und Triumvirn, das unzufriedene Volk beschwichtigen konnten. Mit der Ausbreitung der römischen Herrschaft entstanden auch in allen anderen bedeutenderen Städten des Reiches Rennbahnen. Die kargsten Kaiser waren zu der enormen Ausgabe für Schauspiele genötigt, die grausamsten, wie Nero, machten sich durch splendide Veranstaltung solcher beim Volke beliebt, und die Verhaßtheit des Tiberius schrieb sich nicht von seiner Regirung, die übrigens vor der Übersiedelung nach Capri besser war als ihr Ruf, sondern von seiner Abneigung gegen die Schauspiele her.

Seit die Volksversammlungen aufgehört hatten, waren die Festspiele mit Einschluß der Theater die einzigen Veranlassungen zu größeren Volkszusammenkünften, und der Volkswille, der sich nicht mehr durch Abstimmungen äußern konnte, machte sich bei dem Erscheinen hochstehender oder sonst bekannter Personen durch Demonstrationen und Rufe in zustimmendem oder feindseligem Sinne (mit Klatschen oder Pfeifen) Luft, gegen welche Äußerungen bei solchen Anlässen ungewohnte Nachsicht geübt wurde. Ferner äußerte sich der Volkswille in Rufen nach bestimmten Arten der Vorstellungen, nach beliebten Kämpfern, nach Freilassung Solcher, wenn sie Sklaven waren, oder nach Begnadigung zum Thierkampfe Verurteilter, sowie in Bitten und Verlangen verschiedener Art, um Aufhebung mißliebiger Gesetze, um Abhilfe bei Theuerungen, um Ermäßigung der Steuern, um Einstellung eines Krieges, um Hinrichtung verhaßter Personen, um Schritte gegen verhaßte Sekten, wie z. B. die Christen u. s. w. Es kamen nicht selten Spott- und Hohn, Verwünschungen und Lästerungen gegen hohe Personen, selbst gegen die Kaiser vor, und die Letzteren unterließen es nicht, von Zeit zu Zeit Demonstrationen, die ihnen willkommen waren, durch absichtlich im Volke vertheilte Agenten herbeizuführen.

Für die Zuschauer galten gewisse Vorschriften bezüglich der Art und Weise des Erscheinens. Seit Augustus war die Toga vorgeschrieben, für die Beamten die Amtstracht. Die Bekleidung mit Schuhen war bald geboten, bald erlassen, ebenso der Gebrauch von Hüten oder Sonnenschirmen gegen die Sonnenstralen, von Mänteln gegen Regen, sowie von farbigen Kleidern. Die Polizei der Spiele wurde von dem Stadtpräfekten mit Hilfe der Truppen besorgt.

Die Kosten der „römischen Spiele" (ludi Romani, S. 423) betrugen 364 vor Chr. 200.000 Asses (42.900 Mark), welche der Staat allein trug. Da sie nun beständig stiegen, mußten die Ädilen das Fehlende zusetzen. Um 150 vor Chr. kamen glänzende Fechter-

spiele bereits auf 30 Talente (135.000 Mark) zu stehen. Zur Zeit des Cäsar und Pompejus verschlangen die Spiele große Vermögen; Milo verwendete drei Erbschaften auf solche. Unter den Kaisern wurden die Staatsbeiträge erhöht und betrugen 51 nach Chr. für die ludi Romani 760.000, für die plebejischen Spiele 600.000, für die apollinarischen 380.000 Sestertien, wozu erst noch die Zuschüsse der Beamten kamen. Herodes von Judäa erhielt von Augustus zu Spielen ein Geschenk von 500 Talenten. Ein Fechterspiel von drei Tagen in einer Mittelstadt Italiens kostete 400.000 Sestertien. Hadrian erhielt als Prätor von Trajan zu den Schauspielen des Jahres 107 zwei Millionen Sestertien, Aurelian von Valerian fünf Millionen. Später und noch unter Justinian, stiegen die Kosten auf das Doppelte und höher. Viele Beamte und deren Familien sind durch die Schauspiele völlig verarmt. Manche suchten sich daher dieser mörderischen Ehrenpflicht durch die Flucht zu entziehen; Konstantin zwang Solche zum Bleiben, und Andere, die sonst zu entschlüpfen suchten, erlitten empfindliche Vermögensstrafen.

Zu den uns bereits bekannten Spielen kamen 4 vor Chr. die elftägigen der Venus Genitrix (20.—30. Juli) und mehrere kleinere, theils bei Götterfesten, theils an Siegestagen, kaiserlichen Geburtstagen u. s. w. Unter Tiberius waren bereits 87, unter Marcus Aurelius 135 Tage des Jahres mit Festspielen besetzt. In Mitte des vierten Jahrhunderts stiegen sie auf 175, wovon 10 auf Fechterspiele, 64 auf den Circus, 101 auf das Theater kamen. Es gab aber außerdem noch außerordentliche Spiele, welche Wochen und Monate lang dauerten. Titus gab bei Einweihung eines Amphitheaters (Jahr 80) ein Fest von 100, Trajan zur Feier eines Triumfs ein solches von 123 Tagen. Die Spiele dauerten meist den ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Untergang. In späterer Zeit ließ man sie auch in die Nacht hinein dauern. Ja die Nacht war die eigentliche Zeit der erst in der Periode von Roms Weltherrschaft zur Blüte gekommenen Sekularspiele oder Tarentinischen Spiele, die nicht nach der Stadt Tarent, sondern von einer Gegend des Marsfeldes bei Rom, wo einst Feuer aus der Erde gestiegen sein soll, benannt waren, daher dort ein Altar der unterirdischen Götter tief eingegraben war. Spiele zu Ehren dieser auf das Schicksal der Menschen einwirkenden Götter sollten alle Secula gefeiert werden (das Seculum war ein mystischer Zeitabschnitt der italischen Völker, welcher von den Göttern mit Bezug auf eine neue Wendung der Dinge im Leben bestimmt wurde, von verschiedener Länge, 100 bis 180 Jahre); die erste erwiesene (nach dem Volksglauben die dritte) Feier fand 249 vor Chr. statt, die zweite (unsicher) in Mitte des zweiten Jahrhunders vor Chr., die dritte 17 vor Chr., und erst von da an erhielt sie Bedeutung. Sie dauerte drei Tage und drei Nächte, mit mystischen Reinigungen und Getreidevertheilung an das

Volk. Der Kaiser opferte auf dem Tarentum an drei Altären drei schwarze Lämmer, welche ganz verbrannt wurden; auf einer Bühne wurde bei künstlicher Beleuchtung ein eigentümlicher Gesang vorgetragen und nun folgten die Spiele. Am zweiten Tage beteten und sangen die Frauen auf dem Kapitol und am dritten sangen neun Knaben und Mädchen griechische und latinische Hymnen, darunter den bekannten Festgesang des Horatius. Nach 63 Jahren ließ Claudius die Secularspiele abermals feiern, da er bezüglich der letzten Feier einen Rechnungsfehler behauptete, und so wurden sie seitdem nach beiden Rechnungen alle 50 bis 55 Jahre vorgenommen, bis das Christentum siegte*).

Bei solchen nächtlichen Spielen nun, die in der Kaiserzeit immer häufiger vorkamen, wurde der Schauplatz glänzend beleuchtet und man ließ sogar zuweilen den Zuschauern durch tausende von Sklaven mit Fackeln heimleuchten. Unter Nero dienten einst gemarterte Christen als Pechfackeln. Bei der Jahrtausendfeier des Bestehens Roms 248 nach Chr. ging das Volk drei Nächte lang nicht zur Ruhe.

Mit den öffentlichen Spielen waren oft auf kaiserliche Kosten Bewirtungen des Volkes verbunden, unter welchem Sklaven Körbe mit Speisen und Wein herumtrugen, oder man warf Leckerbissen und Lotterielose unter das Volk, welche letzteren auf Kleinodien, Kunstsachen, Geräte, Kleider, Thiere, Schiffe, Häuser und Landgüter anwiesen, und um welche sich das Volk dann balgte. Fremde aus allen Weltgegenden strömten in solcher Menge zu den Spielen, daß die meisten in Buden und Zelten auf den Straßen wohnen mußten und viele Menschen im Gedränge erdrückt wurden. Die Häufigkeit solcher Anläße zu Müßiggang und Schaulust, Genuß und schrankenlosem Verkehr verschlechterte den Charakter der Römer so sehr, daß es sogar, besonders nach Nero's Vorgang unter Diesem Mode wurde, selbst im Schauspiele aufzutreten, was dem römischen Ernste sonst widersprach. Es kam so weit, daß Ritter und selbst Senatoren als Wagenlenker, Schauspieler und Gladiatoren sich hergaben. Ein Eintrittsgelt zu den Spielen wurde nicht bezahlt, wenn sie auf Staatskosten oder von Amtswegen, sondern nur wenn sie von Privatleuten gegeben wurden.

Die ältesten und mit Ausnahme einer verhältnißmäßig kurzen Periode vor, unter und nach Nero beliebtesten Spiele der Römer waren die des Circus. Der Bau dieses Schauplatzes war eine Nachahmung des griechischen Stadion und Hippodrom, und das älteste und prächtigste Gebäude dieser Art der Circus maximus in dem Thale zwischen dem Aventin und Palatin, in erster Anlage Tarquin dem Ältern zugeschrieben und nachher fortwährend verschönert. Die letzte Hand legte Konstantin oder sein Sohn Konstantius an. Die Länge betrug 3 Stadien, die

---

*) Preller, röm. Myth. S. 473 ff.

Höhe drei Stockwerke. Das unterste und vorderste derselben, die sich amphitheatralisch erhoben, war für die kaiserliche Familie und den Stand der Senatoren, das zweite für den der Ritter, das dritte für das Volk bestimmt. Die Plätze beider Geschlechter waren nicht getrennt. Die Zahl der Sitzplätze stieg bis auf 385.000.

Andere Rennbahnen waren der Circus des Flaminius (220 vor Chr. erbaut), der des Caligula, der des Nero und andere. In der Mitte jedes Circus stand der Länge nach eine niedere Mauer (spina), auf welcher Zielsäulen (metae), Denkmäler, Obelisken u. s. w. oder statt deren auch Wasserbecken mit Brunnen angebracht waren. An dem einen Ende des langgestreckten Gebäudes lagen in schräg gekrümmter Linie zu beiden Seiten des Haupteingangs die Behältnisse (carceres) für die Gespanne, das andere Ende war abgerundet, mit einem zweiten Eingang in der Mitte. Auf allen Seiten befanden sich noch Ein- und Ausgänge in Menge, an welchen Verkäufer aller Art, Taschenspieler, Wahrsager und Hetären ihr Wesen trieben.

Der Circus war vorzugsweise für Wagenrennen bestimmt. Die benutzten Wagen waren leicht, zweiräderig und zwei- oder vierspännig. Die Wagenlenker trugen kurze Tuniken und helmartige Lederkappen. Das Zeichen zum Beginne des Rennens gab der Vorsitzende, indem er ein weißes Tuch in die Bahn hinabwarf. Auf Thürmen an den Ecken des Circus (oppida) befanden sich Musiker, welche in den Pausen aufspielten. Die Renner umkreisten die Bahn siebenmal, gewöhnlich zugleich vier Wagen. Ein solcher Lauf (missus) wurde im Tage meist zehn- bis zwölf-, seit Caligula 24 Mal vorgenommen. Noch unter der Republik bildeten sich Parteien, d. h. Gesellschaften reicher Leute mit eigenen Sklaven und Pferden, welche ihr Material an die Spielunternehmer vermieteten, von denen je eine zwei Wagen zu einem Missus stellte und die sich durch die rote und weiße Farbe im Kleide der Wagenlenker (factio russata, albata) unterschieden. In der Kaiserzeit kamen zwei neue Parteien, die blaue (veneta) und grüne (prasina) dazu, unter Domitian noch zwei, die goldene (aurea) und purpurne (purpurea). Diese Parteien übten durch die vielen von ihnen abhängigen Leute, Handwerker und Diener, einen großen Einfluß aus, der so weit ging, daß das ganze Volk sich zwischen sie theilte, und selbst die Kaiser Partei nahmen und ihre Gegenparteien mit Wut verfolgten. Der Wahnsinn dieser Parteinahme pflanzte sich durch Generationen fort; die feindlichen Seiten überdauerten den Zerfall des Reiches und befehdeten sich über ein halbes Jahrtausend mit der bittersten Leidenschaft, die jedoch erst im byzantinischen Reiche einen politischen Charakter annahm, so daß besonders zwischen der blauen und grünen Partei im sechsten Jahrhundert nach Chr. blutige Kämpfe stattfanden.

Neben den Wagenrennen, welche die vornehmste Bestimmung des

Circus bildeten, gab es in demselben noch Pferderennen, wobei die Reiter gleich den heutigen Kunstreitern auf- und absprangen, zu Pferde standen, lagen u. s. w., dann Faustkämpfe und andere Athletenstücke nach griechischer Art (oben S. 45 f.), Scheingefechte, Truppenmanöver, zuweilen auch die bei Anlaß des Amphitheaters zu erwähnenden Vorstellungen, wenn letzteres zu wenig Raum darbot. Die Preise waren in der Kaiserzeit bedeutende Geldsummen, so daß die Wagenlenker, welche der angesehenste Stand unter den sich producirenden Personen waren, sich oft sehr bereicherten. Es wurden Solche sogar besungen und durch Bildsäulen geehrt und ihre Namen in Inschriften verewigt; ja ihre Beschäftigung wurde zum guten Tone unter der „goldenen Jugend“; selbst emancipirte Damen, wie des Propertius Cynthia, wußten Rosse zu lenken. Die Circuskutscher wurden daher höchst übermütig und terrorisirten sogar die Bevölkerung durch ihre Anmaßungen. Es herrschte folgerichtig auch große Hippomanie und eifriges Bestreben, die schönsten Pferde aus allen Gegenden des Reiches und der Erde zusammenzubringen und zu dressiren, — daher Caligula's blutiger Hohn, sein Pferd zum Konsul ernennen zu wollen.

Die Amphitheater haben einen jungen Ursprung. Ihr Erfinder ist der Tribun C. Curio unter Cäsars Herrschaft (50 vor Chr.), welcher zwei Theater aus Holz baute, die mit den Rückseiten gegen einander standen, so daß in beiden zugleich ohne gegenseitige Störung gespielt werden konnte. Dieselben waren aber so eingerichtet, daß sie auf Zapfen ruhten, und wenn das Schauspiel zu Ende war, wurden die Bühnen entfernt, die Zuschauergerüste aber mit der ganzen Last des Publikums herumgedreht, so daß die beiderseitigen Flügel sich zuletzt berührten und nun das Ganze ein ovales Amphitheater bildete, in welchem Gladiatorengefechte gegeben wurden. Ein feststehendes Amphitheater von derselben Gestalt errichtete Cäsar selbst fünf Jahre später und unter Augustus dessen Freund Statilius Taurus das erste steinerne, welches bei Nero's Brand zerstört wurde. Vespasian erbaute und Titus vollendete das flavische Amphitheater, das als Ruine unter dem Namen des Kolosseums noch Staunen erregt. Die Amphitheater hatten die Form der heutigen Circusse, jedoch oval statt kreisrund, und weit großartiger. Der flache runde Raum in der Mitte zwischen den nach allen Seiten aufsteigenden Sitzen hieß Arena. Das flavische Amphitheater hatte 87.000 Sitze. Seine Arena war eine Ellipse von 264 Fuß Länge und 156 Fuß Breite; das Gebäude selbst hatte eine Tiefe von 155 Fuß und in vier Stockwerken eine Höhe von 156 Fuß. Der ganze innere Raum konnte mit einem Zeltdache überspannt werden. Korridore und Treppen führten im Innern zu den Plätzen. Das erhöhte Erdgeschoß (podium) war der Kaiserfamilie, den höchsten Beamten und den Vestalinnen, das zweite Stockwerk den Senatoren und

Rittern, das dritte den Bürgern und das vierte den Frauen eingeräumt.

Die Bestimmung der Amphitheater war vorzugsweise die Abhaltung von Fechterspielen und Thierhetzen, wozu man vor Errichtung dieser Art von Gebäuden den Circus oder das Forum benutzt hatte. Die blutigen Fechterspiele waren bereits seit dem dritten Jahrhundert vor Chr. (zuerst 264) in Rom einheimisch und wurden nachher jedem von Rom unterworfenen Volke aufgedrängt, so sehr sich z. B. das griechische in seinen besseren Elementen dagegen sträubte. Ihren Ursprung scheinen die Gladiatorenspiele bei den Etruskern zu haben und zwar als eine Art Menschenopfer zur Sühnung bei Leichenbestattungen (s. Bd. I. S. 91), welche Veranlassung auch in Rom lange die einzige dazu war. Der rauhe kriegerische Sinn der Römer und ihre Gleichgiltigkeit gegen Menschenleben faßte aber ein solches Gefallen an dieser aller Kultur Hohn sprechenden Einrichtung, daß sie dieselbe auch ohne rechtfertigende Veranlassung, als blose Vergnügungsform unter ihre Feste aufnahmen.

Es geschah dies gegen das Ende der Republik, als ohnehin die beständigen Bürgerkriege den größten Theil des Volkes entmenscht hatten. Die Gladiatoren waren Sklaven der verschiedensten Nationen, theils wegen Vergehen zu diesem Berufe verurteilt, theils Gefangene, theils Angeworbene, Verhandelte und Vermietete, welche in besonderen Abtheilungen (familiae) verpflegt und in eigenen, von Unternehmern errichteten Schulen (ludi) zu Fechtern ausgebildet wurden. Ihre Behandlung war hart und nach strengen diätetischen Regeln geordnet. Viele hingen mit Eifer und Leidenschaft dem Berufe an, während Andere durch Selbstmord ihrem Schicksale zu entgehen suchten. Während der inneren Unruhen, besonders zur Zeit des Catilina, Clodius, Cäsar und Pompejus, Antonius und Octavian, hatten die Parteiführer stets Scharen von Gladiatoren in ihrem Solde und ließen sich von denselben begleiten, so daß oft zwischen den feindlichen Gruppen, besonders wiederholt zwischen Clodius und Milo, furchtbare Schlachten die Straßen Roms röteten. Es war aber eine entsetzliche Waffe, welche Rom damit schmiedete; der Sklavenaufstand unter Spartakus (oben S. 457), der Legionen zu Paaren trieb, hätte fast dem Weltreich ein Ende gemacht. Augustus suchte die Fechterspiele zu beschränken; aber Caligula dehnte sie weiter aus, so daß nicht nur Paare, sondern Massen auftraten; er, Nero und Domitian zwangen Ritter und andere hochstehende Personen zum entehrenden Kampf in der Arena und stifteten neue kaiserliche Fechterschulen. Ja lüderliche Bürger von alter Familie gaben sich freiwillig und sogar um Gelt zu dieser Bethätigung her.

Die Gladiatoren trugen Helme, Sturm- oder Pickelhauben mit einem Visir, leichte Schilde, Arm- und Beinschienen, Lanzen, Dolchmesser und Schwerter oder Rappire. Die Brust war bloß. Es war eine Eigentümlich-

keit der Römer, nur verschieden ausgerüstete und bewaffnete Gladiatoren gegen einander auftreten zu lassen. Außer der eben geschilderten Ausrüstung gab es noch andere, nach welchen die Gladiatoren in verschiedene Klassen zerfielen, z. B. Solche mit blos einem Dreizack und einem Dolchmesser Bewaffnete und noch mit einem Netz Versehene (retiarii), welches letztere sie dem vollständig bewaffneten Gegner (secutor) über den Kopf warfen und ihn so wehrlos machten. Auch kämpften Gladiatoren zu Pferd und zu Wagen. Vor dem Auftreten wurden sie glänzend bewirtet und zogen in festlichem Schmuck in der Arena auf. Der Kampf ging stets auf Leben und Tod. Verwundete konnten die Gnade des Volkes, später des Kaisers anrufen; erhoben die Zuschauer die Faust, so mußten die Unglücklichen fortkämpfen; schwenkten sie Tücher, so bedeutete dies Begnadigung. Feige wurden mit Peitschenhieben und glühenden Eisen zum Kampfe getrieben. Die Sieger erhielten Palmzweige oder Kränze, unter den Kaisern Geltgeschenke. Die Verleihung eines stumpfen Rappirs sprach die Gladiatoren von ihrem Dienste los. Die Gefallenen wurden in die Gemächer des untersten Stockwerkes, welche auf die Arena mündeten, geschleift und wenn sie noch lebten, vollends todt gemacht.

Die Zahl der auftretenden Gladiatoren stieg ins Grauenhafte. Bei der Bestattung des M. Valerius Lävinus (200 vor Chr.) zerfleischten sich 25, bei der des Flaminius (171) 74 Paare von Gladiatoren. Cäsar, dem der Senat durch einen Beschluß das Vorführen von Fechtern beschränkt hatte, konnte doch noch 320 Paare auftreten lassen. Augustus, welcher diese Manie selbst zu beschränken suchte, ließ in acht während seiner Regirung gegebenen Spielen zehntausend Mann fechten. Trajan stellte diese selbe Zahl in einem einzigen Jahre (106) bei der Feier der Siege über die Daker. Cäsar ließ eine Gladiatorenschlacht im Circus aufführen; auf jeder Seite 500 Mann zu Fuß, 300 zu Pferde und 20 Elefanten mit Thürmen. Claudius ließ die Eroberung einer britischen Stadt auf dem Marsfelde naturgetreu aufführen, Domitian als Kuriosität Zwerge und Weiber fechten, Nero an einem Tage zu Puteoli in Anwesenheit des Partherkönigs Tiridates lauter Neger, und unter ihm kämpften freiwillig vornehme Frauen. Im Jahre 200 mußte das Auftreten von Weibern verboten werden. Wie die Wagenlenker, wurden auch glückliche Gladiatoren von dem entnervten Volke gepriesen und hochgehalten. Mit weniger Eifer jedoch als im Circus, bildeten sich Parteien zu Gunsten der verschiedenen Fechterklassen.

Den Fechterspielen stehen würdig zur Seite die Thierhetzen, und zwar sowol Kämpfe zwischen Menschen und Thieren, als zwischen Thieren allein. Sie wurden in Rom zuerst 186 vor Chr. eingeführt, als die Römer einen Theil von Afrika unterjocht hatten und in dem damals noch von Löwen wimmelnden Vorderasien einzudringen begannen

und dadurch das erste Mal mit fremdartigen und reißenden Thieren bekannt wurden. Die Menschen, die mit Thieren kämpften, waren entweder zum Tode Verurteilte oder gewerbmäßig sich dazu Hergebende (bestiarii). Letztere wurden gleich den Gladiatoren zu diesem ebenso ehrlosen Berufe ausgebildet. Die zum Kampfe verwendeten Thiere waren Raubthiere aller Arten, besonders Löwen, Panter und Bären, dann Elefanten, Stiere, Eber, Nashörner u. s. w. Unschädliche Thiere, wie Giraffen, Hirsche, Antilopen, Hasen, Affen u. s. w. wurden natürlich nur gehetzt und gejagt. Für die Vorführung von Wasserthieren, wie Krokodile und Nilpferde, wurde die Arena unter Wasser gesetzt. Die Zahl der verwendeten Thiere war kolossal, am meisten unter Pompejus und Cäsar, wo mehrere hunderte von Löwen und bis auf 40 Elefanten zugleich auftraten. Titus weihte (Jahr 80) das Kolosseum mit fünftausend wilden Thieren an einem Tage ein und bei den Festen des zweiten dakischen Triumfes wurden elftausend wilde und zahme Thiere getödtet. Um die Thiere zu bekommen, wurden in allen Reichstheilen großartige Jagden veranstaltet, welche Jedem erlaubt waren und in einigen Ländern für geraume Zeit die schädlichen Thiere ganz ausrotteten. In Rom und anderen Städten wurden reiche Thierzwinger und Thiergärten gehalten. Die glücklichen Unterthanen durften die zum kaiserlichen und pöbelhaften Vergnügen dienenden Thiere füttern, welche ihre Orte passirten. Vielfach wurden auch wilde Thiere gezähmt und in Häusern gehalten, auch zu Dienstleistungen und Kunststücken abgerichtet. Manche Thiere wurden beim Auftreten in der Arena in geschmackloser Weise mit Putz geschmückt oder gar mit Farben angestrichen. Die Käfige der auftretenden Thiere waren wie die Gemächer der Gladiatoren im Erdgeschoß unter den Zuschauersitzen. Verurteilte wurden theils an Pfähle gebunden, theils mit Waffen den Bestien preisgegeben, oft mit theatralischer Ausstattung und höchst ausgebildeter Maschinerie bei Benutzung mythologischer Stoffe, wobei die teuflischeste Grausamkeit das Volk in Jubel versetzte.

Die dritte Art der Verwendung des Amphitheaters war die zur Seeschlacht (Naumachie), wofür aber auch besondere Wasser-Amphitheater bestanden. In jenem Falle wurde die Arena mit Hilfe besonderer Wasserbehälter überschwemmt und es kämpften darin Flotten mit einander. Die erste Naumachie errichtete Cäsar auf dem Marsfelde zwei Jahre vor seinem Tode, eine steinerne Augustus 2 vor Chr., wo mit dreißig Schiffen die Schlacht bei Salamis aufgeführt wurde. Titus und Domitian benutzten das Kolosseum dazu, Claudius (52) den Fuciner See, wo hundert Schiffe mit 19.000 Mann Besatzung kämpften, von denen Viele den Tod fanden. Unter Nero wurde im Amphitheater auf dem Marsfelde nach einer Seeschlacht das Wasser abgelassen und unmittelbar darauf auf der gleichen Arena eine Landschlacht gegeben. Auch wurden

Naumachien mit Balken bedeckt und darauf Gladiatorenspiele und Thierhetzen geliefert, ja sogar Wagenrennen gehalten.

Andere Schaustellungen waren seit Augustus Athletenkämpfe (agones, certamina) in eigens dazu eingerichteten Stadien nach griechischem Vorbilde, besonders unter Nero und Domitian, die dafür eigene Feste stifteten, auch mit musischen Wettkämpfen, — eine mißlungene Verpflanzung, die in Rom und im Westen überhaupt nie recht Boden faßte, — ferner Feuerwerke, Gaukler, Seiltänzer, Pantomimen, Kahnwettfahrten u. s. w.

C. Fremde Götter und Kaiserkult.

Neben der Sittenlosigkeit und dem Luxus im Privatleben und den Circus- und Amphitheaterspielen in der Öffentlichkeit war die für die Kulturentwickelung wichtigste und folgenreichste Frucht des ländergierigen Treibens der Römer ohne Zweifel diejenige, welche die Religion betraf, nämlich die Annahme fremdländischer Kulte und die Einführung einer früher unbekannten Menschenvergötterung zu Ehren der Kaiser.

Fremde Götter waren im Grunde auch die griechischen, welche schon vor Ausdehnung der römischen Herrschaft über Italien hinaus Eingang in Rom gefunden hatten (oben S. 417), allein dieselben waren ihrem ganzen Wesen nach so nahe verwandt mit der italischen Mythe und ließen sich derselben so gut anpassen, daß sie nicht durchaus fremd genannt werden konnten und es im Vergleiche zu denen anderer, nicht stammverwandter Länder auch gar nicht waren. Da indessen die Griechen, deren Glaube schon unter den Königen in Rom eingedrungen war, bereits Berührungen mit fremden Kulten, namentlich phönikischen und phrygischen, wenn auch deren aufgenommene Elemente völlig hellenisirt hatten, so gab es auch außerhalb des Momentes der Weltherrschaft einen Erklärungsgrund für die Aufnahme solcher Kulte in Rom, die ihre Heimat weder in Hellas noch in Italien hatten.

Die ersten solchen Kulte erhielten denn auch die Römer in der That durch griechische Vermittelung. Die Manie der Römer, sich als Nachkommen und Rächer der Troer zu träumen, wozu bei ihnen die griechischen Sagen und Epen der „Heimkehr" (*Νόστοι*) Veranlassung geboten, lenkte ihre Blicke mit besonderm Interesse nach ihrer angeblichen (und mittelbar auch wirklichen) Urheimat in Vorderasien. Nach der Sage waren es die sibyllinischen Bücher, welche während des zweiten punischen Krieges, als die Afrikaner noch in Italien standen, zur Ermöglichung der Vertreibung derselben die Herbeiholung der „idäischen Mutter" (Reia, Kybele, s. Bd. I. S. 566 und oben S. 128 u. 173) nach Rom anrieten. Ein gleichzeitiger Spruch des Orakels von Delphoi

bestärkte die Römer darin und sie sandten 205 vor Chr. zu dem befreundeten Attalos von Pergamos und erbaten und erhielten von ihm an dem Wallfahrtsorte Pessinus in Galatien den heiligen schwarzen Stein (Liv. XXIX. 10. 11), welcher dort für die „Große Mutter“ galt, den sie dann in Silber einfaßten und als Kopf einer Bildsäule der Göttin aufsetzten. Die Überwindung Hannibals wurde denn auch diesem Götzenbilde (das noch zur Zeit des Theodosios vorhanden war) zugeschrieben! Man feierte dieser „Magna Mater“ Feste und Spiele (die Megalesien), weihte ihr fromme Gaben, baute ihr einen Tempel und dichtete Wunderlegenden über ihre Einholung, welche solchen über die Muttergottes und andere Heilige auffallend gleichen*). Ihren Kult besorgten ein Priester und eine Priesterin, Beide aus Phrygien, sowie die verschnittenen „Galli“ (Galater), welche jährlich einen lärmenden Umzug hielten, aber in Rom verachtet waren, obschon ihr Aberglaube auf das gemeine Volk Einfluß gewann. Der Kult war durchaus mystisch und mit Klagen über den entmannten und gestorbenen Attis erfüllt. Am 24. März, dem „Tage des Blutes“, tobten und rasten die Galli, verwundeten sich selbst und starben oft daran, worauf die Martyrer des Glaubens mit großem Pomp bestattet wurden. Das ganze Fest der „Großen Mutter“ dauerte vom 22. bis 27. März und endete mit einer großen Belustigung, welche ohne Zweifel neben den Luperkalien (oben S. 423) zum spätern Carneval beigetragen hat. Außer dieser Göttin war aus Kleinasien ferner importirt, und zwar durch Sulla (88), die Kriegsgöttin (Bellona) aus Komana in Kappadokien (Bd. I. S. 565), deren Oberpriesterin sich in heiligem Wahnsinn selbst zerfleischte und so wahrsagte, und so auch die Priester (Bellonarii), die in schwarzen Fellmützen und fliegenden Haaren, sich verwundend um den Altar tobten, wobei das abergläubige Volk ihr Blut auffing und trank. Unter den Kaisern (seit 133 nach Chr.) kam in Rom die zum phrygischen Aberglauben gehörende Weihe der Taurobolien und Kriobolien auf, wobei die in einer Grube befindlichen Eingeweihten vom Blute des darüber geopferten Stieres oder Widders übergossen wurden. Die Opferstätte war auf dem Vatikan.

Aus Syrien drang seit dem Verfalle der Seleukidenherrschaft auch dortiger (d. h. der phönikische, Bd. I. S. 439 ff.) Glaube und Kult nach Rom. Die syrische Göttin Atargatis (griechisch Derketo, latinisch Dea Syria), welche nach der Sage von ihrer Tochter Semiramis eingeführt, aber Eines mit Baaltis, Mylitta, Aschera ist, wurde von den Seleukiden sehr begünstigt. Ihr Heiligtum zu Hierapolis nahe dem Eufrat hatte vor dem Eingange zwei riesige Phallen (Bd. I. S. 437); von den Römern wurde sie mit Juno, Venus und der Großen Mutter

*) Preller, röm. Myth. S. 449.

vermengt. Ihre Priester thaten es an Raserei den Galli und Bellonarii gleich und ihre Priesterinnen waren Hierodulen nach babylonisch-korinthischer Art (Bd. I. S. 476 und oben S. 39 und 141). Eines mit ihr ist auch die zu Ostia bei Rom und anderen Hafenorten im Mai gefeierte Maiuma. Zu Heliopolis (Baalbek) wurde dem dortigen Sonnengotte Adad von Antoninus Pius ein Prachttempel gebaut, dessen Trümmer jetzt noch Bewunderung erregen; derselbe wurde auch in Rom und anderen Gegenden des Reiches als Jupiter optimus maximus Heliopolitanus verehrt und der Atargatis als Gatte beigegeben. Die Krieger Roms dienten auf ihren Zügen vielfach auch dem Sonnengotte von Doliche in Syrien als Jupiter Dolichenus und die entarteten Römer überhaupt der mit Hierodulen umgebenen karthagischen Astarte oder Dido als Juno Caelestis. Durch den frommen Lasterbuben Heliogabal, Priester des Sonnengottes (Baal) von Emesa, kam auch Letzterer (der daselbst in Gestalt eines schwarzen Steines verehrt wurde) als Deus Sol Elagabal mit rauschendem und sinnverwirrendem Kult nach Rom und erhielt auf dem Palatin einen Prachttempel, in welchem auch die verehrtesten Heiligtümer Roms verwahrt wurden, da er der einzige Gott Roms werden sollte. Nach dem baldigen Ende dieses Schandkaisers fiel auch sein luxuriöser Gottesdienst wieder zusammen.

Durch ihre Einmischung in Ägypten wurden die Römer oberflächlich auch mit der dortigen Religion bekannt, zunächst freilich nur mit der bereits hellenisirten Form derselben, wie sie in Alexandria geübt wurde. Hier fand besonders der dem eigentlichen Altertum Ägyptens unbekannte Serapis, d. h. Osiris als Apis (Sonnengott in Stierform, s. Bd. I. S. 320) neben Isis Verehrung, und zwar in einer aus ägyptischen, syrischen und griechischen Elementen gemischten Kultform. Serapis selbst war eine Vermengung von Osiris, Adonis, Pluton und Asklepios und hatte in Kanopos ein Heilorakel (s. oben S. 156)*). Von Alexandria aus fand sein Dienst und der der Isis auch in Vorderasien, Griechenland, Sicilien und Italien Eingang, und zwar galt hier Serapis vorzüglich als Heilgott, Isis als Göttin der Frauen und auch der Schifffahrt; neben ihnen kamen ferner Anubis, Harpokrates und andere ägyptische Gestalten zur Geltung. In Campanien, Latium und Etrurien gewannen diese Kulte nach und nach bedeutende Verbreitung, in Rom wahrscheinlich nicht vor Sulla's Zeit. Im J. 58 vor Chr., als Cäsars gallischer Krieg begann, fand in Rom eine Reaktion von Seite der Nobilität gegen die volkstümlich gewordenen ägyptischen Götterdienste statt und wurden deren Altäre auf dem Kapitol zerstört, und in den nächsten Jahren mehrere Herstellungsversuche vereitelt. Cäsar aber, Kleopatra's Liebhaber, beförderte die Sache wieder und 42 vor Chr.

*) Preller, röm. Myth. S. 725 f.

errichteten die Triumvirn einen Tempel der Isis und des Serapis, der aber unter Tiberius zerstört und dessen Priester in Folge einer Anklage auf Kuppelei gekreuzigt wurden; denn der Gottesdienst war sehr unzüchtiger Natur und besonders bei den Hetären beliebt; doch auch anständige aber leichtgläubige Frauen wurden von den Priestern dieses und anderer fremden Kulte vielfach durch abergläubige Kniffe mißleitet und sogar verführt. Gerade deshalb jedoch fand der ägyptische Kult unter den nächsten Kaisern wieder Aufnahme und Caracalla begünstigte ihn eifrig und baute ihm einen neuen Tempel bei dem Kolosseum, von dem die dritte Region Roms (Isis et Serapis) den Namen erhielt. Inzwischen war dieser Dienst auch im ganzen römischen Reiche eingedrungen, soweit die Legionen hinzogen. Selbst einem germanischen Stamme sagt Tacitus die Verehrung der Isis nach. Das Hauptfest der Letztern (Isidis navigium) wurde in Rom, Korinth und anderen Orten am 5. März mit einem feierlichen Zuge an das Meer begangen; man trug dabei unter Musik und Gesang Fackeln, Lampen, Götterbilder und Symbole, weihte am Ufer ein Schiff und übergab es den Fluten. Im Herbste folgte das Hauptfest der Isis und des Serapis und man führte deren Geschichte nach Art der Mysterien dramatisch auf. Es gab auch förmliche Mysterien der Isis und des Osiris, deren Eingeweihte das Haupt schoren und sich in Linnen kleideten; sie hatten eine Art von Taufe und monotheistische Tendenzen, indem Osiris oder Serapis als Weltschöpfer und Weltgott, Isis als das Weltall gedacht wurde.

Zuletzt unter den fremden Diensten fand ein Zerrbild der zoroastrischen Religion im römischen Reiche Eingang, und zwar unter der Form der damals, zur Zeit der Blüte des Sassanidenreiches, sich von Persien aus über das ganze römische Reich verbreitenden Mysterien des Mithras*). Die Römer sollen diesen Kult als denjenigen eines Sonnengottes zuerst bei den von Pompejus besiegten kilikischen Seeräubern bemerkt haben; um 100 nach Chr. war er bereits in Rom einheimisch, seit Septimius Severus vom Kaiserhause begünstigt und vorzüglich bei den Soldaten beliebt. Man findet die Denkmäler dieser Mysterien in den verschiedensten Reichsgegenden, von Afrika bis nach Britannien und Germanien. In einer Höhle ist an den betreffenden Orten Mithras als Jüngling mit phrygischer Mütze abgebildet, wie er einen Stier opfert, umgeben von ähnlichen, aber kleineren Gestalten mit aufgerichteter und niedergesenkter Fackel (Auf- und Untergang der Sonne), sowie Sonnen- und Mondbildern und mancherlei Thieren. Es wird viel von Prüfungen (angeblich 80) berichtet, welche die Einzuweihenden zu bestehen hatten, wie Fasten, körperliche Anstrengungen aller Art u. s. w., sowie von Graden, welche nacheinander erstiegen wurden und deren

*) Bd. I. S. 531. Preller, röm. Myth. S. 756 ff.

höchster der des „Vaters" hieß. Man verband auch die Weihe der Taurobolien, sowie anderweitige Kulte mit dem Dienste des Mithras. Dahin gehört denn auch der von Aurelian eingeführte Sonnendienst. Dieser Kaiser, Erbauer der letzten Mauer Roms (270—275), Sohn einer Priesterin zu Sirmium in Pannonien (bei Belgrad), der das bereits zerfallende Reich wieder vereinigte, faßte im Orient, wo er die edle Zenobia bekriegte und überwand, Neigung zu den dortigen Sonnenkulten und baute einen neuen Sonnentempel in Rom, dessen Gott eine Vermengung von Baal mit Helios oder Sol und dessen Haupt von Sonnenstralen umgeben war. Man nannte ihn Sol Invictus oder Dominus imperii Romani, und Aurelian gab sich für seine Inkarnation aus. Sein Festtag war der 25. December, wie er es auch bei Phönikern und Persern war, der dritte Tag der wachsenden Sonne. Dieser Kult dauerte bis zum Siege des Christentums fort und gab diesem das Datum der Menschwerdung seines Stifters.

Es war aber dies im Grunde nur eine Fortbildung der bereits früher, in Nachahmung der orientalischen Despotien, sowie Alexanders und seiner Nachfolger, mit Anknüpfung an den griechischen Heroendienst (oben S. 315) in Rom eingeführten göttlichen Verehrung der Kaiser, die schon mit Cäsar begonnen hatte (oben S. 459), ja Versuche dazu schon früher. Pompejus nannte sich einen Sohn des Neptun, Antonius einen Abkömmling des Herkules und ein Abbild des indischen Bacchus, Cäsar einen solchen der Venus. Wirklich göttlich verehrt wurde zuerst Augustus neben der Dea Roma in Vorderasien, dann in Ägypten und Griechenland, erst später auch in Italien und im Westen. Die Schmeichler nannten ihn einen Sohn Apollo's, und er ließ sich gerne mit dessen Haltung und Attributen abbilden. Im ganzen Reiche wurden Altäre des Kaisers und der Göttin Roma (oben S. 414) aufgestellt und dienten als Propaganda für das Römertum bei noch nicht völlig unterworfenen Völkern. Der 1. August wurde Feiertag des Augustus und der Genius dieses Kaisers Schutzgott der „ewigen Stadt." Nach seinem Tode erklärte ihn der Senat förmlich als Gott. Seitdem wurden auch die Ludi Augustales vom 5. bis 12. Oktober mit Circus- und Theaterspielen gefeiert. Ein eignes Priestertum, die Sodales Augustales, diente der Verherrlichung des ersten Kaisers und des ganzen julischen Stammes. Auch seine Gattin wurde, und zwar noch bei Lebzeiten, als Göttin behandelt und mater patriae, sogar genitrix orbis (!) genannt. Tiberius verbat sich göttliche Ehren, betrieb aber die Anbetung seines Vorgängers; Caligula dagegen machte eifrig Gebrauch von der tollen Kriecherei der Unterthanen. Claudius wurde nach seinem Tode göttlich gesprochen, aber sein Tempel von Nero niedergerissen. Letzterer ließ sich bei Lebzeiten göttlich verehren und war der Erste, welcher die Stralenkrone, sonst nur ein Göttersymbol, trug; aber dem Todten fehlte natürlich die Ver-

götterung. Von Titus an feierte dann wieder jeder Kaiser seinen Vorgänger, wenn er ihn nicht selbst beseitigt hatte, aber auch in diesem Falle, wenn er es mit Rücksicht auf die Soldaten thun mußte, die es bei Domitian dem Senat gegenüber noch nicht hatten durchsetzen können, später aber stets ihren Willen erlangten. Seit Antoninus Pius erschienen die Kaiser auf ihren Münzen mit dem Nimbus (Heiligenschein). In den Tempeln wurde schon die Statue Cäsars aufgestellt und so diejenigen aller Kaiser. Manche derselben ließen sich auch in der Tracht eines bestimmten Gottes abbilden oder traten in solcher auf und forderten die ihrem Vorbilde gebührende Verehrung, und so auch die Kaiserinnen. Wenn Kaiser oder Kaiserin öffentlich erschienen, wurde vor ihnen ein Feuer einhergetragen. Mißachtung oder Beleidigung ihrer Statuen wurde als Majestätsverletzung bestraft; starb aber ein verhaßter Kaiser, so wurden seine vorher verehrten Bilder zertrümmert; nach dem Tode Mark Aurels z. B. wurden seine Bilder an vielen Orten unter die Laren versetzt. Später hatte Alexander Severus ein Lararium der Kaiser und Religionsstifter und eines der Helden und Dichter. Eine völlige Anbetung verlangte zuerst Diokletian. Die verstorbenen Kaiser wurden selten geradezu Dei, sondern in der Regel Divi (griechisch aber Θεοί), ihre Gattinnen Divae genannt, sogar wenn sie unmenschliche Wüteriche oder liederliche Weiber gewesen waren. Im Orient erhielten sie noch Beinamen, z. B. in Griechenland „Retter“ (Σωτήρ), auch solche von Göttern, so z. B. Augustus: Zeus Eleutherios; selbst Nero erhielt den letztern Namen, auch den des Apollon und Herakles oder des „Weltheilandes“ (!). Vespasian gab sich in Ägypten dazu her, als Gott Kranke angeblich zu heilen. Hadrian duldete es, daß die Athener den von ihm dem olympischen Zeus gewidmeten Tempel ihm selbst heiligten; auch er selbst erhielt den Beinamen des Olympischen und denselben die ihm gewidmeten Spiele. Ja sein Liebling Antinoos wurde ganz ungescheut als Gott verehrt. Die Kaiser wurden (auf ihren Befehl) als Stellvertreter des kapitolinischen Jupiter betrachtet und auf dem Kapitol wurde an ihren Geburts- und Tronbesteigungstagen für sie gebetet. Der griechischen Spiele zu Ehren von Kaisern wurde eine Unmasse. Städte und Stadttheile, welche Namen von Kaisern erhielten, wurden auch besondere Stätten des Kultes derselben. Kleinasiatische und thrakische Städte stellten ein eigenes Priesteramt zu Ehren der Kaiser, ihrer Feste und Spiele auf, das der Neokoren, wie vorher die Diener gewisser Tempel geheißen hatten. Solche Städte erlangten dann von Seite der Kaiser bedeutende Vorrechte und Vergünstigungen. Die Neokoren waren auch Vorsitzende der Landtage ihrer Provinzen (oben S. 452).

Der Akt, durch welchen ein todter Kaiser zum Gott oder eine Kaiserin zur Göttin erhoben wurde, war die Konsekration oder Apotheose. Der Sohn oder Nachfolger (bei einer Kaiserin Sohn

oder Gatte) beantragte dieselbe bei dem Senate, der sie dann beschloß und zugleich die betreffenden Feste und Spiele festsetzte. Dann wurde ein Wachsbild des Verstorbenen sieben Tage ausgestellt und nach einem pompösen Leichenbegängniß (oben S. 377) der Leichnam auf einem kolossalen Scheiterhaufen in Gestalt eines Palastes, der mit Elfenbeinreliefs, Gemälden, Statuen und goldgestickten Teppichen geschmückt war, verbrannt, von dessen Spitze sich ein Adler emporschwang, der die Seele vorstellte. Sofort wurde dann der Kult des neuen Gottes eingerichtet und seine Priester bestellt. Kaiser einer Familie hatten jedoch gemeinsame Priester, z. B. die Sodales Flaviales für die flavische Gens. Es bildeten sich aber namentlich für den Kult des Augustus zahlreiche Privat-Sodalitäten. — Doch kam es auch vor, daß Kaisergötter, namentlich wenn sie sich selbst dazu gemacht oder gegen den Willen des Senates dazu gemacht worden, später von einer Gegenpartei wieder abgesetzt wurden.

Es konnte nicht anders sein, als daß neben einer Religion, die aus einem Gemisch der verschiedensten Göttersysteme und der schamlosesten Menschenvergötterung bestand, noch der krasseste Aberglaube einherging. Dazu gehörte besonders die aus Ägypten (Bd. I. S. 361) und Chaldäa (S. 502) importirte Astrologie. Sogar die griechischen Philosophen jener Zeit waren diesem Wahn ergeben, für welchen der Stoiker Poseidonios in Rom starke Propaganda machte, während sein Schulgenosse Panaitios vergebens dagegen ankämpfte. Zwar wurden die „Chaldäer", wie man sie dort insgesammt nannte, aus Rom und Italien, wo sie sonst gut zu den Auguren und Haruspicen paßten, 139 vor Chr. ausgewiesen, wußten sich aber wieder Eingang zu verschaffen und bekehrten die einflußreichsten Männer zu ihrem Glauben. Selbst ein Cäsar und Varro waren demselben ergeben. Unter den Kaisern übten die Astrologen großen Einfluß aus.

Magier und Geisterbeschwörer hatten nicht geringeres Ansehen als die Sterndeuter; ja die Einheit des römischen Reiches begünstigte den Zusammenfluß der Zauberlehren aller demselben unterworfenen und mit ihm in Berührung kommenden Völker. Es kamen sogar Menschentödtungen zu magischen Zwecken vor, welche 97 vor Chr. in Rom vom Senate verboten werden mußten. Später aber blühte das Unwesen von Neuem auf. Pompejus befragte vor der Schlacht bei Pharsalos eine griechische (thessalische) Wahrsagerin; Nero begünstigte jeden Aberglauben; Hadrian ließ seinen Liebling Antinoos sich für ihn opfern; Marcus Aurelius befragte vor dem Markomannenkriege die Priester und Magier aller Nationen, und die Späteren überboten sich an Wahnglauben, den Manche auch mit Grausamkeit vermengten. Caracalla ließ seine Vorgänger als Geister erscheinen. Tiberius und Claudius hatten noch die Zauberei der gallischen Druiden verboten;

Aurelian und Diokletian befragten sie selbst. Schutzgöttin dieses Treibens war die gräßliche Hekate, welcher Diokletian zu Antiochia ein unterirdisches Heiligtum mit 365 Stufen abwärts gründete. Hexen gab es in Menge, nur daß sie noch nicht verbrannt wurden, und sie hatten namentlich unter den Frauen der höheren Stände unzählige Gläubige. Außer den Erscheinungen der Verstorbenen, von denen die Schriftsteller eben so wahnsinnige Spukgeschichten erzählen wie ein Jung-Stilling und Justinus Kerner und unsere Spiritisten, wurde auch an leibhaftige Erscheinungen und an manigfaltige Wunderthaten der Götter, an Wunderzeichen und Vorherbedeutungen, an Bedeutung und Auslegung der Träume geglaubt (Artemidoros aus Ephesos schrieb Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. ein Traumbuch) u. s. w., was Alles denn natürlich manche Betrüger benutzten, die dumme Menge auszubeuten, wie z. B. die von Lucian so treffend persifflirten Wunderthäter Alexander von Abonoteichos und Peregrinus Proteus, und viele Andere, die theilweise bei den Brahmanen, den Magiern und den ägyptischen Priestern Weisheit geholt zu haben behaupteten.

Dem Aberglauben stand indessen, wenn auch nicht in gleicher Stärke der Verbreitung, ein entschiedener Unglaube gegenüber. Abgenommen hatte der Götterglaube unter den Gebildeteren längst; aber weil er Staatsanstalt war, blieben seine Objekte dem Namen nach bestehen und die Menschen, soweit sie nicht unabhängig dachten, ergaben sich der Heuchelei oder dem Aberglauben. Aufrichtiger Götterglaube war so selten wie offene Verwerfung desselben. Bedeutende Gelehrte standen hier und dort; Gläubige waren z. B. Tacitus, Suetonius und Älian, Götterleugner Lucian, Plinius der Ältere und Lucretius. Andere versuchten Vernunft und Glauben zu versöhnen, wie Pausanias und Plutarchos, theilweise sogar durch Dämonenlehren, wie Apulejus; das Nähere darüber gehört indessen in die Geschichte der Philosophie. Das eigentliche Volk blieb, weniger aus Verständniß, als aus Gewohnheit, dem Götterglauben in alter Form treu, nicht zum wenigsten in Folge der glänzenden Feste, die er ihm verschaffte; denn eine eigentliche Abhängigkeit von den Priestern, die nicht bestimmte Gemeinden zu besorgen hatten, gab es nicht. Zahlreiche Beweise für den im Volke fortlebenden festen Götterglauben liefern die in allen Theilen des römischen Reiches, am Rande der Wüste, wie in den Seehäfen und auf den Pässen der eisigen Alpen gefundenen Votivtafeln von Soldaten und Reisenden, sowie die Votivbilder, durch welche Gelübde, besonders für den Fall glücklicher Vollendung von Reisen, bittend eingegangen oder dankend gelöst wurden.

Dritter Abschnitt.

Die Künste und Wissenschaften im römischen Reiche.

A. Die bildenden Künste.

Kunst und Wissenschaft hatten vor der Zeit, da Rom zur Weltherrschaft gelangte, in dieser Stadt und deren Gebiet wenig Bedeutung und keine hervorragenden Leistungen aufzuweisen. Die Römer sind in diesem idealen und schöpferischen Gebiete durchaus Schüler der Griechen und hätten ohne Diese ihren Platz lediglich unter den kriegerischen Völkern ohne höhere Kultur. Die Beförderung von Kunst und Wissenschaft gehört daher zu den Lichtseiten der Zeit, welche den Verfall der Republik und die Herrschaft der Kaiser sowie die Eroberung der Welt umfaßte.

Der Römer hatte von Haus aus wenig Sinn für Kunst; sogar in der Zeit, da die Griechen solchen in Rom zu wecken suchten, fiel dies Bemühen nur bei wenigen auserwählten Geistern auf fruchtbaren Boden; bei den Meisten erwachte lediglich ein oberflächliches Interesse für Kunstsachen*). Man bereiste z. B. Griechenland vorzüglich um der geschichtlichen Erinnerungen willen; ein Gefallen an Kunstwerken lief nur so nebenher. Die letzteren wurden in den Kriegen, welche die Römer in den von griechischer Kultur erfüllten Ländern des Ostens führten, allerdings geraubt; aber das geschah weder mit Verständniß, noch zu künstlerischen Zwecken. Man raffte Alles zusammen, Gutes und Schlechtes, nur um es zu besitzen und Rom mit Beute zu füllen, um mit Kunstwerken zu prunken und wenigstens das zu *scheinen*, was man nicht zu *sein* verstand. Nach der Unterwerfung Griechenlands und Makedoniens wurden diese Länder auf die frechste Weise geplündert; ebenso verfuhren Verres in Sicilien und Pompejus bei Mithradates, und nachdem Nero Rom niedergebrannt, wobei die kostbarsten Kunstschätze untergingen, sandte er nach Griechenland und nahm dem gebeugten Vaterlande der schönen Kunst was es noch besaß, um in eben so unverständiger Weise Rom zu schmücken, wie es früher geschehen war. So drängte sich alles Schöne in Rom zusammen und auch alle Künstler zogen dorthin, da anderswo nichts mehr für sie zu thun war und Niemand sie bezahlen konnte, weil nur Rom Gelt hatte**). Rom selbst hat weder berühmte Künstler, noch, mit wenigen Ausnahmen, Schrift-

*) Friedländer II. S. 117.
**) Guhl und Koner S. 538 ff.

steller geliefert; fast Alle, die sich während seiner Weltherrschaft in der Verwirklichung des Schönen und Wahren einen Namen machten, waren Provinzialen oder wenigstens Italiener von außerhalb der Weltstadt.

Mehr als für die Kunst hatten die Römer Sinn für die Natur, jedoch bei weitem nicht in dem Grade wie unsere Zeit, sondern beinahe in demselben wie die Griechen (oben S. 175 ff.). Auch ihr Naturgefühl hatte eine religiöse Grundlage; auch sie beobachteten blos Einzelheiten, einzelne hübsche oder erhabene Dinge; niemals aber faßten sie Gesammteindrücke von Landschaften auf; es fehlte ihnen durchaus der Sinn für Scenerie, wie auch für die Schönheiten der Himmels- und Lufterscheinungen und für die Farbentöne der Landschaft, wie das Alles ja auch den Nordeuropäern bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fehlte und unserm weniger gebildeten Volke jetzt noch fehlt. Die Alten fanden Gefallen und Interesse an Höhlen, Quellen, Bäumen, Blumen, nicht aber an der Aussicht von einem Berge, und die großartigen Scenerien der Alpen erregten ihnen nur Furcht und Schrecken und Sehnsucht nach der schönen Heimat, ähnlich wie den Romfahrern des Mittelalters. Gegenden, welche von Dichtern besungen worden oder in denen mythische oder geschichtliche Thaten spielten, erweckten in ihnen viel mehr Theilnahme, als weit schönere Punkte ohne solchen Ruf. Auch Seltenheiten und überraschende Merkwürdigkeiten hatten diese Wirkung; man reiste z. B., um die Ebbe und Flut, um Vulkane, Strudel, Schwefelquellen und dergleichen zu sehen. In einem aber unterscheiden sich die Römer wesentlich von den Griechen; sie liebten das Landleben, während sich die Hellenen besser in der belebten Stadt befunden hatten (freilich hatten sie keine so lärmende und aufreibende Stadt wie Rom!). Doch war das mehr eine Vorliebe für frische Luft, Bequemlichkeit und Ruhe nach vollbrachter Arbeit, als für Naturschönheiten, und man sah in den Vorrichtungen der Villen mehr auf das Nützliche oder allenfalls auf das Überraschende, als auf das Schöne und Ergreifende (oben S. 478). Man liebte die Aussicht in das Grüne und auf das Wasser, weil beide erfrischen, und suchte sich diesen Genuß auch in den Stadthäusern zu verschaffen, soweit es (durch Gärten) möglich war. Die Ufer des Golfs von Neapel, des Anio und des Comer- und Garda-Sees waren daher beliebte Villensitze. Die römischen Dichter entrollen oft liebliche Gemälde von Natureindrücken, besonders die Elegiker; aber das Große, Erhabene, Überwältigende haben sie nie begriffen, wozu sie freilich in der anmutigen und heitern Natur Italiens auch nicht wol gelangen konnten.

Wenn die Römer einer schönen Landschaft zulieb schön bauten, so zeigten sie damit schon, daß ihnen die Baukunst unter den Künsten am nächsten stand; es war dies schon deshalb der Fall, weil sie auch eine nützliche Kunst ist, was von den übrigen Künsten nicht

gesagt werden kann. Sie galt daher in Rom auch als die anständigste Kunst, wurde vielfach von geborenen Römern als Beruf ergriffen und Baumeister fanden in Rom, wo fortwährend gebaut wurde, stets die lohnendste Beschäftigung*). Zu keiner Zeit aber blühte die Baulust und damit auch die Baukunst in Rom und seinen Kolonien so sehr, wie unter den Kaisern, und zwar von Augustus bis zum Tode des Marcus Aurelius**), wofür Ruinen von Tempeln, Palästen, Thermen, Triumfbogen, Rennbahnen, Amphi- und wirklichen Theatern, Brücken, Wasserleitungen u. s. w. in ganz Südeuropa, Vorderasien und Nordafrika zeugen. In jener Zeit (nicht lange vor dem Tode des Augustus) hatte daher Rom auch einen großen Schriftsteller über Baukunst, der eine wertvolle Quelle über die Bauten des Altertums ist, — Vitruvius Pollio. Der Grundcharakter der römischen Baukunst war praktische Zweckmäßigkeit und Solidität, wozu dann noch der ganze Überrest griechischen Schönheitssinns und Feingeschmacks kam, über den die Römer als Herren von Hellas und dessen Kolonien verfügen konnten. Was die Griechen aus eigener Kraft nicht mehr vermochten, thaten sie nun auf Antrieb ihrer Besieger. Außer Alt-Hellas hatte die Blüte griechischer Kultur nur zerstreute Stätten; die römische Kultur überdeckte ganze Provinzen und Länder mit dem Schönsten, was die antike Kunst noch hervorzubringen vermochte. Was die Römer ihren Überwundenen an Werken der Plastik raubten und an solchen der Malerei zerstörten, ersetzten sie ihnen, nicht aus Gewissenhaftigkeit, sondern aus Prachtliebe, an Bauten. Solche gaben sie aber aus gleichem Grunde auch den barbarischen Ländern, die niemals eine Kunst gekannt hatten. Die von Rom aus neu gebauten oder erneuerten Städte zählen nach Tausenden. Manche wie Colonia Agrippina (Köln), Arelate (Arles), Arausio (Orange) und Narbo (Narbonne) in Gallien, Gades (Cadix) in Spanien, Alexandria in Ägypten, Antiochia und Palmyra in Syrien, Ephesos und Smyrna, Nikäa und Nikomedia in Kleinasien und das spätere Konstantinopel wetteiferten an Pracht mit Rom. Diese und andere Provinzialstädte suchten Rom nachzuahmen und gaben ihren Anhöhen und Gebäuden Namen der römischen Hügel und Paläste. Diese Bauten wurden in erster Linie von den Kaisern (auch von den sittenlosesten und grausamsten) selbst angeregt und zum Theil auf deren eigene Kosten ausgeführt, sowol Neubauten in Folge von Beschädigungen durch Brände, Überschwemmungen und Erdbeben, als solche zur Erleichterung des Verkehrs und Hebung der Gesundheit. Claudius z. B. baute den Ableitungskanal des Fucinersees und den Hafen von Ostia, Hadrian, welcher auf seinen Reisen ein Heer von Baukünstlern mit sich führte, eine Kunst-

*) Friedländer I. S. 262.
**) Friedländer III. S. 107 ff.

straße über den Isthmos von Korinth, einen Zeus-Tempel und ein Bibliothekgebäude in Athen, und begann dort eine Wasserleitung, welche Antoninus Pius vollendete, der in Italien Leuchtthürme und Häfen errichtete. Diese Beispiele feuerten namentlich die das Reich repräsentirenden Gemeindebeamten in den Städten an, und es erstanden hier großartige Bauten in der Regel aus dem bedeutenden Antrittsgelte, das bei der Wahl zu Ehrenämtern und Priestertümern bezahlt werden mußte, vielfach auch aus freiwilliger Unternehmung von Seite reicher und ehrgeiziger oder gemeinnütziger Privaten, in Griechenland besonders der Sophisten, d. h. Anwälte und Redner, unter welchen Keiner so hervorragte wie der Attiker Herodes aus Marathon (101—177), der in Kleinasien, Italien und Griechenland, besonders aber in Athen prächtige Bauten aller Art auf eigene Kosten herstellte. Seine Prachtliebe zeigt der Zug, daß er bei dem Tode seiner Gattin das Haus mit schwarzem Marmor bekleiden ließ. Sein Namensvetter Herodes der Große von Judäa stattete viele orientalische und griechische Städte mit Gebäuden und Prachtstraßen aus. Der jüngere Plinius baute einen Tempel in Comum (Como) und so Viele Ähnliches, worin auch kaiserliche Freigelassene nicht zurückblieben.

Die Römer waren in der Baukunst Schüler erst der Etrusker und dann der Griechen. Der etruskische Tempel war eine bauliche Ausführung des Templum für die Auspicien (oben S. 427); er war quadratisch, ohne Säulen in der Zelle, aber mit zwei solchen zwischen und vier solchen vor den Seitenpfeilern des Vorschiffes, welche Form die Himmelsbeobachtung erleichterte. Ein Muster größerer etruskischer und altrömischer Tempel ist derjenige auf dem Kapitol zu Rom, dessen Beginn den Tarquiniern zugeschrieben wird, der aber erst im dritten Jahre nach Vertreibung der Könige von Horatius Pulvillus vollendet sein soll. Er war quadratförmig und hatte im Vordertheile Säulen ohne Wand in sechs Reihen, im Hintergrunde aber drei Zellen, von denen die mittlere, am weitesten vorspringende, dem Jupiter, die beiden anderen der Juno und Minerva gewidmet waren*). Der Gesammteindruck war durchaus griechisch und denselben bot auch die spätere römische Baukunst in immer steigendem Maße, so daß im Ganzen die architektonischen Regeln des griechischen Tempels (oben S. 181 ff.) auch für den römischen maßgebend wurden. Doch schloß das nicht Weiterbildungen und Verschönerungen aus, die dem alten Hellas noch nicht geläufig waren. Der von Hadrian vollendete Tempel des olympischen Zeus in Athen hatte ringsum mehrfache Säulenreihen, auf den schmalen Seiten drei Reihen von je zehn, auf den langen Seiten zwei von je zwanzig Säulen. Die griechischen Säulenformen wurden auch von den Römern

*) Guhl und Koner S. 367.

angewendet, aber durch die toskanische Ordnung (S. 349) vermehrt. In der Nachahmung der dorischen und ionischen Ordnung waren die Römer weniger glücklich als in jener der korinthischen, welche mit viel Geschmack durch manigfaltiges Schmuckwerk vervollkommnet wurde.

Eine weitere römische Veränderung der griechischen Tempelkonstruktion ist das Anbringen einer gewölbten Zelle für das Götterbild, wie denn der Gewölbebau Italien eigen ist und auch bei Thoren, Bögen, Brücken und Aquädukten hervortritt. Ein imponirendes Beispiel ist der Doppeltempel der Venus und Roma zwischen dem Forum und dem Kolosseum, von Hadrian gegründet, in dessen Mitte die gewölbten Zellen der beiden Göttinnen mit der Rückseite gegeneinander stehen. Der Tempel war innen und außen von Marmor. Die eigentümlichste und vollendetste römische Neuerung ist aber der gewölbte Rundtempel mit Kuppel, von dreifacher Art, indem entweder in der Mitte das Bild ohne besondere Zelle stand, oder die freistehenden Säulen eine runde Zelle mit einer über die Säulenhalle hervorragenden Kuppel umschlossen, oder endlich, wie bei dem Pantheon zu Rom, der runde Körper des Gebäudes gar nicht von Säulen eingeschlossen, sondern nur auf einer Seite mit einer frei vorspringenden Vorhalle versehen war*). Das 25 vor Chr. unter Agrippa's Konsulat errichtete Pantheon enthielt in einer Hauptnische Jupiter und in sechs anderen Nischen ebenso viel Götter und Heroen, darunter Mars, Venus und Cäsar, und die Vorhalle hatte in der Front acht korinthische Säulen. Auch die römischen Tempel hatten gleich den griechischen Einfriedigungen und Höfe, welche oft von Säulenhallen gebildet wurden. Ein prachtvoller Säulenhof umschloß den Sonnentempel von Palmyra und der Fußboden desselben war ganz mit Marmorplatten bedeckt. Ähnliche Höfe besaßen auch die Sonnentempel von Heliopolis (Baalbek). Großartig waren oft die aus kolossalen Quadersteinen aufgeführten Unterbaue der Tempel; auch gab es imponirende Terrassenbauten an Bergen hinan, die von Tempeln gekrönt waren, so z. B. im alten Präneste (Palestrina) der Fortuna-Tempel.

Es würde uns zu weit in das Gebiet der Kunstgeschichte und Altertumskunde führen, wollten wir noch eingehend der übrigen prächtigen und säulengeschmückten Gebäude Roms und der Römerstädte Erwähnung thun, der Gerichts-, Senats- und sonstigen amtlichen Gebäude (curiae, bei besonderer Pracht und tempelähnlichem Bau: Basiliken), der Marktplätze (fora) mit ihren imponirenden Umgebungen, der Paläste und Villen luxuriöser Kaiser und reicher Privatleute oder Beamten, der Grabmäler hoher Personen, unter denen das Mausoleum Hadrians (jetzt Engelsburg) hervorragt, der Ehrensäulen, wie die Schiffsschnabelsäule (Columna rostrata) auf dem römischen Forum zu Ehren des Sieges

---

*) Guhl und Koner S. 386 ff.

261 vor Chr. über Karthago, die Marmorsäulen Trajans, mit ihren Reliefs aus dem Dakerkriege, und des Marcus Aurelius (Antoninssäule) mit solchen aus den Markomannen- und Quadenkriegen, endlich der Triumfbogen, unter denen die des Titus, Septimius Severus und Konstantin hervorragen. Anderer Prachtgebäude haben wir hinsichtlich ihres Gebrauchs gedacht, wie der Bäder (S. 374 ff.), Rennbahnen (S. 487), Amphitheater (S. 485), und werden noch der wirklichen Theater (S. 507) zu gedenken haben.

Den eigentlichen Mittelpunkt des architektonischen wie des politischen Rom bildete aber das Forum Romanum, der Platz östlich vom Kapitol und nördlich vom Palatium, ursprünglich der Markt- und Gerichtsplatz, nachher der hauptsächliche Schauplatz der die Republik bewegenden und erregenden Ereignisse. Es bildete ein unregelmäßiges längliches Viereck. Um dasselbe erhoben sich namentlich seit den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern Prachtbauten, so daß es mehr zu einem Prunkplatz wurde, nachdem es kein mitsprechendes Volk mehr gab. Diese Prachtbauten waren: im Süden das Atrium der Vesta, der Tempel des Kastor und Pollux, die Basilica Julia mit ihren fünf Schiffen, wo das Hundertmännergericht tagte, der Saturntempel mit dem Staatsschatze; im Westen die Säulenhalle der obersten Götter (Dii Consentes), der Tempel des Vespasian (früher des donnernden Jupiter), der der Concordia, und hinter diesen dreien das imposante Reichsarchiv (Tabularium); im Norden das mamertinische Gefängniß, wo politische Hinrichtungen und — Morde stattfanden, die Curia Hostilia (wo der Senat bis 55 vor Chr. tagte), die Curia Julia, von Cäsar errichtet, die Basilica Aemilia et Paulli und der Tempel des Antoninus und der Faustina. Der obere Theil des Zwischenraums, im Westen, war das Comitium (oben S. 389) und an dessen Grenze gegen das untere Forum stand die alte Rednerbühne (Rostra vetera), welche Cäsar an das untere Ende verlegte (Rostra Julia). Auf diesem Platze wurden lange die Schicksale der Welt entschieden, bis die Kaiserburg des Palatium und noch später die Lager der Legionen oder die Kasernen der Prätorianer diese Aufgabe übernahmen.

Die großartige Anwendung der Baukunst bei den Römern bedingte auch eine starke Inanspruchnahme der Plastik und Malerei. Alle Bauwerke, sogar Brücken und Wasserleitungen, waren mit Werken der Bildhauerkunst geschmückt, am meisten aber die Giebelfelder der Tempel, die Grabmäler, Ehrensäulen und Triumfbogen. Daneben waren auch die Straßen und Plätze, Gärten, Villen, Höfe und größeren häuslichen Räume mit Statuen, Reliefs, Stukkaturarbeiten u. s. w. geschmückt. Ehrenstatuen berühmter Männer aufzustellen war in Rom schon seit der Zeit der Zehnmänner gebräuchlich. Es wurden solche aus Staats- und Stadtmitteln errichtet, von eiteln Leuten sogar ihre eigenen.

Auch benutzte man Kunstwerke, besonders Statuen und Gemälde von Personen, vielfach zu politischen Zwecken, z. B. um zur Rache für ungerecht Verurteilte aufzufordern. Berühmter Schriftsteller Büsten wurden zahlreich in den Bibliotheken aufgestellt. Eine einzelne der vielen von Cicero für sein Tusculanum in Griechenland bestellten Kunstsendungen betrug über zwanzigtausend Sestertien (gegen 3600 Mark); seine Äußerungen darüber beweisen aber, gleich denen der übrigen römischen Schriftsteller, daß Diese ganz rohe Ansichten über Kunst hatten und es ihnen nur darum zu thun war, der Mode zu huldigen, welche eine Überladung mit Kunstwerken forderte. Auch wurde mit Nachahmungen vieler Betrug getrieben, und es wimmelte von eifrigen Sammlern und anmaßenden „Kennern" *). Sehr vieles wurde daher von reichen Leuten aus Überfluß gar nicht benutzt, sondern bei erster Gelegenheit verschenkt. Der stets sich erweiternde Kult, namentlich als derjenige der Kaiser aufkam, hatte ebenfalls eine vermehrte Verwendung der Kunst im Gefolge.

Die Art der Ausübung der bildenden Kunst war im ganzen Reiche die griechische, mit Ausnahme Ägyptens, wo die alte Manier dieses Volkes beibehalten wurde, und Palästina's, wo der jüdische Glaube die Bilderaufstellung verbot. Die Kunst zehrte indessen blos von der Erbschaft der alten Griechen. Es gab selbst in Hellas keine Künstler höhern Ranges und originalen Geistes mehr**). Die Ausführung war reproduktiv und fabrikmäßig, meist sogar durch Sklaven besorgt und daher in der Regel billig. Während indessen unter den im Ganzen wenig geachteten Künstlern die Plastiker meist Griechen waren, thaten sich die Italiener mehr in Wandmalerei und Stukkaturarbeit hervor, wie dies jetzt noch der Fall ist. Auch Malerinnen gab es nicht wenige. Die Malerei war übrigens in Rom so früh einheimisch, daß von einem Fabier, welcher um 300 vor Chr. den Tempel der Salus malte, seine Familie den Zunamen „Pictor" erhielt***). Doch waren die besseren Leistungen des alten Rom in dieser Beziehung ohne Zweifel durch Griechen oder deren Schüler geschaffen†). Die **Wandmalereien** zur Kaiserzeit, von denen wir in Pompeji und Herkulanum so merkwürdige Beispiele besitzen, zeigen eine elegante und zierliche aber fantastische und oft bizarre Auffassung, die dem Maler Ludius unter Augustus zugeschrieben wird. Es steigen schlanke, Pflanzenstengeln und gewundenen Stäbchen ähnliche Säulchen empor und tragen luftige Kapitäle und Giebel von reich abwechselnden Gestalten, mit Blumengewinden, dazwischen feine Thier- und Menschengestalten in kleinem Maß-

*) Friedländer III. S. 133.
**) Brunn, die griech. Künstler I. S. 560 f., 577 ff., 616 ff., II. 314 ff.
***) Brunn II. S. 302 ff.
†) Guhl und Koner S. 579 ff.

stabe, z. B. Delphine, Hirsche, Eroten und Tänzerinnen, oft allein mitten in größeren Wandflächen; dazwischen zeigen sich perspektivische Aussichten auf Land und Meer, Villen und Wälder, Gruppen von Lebensmitteln, Genrebilder aus dem Leben und Scenen aus der Mythologie, nicht selten obscöne. Der Hintergrund ist dunkel: schwarz, braunrot, dunkelblau, so daß sich die heiteren Figuren lebhaft davon abheben.

Neben den Wandgemälden liebte die römische Kultur besonders auch die Mosaik-Darstellung (pavimentum musivum). Der aus Lehm festgestampfte Fußboden wurde erst parkettartig mit farbigen Marmorplatten von verschiedener Gestalt schachbrettartig oder sonst symmetrisch belegt, so z. B. während des dritten punischen Kriegs im Kapitol-Tempel. In späterer Zeit zog man kleine bunte Stifte aus Marmor und anderen kostbaren Steinarten, wie Achat und Onyx, sowie aus Glas vor, welche in einen auf den Boden aufgetragenen Kitt eingelassen und mittels welcher so die verschiedensten Zeichnungen und Gemälde zusammengesetzt wurden. So geschah in Tempeln, Bädern und Häusern, und zwar je nach der Bestimmung des Raums mit Scenen der Mythologie, des Volkslebens (Wettfahrten), der Geschichte (Schlachten, wie die „Alexanderschlacht“ in Pompeji); sogar täuschend nachgebildete Speiseüberreste und Kehricht (in einem Speisesal) fanden sich. Auf der Thürschwelle wurde auch wol das Bild eines Kettenhundes mit der Inschrift „cave canem“ angebracht.

B. Das Theater.

Sowol Ton- als Tanzkunst im idealen Sinne haben im alten Italien ein selbständiges Leben und Wirken nie gehabt, sondern wurden nur aus Griechenland, später auch aus Alexandria in Ägypten dahin verpflanzt, wo sie namentlich im Kult und im Theater Verwendung fanden, und zwar ohne daß zwischen beiden Anlässen ein Unterschied in der Auswahl der Stücke stattfand, dann auch noch in den nach griechischer Weise eingeführten Wettkämpfen. Geachtet war die Übung dieser Künste nicht, was aber eine große Zahl von Dilettanten nicht abhielt, sich namentlich der Musik zu widmen, wie von auffallend vielen Kaisern erzählt wird*). Bekanntlich zeichnete sich Nero hierin aus, der noch in der Todesstunde die Welt bedauerte, einen solchen Künstler zu verlieren.

Die Schauspielkunst war zwar in ihrer höhern Ausbildung ebenfalls den Griechen abgelernt, hatte aber doch in Italien selbständige

*) Friedländer III. S. 233 ff.

Wurzeln und entfaltete im römischen Reiche überhaupt ein eigentümlicheres Leben als die beiden anderen musischen Künste. Das römische Theatergebäude war völlig dem griechischen (oben S. 209) nachgebildet. Es unterschied sich von demselben dadurch, daß die Orchestra nicht zur Aufführung benutzt wurde, sondern den Zuschauern (und zwar den Senatoren) eingeräumt war. Nach Vitruv's Angabe mußte es, um akustisch zu sein, so gebaut werden, daß eine von der untersten zur obersten Sitzstufe gespannte Schnur die Kanten aller dazwischen liegenden Stufen berührte. Die Bühne war doppelt so lang als der Durchmesser der Orchestra und hinter ihr befand sich ein Säulengang, in den man sich bei schlechtem Wetter flüchtete. Pompeius baute in Rom, wo bis dahin nur hölzerne, wenngleich prächtig eingerichtete Theater gewesen, 55 vor Chr. das erste steinerne solche. Seine Säulenhalle war reich an Statuen und umschloß Lustwälder mit Springbrunnen und Thiergehegen. Rom besaß außerdem noch zwei Theater, das von Augustus errichtete des Marcellus und das des Cornelius Balbus (beide 13 vor Chr. vollendet). Das des Marcellus faßte 30.000 Menschen. Das bedeutendste Theater römischer Art außerhalb Roms war das des Herodes in Athen am Südabhange der Akropolis, in dessen Felsen die Sitze ausgehauen waren (160—170 errichtet). Es hatte ein Dach aus Zederuholz, während sonst die Theater nur von Teppichen überspannt wurden, um die Sonnenstralen abzuhalten.

Das Drama ist ohne Zweifel in Italien sehr alt, wenn auch nicht gerade als Bühnenschauspiel. Der scharfbeobachtende Blick der Italer und ihre Neigung zu Scherz und Spott (oben S. 355) sowie zu Vermummungen und Neckereien (oben S. 423), mußte diese Seite geistiger Thätigkeit pflegen und ihr kamen die im Volke lebenden und beliebten Wechselgesänge zu Statten*). Solche waren die bei ländlichen Festen, in der Stadt aber bei Hochzeiten (oben S. 368) üblichen Fescenninen. Mit gestikulirendem Tanz verbunden waren die Satiren (auch saturae, entweder von satura, Fruchtschale, nach der Manigfaltigkeit des Inhalts, weniger wahrscheinlich von den griechischen Satyrn)**); die ersten solchen in Rom wurden 364 vor Chr. durch etruskische Schauspieler als religiöse Handlung zur Abwendung einer Seuche aufgeführt. Die Mimen stellten Personen und Handlungen possenhaft dar und wurden von einem Hauptschauspieler gegeben, neben welchem untergeordnete Personen auftraten, die ihn nachahmten und von ihm Schläge erhielten, wie im Kasperle-Theater. Das Kostüm der Spielenden war

---

*) Teuffel, Gesch. der röm. Literatur, Leipzig 1870 S. 2 ff.

**) Die ältesten hatten durchaus nichts spottsüchtiges, sondern waren lediglich „vermischte Gedichte". Auch kennt die griechische Literatur keine Satiren, und statt der Satyrn hatte Italien Faune.

eine bunte Narrenjacke, die Sprache roh und ungebildet. Darstellungen kleinstädtischen Treibens mit stehenden Charakterfiguren, wie sie noch jetzt die italienische Volkskomödie hat, waren die Atellanen (vom campanischen Städtchen Atella); war der Hauptinhalt verabredet, so wurde das Einzelne improvisirt; die Sprache war witzig und obscön. Ein Kunstdrama entstand erst in Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. und zwar durch den Griechen Livius Andronikos, welcher sich an die neuere attische Komödie (oben S. 323) als Muster anschloß. Die römische Komödie entbehrte darum gänzlich des Chors und daher bedurfte auch die Bühne der Orchestra nicht. Im Kunstdrama war die Anzahl der Schauspieler unbeschränkt. Zuerst indessen war außer der im Freien aufgeschlagenen hölzernen Bühne überhaupt nichts bauliches vorhanden und das zuschauende Publikum stand ohne Ordnung vor derselben an einer sich nach hinten sanft erhebenden Ebene (cavea). Seit 194 vor Chr. wurden im Raume zunächst vor der Bühne Sitze für die Senatoren aufgestellt und diese vom übrigen Zuschauerraum durch Schranken abgegrenzt. Nach und nach ließ sich auch das Volk Sitze in den Zuschauerraum tragen. Erst als Griechenland unterworfen war, baute man das erste Theater mit amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen, und auch diese wurden nach dem Range eingetheilt; nach den Senatoren kamen die Ritter, die Priesterkollegien, die Frauen, und zu oberst (hinterst) in der Cavea das gemeine Volk, das sich dies nicht ohne Murren gefallen ließ.

Die Aufführungen des römischen Theaters waren stets Bestandtheile der öffentlichen Spiele (ludi, s. oben S. 423), und zwar gingen sie, seitdem sie aufgenommen waren, an besonderen Tagen den Circusspielen voran. Dekorationen und Maschinerie waren wol nicht wesentlich von denen des griechischen Theaters verschieden. Der Vorhang, auf welchem menschliche Figuren eingewebt waren, erhob sich am Schlusse des Stückes aus einer Spalte der Bühne in die Höhe; in den Zwischenakten wurde ein zweiter in der Mitte auseinander gezogen. Die Schauspieler waren Sklaven oder Freigelassene, welche Truppen (greges, catervae) unter einem Direktor (dominus) bildeten. Obschon ihre Personen als infam galten, wußten sich doch Manche zu Geltung, Beliebtheit und selbst Reichtum und Ansehen emporzuschwingen. Der Beamte, welcher die öffentlichen Spiele besorgte, bezahlte auch die Schauspieler und ertheilte Demjenigen, der sich am meisten ausgezeichnet, eine Palme oder einen Kranz, unter den Kaisern aber Prachtgewänder und Geltgeschenke. Die Schauspieler trugen in älterer Zeit lediglich eine Art Perücke, seit Terentius aber Masken wie die Griechen, in der Tragödie überdies den Kothurn und lange prächtige Gewänder, in der Komödie aber niedere Schuhe und gewöhnliche Kleidung.

Das Kunstdrama zerfiel in die Tragödie und Komödie. Erstere,

deren bedeutendste Dichter nach Andronikos Ennius und dessen Neffe Pacuvius (220—132), war durchaus abhängig von Nachahmungen und Übersetzungen der Griechen und zwar vorzugsweise des Sophokles und Euripides. Der Chor blieb jedoch natürlich auf der Bühne. Man kennt 150 Stücke von 36 Schriftstellern, die aber mit Ausnahme der phrasenhaften und weitschweifigen acht Schauerstücke des Philosophen Seneca sämmtlich verloren sind. Außer diesen griechischen Nachahmungen gab es auch Tragödien mit Stoff aus der römischen Geschichte (fabula praetexta), welche Gattung Cn. Nävius aus Campanien (um 235 vor Chr.) begründete, deren Stücke aber bis auf die fälschlich dem Seneca zugeschriebene Octavia nicht mehr existiren. Der aufgeklärte und sorgfältig feilende L. Attius (Accius, 174—104) schrieb sowol den griechischen nachgebildete Tragödien, als Prätexten.

Die Komödie zerfiel in die mit griechischem Stoffe, d. h. der neuern attischen Komödie, besonders des Menandros und Philemon (oben S. 323 f.) nachgebildete (comoedia palliata), und in die ursprünglich italische (c. togata). Die ersten Tragiker Andronikos, Nävius, Ennius u. A. waren auch ihre Träger; erhalten sind Stücke dieser Gattung nur von T. Maccius Plautus aus Sarsina in Umbrien (254—184, 20 Stücke, wovon eines mythologisch — Amphitruo) und P. Terentius aus Karthago (gest. 159, 6 Stücke). Die Früheren, deren Vertreter Plautus, suchten den griechischen Stoff dem italischen Boden und Publikum anzupassen und verschlimmerten ihn daher, während die Späteren, zu denen der Insubrer Statius Cäcilius (um 200 vor Chr.) den Übergang bildete, deren Haupt aber Terentius war, dem griechischen Geiste treu blieben, damit jedoch die Volkstümlichkeit dieser Gattung, deren Blüte von Mitte des dritten bis Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. dauerte, zerstörten. Ihr weiterer Anbau wurde daher aufgegeben, die Stücke aber dennoch bis in die Kaiserzeit aufgeführt. Dieselben waren in Dialoge (diverbia) und Monodien (cantica) eingeteilt. Letztere begleitete Flötenspiel. Den Inhalt bildeten „die Täuschung gutmütiger oder geckenhafter Alten, die kecken leichtsinnigen Streiche ihrer Söhne, deren Intriguen mit Hetären, die Listen und niedrigen Späße von Sklaven, die Genremalerei von Schmarotzern, Kupplern, sowie Verwechslungen verschiedener Art.“ Während die Palliata im griechischen, spielte die Togata im kleinbürgerlichen römischen und italischen Leben und war derber und frischer als jene. Sie blühte etwa von 170 bis 80 vor Chr. Die Hauptvertreter waren Titinius und Afranius; aber alle Stücke sind verloren. Die alten Atellanen wurden in erneuerter Form, zur Zeit Sulla's, durch Pomponius und Novius eine Unterart dieser Gattung und meist als Nachspiele verwendet, entarteten aber später, verloren immer mehr vom Text und gingen in der Kaiserzeit in der Pantomime unter.

Neben dem Kunstdrama ging auch in dessen Blütezeit immer noch die Volksposse einher, sowol die Mime, welche am Ende der Republik Liberius, Matius und Syrus kunstmäßig zu gestalten suchten, als die später entstandene, unter Augustus zur Blüte gekommene Pantomime, in welcher letztern die Schauspieler ohne zu sprechen (oft Einer allein) einen gleichzeitigen mit Flöten begleiteten Gesangsvortrag durch Gestikulationen illustrirten, worin Manche, wie z. B. der berühmte Paris *), eine so erstaunliche Fertigkeit erlangten, daß sie auch ohne Text allein ganze Geschichten pantomimisch darstellen konnten. Der Stoff war aus der griechischen Mythe genommen, von der größten Pracht der Ausstattung und mit den verführerischesten Reizen begleitet, und wurde in der verderbtern Zeit zu den schamlosesten Zoten und Handlungen auf der Bühne mißbraucht. Diese Stücke waren auch die einzigen, in welchen Frauen, d. h. Hetären auftraten. Das entsittlichte Volk sah dieselben am liebsten und klatschte um so mehr Beifall, je mehr Nuditäten vorkamen; auch bezahlten die Beamten die Schauspieler dieser Art am besten **). Doch kamen in den Mimen und Atellanen auch die derbsten Ausbrüche der Opposition gegen die Kaiserwirtschaft vor, wogegen, weil es sich um Theile religiöser (!) Feste handelte, nicht leicht eingeschritten wurde. Dennoch sind von Seite einiger der rasendsten Kaiserlinge, Caligula und Domitian, Hinrichtungen kecker Schauspieler bekannt.

Beiwerk des Dramas, besonders der Tragödie, waren in der Kaiserzeit glänzende Züge, welche über die Bühne gingen, oft mit ganzen Truppentheilen und nicht selten mit fremden Thieren. Auch kamen auf der Bühne allerlei Arten von Musik- und Tanzstücken zur Aufführung.

C. Die Dichtkunst.

Die Dichtkunst des italischen Volksstammes würde sich, ohne ein Eindringen der griechischen Literatur in Italien, wahrscheinlich ausschließlich in religiöser und volkstümlicher Lyrik bewegt haben, ohne daß Kunstdichter im Lande erstanden wären. Die ältesten Zeugnisse gebundener Anwendung der Sprache bestehen in Hymnen gewisser Priestergesellschaften, wie der Salier und Arvalbrüder (oben S. 430); auch Volkslieder werden in alter Zeit erwähnt. Lange wurde nichts aufgeschrieben und das war gerade die Zeit der Großthaten und des bessern Charakters der Römer. Der Einfluß der Griechen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. (Zwölftafelgesetz, oben S. 386) schuf

*) Er war Nero's Spießgeselle und wurde auf dessen Befehl aus Künstler-Eifersucht hingerichtet (67 nach Chr.).
**) Friedländer II. S. 301.

erst ein römisches Schrifttum; es bedurfte aber bei der Schwerfälligkeit des Volkscharakters einer langen Zeit der Entwickelung. Von den Griechen wurde der Gebrauch angenommen, den Todten Denkmäler und Grabschriften zu setzen. Näher bekannt mit der griechischen Sitte und Bildung wurden die Römer aber erst während des ersten punischen Krieges in Sicilien, nach dessen Beendigung (241 vor Chr.) auch die ersten Theaterspiele durch Andronikos aufgeführt wurden und letzterer die Odysseia in saturnischen Versen (⏑ ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏑́ ⏓ | ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏑́ ⏓) übersetzte. Ihm eiferte Cn. Nävius aus Campanien nach, welcher den ersten punischen Krieg in demselben Metrum episch bearbeitete, aber für seinen Freimut in der Komödie um 200 in der Verbannung starb. Erst seitdem gab es Dichter im italischen Sprachgebiete; 206 vor Chr. erhielten die Poeten Korporationsrechte in Rom und zwei Jahre später brachte M. Porcius Cato den ersten namhaften römischen Dichter, den griechisch gebildeten Ennius nach Rom. Damit begannen die „rauhen Krieger des Romulus“ den Musen zu huldigen, — noch ehe sie durch Überschreitung Italiens mit ihrer Sittenreinheit, Gerechtigkeitsliebe und Redlichkeit gebrochen hatten. Aber damit wurde zugleich auch das Griechentum die Losung im römischen Geistesleben und umsonst beklagte Nävius das Abweichen von der durch ihn betretenen patriotischen Bahn. Doch ist sehr fraglich, ob es die Römer auf derselben weit gebracht hätten.

Q. Ennius aus Rudiä im Peucetier-Gau (Alt-Calabrien), an der Grenze oskischer und griechischer Sprache (239—169), erhielt als Anerkennung seiner Leistungen das römische Bürgerrecht, das Amt eines Koloniefführers (triumvir coloniae deducendae) und ein Ackerlos in Potentia. Er versuchte zuerst ein römisches Epos zu schaffen; seine „Annalen“ von Äneas bis auf seine Zeit, die ihm und den Römern würdig schienen, Homer an die Seite gestellt zu werden, waren lediglich eine Verschronik (in den ersten latinischen Hexametern). Zu seinen schon erwähnten Dramen kamen noch Satiren, d. h. vermischte Gedichte und noch keineswegs in dem Sinne von Spottgedichten, sowie Epigramme. Auch bearbeitete Ennius das System des Euemeros (oben S. 325) mit Bezug auf die italische Mythologie. Sein bedeutendstes Verdienst ist aber, die latinische Sprache aus ihrer Stumpfheit und Unbehilflichkeit herausgerissen und nach dem Muster des Griechischen mit einer reichen und schönen Beugung beschenkt zu haben. Erhalten sind von ihm nur Bruchstücke.

Zahlreich war die Zunft der Poeten in der Zeit des Ennius und nach ihm noch nicht; die meisten Musenjünger widmeten sich dem Theater und die übrigen dichterischen Gattungen waren noch spärlich bebaut. Eine neue Richtung gab der Satire C. Lucilius (148—102) aus Suessa Aurunca in Campanien, von Scipio Africanus dem Jüngern begünstigt; denn er zeichnete in seinen vermischten Gedichten das Leben

seiner Zeit, in Politik, Sitten und Literatur, in sehr freimütiger und scharfer Weise mit heiterer Laune und treffendem Witze. Sein namhaftester Nachfolger war M. Furius Bibaculus aus Cremona, ein Zeitgenosse Cäsars, gegen dessen monarchische Plane er seinem republikanischen Eifer die Zügel schießen ließ. Eine ganz einzige Erscheinung in der römischen Literatur bietet T. Lucretius Carus dar (98—55), Verfasser des Lehrgedichtes über die Natur der Dinge (de rerum natura) in sechs Büchern und in Hexametern, welches die epikureische Philosophie darstellt und in begeistertem Tone als Erlösung aus der Dunkelheit des Aberglaubens feiert. Zu seiner Zeit nahm die Beschäftigung mit der Poesie wieder reißend zu. Alles dichtete: Cinna, Cicero, Cäsar, Brutus und alle ihre bedeutenden Zeitgenossen, ohne sich durch die furchtbaren Erschütterungen des Staates zu ihrer Zeit irre machen zu lassen. Während jedoch Lucretius hinsichtlich der Sprache noch im Banne der ältern Ennius'schen Periode stand, wie wol auch Andere seiner Zeitgenossen, wies dagegen eine (dem Geiste, nicht dem Alter nach) jüngere Schule bereits auf das spätere augusteische Blütealter der römischen Poesie hin. Ihr Hauptvertreter ist der Lyriker C. Valerius Catullus aus Verona (87—54), der nur zu früh starb, um ein großer Dichter zu werden, wozu seine Hochzeit- und Brautlieder, seine feurigen Gedichte an Lesbia, seine scharfen Satiren und Epigramme u. s. w. die richtige Bahn wiesen (116 Stücke sind erhalten).

Mit der Alleinherrschaft des Octavian beginnt wie in der Politik, so auch namentlich in der Literatur eine neue Zeit. Wie in jener, so gruppirte sich auch in dieser Alles um eine glänzende bestechende Persönlichkeit und die republikanische Opposition verstummte auch im Reiche der Musen. Man sehnte sich, ermüdet vom Kampfe der Parteien, nach Ruhe und ungestörtem Genusse. Nur schade, daß man dies durch Heuchelei und Kriecherei zu erreichen suchte und dadurch die Würde der Kunst und Wissenschaft herabsetzte. Die Schönheit und den Adel der Sprache und Rede schändete man durch die Herrschaft der Phrase und den Mangel an Charakter und Gesinnung. Trotzdem feierte im augusteischen Zeitalter die römische Dichtkunst Triumfe wie weder vor- noch nachher. Dazu trug das Wirken hochstehender Gönner bei, wie Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa, Asinius Pollio u. A., denen allerdings mit Schmeichelei vergolten werden mußte. Die Form der Dichtung wurde eine so vollendete, daß sie mit der griechischen Muse wetteifern durfte, und dies verdeckte den Umstand, daß die tonangebende Schule nicht aus dem Volke hervorgegangen und mit dem Boden, auf dem sie blühte, nicht verwachsen war, ja insgesammt mit Horatius dem Motto huldigte: odi profanum vulgus et arceo ... Das hatten die großen Geister Athens im Zeitalter des Perikles nicht zum Grundsatze gehabt, und das augusteische Zeitalter war kein naturwüchsiges, sondern

ein erkünsteltes Abbild des perikleischen. Darum war auch wirkliche Poesie in sehr geringem Maße vorhanden; sie trat vor Gelehrsamkeit und Schmeichelei, theilweise auch Sinnlichkeit zurück. Man nannte sogar die Dichter der Periode geradezu Gelehrte (docti) und dieselbe brachte denn auch eine Masse verschollener Dichter hervor, von denen wir nur L. Varius Rufus nennen, weil er die Servilität soweit trieb, nicht nur Cäsar, sondern auch den lebenden Augustus zu Helden von Epopöen zu machen. Einen großen Namen erwarb sich eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Dichtern der augusteischen Zeit. An ihrer Spitze steht als der vielseitigste P. Vergilius Maro aus Andes bei Mantua (70—19 vor Chr.), eine weiche harmlose friedliebende Natur, den Anforderungen an einen epochemachenden Dichter und namentlich Epiker nicht gewachsen; das Dichten kostete ihm große Mühe und Arbeit, zeigte ihn aber als Meister der Sprache und des Verses, indem er dem lateinischen Hexameter (dem einzigen Metrum seiner Werke) die höchste Vollendung gab. Ungeachtet zweimal sein Gut den Soldaten Octavians preisgegeben worden, hing er dem Frieden zulieb dem neuen Machthaber an. Bei den Römern war er so gefeiert, daß er sich verbergen mußte, um in der Hauptstadt nicht ein Opfer seines Ruhmes zu werden. Krämerschilde, Grabschriften u. s. w. nahmen seine Verse zum Inhalt, welche unter dem Volke bei jeder Gelegenheit citirt wurden. Die zehn Eklogen (Idyllen) seiner „Bukolika“ sind schwache Nachahmungen des Theokritos mit Bezugnahme auf die Mäcenaten seiner Zeit, auf die er sie allegorisch bezog. Die vier Bücher von der Landwirtschaft (Georgica), welche den Ackerbau, die Baum-, Vieh- und Bienenzucht behandeln, sind sein eigenstes und vollendetstes Werk. Dagegen erscheint die zwölf Bücher zählende Äneis, welche des Äneas, als angeblichen Stammvaters der Julier Auswanderung nach Italien feiert, als mißlungene Nachahmung Homers, jedoch nicht arm an ergreifenden Schilderungen aus dem Natur- und Seelenleben. Da der weinerliche Held des Dichters eigenes Charakterbild ist, kann er kein epischer Held genannt werden. Die meisterhafte Sprache hat jedoch das Werk bei den Zeitgenossen und für lange Zeit zu dem ausgezeichnetsten des römischen Schrifttums gestempelt. Im Altertum und Mittelalter war sie aber zugleich eine Bibel des Aberglaubens, in welcher man Orakel holte, daher der Dichter in dem „Zauberer Virgilius“ einen seltsamen Doppelgänger erhielt.

Q. Horatius Flaccus aus Venusia (55—8 vor Chr.), Sohn eines Freigelassenen, in der Jugend Soldat des Brutus und ebenfalls durch die Veteranen seines Gütchens beraubt, nachher Günstling des Mäcenas, der ihn entschädigte, war ein scharfer Beobachter und an Epikur streifender Philosoph, voll heiterer Lebenslust, der sich behaglich zu betten verstand. Was an ihm für Schmeichelei gegenüber den Mächtigen gehalten worden, ist vielmehr Klugheit. Seine Gedichte sind durch ihre

Manigfaltigkeit an Metren und ihren wundervollen Versbau das unerreichte Muster römischer Lyrik geworden und gestatten ihn Pindar an die Seite zu stellen. Die Jamben (gewöhnlich Epoden genannt), die jugendlichste und wenigst erfreuliche Abtheilung, sind meist Schmähgedichte gegen einzelne Personen, dem Archilochos (S. 203) nachgebildet; die gleichzeitigen Satiren (zwei Bücher) beziehen sich mehr auf allgemeine Zustände, Thorheiten und Laster der Zeit, doch nicht bitter, sondern lachend; die Oden (carmina) sind gelehrte, auf Einbürgerung der alkäischen und sapphischen Strophe in Rom bedachte Arbeiten, von denen das vierte und letzte Buch Abnahme dichterischer Kraft verrät; das Lied zur Feier der Sekularspiele bildet einen Anhang; die Briefe (epistulae), das reifste Werk, ergehen sich im ersten Buche in Klugheits- und Lebensregeln und im zweiten legen sie des Dichters literarischen Standpunkt dar.

Bei Vergilius und Horatius überwog die Gelehrsamkeit das dichterische Gefühl; das Gegentheil tritt uns entgegen in den römischen Elegikern, deren Gegenstand die Liebe und nichts als die Liebe ist. Albius Tibullus (54—19 vor Chr.) hat in seinen Elegien auf Delia ein ganzes Herzensleben entrollt, Sextius Propertius aus Umbrien (49—15 vor Chr.) in denjenigen auf die Hetäre Cynthia eine poetische Enkyklopädie der Prostitution geliefert. Vielseitiger als Beide, als Charakter aber höchst unsympathisch ist P. Ovidius Naso aus Sulmo (43 vor bis 17 nach Chr.), der „ungezogene Liebling der Grazien" des Altertums, ein flatterhafter, geistreicher und pikanter Taugenichts von großer Gelehrsamkeit und kleiner Männlichkeit. Entweder wegen schlüpfriger Gedichte oder wegen Verwickelung in skandalöse Hofgeschichten wurde er 8 nach Chr. von Augustus nach Tomi am Schwarzen Meere verwiesen (nicht verbannt), das er nicht mehr verließ; umsonst hat er vom Gestade der Geten aus den Cäsar angewinselt und angeschmeichelt, worin er alle augusteischen Dichter weit übertraf. In ihm erstieg die römische Poesie als solche ihren Höhepunkt, von dem sie nach ihm herabfiel. Er war Dichter ohne Anstrengung, beides, aus Begeisterung und aus Ironie. Eine eigene Gruppe seiner Werke bilden die erotischen. Dazu gehören die üppigen „Liebschaften" (Amores), verliebte Elegien auf Corinna, im Geiste Tibulls und Properzens, das schlüpfrige Lehrgedicht von der Kunst zu lieben (Ars amatoria) und das Gegenstück: von den Heilmitteln der Liebe (Remedia amoris), sowie ein drittes von den Schönheitmitteln (Medicamina formae), und endlich die schwülstige Reihe der Heroiden, fingirter Liebesbriefe mythologischer Frauen. Dem gelehrten Gebiete gehören seine 15 Bücher Metamorphosen an, eine Sammlung der von Verwandlungen handelnden Mythen, vom Chaos bis zu Cäsars Verwandlung in einen Stern, sowie die Fasten, eine Darstellung der römischen Sage nach der Ordnung der Tage

des Kalenders, die sich auf jene beziehen, die aber nur zur Hälfte (6 Bücher) gedieh. In Ovid's Exil entstanden die beiden weinerlichen Sammlungen der Klagelieder (Tristia) und der Pontos-Briefe und das Schmähgedicht „Ibis".

In die absteigende Periode der römischen Dichtkunst seit dem Tode des Augustus fallen: der Fabeldichter Phädrus aus Pierien (unter Tiberius und Caligula) mit 5 Büchern äsopischer Fabeln, der edle und überzeugungstreue Satiriker A. Persius Flaccus aus Volaterrä (34 bis 62), der frostige Epiker M. Annäus Lucanus (39—65) mit seiner unvollendeten (für Pompejus eingenommenen) Pharsalia, der gleich seinem Oheim Seneca unter Nero denselben Tod starb, — der unvollständig überlieferte satirische Sittenroman des Petronius Arbiter, wahrscheinlich Dessen, den Nero im J. 66 zum Tode des Seneca und Lucanus zwang, der den Theokrit und Vergil nachahmende Eklogendichter Calpurnius (unter Nero), das Lehrgedicht Ätna (ungewiß von wem, wahrscheinlich aus derselben Zeit) u. s. w.

Die völlige Entartung latinischer Dichtkunst verraten die Epiker C. Silius Italicus (25—100, über den zweiten punischen Krieg) und P. Papirius Statius aus Neapel (45—96, Thebais, sowie die Gelegenheitsgedichte Silvae), der das römische Leben in seiner ganzen Unsittlichkeit und Hohlheit in 15 Büchern zu je etwa 100 Epigrammen bloslegende und selbst, wenn auch formgewandte, doch charakterlose M. Valerius Martialis aus Bilbilis in Spanien (42—102) und der in seinen fünf Büchern Satiren die gleiche Tendenz verfolgende, aber selbst ehrenhafte D. Junius Juvenalis aus Aquinum (47—130), der für seinen Freimut mit Verbannung büßte; mit diesen grellen Mißtönen verklang die Lyra der Muse Latiums, und die Prosa überwog immer mehr mit steifer Gelehrsamkeit die Sprache der Musen und Chariten.

D. Die Prosa.

Wie bei den Griechen, so ist auch bei den Römern die Prosa jünger als die Poesie. Die erste prosaische Veröffentlichung war die einer Rede des Appius Claudius 280 vor Chr. Die einzelnen Fächer der prosaischen Literatur entwickelten sich allmälig und langsam zu einer zusammenhängenden Darstellung. Gesammelt wurde namentlich für die Geschichte schon sehr früh durch die Annalen der Priester und Beamten, Kalenderbücher (fasti), Familien- und Hauschroniken u. s. w., aber nicht mit dem Zwecke, die reine Wahrheit zu überliefern, sondern Staat und Familie so rühmlich und tadellos wie möglich hinzustellen. Quintilian sagt geradezu, die Geschichte stehe der Dichtung am nächsten, sei gewissermaßen ein aufgelöstes Lied und nur zum Erzählen, nicht zum Beweisen

geschrieben. Als die griechische Sprache in Rom und Umgegend bekannter wurde, begannen die ersten römischen Geschichtschreiber und andere Prosaiker sogar griechisch zu schreiben (worunter Fabius Pictor während des zweiten punischen Krieges der Bedeutendste) und hielten dadurch das Emporkommen künstlerischer Gestaltung ihrer Muttersprache auf. Erst am Ende des zweiten punischen Krieges begann man in römischer Prosa fortlaufend zu schreiben, in der Geschichte natürlich erst nur Annalen und Chroniken. Ein zusammenhängendes Werk verfaßte zuerst Cato der Ältere (234—149), der heftige Feind der Griechen und ihrer Nachahmung, in seinen Origines (Geschichte von Italien). Derselbe war auch der Erste, der seine Reden in der Regel niederschrieb*). Über Rechtswissenschaft, den originellsten Zweig römischer Prosa, schrieb um 200 vor Chr. Älius Catus zuerst. Lange war Philosophie verpönt in Rom, da man von ihr Untergrabung der Staatsreligion fürchtete. Es wurde schon ungern gesehen, daß Ennius und andere Dichter der „seichten Aufklärung" des Euemeros huldigten. Die Epikureier Alkaios und Philiskos wurden 172 vor Chr. ausgewiesen und 155 die athenische Gesandtschaft, bestehend aus dem Akademiker Karneades, dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos schnell abgefertigt, doch nicht bevor die Lehren dieser Schulen bereits Fuß gefaßt hatten. Der jüngere Scipio begünstigte die Stoiker, welche bald viele Anhänger in Rom hatten; auch die übrigen damaligen Griechenschulen fanden Jünger. Mathematik und Naturwissenschaften trieben die Römer nie in selbständiger Weise; dagegen pflogen sie landwirtschaftliche Schriftstellerei eifrig. Der Senat ließ das hierauf bezügliche Werk des Karthagers Mago übersetzen und Cato der Ältere war auch hier der Pfadfinder (de re rustica). Andere Fächer wurden erst seit der Kaiserzeit bearbeitet. Es waren beinahe nur Geschichtschreibung und Beredtsamkeit, welche in der Zeit der inneren Kämpfe von den gracchischen Unruhen an die römische Prosa emporarbeiteten, woran sich selbst die bedeutenden im öffentlichen Leben mitwirkenden Männer betheiligten; Gajus Gracchus und M. Antonius der Ältere zeichneten sich als Redner aus, der Pontifex Q. Mucius Scävola (Konsul 95 vor Chr.) als Rechtsgelehrter, Cornelius Sisenna und Licinius Macer als Geschichtschreiber; Sulla schrieb seine Denkwürdigkeiten. So wurde endlich der Höhepunkt der römischen Prosa erreicht, welchen der Name Cicero bezeichnet; er war theuer erkauft, — durch den Verlust der Freiheit. Die Römer erfuhren eine doppelte Unterwerfung, ehe sie zu vollendeter literarischer Blüte gelangten, diejenige durch den griechischen Geist und diejenige durch die ebenfalls der griechischen Geschichte entstammende Tyrannis. Der Geist Cato's des Ältern, der fruchtlos gegen beides angekämpft, war über-

*) Teuffel, röm. Lit. S. 40 ff., 52 ff.

wunden und vergessen. Die Bücher der todten und die Lehrer und Schriftsteller der lebenden Hellenen überschwemmten Rom und machten es vergessen, was es für die Freiheit gelitten, so daß selbst die That des Brutus und Cassius die Bevölkerung kalt ließ.

Der Veteran des ciceronischen Zeitalters und der Vertreter älterer Richtung innerhalb desselben war M. Terentius Varro (116—26 vor Chr.), Verfasser von 74 Werken mit über sechshundert Büchern (darunter auch poetische — Satiren und Dramen, dann historische, literarische, juristische, grammatische, philosophische, landwirtschaftliche und Reden), von denen nur ein unbedeutender Bruchtheil erhalten ist. Das geistige Haupt der Zeit und ihrer literarischen Bestrebungen ist aber der uns (S. 458) bekannte M. Tullius Cicero (geb. 106 zu Arpinum, auf Befehl des Antonius und Octavian ermordet 43 vor Chr.). Als Denker und Schriftsteller war er der eigentliche „Vermittler und Dolmetscher griechischer Feinheit und Formschönheit“ bei den Römern. Seine leichte Auffassungs- und Verarbeitungsgabe machte ihn vorzüglich geeignet zum Schöpfer klassischer Sprachvollendung. Vor Allem ausgezeichnet erwies er sich als Redner, wobei ihm lebhafte Fantasie, Wärme des Gefühls, Fülle des Ausdrucks, treffliches Gedächtniß und schlagender Witz zu Statten kamen, ihn aber oft zu großer Breite verführten. Doch hielt er sich niemals für vollendet in diesem Fache, sondern strebte stets nach größerer Vollkommenheit. Sein Muster waren die griechischen Redner, besonders Demosthenes. 57 Reden sind vollständig von ihm erhalten. Dazu kommen sieben Schriften über Retorik. Seine 864 erhaltenen Briefe sind von größter Wichtigkeit für die Zeitgeschichte. Die philosophischen Schriften Cicero's, die er als Mittel der Ausbildung im Rednerberufe betrachtete, erstrecken sich nicht auf tiefe Probleme des Denkens. Platon und Aristoteles blieben ihm ziemlich fremd; er lernte nur die späteren griechischen Denker kennen und schloß sich keinem System an. Was er schrieb, bezieht sich auf Ethik und Politik. Seine geschichtlichen Denkwürdigkeiten sind verloren. So wenig er irgendwie originell war, so bestimmend hat er doch auf die Gestaltung und den Stil seiner Muttersprache eingewirkt und sein Name ist für vollendete Gewandtheit in derselben sprichwörtlich geworden. In der spätern ciceronischen Zeit ragt derjenige Römer, welcher unter Allen auf die Geschichte dieses Volkes den mächtigsten Einfluß ausübte, auch als Schriftsteller hervor. C. Julius Cäsar (100—44, oben S. 458 f.) war zwar Herr der Sprache in Rede und Schrift; aber diese Wirksamkeit erreicht doch seine politische bei weitem nicht. Er schrieb in klarer Weise die Geschichte des gallischen und des Bürgerkrieges, ohne Tendenz und ohne selbst schlimme Thaten zu beschönigen. Das achte Buch des gallischen und den alexandrinischen Krieg fügte A. Hirtius bei, den afrikanischen und den spanischen elende Schreiber. Von des

Cornelius Nepos (94—24) historischen Schriften sind die Lebensbeschreibungen mehrerer griechischer Feldherren, sowie des Cato und Atticus die bedeutendsten; ungerechtfertigt ist die Annahme, daß die ersteren unächt seien. Ein entschiedener Parteigänger Cäsars, aber unparteiischer Geschichtschreiber war C. Sallustius Crispus aus Amiternum (87 bis 34), Verfasser der Geschichten der Verschwörung des Catilina und des Krieges gegen Jugurtha und verlorener fünf Bücher einer Zeitgeschichte von Sulla an; seine Darstellung ist mehr künstlerisch als kritisch und erstere Richtung nimmt mit ihm ihren Anfang; Thukydides war sein Vorbild.

Unter der Alleinherrschaft seit Augustus begann der Niedergang der römischen Prosa. Die Beredtsamkeit hatte keinen Anlaß mehr zur öffentlichen Übung und die Geschichtschreibung durfte sich nicht frei äußern und verfiel daher vielfach in Lobrednerei. Viele mißliebige Schriften wurden auf kaiserlichen Befehl aufgesucht und verbrannt, und mehrere Schriftsteller in das Exil geschickt. C. Asinius Pollio (76 vor bis 4 nach Chr.), berühmter Redner, unterbrach seine Geschichte der Bürgerkriege, da er es gefährlich fand, die Wahrheit zu sagen. Der bedeutendste Prosaiker des augusteischen Zeitalters war T. Livius aus Patavium (49 vor bis 17 nach Chr.), Verfasser der umfangreichsten römischen Geschichte in 142 Büchern, wovon leider nur das 1.—10. und 21.—45. vorhanden sind. Bei gänzlichem Mangel an aller Kritik sich blindlings auf ältere Schriftsteller verlassend, zeichnet er sich durch den guten Willen, die Wahrheit zu berichten, durch milden Sinn, warme Vaterlandsliebe und anziehende, in der Form vollendete Darstellung aus, während die Sprache einen Rückgang gegenüber Cicero zeigt. Sein Zeitgenosse, der Gallier Pompejus Trogus, verfaßte in 44 Büchern eine allgemeine Geschichte von Ninos bis auf seine Zeit, von welcher Justinus zur Zeit der Antonine einen Auszug lieferte; ein unkritisches, aber anziehend geschriebenes Werk.

Unter den Kaisern seit Tiberius entfernte sich das Schrifttum immer mehr von der Gemeinschaft mit dem Volke und wurde Eigentum einer abgeschlossenen Gelehrtenkaste. Zugleich nahm es an Künstelei und Wortschwall zu und achtete mehr auf Glätte und Korrektheit als auf Gediegenheit des Inhaltes. M. Vellejus Paterculus eröffnet die Reihe der Geschichtschreiber dieses Charakters mit einem Abriß der römischen Geschichte (30 nach Chr.) zur Verherrlichung des Tiberius und seines Hauses. Ebenso kriecherisch, aber von geringerm Talent ist der gleichzeitige Valerius Maximus mit seiner Anekdotensammlung ohne Kritik und Geschmack.

Q. Curtius Rufus schrieb unter Claudius die Geschichte Alexanders des Großen in retorischer Weise, Pomponius Mela etwa gleichzeitig die erste römische Geographie mit sittengeschichtlichem Material.

Noch einmal lebte überzeugungstreue Historik auf während der schändlichen Zeit Domitians, in Cornelius Tacitus (54—119), dem Zeitgenossen Juvenals. Er lebte in dem schmerzlichen Gedanken an die hingeschwundene Republik, schrieb aber gewissenhaft, unparteilich, streng kritisch, ohne Leidenschaft und blinden Eifer, in klarer pragmatischer Weise und mit psychologischem Scharfblicke. Mit Vorliebe führt er seine Leser in den noch unverdorbenen Norden; seines Schwiegervaters Julius Agricola Leben versetzt uns theilweise nach Britannien, in weit eingehenderer Weise aber das Werk „Germania“ nach unserm Lande, während die Annalen und die unvollständig vorhandenen, letztere fortsetzenden Historien die Schmach des Kaisertums von Tiberius bis Vitellius schildern, wogegen die Theile über die folgenden besseren Regirungen verloren sind. Ein geringeres Talent ist C. Suetonius Tranquillus (etwa 75—160), der die Lebensgeschichte der zwölf ersten Kaiser (Cäsar mit gerechnet) in klarer, aber jedes höhern Strebens ermangelnder Weise schrieb. Nach ihm brachte die römische Historik nur noch Kompendienschreiber hervor.

Unter den nicht die Geschichte behandelnden Prosaikern der Kaiserzeit nimmt die erste Stelle der Philosoph Annäus Seneca aus Corduba in Spanien (4 vor — 65 nach Chr.), der Lehrer und das Opfer Nero's ein. Seine mitunter hervortretende Kriecherei, der zu widerstehen er nicht Kraft genug hatte, machte er durch seinen standhaften Tod wieder gut. Als Schriftsteller war er ein Sohn seiner Zeit, welche glänzende Rede gründlicher Überzeugung voranstellte. Als Philosoph wird er uns noch begegnen; seine Tragödien sind bereits erwähnt. Das außerdem Wichtigste sind seine Briefe, dann eine bissige Satire auf den Kaiser Claudius. Der einzige bedeutende naturwissenschaftliche Schriftsteller Roms ist C. Plinius Secundus (23—79, wo er bei dem Ausbruche des Vesuv seinen Tod fand), ein forschungseifriger und fleißiger, aber durchaus unkritischer und äußerst leichtgläubiger Kompilator, von dem nur die 37 Bücher zählende „Naturgeschichte“ erhalten ist, welche Kosmo- und Geographie, Anthropo- und Physiologie, Zoologie, Botanik und Mineralogie enthält. Dem Volksglauben stand er oppositionell gegenüber. Sein Neffe C. Plinius Cäcilius Secundus aus Comum (62—113) ist bedeutend durch seine eiteln, aber offenherzigen Briefe, welche Gewandtheit in der Form verraten. Unter den zahlreichen Retoren ragt hervor M. Fabius Quintilianus aus Calagurris in Spanien (35—95), der umsonst den Verfall der Redekunst aufzuhalten suchte. Derselbe war aber so unaufhaltsam, daß der letzte römische Prosaiker, dessen wir zu gedenken haben, L. Apulejus aus Madaura in Afrika die Beredtsamkeit, der kein Feld der Wirksamkeit mehr blühte, zu eitlen und geschmacklosen Fantastereien und Wundergeschichten mißbrauchte. Er lebte unter Antonin dem Frommen und

Mark Aurel, meist in Afrika, zeitweise aber auch in Rom, und schrieb eine Apologie gegen eine Anklage auf Zauberei, „Florida“, eine Blumenlese aus seinen Reden, die dem Lucian nachgebildeten „Metamorphosen“, auch als „goldener Esel“ bekannt, worin das liebliche Märchen von Amor und Psyche eine Episode bildet, u. A. Der Rest der römischen Prosa gehört den Juristen und den — Kirchenvätern.

Während der Kaiserherrschaft und der sie vorbereitenden Ereignisse erlebte neben der römischen Literatur auch die griechische (aber nur die prosaische, da die Dichtung längst todt war) noch eine kurze Nachblüte, die sich im Ganzen an die hellenistisch-alexandrinischen Schriftsteller (oben S. 325 ff.) anschloß. Unter den Philologen machte sich der Athener Apollodoros (um 140 vor Chr.), auch Geschichtschreiber, durch seine „Bibliothek“ einen Namen, in welcher er ein System der griechischen Mythologie lieferte. Der Dichter Meleagros aus Gadara in Syrien (um 100—60) sammelte die unter dem Namen der Anthologie bekannten Epigramme von 44 Verfassern. Die Grammatiker Alexandria's, welches stets auch der Hauptsitz dieser Wissenschaft blieb, hatten zum bedeutendsten Vertreter Apollonios Dyskolos, den eigentlichen Begründer wissenschaftlicher Grammatik. Es wurden dort zur Zeit der römischen Kaiser auch Wörterbücher, Glossarien, Verzeichnisse von Synonymen, Sprüchwörtersammlungen, mythologische Erzählungen zusammengestellt. Der griechischen Retoren zählt die Zeit eine große Menge, unter welchen zu erwähnen sind: Dion Chrysostomos aus Pausa, von Domitian aus Rom vertrieben, von Nerva und Trajan begünstigt, Herodes der Attiker aus Marathon (oben S. 502), dessen Schüler Ailios Aristeides (um 178), Dionysios Cassius Longinus aus Athen (213—273), Ratgeber der Zenobia, deren Sturz ihm das Leben kostete. Zu ihnen gehörte auch einer der geistvollsten und eigentümlichsten Köpfe des spätern Altertums, Lucian (Lukianos) aus Samosata (geb. um 120, gest. wahrscheinlich unter Commodus), der in Rom, Athen und Alexandria wirkte, aber mehr Ruhm durch seine vielen (über 80) satirischen Schriften erntete, die meist in erzählender oder Gesprächsform gehalten und die Vorbilder späterer Utopien und Persifflagen sind. Sein Stil und seine Urteilskraft stehen weit über seiner Zeit und er war der Cervantes, Rabelais und Fischart derselben, ein unerbittlicher Geißler der menschlichen Schwächen, besonders des Aberglaubens, der damals (oben S. 497 f.) seine Orgien feierte, mit welchem er aber auch allzu einseitig alle Glaubensformen und Götter in einen Topf warf. Die Philosophen der verschiedenen Schulen (er selbst war Epikureier) und seine eigenen Berufsgenossen schonte er aber ebensowenig. In Hinsicht der Beurteilung abenteuernder Frömmler bildet ein Gegenstück zu Lucian der Lemnier Flavius Philostratos, der in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts zu Athen und Rom lebte und von der Kaiserin

Julia, Gattin des Septimius Severus, begünstigt wurde. Er bearbeitete das Leben des Wunderthäters Apollonios von Tyana zu einem Roman von pythagoreischer Tendenz und verherrlichte somit, was Lucian herunterriß. Verdienstlicher ist sein Auftreten als erster Kunstkritiker durch seine Gemäldebeschreibungen, worin ihm sein Tochtersohn gleichen Namens folgte, während sich Beiden Kallistratos mit Beschreibungen von Bildsäulen beigesellte. Ein Beispiel der vermischten Sachen, welche die Grammatiker und Retoren oft zusammenschrieben, ist des Athenaios aus Naukratis, um 228 nach Chr. Werk, die Gelehrten bei Tische (*Δειπνοσοφισταί*), das in 15 Büchern alle möglichen Gegenstände des Lebens, Sitten und Gebräuche, Gewerbe, Künste, Wissenschaften u. s. w. in sehr unvollendeter Sprache durchnimmt und wichtige Beiträge zur Sittengeschichte enthält. Ähnlichen Charakter tragen die, in Geist und Sprache jedoch mehr an Lucian erinnernden, im dritten Jahrhundert nach Chr. geschriebenen Briefe des Sophisten Alkiphron, die besonders das damalige Leben in Athen schildern.

An die in mehreren der letztgenannten Werke enthaltenen fantastischen Gegenstände schließen sich passend die in dieser wundersüchtigen Zeit zum ersten Male auftauchenden Romane, welche Dichtungsform ja in ihrem Überwuchern stets das sicherste Symptom des Verfalls einer Literatur ist. Wo weder die Poesie in der ihr gebührenden gebundenen Sprache zu hohen Leistungen fähig, noch die Bevölkerung zum Genusse wissenschaftlicher Lesung reif ist, da muß jenes widerliche und charakterlose Zwitterding aushelfen, welches man in Ermangelung einer seinen Zweck ausdrückenden Bezeichnung Roman (d. h. „welsches Buch") nennt, wenn es lang, und Novelle (d. h. „Neuigkeit"), wenn es kurz ist. So wenig diese Unterscheidung und Bezeichnung, so wenig hat diese Literaturgattung irgend welchen künstlerischen oder gar moralischen Wert. Schon Lucian schrieb Romane, aber wie Cervantes nur zu satirischem Zwecke; die zum Zwecke der Unterhaltung entstandenen haben ihre Quelle in den mythologischen Schriften des Euemeros, Apollodoros u. A. und erhielten eine anziehende Form in Miletos durch volkstümliche Erzähler, wie im Orient die Märchen der 1001 Nacht und andere. Klearchos aus Soloi im dritten Jahrhundert vor Chr., ein Schüler des Aristoteles, wird als einer der ältesten dieser Erzähler genannt, deren Stoff auch Reiseabenteuer umfaßte. Des Aristeides aus Milet fantastische Erzählungen übersetzte Sisenna um 86 vor Chr. in's Lateinische und ahmte später Apulejus nach, wobei sie mit Aberglauben und Mystik versetzt wurden. Jamblichos aus Syrien oder Babylon (176 nach Chr.) bearbeitete die erste romantische Liebesgeschichte, deren Schwestern sich dann namentlich im vierten Jahrhundert nach Chr. häuften, wo Achilles Tatios aus Alexandria, der christliche Bischof Heliodoros aus Emesa („Äthiopische Geschichten"), Longus (Hirtenroman von Daphnis und Chloe, der

gelungenste der Klasse), Xenophon aus Ephesos („Ephesische Geschichten") und Chariton aus Aphrodisias solche dichteten.

Aber auch die ernste strenge Wissenschaft erhielt in dieser letzten Zeit griechischen Schrifttums noch ihr Recht in manchen achtungswerten Leistungen. Die Geschichtschreiber der Zeit haben zum Reigenführer Dionysios aus Halikarnassos, der seit 30 vor Chr. als Retor in Rom lebte und die alte Geschichte Roms (Ῥωμαϊκὴ ἀρχαιολογία) bis zum Beginn der punischen Kriege in 20 Büchern schrieb, wo Polybios beginnt. Er hatte den Zweck, die Griechen mit der römischen Herrschaft auszusöhnen; doch fehlte es ihm an Kritik und an Kenntniß der Verschiedenheiten zwischen den beiden Völkern. Der Sicilier Diodoros aus Agyrion schrieb zur Zeit des Cäsar und Augustus in 40 Büchern eine allgemeine Geschichte aller Völker des Altertums (betitelt Βιβλιοθήκη ἱστορική), die bis zu Cäsars gallischem Kriege reichte, aber größern Theils verloren ist. Obschon ohne festen Zusammenhang und kritische Sichtung der Quellen, hat das Werk in manchen Theilen großen geschichtlichen Wert. Der Jude Josephos aus Jerusalem (37 bis nach 100), von Poppäa, später von Titus begünstigt, dazwischen einer der Anführer seiner Landsleute gegen die Römer, schrieb in Rom eine Geschichte des jüdischen Kriegs (die er selbst aus dem Syrochaldäischen in's Griechische übersetzte) in 7, eine Geschichte der Juden bis auf Nero in 20 Büchern (Ἰουδαϊκὴ ἀρχαιολογία), eine Geschichte seines eigenen Lebens und ein Werk über die jüdischen Altertümer. Der größte Biograph des Altertums ist Plutarchos aus Chaironeia (50 bis 120), Hadrians Lehrer. Sein Hauptwerk sind die 44 Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer, von denen meist je einer der Ersteren mit einem der Letzteren zusammengestellt und verglichen wird. Die treffende Charakteristik, der sittliche Ernst, die humane Gesinnung und Begeisterung für alles Hohe überragen in diesen Werken die einzelnen Härten und Dunkelheiten und den Mangel an Kritik und haben ihnen einen in hohem Maße bildenden und wertvollen Charakter bis auf unsere Tage bewahrt. Weniger bedeutend sind seine vermischten Schriften (falsch als „moralische" bezeichnet) aus dem Gebiete der Altertumskunde, Mythologie, Ethik, Politik, Naturwissenschaften u. s. w. nebst Anekdoten, zum Theil unächt. Claudius Älianus aus Präneste schrieb griechisch unter Hadrian „vermischte Geschichten" und „Thiergeschichten" von anekdotenhaftem Werte. Arrianos aus Nikomedia in Bithynien, Senator und Konsul in Rom, unter Hadrian Statthalter von Kappadokien (136), beschrieb in 7 Büchern die Feldzüge Alexanders des Großen nach dem Vorbilde Xenophons, wozu noch viele andere Schriften kamen. Appianos aus Alexandria, in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr., der in Rom und Ägypten wirkte, schrieb eine römische Geschichte, die nach den Völkern, wie sie nach einander

den Römern unterlagen, und nach politischen Ereignissen eingetheilt ist; die flüchtige Arbeit ist sehr bemüht, für Rom Propaganda zu machen. Denselben Gegenstand bearbeitete Dion Cassius Coccejanus, Enkel des Dion Chrysostomos, geb. zu Nikaia 150, seit 186 in Rom, wo er 222 und 229 Konsul war und von wo aus er in mehrere Provinzen gesandt wurde. Seine ursprünglich 80 Bücher umfassende römische Geschichte von der ältesten bis auf seine Zeit ist vorzugsweise Kriegs- und Hofgeschichte und der Verfasser war dem Kaisertum wie auch dem religiösen Aberglauben blind ergeben. Herodianos aus Alexandria (170—240) schloß die Reihe der Rom verherrlichenden Griechen durch seine „Kaisergeschichte" vom Tode Mark Aurels bis Gordian in 8 Büchern, die im Ganzen zuverlässig und anziehend geschrieben ist. Eine anekdotenhafte Sammlung von Kriegsabenteuern („Kriegslisten") verfaßte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der Makedoner Polyainos.

Reicher als alle früheren Perioden war die Römische an griechischen Werken über Erd- und Länderkunde. Der Vater der Geographie ist Strabon aus Amasia am Pontos (66—24), der sich auf weiten Reisen und durch das Studium des Eratosthenes (oben S. 327) bildete und in 17 Büchern die bekannte Erde, Asien, Europa und Afrika beschrieb, und zwar in einer für jene Zeit trefflichen Weise. Die besondere Aufgabe einer Beschreibung Griechenlands mit sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Geschichte, Religion, Kunst und Natur erfüllte Pausanias der Wanderer (Periegetes), wahrscheinlich aus Lydien, unter Hadrian und den Antoninen, in zehn Büchern, deren jedes eine Landschaft von Hellas (zwei zusammen aber Elis) umfaßt, — das älteste Reisehandbuch und als solches auch ohne strenge Wissenschaftlichkeit. Weit umfassender ist die Wirksamkeit des Claudius Ptolemaios aus Ptolemais in Oberägypten, unter Antoninus Pius; denn sie erstreckt sich auf Chronologie, Astronomie und Geographie, in welchen Wissenschaften er reformatorisch aufgetreten ist. Bekanntlich trägt das System, welches auf der Annahme der Erde als Mittelpunkt der Welt beruht und nach ihm anderthalb Jahrtausend*) herrschte, seinen Namen. Seine Hauptwerke sind die Kanones der Monarchen des Altertums bis auf seine Zeit, das System (ὑφήγησις) der Geographie und die Syntaxis der Astronomie (nach der arabischen Übersetzung „Almagest" genannt). Unter den zahlreichen medicinischen Schriftstellern glänzt vor Allen Claudius Galenos aus Pergamon (131 bis um 200), der in Smyrna und Alexandria studirte und in Rom als kaiserlicher Leibarzt großes Ansehen gewann. Sein System knüpfte an Hippokrates (oben S. 280) an, dessen Werk er weiter auszubilden und zu vervollständigen suchte.

---

*) Eigentlich noch länger; denn wirklich herrschend wurde das kopernikanische System erst durch Newton.

E. Sprache und Schrift; Bücher- und Schulwesen.

Die lateinische Sprache, unter den griechischen Dialekten dem aiolischen am nächsten stehend, weit näher aber mit der umbrischen, sabellischen und oskischen verwandt, war vor Ennius (oben S. 511), in Folge ihrer Neigung, die Vokallängen zu Kürzen abzuschwächen und die auslautenden Konsonanten abzustoßen, in Gefahr, die Wortbeugung zu verlieren. Ennius wendete diese Gefahr durch Aufstellung des Gesetzes der Längen und Kürzen ab. Die lateinische Schrift stammt von einer jüngern griechischen, deren sich die dorischen Kolonisten in Kyme (Cumä) bedienten, wurde von Anfang an von links nach rechts geschrieben und hatte zuerst 21 Buchstaben, worunter G fehlte, das der Freigelassene Sp. Carvilius (234—228) einführte, statt dessen er das Z wegließ. Ennius wandte zuerst die Verdoppelung der Mitlaute an und Lucilius unterschied zuerst I und EI durch die Schrift. Selbstlaute gab es vor 234 vor Chr. nur drei: A, E und O; dazu kam in den nächsten 30 Jahren V in selbstlautender Eigenschaft. Erst in der ciceronischen Zeit kamen Y neu und Z wieder in Aufnahme und wurden die griechischen Aspiraten (ϑ, φ, χ) durch th, ph und ch wiedergegeben*). In derselben Zeit erfand auch Cicero's Freigelassener M. Tullius Tiro die Schnellschreibekunst (tironische Noten).

Die Schreibmaterialien der Römer waren denen der Griechen (oben S. 228) ähnlich. Auch sie bedienten sich zu Briefen, Notizen, Entwürfen und zu Schreibtafeln in der Schule der Wachstafeln (tabellae, cerae) und beschrieben nur die innere Seite. Die zwei- und mehrfach in Buchform zusammengehefteten Tafeln waren mit einem erhöhten Holzrande versehen, damit sich die Schrift nicht verwischte. Die Deckel waren oft mit Elfenbeinschnitzereien oder Metallzieraten geschmückt. Wenn man eine solche Tafel als Brief absandte, so wurde sie mit Bindfaden kreuzweise zugebunden und dieser mit einem Wachssigel geschlossen. Außen wurde die Adresse angebracht. Größere Schriften, Werke u. s. w. schrieb man dagegen mit Tinte aus Ruß und Gummi auf Papyros oder Pergament.

Die Rollen waren 6 bis 13 Zoll hoch und von sehr verschiedener Länge (es gibt solche von 8 Fuß). Die Stäbe, um die die Rollen gewickelt waren, hatten an den hervorragenden Enden Knöpfchen von Elfenbein oder Metall. Um die Bücher gegen Staub, Würmer oder Feuchtigkeit zu sichern, verwahrte man sie in einer Hülle aus Pergament und mehrere Rollen zusammen in Kapseln, die leicht auf Reisen oder in Lokale, wo man ihrer bedurfte, mitgenommen werden konnten. In den

*) Teuffel, röm. Lit. S. 105 ff., 222 f.

Bibliotheken legte man die Rollen auf Repositorien (armaria, nidi). Manche Gelehrte besaßen dreißig- bis sechszigtausend Rollen. Doch gab es schon damals auch eitle Menschen, die sich blos mit dem Besitze vieler Bücher brüsteten, ohne davon geistigen Nutzen zu ziehen und Bibliotheken mit kostbaren Standbildern berühmter Männer blos zum Prunke hielten. Rom besaß im dritten christlichen Jahrhundert 29 öffentliche Bibliotheken, deren erste Asinius Pollio im Vorhofe des Friedenstempels anlegte. Augustus gründete zwei weitere, die octavische und palatinische und die späteren Kaiser noch weitere; die bedeutendste war die von Trajan gestiftete ulpische. Mit den Bibliotheken lassen sich die Sammlungen von Merkwürdigkeiten zusammenstellen, deren es besonders in den Tempeln Roms und aller übrigen Städte des Reiches viele gab. Die Tempel waren Museen jeder Art; sie enthielten in ihren Parken seltene heilige Thiere, in ihrem Innern Kunstschätze, besonders Gemälde, Bildsäulen, Gemmen u. s. w., dann Naturseltenheiten, wie Elefantenschädel, ausgestopfte Krokodile, seltene Früchte, Baumwurzeln, Mineralien (Krystalle, Edelsteine), geschichtliche Reliquien, wie z. B. den Ring des Polykrates (im Tempel der Concordia zu Rom), das Schwert Cäsars, einen Dolch, mit dem Jemand den Nero leider nicht traf, mythologische Reliquien, wie in Sparta das Ei der Leda (wol ein Straußenei), Stücke von dem Lehm, aus dem Prometheus Menschen formte, Haar, das sich Isis aus Schmerz über den Tod des Osiris ausgerauft, Knochen von dem Ungeheuer, welches Perseus erlegt und Spuren von Andromeda's Fesseln u. s. w. Manche Literaturfreunde waren in solchen Dingen unersättlich, bereisten das Reich, um sie sowol, als berühmte Männer von Angesicht zu sehen, und besuchten alle Stellen mythischer und geschichtlicher Erinnerungen, ohne sich viel um die Naturreize der betreffenden Gegenden zu bekümmern.

Der großen Entwickelung, welche die Bibliotheken im römischen Reiche nahmen, entsprach auch der in der letzten Zeit der Republik als regelmäßiges Geschäft seinen Anfang nehmende Buchhandel. Das Zusammenströmen der Gelehrten, namentlich der griechischen in Rom führte auch einen Zusammenfluß von Bücherrollen dort mit sich. Erst ließen die Bücherliebhaber durch gebildete Sklaven Bücher in Menge abschreiben. Der erste Groß-Buchhändler war der gelehrte Pomponius Atticus, welcher durch seine Sklaven Bücher zum Verkauf anfertigen ließ*). So verlegte er namentlich viele Werke Cicero's, die ihm Dieser übertrug. Zugleich gab es Buchläden in großer Zahl, die meist von Freigelassenen gehalten wurden, doch nicht immer von gebildeten. Noch bedeutender wurde das Geschäft in der Kaiserzeit. Die Brüder Sosius waren Verleger des Horatius, Tryphon des Martial und Quintilian.

*) Göll, über den Buchhandel bei den Griechen und Römern, S. 7 ff.

Gebildete Verleger hielten soviel auf fehlerfreie Abschriften, daß man bezüglich des Nichtvorhandenseins von Fehlern Wetten einging. Trotzdem gab es eine Menge fehlerhafter Abschriften. Das Forum und manche Straßen waren Sitz des Buchhandels, der auch unter freiem Himmel betrieben wurde. Kataloge der zu habenden Werke wurden an den Thüren oder Pfeilern der Läden befestigt, deren Inneres das Stelldichein aller Literaturfreunde war. Ehe die Schriftsteller ihre Werke herausgaben, lasen sie dieselben gewöhnlich öffentlich oder in Freundeskreisen vor, wobei die anwesenden Buchhändler aus dem Grade des Beifalls auf den zu erwartenden Absatz schlossen, die Geladenen aber gerne durch Abwesenheit, Zuspätkommen oder Zufrühgehen glänzten, wenn entweder ihr eigener Literatureifer gering oder des Verfassers Arbeit langweilig war. Nicht selten wurden solche Vorlesungen von den Kaisern mit ihrer Gegenwart beglückt, die auch an ihrem Hofe dergleichen veranstalteten und von denen Mehrere selbst als Dichter oder Schriftsteller dilettirten. Auch in den Provinzen verbreitete sich der Buchhandel rasch, besonders in den Seestädten. Die Preise waren oft sehr billig; man bekam z. B. Martialis, „mit Bimsstein geglättet und mit Purpur geschmückt", für 5 Denare (4 Mark 30 Pf.), die Xenien desselben allein für 4 Sestertien (88 Pf.). Werke großer Dichter aber wurden in späterer Zeit sehr theuer verkauft, z. B. zu des Gellius Zeit ein Buch der Äneis, das für autograph gehalten wurde, um 20 Goldstücke (411 Mark). Es ist daraus zu schließen, daß die Herstellungskosten nicht bedeutend waren, die Abschreiber also wenig erhielten. Was das Honorar des Verfassers betrifft, so fehlen darüber Nachrichten. Es scheint indessen, daß die Schriftsteller für ihre Werke von reichen Gönnern und Freunden mehr erhielten, als von den Verlegern, ja wahrscheinlich von Letzteren überhaupt gar nichts*)! Mäcenas schenkte dem Horatius ein Landgut und Octavia dem Vergilius für jeden Vers einer Stelle der Äneis 10.000 Sestertien (2175 Mark)! Ferner blühten den Dichtern Ehren an den seit der Kaiserzeit gestifteten poetischen Wettkämpfen. Augustus zu Ehren wurden 2 nach Chr. zu Neapel die Augustalien gestiftet und daran Preise für griechische Dichtungen ertheilt; Domitian gründete 86 den kapitolinischen Agon für Dichtungen in beiden Sprachen. Die Preise waren dort ein Ähren-, hier ein Öl- und Eichenkranz, die Gekrönten aber meist unbedeutende Leute. Andere Schriftsteller dagegen, die weniger Glück hatten, darbten und hungerten, oder fischten mit Gelegenheitsgedichten jeder Art nach Geschenken. Martial mußte jedoch trotz seiner Kriecherei betteln. Das gab dann Anlaß zu Neid und Eifersucht unter Dichtern. Auch gegen „Nachdruck" gab es keinen Schutz. Wer ein Exemplar besaß, konnte es ab-

*) Göll a. a. O. S. 11 f.

schreiben lassen, so oft er wollte, und wieder verkaufen. Besser als die Buchhändler bezahlten die Theaterunternehmer. Terentius erhielt für ein Stück 8000 Sestertien (1404 Mark). Das Schlimmste aber drohte den Autoren und ihren Werken von Seite der despotischen Kaiser (s. oben S. 518). Das Scheusal Domitian ließ den Geschichtschreiber Hermogenes hinrichten und alle Buchhändler, die sein Buch verkauft hatten, ans Kreuz schlagen. Außer den eigentlichen Büchern fanden in bewegten Zeiten, namentlich in denen der beiden Triumvirate, auch politische Partei-, Hetz- und Flugschriften starke Verbreitung. Endlich kannte das alte Rom auch schon Zeitungen, indem seit 59 vor Chr. die Tagesneuigkeiten regelmäßig veröffentlicht wurden, und zwar in verschiedenen Arten. Die Verhandlungen des Senates erschienen in den Acta senatus, andere Ereignisse in den Acta populi oder Acta diurna, einem amtlich durch Angestellte redigirten Tageblatte, das täglich öffentlich aufgestellt, von Unternehmern abgeschrieben und versandt wurde*).

Im Altertum war zu Rom wie anderwärts die Zahl der öffentlich angestellten Lehrer (oben S. 371) nicht groß und der meiste Unterricht wurde immer noch durch Privatlehrer ertheilt. Auch war die Besoldung der Lehrer überhaupt nicht bedeutend und kam nicht von ferne den Honoraren nahe, deren sich Schauspieler, Musiker, Sänger und sogar glückliche Wagenlenker und Gladiatoren erfreuten. Einzelne Bevorzugte machten jedoch ihr Glück und brachten es bisweilen zu einem ganz hübschen Vermögen oder Einkommen, ja Einige zu förmlichem Reichtum. Leute der vornehmen Stände, Senatoren und Ritter, gaben sich nicht zum Lehrer-, ja selten nur zum Gelehrtenberufe her und die Lehrer gingen daher aus dem Volke, ja sogar aus den Freigelassenen und Sklaven hervor. Sehr Viele waren Fremde, besonders Griechen, zu nicht geringem Theile, nachdem sie als Soldaten oder gar als Schauspieler und Possenreißer gedient hatten, oder machten die Laufbahn umgekehrt, wenn sie schlechte Einnahmen hatten. Pertinax war der Sohn eines Freigelassenen, der Holzhandel trieb, wurde Lehrer, dann Soldat und endlich Kaiser!

Der Unterricht begann früh, im Winter vor Tagesanbruch, daher die Schüler Lampen zur Beleuchtung des Schulzimmers mitbrachten. Bei der Disciplin spielten Stock und Peitsche eine große Rolle. Es wurde auch wol auf dem flachen Dache oder im Freien Schule gehalten. Der Zweck des Unterrichtes war jedoch keineswegs wie heutzutage die Mittheilung von Kenntnissen, sondern lediglich die Einübung von Fertigkeiten. Es fiel im Altertum, wie in Griechenland (oben S. 26) so auch in Rom Niemanden ein, z. B. die Geschichte, die Geographie, die Naturkunde zu lehren oder zu lernen. Was zu

*) Teuffel a. a. O. S. 362 f.

diesen Fächern gehörte, erfuhr man aus Büchern, auf Reisen u. s. w. Von Lehrern wollte man nicht Wissenschaften, sondern Künste lernen, z. B. die Kunst, Dichter zu lesen, die Redekunst, die Musik, die Heilkunst u. s. w. Die Philosophenschulen, welche diesem zu widersprechen scheinen, waren nicht Schulen im eigentlichen Sinne, sondern mehr Vereine zur Geltendmachung eines Systems. Der eigentliche Elementarunterricht, gewöhnlich mit dem Namen der Grammatik bezeichnet, hatte keinen andern Zweck, als die Schriftsteller, besonders die Dichter mit Verständniß lesen zu lernen, und womöglich selbst einst als Schriftsteller auftreten zu können. Der Lehrer legte daher seinem Unterrichte einen Dichter, so in Hellas namentlich Homer, zu Grunde, ging denselben durch, ließ ihn auswendig lernen und recitiren und erklärte was nötig war. Bei den Römern waren im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit Vergil und Horaz, sogar Lucan Gegenstand des Unterrichts; im zweiten aber, unter den Antoninen, kamen in Folge einer einreißenden altertümlichen Richtung, welche besonders durch die hohlen und eiteln Retoren Fronto und Gellius befördert wurde, wieder die Dichter des römischen Altertums, Ennius, Nävius, Lucrez u. A. zur Ehre des Gebrauchs in der Schule*). Als in Italien die griechische Kultur einheimisch wurde, las und lernte man auch da griechische Dichter, und zwar solche aller Gattungen, auch die Dramatiker, dies aber mehr in den ehemaligen griechischen Kolonien als in Rom.

Ein höheres Studium als das der Grammatik war das der Beredtsamkeit, die Retorenschule. Die Lehrer dieser Kunst waren geachteter und besser bezahlt als die Grammatiker, hatten aber oft noch ebensoviel wie Diese mit Mangel an Disciplin und mit Thorheit der Eltern zu kämpfen. In Rom besoldete der Staat seit Vespasian öffentliche Professoren der griechischen und latinischen Beredtsamkeit mit je hunderttausend Sestertien jährlich. Quintilian war der erste Inhaber des zweitgenannten Lehrstuhls. Die Berufe, denen die Schüler zusteuerten, waren die von hohen Staatsbeamten (z. B. kaiserliche Geheimschreiber), von Sachwaltern, die vor Gericht Anklagen und Vertheidigungen zu führen hatten (advocati), aber deswegen noch keine Juristen zu sein brauchten, und von Rechtsgelehrten, welche juristischen Rat ertheilten, Klagen, Urkunden und andere Schriftstücke, besonders Testamente aufsetzten. Der Unterricht bestand zuerst in schriftlichen Arbeiten über gegebene Themen, z. B. Erzählungen, Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit überlieferter Erzählungen, Lob und Tadel berühmter Männer, dann in Deklamationen und Abfassung von Reden mit Bezug auf eine gewisse That der Geschichte oder Sage, und endlich in improvisirten Streitfällen, wo die Schüler die Rollen von Anklägern und Vertheidigern

*) Friedländer III. S. 278 ff.

spielten. Oft genug kamen dabei Spitzfindigkeiten und Lächerlichkeiten und unter den gewählten Kriminalfällen die grauenerregendsten Mißgeburten der Fantasie zur Verhandlung. In den griechischen Retorenschulen waren dagegen Prunkreden die höchste Aufgabe.

Der Unterricht der Mädchen bestand zuerst im Erlernen weiblicher Arbeiten, nämlich Spinnen und Weben, dann aber bei den höheren Ständen auch im Lesen der Dichter, griechischer und lateinischer, ferner in Gesang, Musik und Tanz, ausnahmsweise auch Malen. Daher nahmen die Frauen und Töchter der Bevorzugten regen Antheil an der Literatur, begünstigten Dichter und versuchten sich auch wol selbst in der Poesie. Die Frau Plinius des Jüngern setzte dessen Gedichte in Musik und sang sie zur Zither, Ovids Tochter Perilla war Dichterin, Julia Balbilla zur Zeit Hadrians dichtete griechisch. Andere Frauen leiteten gelehrte Unterhaltungen bei Tische, trieben Philosophie, Mathematik, Astronomie und andere Wissenschaften.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. trat jedoch in allen diesen Schulen und in den gebildeten Kreisen überhaupt ein Verfall der Wissenschaften ein. Durch das Eindringen der Provinzialen und Barbaren in die römischen Heere und Amtsstellen litt die Sprache in ihrer Reinheit und damit auch die Literatur und Bildung. Wir haben bereits gesehen, daß nur etwa bis zu dieser Zeit oder nicht viel weiter die namhaften Leistungen der griechischen und lateinischen Prosa und der lateinischen Poesie reichten und seitdem verstummten. Die klassische Sprache Latiums wurde den nur ihr Patois sprechenden Italienern und noch mehr den entfernteren Provinzialen so fremdartig wie das Griechische, und die Keime der späteren romanischen Sprachen mit ihrer Abschwächung der Wortbeugung begannen bereits hervorzutreten. Die Römer hatten, — das war ihre furchtbare Nemesis, durch das Überschreiten ihres natürlichen Ländergebietes — Italien — sich selbst die Barbaren auf den Hals geladen und wurden sie nun nicht mehr los; sie bereiteten auf diese Weise selbst eine neue Vertheilung der Macht unter die Völker vor. Welche neue Erscheinung es verhinderte, daß diese neue Theilung der Welt nicht in barbarische Anarchie sich auflöste, wird uns das letzte Buch der Kulturgeschichte des Altertums zeigen.

Achtes Buch.

Das Christentum.

Erster Abschnitt.

Die Keime des Christentums.

A. Die heidnischen Keime.

In der vorgeschichtlichen Zeit hatte sich die Menschheit analytisch entwickelt, indem sie sich in eine Mehrheit von Rassen und Völkern zerspaltete, wie wir im Anfange des ersten Bandes dieses Werkes gezeigt. Nachdem aber die Völker sich über die ganze bewohnbare Erde verbreitet, ja wahrscheinlich schon vorher, — überhaupt seit den Zeiten, über welche wir geschichtliche Berichte besitzen, ist ein synthetisches Streben nach Einheit und Verknüpfung nicht zu verkennen. Es waltet hier dasselbe Gesetz wie in der Natur, deren Leben in abwechselnder Scheidung und Zusammensetzung der Stoffe besteht und sich bewegt. Wir haben gesehen, wie selbst das abgeschlossene Ägypten zu einer Überschreitung seiner Grenzen Versuche wagte, wie die vorderasiatischen Länder erst im assyrischen, dann im neubabylonischen und endlich im persischen Reiche eine stetig fortschreitende Vereinigung unter gemeinsamer Regirung erlebten, wie die griechischen Staaten nach Einheit strebten und endlich sie nicht nur unter makedonischer Oberherrschaft fanden, sondern selbst dieser behilflich waren, sogar das Abend- und Morgenland unter eine herrschende Macht zu beugen, wie die Theile des zerfallenen makedonischen Weltreiches wenigstens in der Kultur ihre Einheit zu bewahren suchten, — wie die Völker Italiens nach und nach alle der Obergewalt Roms unterlagen und zuletzt sämmtliche Länder

und Völker der Alten Welt dieses Schicksal theilten. Wir haben gesehen, wie auch im Gebiete der Religion dieses Gesetz Geltung fand, wie der Buddhismus ganz Ost-Asien eroberte und wie auch die westlichen Glaubensformen Ausdehnung fanden, so namentlich die griechischen Kulte von Asien bis über Rom hinaus, wie selbst die zu nationalem Eigentum geschaffenen Dienste des Baal, der Isis und des Mithras im ganzen großen Römerreiche Wurzel faßten und sich mit den griechischen und italischen Kulten so vermengten, daß gewissermaßen eine Weltreligion im Entstehen begriffen war, die aber an den sich mehrenden Beweisen einer Unfähigkeit der Völker zu weiteren Schöpfungen scheiterte.

Alle Kulturthätigkeit war damals im Nieder- und Rückgange begriffen. Selbst der Schein staatlicher Ordnung war beseitigt, seitdem die Prätorianer oder Legionen über den Kaisertron verfügten. Der dabei maßgebende und straflos geübte Mord mußte die öffentliche Sittlichkeit untergraben und alle moralischen Grundsätze zerstören, auch wenn diesen nicht ohnehin durch die Art und Weise der öffentlichen Schauspiele, der Fechterkämpfe, Thierhetzen und Pantomimen (oben S. 510) Hohn gesprochen wäre. Die Religion war ein bloses Formenwesen ohne wahren Glaubensinhalt, und Eifer war nur für Aberglauben vorhanden (oben S. 497), der denn auch, in Folge jener Vernichtung der Begriffe von Gut und Schlecht, selbst das Verbrechen nicht scheute. Mordlust glimmte überall unter den dunkeln Hüllen, mit denen der herrschende und alle Kreise durchdringende Aberglaube sein wüstes Treiben zu verdecken suchte. Schon in den letzten Zeiten der Republik waren geheime magische Kinderopfer gebräuchlich, deren schon Cicero gedenkt und unter den Kaisern nahm dies um so mehr zu, als diese oft das Beispiel gaben und z. B. Tiberius den Germanicus mit Anwendung abergläubischer Gebräuche aus dem Wege geschafft haben soll. Unter Heliogabal wurde der syrische Molochsdienst mit Kinderopfern auf kurze Zeit Staatsreligion. Ja manche glaubensverrückte Ungeheuer schnitten Frauen den hoffnungsvollen Leib auf, um die Frucht zu magischen Zwecken zu verwenden. Damit gingen seltsamerweise die erhabensten Verzückungen und Göttervisionen Hand in Hand*). Dazu paßte vollkommen der gänzliche Verfall der Kunst (oben S. 505), sowie der Wissenschaft und Literatur (S. 529). Wie das ganze römische Reich schon in ethnischer Beziehung von Barbaren durchsetzt war, die selbst auf den Kaisertron gelangten, so drohte auch in moralischer und intellektueller Hinsicht allgemeine Barbarei überhand zu nehmen. Da konnte kein Mittel mehr helfen und Besserung herbeiführen, das auf dem Boden erwachsen war, wo alle diese Übelstände ihre Wurzel hatten. Wo man die Religionsformen

*) Döllinger, Heidentum und Judentum, S. 660 ff.

aufrecht erhielt, welche den blutdürstigen Aberglauben begünstigten und den blutdürstigen Vergnügungen keinen Einhalt thaten, konnte kein Gedanke aufkeimen, welcher dieses Treiben verdammte und zugleich den trost- und hilfebedürftigen Seelen einen Ersatz bot. Die Hilfe mußte anderswoher kommen; denn nur das Fremde hat für den Menschen Reiz und imponirt ihm zugleich. Eine neue Religion findet in ihrer Heimat nie Anklang. Die Lehre des Mose errang sich erst nach fast einem Jahrtausend Anerkennung unter seinem Volke; Zarathustra mußte mit seinem neuen Gedanken aus Airiana nach Baktrien wandern. Der Buddhismus wurde in Hindustan unterdrückt und mußte über den Brahmaputra und Himalaya fliehen; das Christentum konnte in Palästina nicht Wurzel fassen; der Islam bahnte sich nur mit dem Schwerte den Weg und in seiner Heimat Arabien leben jetzt noch Heiden oder sonst Ungläubige. Eine Religion aber mußte es sein, welche in den trostlosen, herrschenden Zuständen Heilung und Rettung schuf; die Annahme der fremden Kulte und so manigfaltiger Formen des Aberglaubens im römischen Reiche und sogar die Vergötterung der Kaiser waren lauter Beweise dafür, daß die Völker etwas suchten, was ihr Glaubensbedürfniß befriedigte, daß eine allgemeine Sehnsucht nach einer „guten Botschaft“ brannte und nur das rechte Heilmittel nicht finden konnte. Da also ein solches aus der Fremde kommen mußte, so eignete sich dazu keine Gegend so gut, wie diejenige, wo schon seit Jahrhunderten die Kulturkreise des Morgenlandes und Griechenlands sich begegneten, berührten und durchdrangen, und das war auf der Grenzscheide der beiden mit griechischer Kultur am reichsten erfüllten Länder Syrien und Ägypten, auf der Grenzscheide zugleich Asiens und Afrika's, wo ein Volk lebte, das sich durch seine Abgeschlossenheit von der allgemeinen Verderbniß im Weltreiche möglichst rein hielt, — im Judenlande. Die Bekanntschaft der Juden mit griechischer Kultur, die Verbindung des griechischen und hebräischen Volksgedankens war der Keim, der langsam aber sicher eine neue zur Rettung der Welt aus Barbarei in geistiger, sittlicher und religiöser Hinsicht geeignete Frucht zeitigte. Wir haben daher, um das Reifen dieser Frucht gerade zu dieser Zeit und an diesem Orte zu verstehen, sowol die im griechischen Heidentum, als die im Judentum liegenden Keime der neuen Weltreligion aufzusuchen, und knüpfen damit zuerst bei unserer Darstellung der früheren Perioden des hellenischen Geisteslebens (oben S. 338) an.

Den daselbst zuletzt betrachteten Systemen der Stoiker, Epikureier und Skeptiker war zwei Jahrhunderte hindurch kein neues gefolgt. Erst das Eindringen der griechischen Philosophie in Rom, wo ihre Lehrer zuerst gar nicht freundlich empfangen wurden (s. oben S. 516), gab zum Aufkommen einer neuen Richtung den Anstoß. Die Römer vom alten Schlage waren namentlich zu Stoikern wie geschaffen und es war

auch diese Schule, welche unter allen solchen in Rom stets den meisten Anklang und Anhang fand. Den Römern neuern Datums, welche auf den Kriegszügen oder in Folge solcher Wolleben kennen gelernt oder nach solchem begierig waren, sagte der Epikureismus in seiner mißverstandenen Gestalt besser zu. Daneben sammelten indessen die Skeptiker, Akademiker und Peripatetiker ebenfalls nicht wenig Jünger. Die theoretischen Unterschiede der Systeme gewannen jedoch den praktischen Römern sehr wenig Interesse ab und die Philosophie erhielt für die Letzteren nur so weit Wert und Bedeutung, als sie nützlichen Zwecken dienen mochte. Solche waren die Vorbildung für die Berufe des Redners und Staatsmannes, welche der Dialektik nicht entbehren konnten. Von der grundsätzlichen Durchführung eines Systems bis zu seinen letzten Folgerungen hatten die Römer so wenig einen Begriff, daß der Prokonsul Gellius in Athen sich den Philosophen als Schiedrichter in ihrem Streite anbot*). Trotzdem wirkte die römische Auffassung der Philosophie auf die griechischen Lehrmeister der Römer zurück, indem Jenen die politische Gewandtheit ihrer Besieger imponirte. Die Gleichgiltigkeit der Letzteren gegen die Theorie paßte ohnehin zu der Skepsis, welche sich in der Zeit, die wir hier im Auge haben, unter den Griechen besonders starken Anhangs erfreute. Die trostlose politische Geschichte der Zeit vom Untergange der Selbständigkeit Griechenlands bis zu dessen völliger Unterjochung durch die Römer und weiterhin nährte den Zweifel an absoluter Wahrheit, und so mußte der Kühnheit des Leugnens die Resignation folgen und aus der Annahme, daß kein System der Wahrheit entspreche und der Mensch überhaupt nichts wisse, die andere sich entwickeln, daß zwar in keinem System die volle Wahrheit zu finden sei, aber ein jedes System irgend etwas Wahres enthalte und der richtige Weg in einer Auswahl des Besten aus allen Systemen bestehe. Das war die in ihren Grundlagen auf dem Skepticismus beruhende Richtung des Eklekticismus. Die Eklektiker entstammten verschiedenen Schulen. Unter ihnen sind hervorzuheben: die Stoiker Panaitios aus Rodos (180 — gegen 112), in Rom Freund des Scipio Afrikanus, später Leiter seiner Schule in Athen (er leugnete die Ewigkeit der Welt und die Unsterblichkeit der Seele), und dessen Schüler Poseidonios aus Apameia in Syrien, der in Rodos Lehrer vieler Römer war. Unter den Akademikern wandten sich dem Eklekticismus zu: Philon aus Larissa, der in Rom Cicero's Lehrer war, und sein Schüler Antiochos aus Askalon, bei welchem Cicero in Athen hörte. Der Letztere erst brach vollständig mit der akademischen Skepsis des Karneades und war der erste aufrichtige Eklektiker, indem er aus sämmtlichen damals bestehenden Systemen der Griechen irgend etwas in seine Lehre

*) Zeller, Philos. der Griechen IV. S. 493.

aufnahm, in der Hauptsache aber zu Platon zurückzukehren suchte. Dasselbe thaten mit Bezug auf Aristoteles die Peripatetiker Andronikos aus Rodos, Vorsteher dieser Schule zu Athen in Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr. und sein Schüler Boethos aus Sidon. Unter den Römern hatte der Eklekticismus seinen bedeutendsten Vertreter in Cicero (oben S. 458 und 517). In der Ethik näherte er sich am meisten den Stoikern, deren strenge Grundsätze er aber, mit Rücksicht auf die Menschen wie sie sind, modificirte, jedoch nicht in heuchlerischer Weise wie Manche der alten Stoiker (oben S. 332), sondern mit aufrichtigem Bekenntniß, daß das Wolbefinden dem Menschen notwendig und auch die Lust nicht schlechthin zu verachten sei. Den Glauben an eine Gottheit vertheidigte er mit Wärme, aber nicht in der Weise des Volksglaubens, obschon er diesen aus politischen Gründen aufrecht erhalten zu sehen wünschte, ebenso die Unsterblichkeit und Willensfreiheit. Es entstand indessen auch in Rom eine eigene neue Schule, die der Sextier, benannt nach Quintus Sextius in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Chr., deren Richtung sich aber wenig von derjenigen der Stoiker unterschied, und nur hinsichtlich der Seelensubstanz platonische Ansichten annahm. Doch hatte dieselbe keinen Bestand und der Eklekticismus herrschte in Rom zur Kaiserzeit so sehr vor, daß, wenn auch hauptsächlich nur die vier griechischen Hauptschulen: Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureier auftreten, Alle im Grunde genommen Eklektiker sind, allerdings mit Ausnahme der von Ainesidemos in Alexandria erneuerten und in Rom von Sextus dem Empiriker fortgeführten skeptischen Schule, die aber ohne Bedeutung blieb. — Unter den sogenannten Stoikern hat Seneca (oben S. 519) den bedeutendsten Namen. Er wollte die Philosophie grundsätzlich auf die Ethik beschränken und verwarf entschieden alle Spekulation, während er der Physik nur einen untergeordneten Wert beilegte, sie aber doch einmal (nat. qu. I. prol.) als Wissenschaft vom Göttlichen pries. Weniger als in der Auffassung des Wesens der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt, huldigte er der Stoa in der Lehre von der menschlichen Seele, worin er mehr nach Platon hinneigte. Im Ganzen ist er aber so durchaus im Kreise der antiken Weltanschauung befangen, daß die Versuche, ihn mit dem Christentum in Verbindung zu bringen, als ungerechtfertigte Tendenz verworfen werden müssen. Unter den weiteren römischen Stoikern ragte Seneca's jüngerer Zeitgenosse Musonius Rufus hervor, welcher Vieles that, die Auswüchse der alten Stoiker abzuschneiden und alle Unsittlichkeit streng verdammte, während er sich in der Einfachheit des Lebens sogar den Kynikern näherte, welche Schule damals in Rom ebenfalls wieder auftauchte. Sein Schüler war der gefeierte Phryger Epiktetos, der von der Zeit unter Nero bis zu der unter Trajan in Rom und

unter Domitian verbannt in Epeiros, stets in großer Armut lebte, und dessen Reden Arrianos (oben S. 522) niederschrieb. Den Philosophen erklärte er für den Arzt der Seele, welcher dem Menschen die Überzeugung beizubringen habe, daß er schlecht sei und erst gut werden müsse. Sein Gottesbegriff war wesentlich monotheistisch; er erklärte die Welt als Werk Gottes, dessen Vorsehung als die Welt leitend und als des Menschen Bestimmung die, Gott zu leben, als dessen Theil und Ausfluß er sich bewußt werden solle. Ein geborener Philosoph war ihm Der, welcher nichts anderes begehre als frei zu leben und keine Furcht zu kennen, sowie allen auf das Äußere gerichteten Wünschen und Begierden entsage. Er verlangte, daß alle Menschen einander als Brüder behandeln und selbst denen, welche uns mißhandeln, die Liebe nicht vorenthalten. Sein größter Bewunderer war der Kaiser Marcus Aurelius (121—180); seine Ansichten enthält sein griechisch geschriebenes Werk (εἰς ἑαυτόν, „an sich selbst", doch auch unter anderen Titeln), dessen edle und reine, milde und menschenfreundliche Gesinnung mit Recht gepriesen wird. Doch hielt er sich nicht fern religiöser Überschwänglichkeit und verachtete noch mehr als Epiktet das Körperliche gegenüber dem Seelischen, indem er den Körper als ein schlechtes Gefäß betrachtete, in welches die Seele gebannt sei. Dieser Philosoph auf dem Tron, mit dem alle besseren Elemente des Kaisertums zu Grabe gingen, war der Wissenschaft so ergeben, daß er in Athen für die vier Hauptschulen Lehrstühle, jeden mit einem Gehalte von 10.000 Drachmen gründete. Sein Wirken und Mühen sollte jedoch die Philosophie im antiken Sinne nicht erhalten können. Schon in seines Lehrers und seinen Ansichten sehen wir das theologische Element in einer stark an das Christentum erinnernden Weise die Hauptrolle spielen, und daß sich diese Richtung immer mehr Bahn brach, dazu trugen auch die anderen gleichzeitigen Schulen das Ihrige bei.

In allen eben erwähnten Erscheinungen läßt sich ein tiefer Verfall der Philosophie als Wissenschaft nicht verkennen. Es war eine Unfähigkeit eingetreten, Neues zu schaffen, was sich sowol im Zweifel der Skeptiker, als in der Systemsvermengung der Eklektiker verriet.

Nun beherrschte zu gleicher Zeit, wie wir gesehen haben, eine unbefriedigte religiöse Sehnsucht die damalige Welt, welcher weder der Aberglaube, noch die Vermischung von allerlei Kulten, noch die Kaiservergötterung Heilung und Rettung bringen konnte. Nun versuchte die Philosophie eine solche, indem sie ihrem Streben den Glauben an eine göttliche Offenbarung zu Grunde zu legen suchte. Es geschah dies zuerst durch eine verspätete Erneuerung der pythagoreischen Schule. Pythagoras, von dessen Leben und Wirken so viel wunderbare Sagen umliefen, galt, gerade weil von seinem Leben so wenig Wahrscheinliches bekannt war, für eine Art von Halbgott. Wir wissen, daß seine Schule

sich in Mysterienverbindungen, namentlich der Orphiker (s. oben S. 243) verlor; wahrscheinlich waren ihre Reste auch bei anderen dergleichen frömmelnden Schwindlerbanden vertreten, wie z. B. bei den Roms alte Sitten schändenden Bacchanalien (S. 425), deren Unterdrückung am mühsamsten in den Sitzen des alten Pythagoreismus, in den Städten Großgriechenlands gelang*). Bald nach dieser Unterdrückung spukte auch in Rom der Name Pythagoras selbst. Man glaubte daselbst vielfach, daß König Numa ein Schüler des Pythagoras gewesen, ohne zu bedenken, daß er (seine Existenz vorausgesetzt) vor der Geburt des Letztern bereits todt war. So wurden denn 181 vor Chr. am Berge Janiculum bei einer Erdarbeit zwei steinerne Särge aufgefunden, deren Inschriften dieselben als Behältnisse der Reste und der Schriften Numa's ausgaben. Von den ersteren war jedoch nichts vorhanden und die letzteren bestanden in neu aussehenden, also gefälschten Rollen, welche in lateinischer und griechischer Sprache den religiösen Gesetzen Numa's eine pythagoreische (d. h. eine dafür gehaltene) Färbung zu geben suchten**). Der Senat ließ sie als religionsgefährlich verbrennen. Es ist wahrscheinlich, daß hinter diesem Vorfall der Plan einer philosophischen Sekte verborgen lag, ihre Ansichten geltend zu machen. Vom damaligen Dasein wirklicher Pythagoreier ist jedoch geschichtlich nichts nachgewiesen. Dagegen tauchte zur Zeit Cicero's in P. Nigidius Figulus eine (unbekannt wann und wo entstandene) neue pythagoreische Schule auf. Deutlichere Spuren ihres Daseins zeigen jedoch erst die Anfänge der Kaiserzeit. Diese Schule hatte außer der Vorliebe für Zahlensymbolik wenig von der altpythagoreischen und war im Ganzen eine eklektische; nur unterschied sie sich von den übrigen solchen durch ihr Beruhen auf Offenbarungsglauben und Mystik. Ihre Hauptgrundsätze waren der platonischen Schule entlehnt; daneben kam hauptsächlich die peripatetische, weniger die stoische Richtung zu Ehren. Die Theologie der Schule ist monotheistisch, aber mit pantheistischen Zügen. Die Zahlen galten als das Mittelglied zwischen Gott und Welt, als das Urbild und Werkzeug der Weltbildung. Im Übrigen besteht das System aus Platonismen, Spielereien und Aberglauben (Dämonen- und Wunderwahn). Die Schule suchte auch den alten Pythagoras und den pythagoreischen Bund (oben S. 239) zu einem Idealbild zu erheben, und Vieles, was die Sage davon zu erzählen weiß, entstand wol unter den Neupythagoreern. Dieselben hatten auch ihren Profeten und Wunderthäter in Apollonios von Tyana, der im ersten Jahrhundert nach Chr. lebte und wahrscheinlich ein Leben des Pythagoras schrieb, und dessen in seinen wahren Zügen

*) Zeller, Philos. der Griechen V. S. 67.
**) Preller, röm. Myth. S. 719 ff.

unbekanntes Leben Philostratos (oben S. 520) so seltsam ausmalte, daß es wie ein Anti-Evangelium erscheint, das bestimmt war, dem Christentum ein Gegengewicht zu bieten, von dem es die auffallendsten Züge, wie Gottessohnschaft, Krankenheilungen, Todtenerweckungen, Himmelfahrt u. s. w. entlehnte.

Eine ähnliche Vermischung platonischer und pythagoreischer Vorstellungen machte sich auch innerhalb der akademischen Schule geltend, wo Plutarchos (oben S. 522), der Biograph und Moralist, diese Richtung vertrat. Für ihn war die Theologie das Ziel der Philosophie. Er verwarf jede Abbildung und Versinnlichung der Gottheit, die er als unendlich und vollkommen, aber dennoch als persönlich dachte. Seine Weltanschauung war jedoch dualistisch; er nahm ein gutes und ein böses Prinzip an; ersteres ist Gott, letzteres aber die ungeordnete Weltseele, von welcher alles Schlechte herrührt, während sich zwischen beiden die Materie bewegt, die vom Bösen beherrscht wird, sich aber nach dem Guten sehnt. Auch Plutarchs Lehre räumt den Dämonen einen weiten Spielraum ein; er hält große Stücke auf die Orakel, ist aber geneigt, die Mythen philosophisch zu deuten, so namentlich in der merkwürdigen Schrift über Isis und Osiris, der hauptsächlichsten griechischen Quelle über die ägyptische Religion. Der Rest der Lehre ist eklektisch. — Ähnlicher Richtung wie Plutarchos huldigten der Theurg Apulejus (oben S. 519), der Christenfeind Celsus, der den Pythagoras und Mose gleich verehrende Numenios u. A.

So war die griechische Philosophie völlig unselbständig geworden und hatte sich, noch ehe das christliche Mittelalter da war, das diese Richtung auf die Spitze trieb, selbst zur Magd der Theologie erniedrigt, — eine Richtung, welche in noch deutlicherer Weise in der Verbindung zwischen griechischer Philosophie und jüdischer Religion hervortrat, wie sie die alexandrinischen Philosophen jüdischen Stammes in der letzten Zeit vor Entstehung des Christentums in's Werk setzten.

B. Die jüdischen Keime.

Das Wirken der dem griechischen Geiste ergebenen alexandrinischen Juden (oben S. 313 f.) war besonders auf die Verherrlichung des hebräischen Gottes durch griechische Philosophie gerichtet. Einen selbständigen Charakter gewann jedoch diese Richtung erst, nachdem die einseitig allegorisirende Manier des Aristobulos überwunden war, und zwar zuerst in dem „Buche der Weisheit." Dasselbe hat entschieden dualistisches Gepräge und schreibt den Tod nicht von Gottes Willen, sondern von der Verführung des Menschen durch den Teufel her. Der Geist tritt nach diesem Buche aus einer höhern Welt in den Leib ein und

kehrt bei dem Tode dahin zurück. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Buch aus den Kreisen hervorging, welche die jüdischen Parteien der Essener und Therapeuten bildeten*). Das Judentum zerfiel nämlich damals in mehrere solche. Die altgläubige, allem Fremden abgeneigte Richtung der Assidäer (Chassidim, oben S. 302 f.) zog sich nach Beendigung des National- und Glaubenskampfes gegen die Syrer theilweise in die Verborgenheit zurück und erhielt hier den nicht hinlänglich erklärten Namen der Essäer oder Essener**). Andere Fromme aber zogen es vor, ihre Thätigkeit auch fernerhin dem Staate zu widmen. Das waren die Farisäer (Peruschim); da aber Diese als einzige Richtschnur alles politischen Handelns das Religionsgesetz gelten lassen wollten, stellten sich ihnen als dritte Hauptpartei oder Sekte die Sadduzäer entgegen, welche sich an die thatsächlichen Verhältnisse hielten und mit diesen rechneten, daher vor Allem dem Staate nützlich zu sein strebten, ohne dem Glauben deshalb untreu zu werden. Unter diesen beiden letzteren, den allein am öffentlichen Leben betheiligten Parteien, waren die Farisäer eigentlich kaum eine solche zu nennen, indem ihnen das ganze Volk mit wenigen Ausnahmen angehörte. Die Farisäer hingen eifrig dem erst in später Zeit dem Judentum eingepflanzten und dem alten Gesetze unbekannten Glaubenssatze von der Vergeltung nach dem Tode an, welchen die Sadduzäer verwarfen. Die Führer der Farisäer waren die eigentlichen Schriftkundigen (Soferim) und Gesetzeslehrer (*νομοδιδάσκαλοι*). Späterhin wurden die Farisäer vielfach als Heuchler und Scheinheilige angefeindet. Die Sadduzäer (von Zaddik, was die unerbittliche Strenge im Rechtsprechen bezeichnen soll) zählten unter sich die Männer des Staates und Krieges und der vornehmen Familien mit Inbegriff der herrschenden Makkabäer, die Nachkommen und Nachfolger der dem Griechentum nicht Abgeneigten (oben S. 303), sondern selbes so weit möglich zulassenden (nicht zu verwechseln mit den ganz zu demselben abgefallenen Hellenisten, oben S. 300 ff.). In allen Punkten des weltlichen und geistlichen Gesetzes und Rechtes waren beide Parteien stets auf entgegengesetzter Seite und befehdeten sich rastlos.

Ihnen gegenüber nun beobachteten die Essener strenge Zurückgezogenheit. Die Farisäer nannten sie die „närrischen Chassidim.“ Man hört von ihnen zuerst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr.; etwa hundert Jahre später bildeten sie einen religiösen Verein von über viertausend Gliedern mit eigenen Priestern, Beamten und Gemeindegerichten, strenger Gliederung und Ordenszucht, unabänderlicher Bundeslehre, furchtbaren Einweihungseiden und eifersüchtiger Geheimhaltung ihrer Einrichtungen. Die neu beitretenden Mitglieder mußten

*) Zeller a. a. O. S. 233.
**) Graetz, Gesch. der Juden III. S. 87.

reifern Alters und reinen Lebenswandels sein und sich einer dreijährigen Prüfungszeit in drei Graden unterwerfen. Kein Mitglied durfte Privateigentum besitzen; es herrschte daher Gütergemeinschaft in ihren klösterlichen Verbindungen, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht und solchen Gewerben beschäftigten, die weder dem Kriege noch der Üppigkeit dienen. Das Tagewerk bestand aus Arbeit, gottesdienstlichen Übungen und Wolthätigkeit. Ihre Niederlassungen waren an abgelegenen Orten, besonders in den Palmenwäldern am Todten Meere, aber auch in städtischen Ordenshäusern. Sie zeichneten sich durch reines Leben aus, beobachteten in Nahrung und Kleidung die äußerste Einfachheit und verlangten Enthaltsamkeit. Außer dem Eide bei der Aufnahme durfte keiner geschworen werden. Die Sklaverei war strengstens von ihnen verpönt. Sie wollten zwar nichts anderes als ächte Juden sein, hielten den Sabbat und das Gesetz streng, sandten dem Tempel in Jerusalem Weihgeschenke und nahmen sogar am Nationalkriege gegen die Römer theil; dagegen enthielten sie sich der Theilnahme an Opfern, weil sie es für unrecht hielten, Thiere zu tödten und auch kein Fleisch aßen. Nur ausnahmsweise wurden Ehefrauen im Bunde geduldet, aber nur zu dem Zwecke, diesen fortzupflanzen, und waren dann denselben strengen Regeln unterworfen wie die Männer. Die Essener beobachteten ferner die höchste Reinlichkeit, trugen nichts als weiße Leinwand und nahmen jeden Morgen regelmäßige Bäder, daher man sie auch „Morgentäufer" nannte (badende Täufer = aschai = Essäer?). Ihre Kennzeichen waren ein Schurzfell und eine Schaufel. Ihre Malzeiten wurden als religiöse Handlungen begangen.

Die Lehre der Essener beruhte auf der heiligen Schrift, neben welcher sie aber eigene Geheimschriften besaßen. Ihre Schrifterklärung war allegorisch. Was ihre eigenen, von der hebräischen Orthodoxie abweichenden Ansichten betrifft, so huldigten sie dem strengsten Schicksalsglauben. Von Gott leiteten sie nur das Gute, nicht das Böse ab und nahmen daher zwei Prinzipien verschiedenen Charakters an. Die Seele stammt nach ihnen aus dem Himmel, befindet sich im Körper wie in einem Gefängniß und wird bei dem Tode daraus befreit. Sie nahmen eine Hierarchie von Engeln an, deren Namen wie auch die Namen Gottes als Ordens-Geheimniß betrachtet wurden, daher wahrscheinlich als Zauberformeln dienten, wie sie auch mit der Gabe der Weissagung, der Geisterbeschwörung und der Heilung von Besessenen beschenkt zu sein glaubten. Beim Aufgange der Sonne riefen sie die letztere an.

Ein Nebenzweig der Essener waren ohne Zweifel die Therapeuten*), deren Heimat und Verbreitungsbezirk Ägypten und deren Hauptsitz am mareotischen See bei Alexandria war. Sie lebten nicht

*) Zeller a. a. O. V. S. 258.

in Vereinen, sondern als Einsiedler; aber meist war eine größere Anzahl von Einsiedeleien zu einer Niederlassung vereinigt. Auch lebten sie nicht der Landwirtschaft, sondern blos beschaulichem Leben, nämlich dem Lesen und Erklären der heiligen Schriften nebst Beten und Singen. Sie nahmen auch Frauen auf und ließen sie an allen religiösen Handlungen theilnehmen; doch durfte zwischen beiden Geschlechtern kein vertrauter Umgang stattfinden. Im Übrigen war ihre Lebensweise ganz derjenigen der Essener ähnlich, und so wahrscheinlich auch ihre Lehre, über welche wir jedoch mangelhaft unterrichtet sind. Die Punkte nun, in welchen die Ansichten beider Orden von dem rechtgläubigen Judentum abweichen, überhaupt die Eigentümlichkeiten derselben brauchen nicht in weiter Ferne, bei der zoroastrischen oder gar der buddhistischen Glaubensform gesucht zu werden, sondern sind hinlänglich durch Einwirkung der pythagoreischen Lehre und deren erneuerter Lebenszeichen bis zum Neupythagoreismus erklärt, dessen Anhänger in beinahe allen Beziehungen die nächste Verwandtschaft mit jenen beiden, ihnen gleichzeitigen jüdischen Orden verraten, während die Abweichungen der jüdischen Geheimbündler von ihren griechisch-römischen Vorbildern lediglich ihrem jüdischen Charakter zuzuschreiben sind. So waren denn selbst die Nachfolger der griechenfeindlichen Chassidim nicht von den Einwirkungen der damals alle Verhältnisse durchdringenden griechischen Kultur verschont geblieben. Es konnte daher nicht auffallen, daß das jüdische Gelehrtentum in Alexandria, das längst schon dem griechischen Wesen hold war, sich in wissenschaftlicher Hinsicht demselben vollständig in die Arme warf.

Diese völlige Verschwisterung zweier ursprünglich so unähnlicher Kulturkreise hat ihren hauptsächlichen Träger in dem jüdischen Philosophen Philon, der von 30—20 vor Chr. bis wahrscheinlich unter Kaiser Claudius in Alexandria lebte, von wo aus er 39 oder 40 nach Chr. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom ging, um von Caligula (vergeblich) Einstellung angehobener Judenverfolgungen zu erwirken. In Philons Lehre bildete die jüdische Dogmatik den Inhalt und die griechische Philosophie die Form; er steht mithin wesentlich auf demselben Boden wie die Neupythagoreier, welche ebenfalls ihre anerzogene Religiosität der wissenschaftlichen Thätigkeit zu Grunde legten.

Für Philon sind die sog. mosaischen Schriften der Inbegriff alles Wissens, göttliche Offenbarung und durchaus frei von Irrtum, selbst in der griechischen Übersetzung. Er verehrt aber zugleich auch die griechischen Philosophen, deren Lehren, — ja nicht minder die griechischen Dichter, deren Werke ihm ein Hilfsmittel der Theologie seines Volkes sind. Die Personen der hellenischen Mythe faßte er theils als Gestirne, theils als wirkliche Menschen früherer Zeiten auf; ja er anerkannte gleich Platon und anderen Weisen die Gestirne als göttliche Mittelwesen. Er hielt die heidnischen Lehren zwar für irrig, verdammte

sie aber nicht und mißbilligte die Beleidigung der heidnischen Götter. Dagegen wiegte er sich gleich Aristobulos in dem Wahne, daß die mosaische Lehre die Grundlage aller griechischen Bildung gewesen. Die Bibel erklärte auch er allegorisch und suchte in jedem Schriftworte eine bestimmte Bedeutung, wobei er allerdings durchaus willkürlich verfuhr und vor Widersinnigkeiten keineswegs zurückschrak. Seine Gottesidee war im Grunde genommen die monotheistische der Hebräer seit der Profetenzeit; in der Lehre von den Mittelwesen zwischen Gott und Welt dagegen hielt er sich mehr an die griechische Philosophie. Er wählte dazu die „Ideen" Platons (oben S. 262), die er aber mit den „reinen Seelen" identifizirt, welche die Griechen Dämonen, die Juden aber Engel nennen. Diese „Kräfte" (*δυνάμεις*), wie er sie benennt, sind die Diener und Werkzeuge Gottes; sie sind ungeworden und ebenso unendlich wie Gott selbst, ja ein Theil seines Wesens. Es sind ihrer unendlich viele. Zwei davon wohnen in Gott, die Güte und die Macht; eine dritte vereinigt und vermittelt sie, der Logos. In letzterm fassen sich alle Wirkungen Gottes zur Einheit zusammen; er ist der allgemeinste Vermittler zwischen Gott und der Welt, die Idee, welche alle anderen Ideen, die Kraft, welche alle anderen Kräfte in sich begreift, der Stellvertreter und Gesandte Gottes, welcher dessen Befehle der Welt überbringt, der Erzengel, welcher den Menschen die Offenbarungen Gottes übermittelt, das Werkzeug, durch welches Gott die Welt geschaffen u. s. w. Ja er wird auch der Sohn Gottes und hinwieder Gott selbst genannt und ihm in der Weisheit Gottes sogar eine Mutter gegeben. Fernerhin heißt er auch das Muster, Maß und Urbild der Welt. Kurz, um den Logos zu erheben, schreckt Philon vor den krassesten Widersprüchen nicht zurück*). Bald ist der Logos Eines mit Gott, bald von ihm verschieden. Es muß angenommen werden, daß die Lehre Philons sein geistiges Eigentum ist und von ihm in dieser Fassung weder in den griechischen noch in den jüdischen Schriften getroffen war. Die Keime derselben finden sich indessen in der stoischen Philosophie, welche die Gottheit als Vernunft, Seele und Gesetz der Welt (*λόγος σπερματικός*), als die künstlerisch bildende Natur annahm, deren Ausflüsse die Naturkräfte sowol als die Seelen der Menschen wären.

Die Lehre von der Materie entnahm Philon, der demnach auch Eklektiker war, der platonischen Philosophie, und konnte daher auch nicht eine Weltschöpfung im mosaischen Sinne, sondern nur eine Weltbildung annehmen. Er war somit weit entfernt von wörtlicher Auffassung der biblischen Schöpfungsgeschichte. Den Pythagoreiern folgte er in ausschweifender Zahlensymbolik. Seine anthropologischen und ethischen An-

---

*) Zeller a. a. O. V. S. 324 ff.

sichten sind aus verschiedenen griechischen Systemen und der jüdischen Lehre gemischt. Alle Menschen sind nach seiner Lehre von Geburt an mit der Sünde behaftet und bleiben es bis zum Tode; durch das Herabsteigen der Seele aus der übersinnlichen Welt und ihre Verbindung mit dem Leibe ist jener sündhafte Zustand begründet. In seiner Schilderung des Verhaltens eines Weisen folgte er zwar vorzüglich den Stoikern; aber die Tugend schafft sich nach ihm der Mensch nicht selbst, sondern sie ist ihm als Geschenk Gottes gegeben. Die Wissenschaft hat ihm nur als ethische und religiöse einen Wert; die Naturkenntniß, Mathematik, Grammatik u. s. w. schätzt er gering. Das Ziel der Philosophie ist Selbsterkenntniß, welche sodann zur Gotteserkenntniß und nach Befreiung von der Sinnlichkeit zur Gottesanschauung und sogar zur Gottähnlichkeit führt. Als Mittel zu diesem höchsten Ziele des Strebens nennt Philon Ekstasen und weissagende Träume.

Diesen Hinneigungen zum Griechentum gegenüber hielten die altgesinnten Juden in Palästina, also die Farisäer und ihre Partei, um so fester am starren, alles Fremde ab- und ausschließenden Gesetze. Des letztern lebendiges Organ war im neujüdischen Staate der seit Hyrkans Zeit (oben S. 302) reorganisirte Hohe Rat, das Synedrion — (Synhedrin ha-gedola). Er zählte 71 Mitglieder und war zugleich oberste Staatsbehörde und Ausleger des Gesetzes. Er durfte die Hohenpriester und Fürsten vor sich citiren. Die Stammtafeln wurden ihm eingesandt und von ihm bestätigt; auch ordnete er den Kalender und brachte Sonnen- und Mondjahre in Übereinstimmung. Seine Sitzungen, welche öffentlich waren, hielt er im Tempel, und zwar täglich, mit Ausnahme der Sabbate und Feiertage. Das Synedrion war stets ein fester Sitz des Farisäertums, in dessen Sinn es auch die ersten Schulen in Palästina einführte (im 8. Jahrzehnt vor Chr.), und es hielt nicht nur sadduzäischen Einfluß fern, sondern begünstigte auch alle Demonstrationen gegen die letztere Sekte, wozu sogar Volksfeste benutzt wurden, wie das Wassergußopfer unter Posaunenschall und festlicher Beleuchtung am Hüttenfeste und das Holzopferfest, welches weißgekleidete Mädchen durch Gesang und Tanz verherrlichten. Es fanden auch harte Verfolgungen der feindlichen Partei statt, obschon der Hof selbe beschützte; ja es kam unter der starren Farisäerherrschaft sogar ein Hexenproceß vor, dem 80 Weiber in Askalon durch Kreuzigung als Opfer fielen. Seine Glanzzeit hatte das Synedrion unter dem Vorsitze des sein mütterliches Geschlecht von David ableitenden Babyloniers Hillel (75 vor bis um 5 nach Chr.) zur Zeit Herodes des sog. Großen. Dieser sanfte und friedliche Rabbi in sturmbewegter Zeit, der sogar den Essäer Manahem, den freilich Herodes begünstigte, als zweiten Vorsitzenden neben sich duldete (der sich aber unbehaglich fühlte und bald austrat), ist der eigentliche Reformator des neuern

Judentums. Sein Wahlspruch war: „was dir unangenehm ist, das thue auch Anderen nicht!" *) und seine Wolthätigkeit kannte, obschon er arm war, keine Grenzen. Er ordnete und bestimmte die Überlieferung in einer so humanen Weise, daß Farisäer und Sadduкäer sie annehmen konnten. Ihm stand als Vertreter des strengen Farisäertums Manahems Nachfolger Schammai gegenüber und die Schulen Beider befehdeten sich noch lange Zeit. Dem Judentum gab überdies Herodes damals (22 bis 14 vor Chr.) einen neuen Glanz durch den Neubau des Tempels in Jerusalem, der die Werke Salomo's und Serubabels weit überstralte, aus Marmor errichtet und von zedernholzgedeckten Hallen umgeben war und bei dessen Einweihung Hekatomben geopfert und das Volk öffentlich gespeist wurde. Über dem Thore ärgerte der goldene Adler, Zeichen der Schutzhoheit Roms, die rechtgläubigen Juden vergeblich; sie mochten wol ahnen, daß dies Zeichen einst, aber nicht daß es sobald (nach nicht einmal hundert Jahren) das prächtige Gotteshaus zerstören werde. Die damaligen Regenten der Juden waren nämlich die servilsten Knechte Roms, seit Pompejus das Land unter die Macht der Wolfssöhne gebracht hatte, namentlich aber seitdem die entarteten Hasmonäer (oben S. 446) 37 vor Chr. mit römischer Hilfe von den feindlichen halbjüdischen Idumäern gestürzt waren, deren Haupt Herodes in raffinirter Grausamkeit und sinnlosem Wüten gegen sein eigenes Haus (er ließ drei Söhne und die Gattin hinrichten) die römischen Kaiser anticipirte, aber auch gleich Diesen in glänzenden Bauten seinen Ruhm suchte. Zum Verdrusse der palästinischen Juden und zur Bewunderung der auswärtigen Glaubensgenossen, wie auch der Griechen und Römer überſäete er (s. oben S. 502) Vorderasien und Hellas mit prachtvollen Bauten und hob sogar die verkommenen olympischen Spiele wieder, wodurch er zwar, obschon selbst indifferent, das Los der Juden in der Diaspora, wo sie oft Verfolgung erlitten, verbesserte, aber nicht verhindern konnte, daß nach seinem Tode Judäa ein Theil der römischen Provinz Syrien wurde und römische Prokuratoren (Landpfleger) erhielt.

Die Juden waren bereits weit verbreitet (oben S. 299); doch wo sie auch waren, sandten sie stets ihre Spenden durch „heilige Gesandte" an den Tempel von Jerusalem, der in Folge dessen einen reichen, vielbeneideten und darum auch vielgeplünderten Schatz besaß. Sie dehnten ihre Niederlassungen bis in die Reichshauptstadt aus. Schon vor des Pompejus Judenkrieg lebten Juden in Rom, besonders am Vatican und auf der Tiberinsel, meist als Kaufleute und Gewerbetreibende, zu denen sich auch Gesetzeslehrer gesellten. Cicero, der einen Plünderer jüdischer Tempelspenden in Kleinasien, Flaccus (59 vor Chr.) vertheidigte, fürchtete bereits die Juden Roms (or. pro Flacco 28). In Jerusalem gab es

*) Graetz, Gesch. der Juden III. S. 209.

besondere Synagogen der Juden aus Alexandria, Kyrene, Kilikien u. s. w., angeblich zusammen 380. Am Passahfeste strömten über zwei und eine halbe Million Menschen aus allen Ländern zusammen. Wie in Alexandria (oben S. 312) war auch in Antiochia eine prachtvolle Synagoge. In Parthien, wo es der Juden Viele gab, gründeten zwei Jünglinge, Asinai und Anilai, bei Naarda einen Raubstaat, den der Partherkönig Artabau als kriegführende Macht anerkannte, welcher aber nicht wenig zu heftigen Judenverfolgungen in Asien beitrug. In Armenien übten Juden am Hofe großen Einfluß aus. Aus Kleinasien verbreiteten sie sich über ganz Griechenland, aus Rom nach Gallien und Spanien. Den Heiden waren sie verhaßt, wohin sie auch kamen, und wurden gemieden, wenn nicht blutig angefeindet und unterdrückt, wie besonders in Alexandria zu Philons Zeit. Sie vergalten aber diesen Haß auch mit dem ihrigen; denn beiderseits waren die abweichenden Glaubens- und Kultformen ein Gegenstand des Widerwillens, und die Juden, die sich von griechischer Weisheit bestechen ließen, blieben stets Ausnahmen, während die Griechen vom Judentume nichts annahmen. Wo aber die zwischen beiden Kulturkreisen vermittelnden jüdischen Gelehrten, um dem Judentum Freunde zu gewinnen, die griechische Dichtung und Weisheit von demselben ableiteten, wurden sie verlacht oder ignorirt oder auch mit Bitterkeit bekämpft, wie von Poseidonios, Chairemon, Lysimachos und Apion aus Alexandria, der über sie abgeschmackte, das Volk aufreizende Geschichten erfand. Zur Rache bildeten sich in Palästina jüdische Freischaaren, die über die Grenze fielen und die Heiden beraubten. Die Bedrückungen aber, welche die Juden sowol im Auslande von Seite der heidnischen Völker, als in der Heimat durch die römischen Statthalter, besonders den Pontius Pilatus erlitten, erregten unter ihnen mit Macht die alten Hoffnungen auf den Messias (oben S. 304). Diese Persönlichkeit der Zukunft wurde durch persische Einwirkung aus einem weltlichen König und rein menschlichen Nachkommen Davids zu einem göttlichen Wesen, das in einem solchen Nachkommen menschliche Gestalt annehmen würde. Erstere Vorstellung war wahrscheinlich die der Sadduкäer, letztere die der Essener, während die Farisäer beide vermengten und auch eine Wiederbelebung Mose's in vergrößertem geistigem Maßstabe damit verbanden, unter ihnen aber die Anhänger Hillels dem Messias mehr eine friedliche und versöhnende, die des Schammai aber eine das Gesetz streng vollziehende Gestalt verliehen. Unter den mit griechischer Philosophie sich Beschäftigenden wurde die Identifikation des Logos, wie ihn Philon präcisirt hatte, mit dem Messias die herrschende Vorstellung und der Messias daher als Sohn Gottes oder Geist Gottes bezeichnet. Alle diese Erwartungen aber stimmten darin überein, daß der Messias das jüdische Volk aus seiner Knechtschaft erlösen und ihm nicht nur seine frühere Macht wieder verleihen, sondern ihm alle Völker

der Erde unterwerfen werde. Wie schon zu den Zeiten der letzten Profeten, so wurde auch in diesen Zeiten der Messias stets in sehr kurzer Zeit, noch beim Leben der damaligen Menschen, und niemals in ferner Zukunft erwartet. Es ist daher ein ähnlicher Mißverstand und willkürliche Verkennung der Thatsachen, wenn Christen in Jesus den Messias erblicken, den die Profeten verkündeten, deren Bilder aber auf ihn keineswegs passen, als wenn Juden gegenwärtig noch auf den Messias hoffen. Auch glaubten die Juden an allen Orten, wo sie sich in größerer Anzahl befanden, daß der Messias in dem betreffenden Lande auftreten werde, so namentlich die Juden in Ägypten, wie aus Philons Schriften hervorzugehen scheint. In verschiedenen Kreisen der Juden wurde auch von verschiedenen Vorläufern des Messias gefabelt, so z. B. von einem israelitischen Messias (dem Erlöser des ehemaligen Reiches Israel), Sohn Josefs genannt, welcher zur Entsühnung der Hebräer sterben werde, um die Erscheinung des wahren jüdischen Messias, des Sohnes Davids vorzubereiten, dann wieder von dem aufs Neue erscheinenden Elia oder Mose. Endlich war die Messias-Idee noch mit der Vorstellung von einem tausend- oder mehrtausendjährigen Reiche verbunden, in welchem der Messias herrschen würde.

Personen nun, welche sich selbst für den Messias hielten, sind nur während der Herrschaft der Römer und ihrer edomitischen Werkzeuge in Palästina aufgestanden, unter welcher dieses Land seine tiefste Erniedrigung erlebte, — und zwar traten ihrer nicht nur eine große Menge, sondern auch die Einzelnen je nach dem verschiedenen Charakter auf, den man dem Messias beilegte. Es gab politische und wieder profetische Messiase. Die Ersteren überwogen unter dem sog. Großen Herodes und fanden Nahrung in dem Hasse gegen die Fremdherrschaft. Sie benahmen sich als Prätendenten auf die jüdische Krone, besonders Judas von Gamala, der Sohn eines Räuberhauptmanns, dessen Söhne ihm in der gleichen Rolle nachfolgten, und der vielgenannte Theudas. Nach Herodes traten vorwiegend profetische Messiase und Wunderthäter auf, unter denen Johannes der Täufer und Jesus von Nazaret bei den Juden, Dositheos und Simon der Magier bei den Samaritern und die Familie des Elxai in Peräa die Bedeutendsten waren.

Alle die an diese Messiase geknüpften Hoffnungen scheiterten; nur bei Einem entwickelten sich die Ereignisse zu einer weltgeschichtlichen Macht, jedoch in einem ganz andern als dem damals voraussichtlichen Sinne und nicht zum Vortheile des Judentums. Das letztere ging seinem unaufhaltsamen Verderben entgegen, seitdem es sich in den unmöglichen Gedanken hineingelebt hatte, der Römerherrschaft widerstehen oder sie gar abwerfen zu können. Die fortgesetzten Aufstände gegen Rom konnten nicht anders als den Verlust des Vaterlandes zur Folge haben; umsonst suchten Räuberbanden der Übermacht sich entgegenzu-

stemmen, umsonst in dem belagerten Jerusalem eine damalige zugleich glaubenseifrige und bluttriefende „Commune" ihre verbrecherischen Absichten durchzuführen; — die kopflosen Racheakte der Juden in Alexandria und anderwärts wurden in ihrem Blute erränkt, und an des zerstörten Tempels Stätte erhob sich die Römerburg Älia Capitolina.

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge des Christentums.

A. Der Stifter und seine Lehre.

Die allgemeine Sehnsucht nach einer religiösen Hilfe gegen die schweren Unbilden der Zeit, wie sie sich im gesammten römischen Reiche schon einige Zeit vor und dann besonders unter den ersten Kaisern durch eine vermehrte und verstärkte Beschäftigung mit religiösen Fragen, wenn auch in vielfach verwirrter und schwärmerischer Weise kundgab, bewies allein schon die Notwendigkeit der Entstehung einer neuen Religion. Welches die Keime derselben waren, haben wir gesehen: die religiös angehauchte griechische Philosophie und die philosophisch gefärbte hebräische Religion. Ohne Weisheit einerseits, — ohne Glauben, und zwar monotheistischen Glauben anderseits konnte die erwartete Heilsbotschaft auf keinen namhaften Anhang rechnen. Der Mensch mußte in seinem zerrissenen Gemüte einen bestimmten Halt finden können, und das konnte er nur in einem einzigen Gotte und wieder nur in einem solchen, der ihn verstand, dem er sich mittheilen, den er lieben konnte, also nur in einem menschgewordenen Gotte. Dieser Gott mußte aber einen Verkünder, die neue Religion einen Stifter haben und diese gottbegnadete Persönlichkeit mußte mit dem ganzen Jammer der Menschheit, mit ihrem ganzen Bedürfniß nach Trost und Erlösung vertraut sein; es mußte der geborene Anhänger eines einzigen Gottes und es mußte ein vorher verkündeter Profet sein, dem eine lebendige Erwartung vorausging, der sich auf eine göttliche Bestimmung berufen konnte. Alles das war nur bei einem Juden möglich. Nur diese Nation verehrte einen einzigen Gott, nur diese einen Gott, der sie geführt und für sie gesorgt, nur diese einen Gott, den sie als ein höheres Wesen fürchtete und nicht als ihres Gleichen verspotten konnte, wie die Griechen ihre Olympier. Wol lebte in den griechischen Mysterien (oben S. 159 ff.) bereits das Streben nach Vereinigung mit der Gottheit; sie feierten bereits

einen menschgewordenen, leidenden und sterbenden Gott und den mystischen Genuß von Brot und Wein; allein sie waren zu einer blosen Form herabgesunken, deren sie ehemals erfüllender Geist nicht mehr verstanden wurde. Die griechische Nation war durch Unterdrückung verkommen und hatte ihre Energie und Eigentümlichkeit nicht nur durch das staatliche Joch, sondern auch dadurch verloren, daß sie ihren Geist den Unterdrückern herleihen und von ihnen ausbeuten lassen mußte. Anders verhielt es sich mit der abgeschlossenen monotheistischen Nation des Ostens. Bei ihr lebte die Hoffnung auf einen Messias, der in jedem Augenblick auf Erden erscheinen konnte. Unter griechisch gebildeten Juden war auch die Idee des Logos zu derjenigen von einem göttlichen Wesen, von einem Sohne Gottes erhoben worden, und es bedurfte nur noch ihrer Verbindung mit der Messias-Idee, um das Charakterbild der Persönlichkeit, deren die Welt zu ihrem Heile bedurfte, in erhabenem Glanze den geistigen Blicken der Menschen vorzuführen. War endlich noch die konkrete Individualität gefunden, welche diesem gottähnlichen Charakterideal entsprach, so hatte die erlösungsbedürftige Menschheit was ihr not that. Eines Stifters aber konnte die neue Religion, nach der man sich sehnte, nicht entbehren. Naturreligionen haben und brauchen keine anderen Stifter, als die Völker selbst, unter denen sie entstehen; die Religionen der Kings, der Vedas, der Hieroglyphen, des Olymp, der Edda sind von ihren Völkern gestiftet worden. Ethische Religionen aber müssen von Individualitäten gestiftet sein, die ihnen einen bestimmten Charakter aufprägen, und wenn auch die Personen dieser Stifter, ein Mose, ein Zarathustra, ein Buddha, ein Jesus, mit Sagen und Wundern so umgeben sind, daß sie kaum als Menschen erkannt werden können, so müssen sie dennoch gelebt und ihre Lehre oder wenigstens deren Grundzüge verkündet haben, wenn ihr Leben auch noch so dunkel war.

Ein Jude mußte also der Stifter der neuen Religion sein; unter den Juden mußte es einer der Messiase sein und unter Diesen wieder der reinste, würdigste und fleckenloseste. In dem eigenen Willen des Betreffenden lag es nicht, sich zu so hoher Stellung emporzuschwingen; er mußte Schüler haben und unter Diesen mußten Männer von Geist sein, die seine Person mit dem Nimbus umgaben, den griechische Philosophie längst gewoben, die es verstanden, ein einfaches, anspruchloses Leben, Wirken und Streben zu der Menschwerdung, den Wundern und der Himmelfahrt eines Gottes emporzuzaubern.

Die geschichtlichen Thatsachen bestätigen das Gesagte schlagend. Das Leben des Stifters der christlichen Religion war in Wahrheit so dunkel und bescheiden von der Wiege bis zum Grabe, daß nicht nur das ganze große römische Reich außerhalb Palästina's nichts davon erfuhr, bis sich seine Anhänger außerhalb jenes kleinen Landes auszubreiten begannen, sondern auch im letztern selbst seine Thaten und sein

Tod sehr wenig Lärm und Aufsehen verursachten. Prüfen wir die gleichzeitigen Quellen in dieser Beziehung. Kein griechischer oder römischer Schriftsteller, welcher zur Zeit von Jesus oder bald nachher lebte, weiß ein Wort von ihm zu sagen. Tacitus, Suetonius und Plinius der Jüngere, welche Alle ungefähr dreißig Jahre nach Jesu Tod geboren sind, haben nur oberflächliche Kenntniß von den Christen; von Jesus selbst weiß nur Tacitus etwas und zwar nur seine Todesart; Suetonius nennt auch beiläufig einen Chrestus; was er von ihm sagt, paßt jedoch nicht auf Christus. Der weise Epiktet hat nur einige vage Anspielungen auf die Christen. Erst seit dem Spötter Lucian werden die heidnischen Schriftsteller aufmerksam auf die neue Sekte, und von Jesus wurde erst eingehender gesprochen, nachdem die Evangelien bereits vorlagen und die Gottheit des Religionsstifters ein Glaubenssatz der Christen war.

Unter den Juden weiß Philon, welcher ein Zeitgenosse Jesu war und sieben Jahre nach dessen Tode als Gesandter nach Rom ging, von ihm und auch von den Christen kein Wort. In den Schriften des vier Jahre nach Jesu Tode geborenen jüdischen Geschichtschreibers Josephos findet sich eine einzige Stelle über Jesus, welche aber untergeschoben ist; denn sie steht auf christlichem Standpunkte und befindet sich in dem Werke über die jüdischen Altertümer, in dessen Zusammenhang sie durchaus nicht paßt, während desselben Verfassers Geschichte des jüdischen Krieges, welche die Zeit Jesu umfaßt, über Diesen und die Christen überhaupt schweigt. Eine andere Stelle des erstgenannten Werkes handelt von der Hinrichtung des Jakobus, der ein Bruder Jesu war. Auch die übrigen jüdischen Schriften bis in das vierte Jahrhundert nach Chr. wissen nichts von Jesus. Hätte Dessen Leben wirklich Außerordentliches oder gar Wunderbares enthalten, so hätte es im ganzen Reiche bei Juden und Heiden großartiges Aufsehen erregen und einen bedeutenden Platz in der Literatur jener Zeit erhalten müssen. Daß dies nicht der Fall ist, beweist, daß ein thatenarmes und anspruchloses Leben geraume Zeit nach seinem Ende in einen göttlichen Mythos verwandelt wurde, — ein Zug, welchen die Kulturgeschichte bei sämmtlichen Religionsstiftern, mit Ausnahme des Plagiators und Bandenführers Mohammed, zu wiederholen hat.

Die älteste Erwähnung des Namens Jesu findet sich etwa zwanzig Jahre nach seinem Tode in den Briefen des Apostels Paulus, die aber nichts von ihm erwähnen als seinen Tod und seine Auferstehung. Die ältesten Nachrichten von Einzelheiten des Lebens Jesu und von seiner Herkunft enthalten die Evangelien, deren vier unter wenigstens zehn anerkannt sind, von denen aber die Einleitung in demjenigen des Lukas sagt, daß ihr Inhalt nicht von Augenzeugen aufgeschrieben, sondern durch solche den Verfassern überliefert worden, und von denen wahrscheinlich keines vor Ablauf des ersten christlichen Jahrhunderts entstanden ist.

Das orthodoxe Christentum gibt dem Stifter dieser Religion göttlichen Ursprung. Solche Menschenvergötterung ist gleich der Göttervermenschlichung ein gemeinsamer Zug sämmtlicher Religionen, wie wir wiederholt zu zeigen Gelegenheit hatten (s. Bd. I. S. 112, 230, 535, oben S. 134 ff.). Sogar ohne Einschreiten der Religion als solcher wurden berühmte Männer zu Göttersöhnen gestempelt, wie Pythagoras und Platon bei den Griechen, wie der fabelhafte Gründer Roms bei dessen Bürgern, — und dasselbe thaten ja auch despotischer Wahnsinn und kriecherische Demut gerade in der Nachbarschaft der Heimat Jesu bei den Ptolemaiern und Seleukiden und zur Zeit Jesu in überschwenglichster Weise bei den römischen Kaisern. Auch sein Zeitgenosse und späterer fruchtloser Nebenbuhler Apollonios von Tyana sollte eine Fleischwerdung des Proteus sein. Das Christentum hat daher ganz ähnliche Momente in Anwendung gebracht, wie die anderen, selbst sog. heidnische Religionen, und zwar mit Vorliebe solche des Sonnendienstes. Jesus wurde das „Licht" der Welt genannt und erhielt den Geburtstag des Mithra und Baal; der Sonntag wurde christlicher Feiertag und die christlichen Kirchen erhielten ihre Richtung gegen Sonnenaufgang. War ja auch Jahve, in dessen Verehrungsgebiet Jesus aufstand, ursprünglich ein Sonnengott (Bd. I. S. 389). Auch das Kreuz war ein dem Sonnendienste eigentümliches Zeichen, indem es seine Stralen nach den vier Weltgegenden aussendet, die Kreuzigung daher ursprünglich ein Menschenopfer zu Ehren des Sonnengottes (Bd. I. S. 404). Noch der Priesterbube Heliogabal opferte, wie Lampridius von ihm erzählt, dem Sonnengotte täglich Menschen und beabsichtigte, das Juden- und Christentum mit seinem Kulte zu verknüpfen.

Auch dem Judentum war indessen, trotz der Erhabenheit seines Jahve, die Idee einer Gottessohnschaft nicht fremd. „Söhne Gottes" verführen die Töchter der Menschen und werden so die Veranlassung zur Sintflut. Ein „Engel Gottes", auch „Angesicht Gottes", nimmt dessen Stelle im Verkehre mit den Menschen ein und vollzieht seine Strafgerichte. Unzählige Male werden die Menschen, besonders ausgezeichnete, im Alten Testament „Söhne Gottes" genannt*). In den „Sprüchen Salomo's" erscheint die Weisheit (chochma) als geistige Gattin Gottes, der Jude Philon nennt den Logos den Sohn Gottes und das Buch Sohar zerlegt den Namen Gottes in die Begriffe von Vater, Mutter und Sohn. Dies ist denn auch die ursprüngliche natürliche Dreieinigkeit, in welcher erst durch christliche Sublimirung aus der Mutter ein „heiliger Geist" geworden ist; denn im apokryphischen „Evangelium der Hebräer" heißt der heilige Geist noch „Mutter Christi".

---

*) Näheres s. Alm, theolog. Briefe II. S. 515 ff.

Diese Vorstellungen sind denn auch in das Christentum übergegangen. Es war einfach der von den Juden schon früher angenommene und gefeierte „Sohn“ oder „Engel Gottes“, welchen die Jünger in Jesus zu erblicken glaubten. Der Apostel Paulus, welcher Jesus persönlich nicht gekannt hatte, sondern erst nach dessen Tode bekehrt worden, war es, der diesen Glauben verbreitete, überhaupt das dunkle und wenig bekannt gewordene Leben Jesu mit höherm Glanze umgab und so die Verherrlichung desselben durch die Evangelien verbreitete. Doch war, wie aus des Paulus Briefen und selbst aus den Evangelien klar hervorgeht, die Gottessohnschaft nur geistig verstanden und noch nicht in dem Sinne einer übernatürlichen Empfängniß der Mutter ohne menschlichen Vater. Einzelne Stellen, welche letztere Ansicht vertreten, verraten durch ihren völligen Widerspruch mit anderen ihre spätere Entstehung, Einschaltung oder Überarbeitung. Neben vielen anderen Umständen, die uns zu weit führen würden, ist der treffendste Beweis hierfür der Umstand, daß Josef überall als Vater Jesu und als Gatte seiner Mutter schon vor seiner Geburt genannt und Jesu Abstammung von David dadurch zu beweisen gesucht wird, daß Josef (nicht Maria) von David abstammte. Erst die Berührung mit dem Heidentum hat dem Christentum die (nicht jüdische) materielle Zeugung Jesu durch den heiligen Geist aufgedrängt. Diejenigen Kreise des Christentums, welche und so lange sie an dieser Ansicht festhalten, werden daher niemals ein Recht haben, auf einen durchgreifenden Unterschied zwischen ihnen und dem Heidentum Anspruch zu erheben.

Die glaubwürdigen Nachrichten über die Abkunft, das Leben und das Ende des Stifters der christlichen Religion sind sehr ärmlich und spärlich. Die Evangelien, denen sämmtliche spätere Berichte über sein Leben und Sterben ausschließlich folgten, enthalten soviel Widersprüche und Wundergeschichten, daß sehr wenig thatsächliches übrig bleibt. Er war der Sohn des Holzarbeiters (τέκτων) Josef und der Maria. Zu einem Nachkommen Davids von väterlicher Seite wurde er natürlich gemacht, um als Messias zu gelten, daher sich auch die beiden diesbezüglichen Geschlechtsregister des Matthäus und Lukas in unlösbarer Weise widersprechen, ja das eine 15 Generationen mehr zählt als das andere. Von Maria's Abstammung ist gar nichts bekannt; um so eher konnte sie später zur Himmelskönigin und Gottesmutter erhoben werden. Auch der Geburtsort Jesu wurde nur der Abstammung von David zulieb nach Betlehem verlegt, wo seine Eltern nichts zu thun hatten (indem die Schätzung, welche sie hingeführt haben soll, sich in keiner Art nachweisen läßt); er galt bei unbefangenen Personen stets als Angehöriger von Nazaret. Die Zeit seiner Geburt ist unsicher und schwankt zwischen den Jahren 747 und 754 nach Gründung Roms (7 vor und 1 nach Chr.). Seine Jugendgeschichte mit Flucht und Verborgenheit ist diejenige

einer Menge von Göttern und mythischen Heroen, wie Zeus, Hephästos, Oidipus, Perseus, Mose, Sargon (Bd. I. S. 481), Kyros, Romulus, Sigfrid u. A. Wie er dazu kam, als Lehrer aufzutreten, erklärt sich hinlänglich aus der damaligen Zersplitterung der Juden in Farisäer, Saddukäer und Essener und der Ersteren in Schüler Hillels und Schammai's. Jesus war offenbar ein Anhänger Hillels; seine Milde und Menschenfreundlichkeit kennzeichnet ihn als solchen, während seine Geringschätzung des jüdischen Ceremonialgesetzes und seine Neigung zur Armut und Zurückgezogenheit ihn überdies den Essenern zu nähern scheint, obschon über seinen Zusammenhang mit denselben nichts bekannt ist. Noch näher scheint denselben dem Charakter nach, besonders durch Übung der essenischen Taufe, sein Zeitgenosse Johannes der Täufer zu stehen, der von den Evangelien in offenbar tendenziöser Weise als sein Vorläufer geschildert wird, — während Beide ihre eigenen Jünger hatten und die Schule des Johannes (Sabier) jetzt noch in Vorderasien getrennt vom Christentum besteht.

Jesus, dessen öffentliches Auftreten in seinem dreißigsten Jahre angenommen wird, war durchaus Jude und wollte nichts anderes sein. Sein Ziel war lediglich, an die Stelle der strengen und steifen Ritualbeobachtung ein lebendiges, innerliches, religiöses und streng sittliches Leben, verbunden mit Menschenliebe zu setzen. Als Mittel dazu benutzte er, was damals viele Andere auch thaten, die Messias-Erwartung. Seine Wirksamkeit richtete er auf das arme Volk, für welches vorzüglich seine Botschaft berechnet war. In seiner Jüngergemeinde wurden daher auch socialistische Einrichtungen getroffen.

Die Dauer seiner Lehrthätigkeit wird verschieden angegeben: von den drei Synoptikern auf ein Jahr, vom Johannes-Evangelium auf zwei, von der Kirche auf drei Jahre. Die Wunderthaten, welche während derselben von ihm berichtet werden, entsprechen völlig denjenigen, welche man von anderen Religionsstiftern erzählt, wie von Mose, Zarathustra, Buddha, sowie von großen und kleineren Weisen, wie Pythagoras, Apollonios von Tyana u. A. und wie sie bei den jüdischen Profeten und Rabbinen und den christlichen Heiligen ganz besonders häufig sind. Viel wichtiger und bedeutsamer sind seine Lehren, namentlich die wunderherrliche Bergrede und seine treffenden und zugleich reizenden Parabeln. Bieten seine Äußerungen auch durchaus nichts wesentlich Neues dar, indem dieselben Gedanken bei Religionsstiftern und Weisen anderer Zeiten und Völker vielfach vorkommen, so wohnt ihnen doch ein eigener ergreifender Zug inne, der durch Anspruchlosigkeit gewinnt und durch Schlichtheit überwältigt. Es ist nicht die Einheit Gottes und die Liebe zum Nächsten, was der Lehre Jesu Ausbreitung schuf, — das hatten die Juden schon vorher, — nicht der Kampf gegen die Sinnlichkeit, den auch die griechischen Philosophen lehren, — auch

nicht die behauptete Gottheit Jesu mit den ihm zugeschriebenen Wundern, was Beides die damaligen Menschen aller Völker bereits in vielfachen Auflagen erlebt hatten; sondern es ist die Kraft, die Bilderpracht, die zum Herzen sprechende und dasselbe im Sturm erobernde rührende Einfachheit seiner Sprache. In dieser war er selbständig und eigentümlich, siegreich und unwiderstehlich. Seine Lehre, und namentlich die Bergrede, ist die schlagendste Verurteilung und donnerndste Vernichtung aller Derjenigen, welche sich seit über achtzehnhundert Jahren nicht nur Christen nennen, sondern auch für die einzig wahren Christen ausgeben und trotzdem, — mit bewußter Verachtung der Worte ihres angeblichen Meisters, nicht nur schwören, Aug' um Auge nehmen, ihre Feinde blutig hassen, ihre Almosen ausposaunen, an den Straßenecken laut beten, mit Ostentation fasten, sich Schätze sammeln, welche die Motten und der Rost fressen, zwei oder mehreren Herren dienen, über dem Splitter den Balken vergessen, das Heilige den Hunden vorwerfen, dem um Brot Bittenden Steine geben, den Leuten nicht thun, was sie für sich selbst wünschen u. s. w., — sondern sogar Gesetze erlassen, welche dies auch Anderen vorschreiben. Diese würde Er, den sie heuchlerisch ihren Meister nennen und doch niemals verstanden haben, niederschmettern mit den edelen Worten: Ich habe euch nie anerkannt; weicht Alle von mir, ihr Übelthäter (Matth. 7, 23)! Auch ihr Haus, das auf Sand gebaut, wird einst einen tiefen Fall thun. — Solche Sprache war allerdings vorher nie gehört worden; darum erstaunte auch das Volk; „denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Farisäer."

Jesus starb unter der Regirung des Kaisers Tiberius (wahrscheinlich um 30—33 nach Chr.) durch Verurteilung von Seite des Synedrion und Bestätigung des Landpflegers Pontius Pilatus als Gotteslästerer und Aufrührer den Tod am Kreuze. Seine Auferstehung ist eine Wiederholung der Mythen von anderen Heroen, welche der Sonne verglichen wurden, die nach ihrem Untergange wieder aufgehen, nach ihrer Schwächung durch den Winter im Frühling wieder gekräftigt werden muß. Ebenso die Himmelfahrt, in der ihm Enoch, Elia, Romulus u. A. (nach einer Sage auch Mose) vorangegangen und nach der Legende auch Maria folgte; denn Der vom Himmel zur Wiederkunft Erwartete mußte doch vorher in den Himmel gefahren sein.

B. Die Apostel und ihre Gemeinden.

Wie von Jesus selbst, so ist auch von seinen Jüngern, den späteren Aposteln wenig thatsächliches bekannt. Die Zwölfzahl derselben ist augenscheinlich mit Rücksicht auf die zwölf hebräischen Stämme

gewählt, als deren Messias Jesus auftrat; denn einen weitern als auf das Judentum gerichteten Zweck hatte ihre Sammlung um den Meister nicht. Wie der Messias König der Juden, so sollten die Jünger Fürsten der Stämme werden (Matth. 19, 28). Wie aber von den meisten der zwölf Stämme, so ist auch von den meisten der zwölf Jünger nichts als die Namen bekannt. Auch nach dem Tode Jesu war es ihr nächstes Bestreben, den zerstreuten Judengemeinden die Botschaft des Messias zu bringen. Sie gehörten den niederen Ständen an, waren Fischer, Zöllner u. s. w.; Jesus wandte sich überhaupt an das arme Volk, denn die Hochstehenden und Gebildeten schenkten natürlich Einem, der sich für den Messias hielt, nicht ohne weiteres Glauben. Der Charakter der Jünger war im Ganzen ein niedriger. Judas verriet seinen Meister, Petrus verleugnete ihn, Manche verließen ihn, Andere gefielen sich in thörichten Rangstreitigkeiten, und nach dem Tode Jesu verloren sich die Meisten und Niemand vernahm mehr etwas von ihnen. Andere freilich starben den Martyrertod für ihren Glauben, wie die beiden Jakob, der Bruder Jesu und der Bruder des Johannes; worin ihnen Stephan, der nicht zu den Jüngern gehörte, voranging. Überdies blieben die Jünger auf dem beschränkten Standpunkte des Judentums stehen, und die neue Sekte hätte als eine unbedeutende jüdische im Dunkel fortgelebt oder auch ohne Nachruhm geendet, wenn nicht ein neuer Apostel, der den Meister nicht persönlich gekannt, ja der zuerst die Christen heftig verfolgte, aufgestanden wäre und die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden begonnen hätte. So entstanden die zwei Parteien unter den ersten Christen, die der Judenchristen, mit dem Hauptsitze in der Gemeinde zu Jerusalem, bis die Zerstörung der Stadt selbe vertrieb, unter Petrus, Johannes und Jakob, und die der Heidenchristen unter Saulus, genannt Paulus, deren bedeutendste Gemeinde Antiochia und in der Folge diejenigen in Kleinasien waren. Die ersten drei sind die Einzigen, welche Jünger und Apostel waren und ihre Wirksamkeit ist unbedeutend; ein Messias mehr unter den Juden wollte nichts sagen, konnte keinen tiefern Eindruck mehr hervorbringen, hatte keinen Wert für die Gesittung und Bildung der Menschheit. Paulus allein, der den Mut hatte, die Taufe nicht an die Beschneidung zu binden, ist der wahre Stifter der christlichen Kirche; ohne ihn faßte das Christentum nie Wurzel, wurde die Kultur mit keinem neuen Elemente bereichert, die antike Welt nicht von Grund aus umgestaltet. Die Judenchristen waren unfähig, die Lehre Jesu fortzubilden und zu verbreiten; sie mußten von den Juden aus ihren Synagogen hinausgeworfen werden, um sich selbst als Christen fühlen zu lernen und sich zur Gemeinschaft mit Heiden zu entschließen. So mußte die heidenchristliche Richtung zum Siege gelangen und so hat Paulus aus dem Christentum etwas gemacht, wovon sich der Zimmermannssohn von

Nazaret, der ausschließlich jüdische Messias-Prätendent nichts hatte träumen lassen.

Wie andere Religionen konnte das Christentum nicht durch Vernunftgründe, für welche die Menge niemals empfänglich ist, verbreitet werden, sondern nur durch Zeichen und Wunder. Begeistertes Reden in „Zungen", Krankenheilungen und Todtenerweckungen mußten das ihrige thun. Daher die Sage von der Ausgießung des heiligen Geistes am fünfzigsten Tage nach der Auferstehung und am zehnten nach der Himmelfahrt; um die „gute Botschaft" unter alle Völker zu tragen und von ihnen verstanden zu werden, mußten die Apostel deren Sprachen auf wunderbare Weise kennen gelernt haben.

Petrus und die übrigen der Lehre des Meisters treu bleibenden Jünger sind Judenchristen geblieben. Sie beschränkten ihre Wirksamkeit auf den Orient, besonders auf Syrien und Palästina. Über diese Länder ist Petrus schwerlich jemals hinausgekommen. Der Erfindung der Kirchenväter seit Eusebios und Hieronymos, daß Petrus Bischof von Rom gewesen, stehen sein Alibi in Jerusalem zu der Zeit, da er jenes schon 11 bis 12 Jahre gewesen sein sollte, seine Nichterwähnung in des Paulus Briefen nach und aus Rom und das Schweigen der Apostelgeschichte über diesen Punkt schlagend gegenüber, und es liegt auf der Hand, daß jene Erfindung eine Folge der neutestamentlichen Stelle ist, in welcher Jesus den Petrus zu seinem Nachfolger bestimmte, nicht ahnend, daß ihm Paulus den Rang ablaufen werde.

Für die Verbreitung des Christentums als Thatsache der Kulturgeschichte, welche in ihren Folgen den Schauplatz der letztern veränderte und neue Faktoren auf die Bühne brachte, die vorher unbekannt gewesen, war unter allen Aposteln nur Paulus von Bedeutung. Sein Werk ist die Grundlegung der Herrschaft des Christentums in Kleinasien, Griechenland und Italien. Was der Eroberer Alexander in der Richtung von Westen nach Osten für die griechische Bildung, das that in umgekehrter Richtung Paulus mit seiner Apostellaufbahn für die Verbindung jüdischer und griechischer Religiosität im Christentum. Die Judenchristen waren geborene Palästiner, er aber, der Heidenchrist, wenn auch Jude, doch ein Angehöriger griechisch gebildeter Gegend, aus dem seit der alexandrischen Zeit unter den Sitzen der Wissenschaft hoch gefeierten Tarsos (oben S. 321) und römischer Bürger; seines Berufes ein Zeltmacher, lebte er redlich von seiner Hände Arbeit, nicht von milden Gaben wie die Judenchristen. Er war Visionär und Schwärmer, doch wird der Vision, welche seine Umkehr von der Verfolgung zur Nachfolge Jesu veranlaßt haben soll, wol ein ihn überzeugender Verkehr mit Christen vorangegangen sein. Aber er ging seitdem seine eigenen Wege, mit eigenen Schülern und Jüngern, wie Barnabas, Timotheus,

Titus, Lukas u. A., ohne mit den judenchristlichen Aposteln sich zu verständigen, ja in der Folge mit systematischer Opposition gegen dieselben, indem er jedes Zusammenwirken mit ihnen mied und ihren Anfeindungen trotzte. Fünf rastlose Missionsreisen brachten ihn unter beständig ihm drohenden Gefahren von Seite der Natur und heidnischen wie jüdischen Glaubenshasses, zuletzt nach Rom, wo er (64) unter Nero als Martyrer des Glaubens den Tod gefunden zu haben scheint. Das Glaubenssystem des Paulus ist das eigentliche vom Judentum abgelöste Christentum nach der Lehre Jesu, gegründet auf die Gnade Gottes, welche nach dem Maßstabe des Glaubens die Seligkeit verleiht. Paulus war immer die Autorität der religiösen Christen von freierer Richtung. Während das Papsttum sich von Petrus herschrieb und obschon nicht dem Stamme und der Glaubensform, so doch dem Ceremonialwesen und der hierarchischen Richtung gemäß einen judenchristlichen Charakter annahm, wandten sich die Häretiker des Mittelalters, besonders die Albigenser, sowie die Reformatoren mit Entschiedenheit zu Paulus. Am reinsten ist Dessen Standpunkt natürlich in seinen Briefen ausgeprägt und darnach in dem Evangelium des Lukas*).

Mit der Zeit bahnte sich jedoch eine Vermittelung der Gegensätze des Juden- und Heidenchristentums an. Das erste Organ derselben und zwar von judenchristlicher Seite, der Brief an die Hebräer, suchte die Versöhnung auf dem Wege einer Herstellung des urzeitlichen Priestertums, wie es in Melchisedek der mosaischen Gesetzgebung voranging, in christlicher Form. Von paulinischer Seite verfolgten denselben Zweck die Briefe an die Epheser und Kolosser und andere; es that dies ferner die Apostelgeschichte, indem sie Paulus gegenüber den Judenchristen in ein günstiges Licht setzte und Petrus als Heidenapostel darstellte. Es folgten die Schriften der „Apostolischen Väter", der streng monotheistische, aber heidenfreundliche „Hirte" des H e r m a s, und so bildete sich nach und nach die e i n e k a t h o l i s c h e K i r c h e, welche die beiden gegnerischen Apostel P e t r u s und P a u l u s als ein untrennbares, nach der Legende im Tode vereintes Brüderpaar verehrte. Das trug namentlich dazu bei, daß der Beiden legendenhafter Marter- und Todesort Rom in der Folge zum Hauptsitze der Kirche wurde. Als Dritter im Bunde aber trat zu den beiden Apostelfürsten unter dem Namen des J o h a n n e s der Verfasser des Logos-Evangeliums. In diesem fanden sich alle Gegensätze des Christentums wie in einer höhern Einheit vereinigt; es war die im menschgewordenen Worte verkörperte Liebe, welche über das Gesetz des Petrus und den Glauben des Paulus triumfirte. Das Johannes-Evangelium hat zuerst die religiöse Verknüpfung zwischen dem Alten und dem Neuen Bund hergestellt, wie sie

*) Baur, Gesch. der christl. Kirche I. (3. A.) S. 73 ff.

in den christlichen Kirchen Glaubenssatz geworden ist. Dazu diente vor Allem das Sinnbild des Passahlammes. Jesus wurde das Osteropferlamm und damit die Erfüllung des Judentums, durch welche letzteres abgethan und überflüssig worden ist. Doch daraus ergab sich die verhängnißvolle Alternative: wenn Jesus als Passahlamm zum Opfer gefallen ist, so war das Mal, das er vorher mit seinen Jüngern hielt (und bezüglich dessen das Logos-Evangelium auch folgerichtig die Einsetzungsworte wegläßt), nicht das Passahmal; war es aber dies, so konnte Jesus nicht zugleich das Passahlamm sein. Es entspann sich hierüber zwischen der johanneischen und synoptischen oder der römischen und asiatischen Partei, welche letztere das Passah noch mit den Juden feierte, ein Streit, der die gesammte Kirche zu zerreißen drohte, bis die johanneisch-römische Ansicht siegte, Jesus das Passahlamm blieb und das Passahmal für die Christen seine Bedeutung verlor. Wie das statt dessen als Vorfeier des Todes Jesu zum Habpttheile des christlichen Kultes erhobene Abendmal aufs Neue die Christen Jahrhunderte lang entzweite, werden wir später sehen.

Werfen wir nun einen Blick auf die inneren Einrichtungen der ersten Christen. Die älteste Gemeinde, die in Jerusalem, hatte viel Ähnliches mit den Essenern. Sie übte, wenigstens anfangs, Gütergemeinschaft, doch nicht in so ausgedehntem Maße wie Jene, und feierte gleich ihnen gemeinschaftliche Male. Viele Christen enthielten sich auch des Fleisches; allgemeine Regeln waren das Tragen weißer Kleider, die Verbannung des Eides und der Sklaverei. Gleich den Essenern ehrten die ersten Christen auch die Sonne, wie wir bereits erwähnt, und noch im fünften Jahrhundert tadelte es Papst Leo I., daß sich manche Christen vor der Sonne verneigten oder sie gar auf Höhen anbeteten, — wie ja noch jetzt in manchen christlichen Gegenden der Bauer vor der „Frau Sonne“ den Hut abzieht. Ein wesentlicher Unterschied lag jedoch darin, daß die Essäer nur eine rein geistige Fortdauer nach dem Tode, die Christen aber eine Auferstehung des Fleisches behaupteten.

Die für die Kultur in der Folge wichtigste Anschauung der ersten Christen war aber die von ihnen in Folge der Lehren Jesu von der allgemeinen Menschenliebe angenommene Überzeugung von der Gleichheit der Menschen. Dieser die Sklaverei, wenn auch nicht ausdrücklich, doch praktisch ausschließende Grundsatz wurde natürlich erst durch die Heidenchristen zur Wahrheit, daher es auch vorzüglich die Sklaven und überhaupt die Unterdrückten und Benachtheiligten waren, welche sich zur Taufe herandrängten, um zur Entschädigung für ihr mühseliges Leben das himmlische Reich zu gewinnen. Was die griechischen Philosophen nur geahnt, wenn auch unbewußt befördert, was Alexanders Weltreich durch Ausbreitung höherer Kultur ohne Rücksicht auf Volksgrenzen zu verwirklichen begonnen, was das römische Reich inner-

halb seiner Grenzen zur Thatsache erhob, das dehnte das Heidenchristentum des Paulus und seiner Gesinnungsgenossen bewußt und absichtlich auf die gesammte Menschheit ohne Unterschied des Standes und der Rasse aus, — in der Folge freilich und zwar schon unter den Aposteln, wieder mit Beschränkung auf die Gläubigen, bis die Wiederherstellung der Kenntniß des klassischen Altertums der heidnisch gewordenen Kirche gegenüber den hehren Grundsatz ihrer Stifter mühsam wieder geltend machte.

Wo und so lange noch das Judenchristentum herrschte, wurde auch noch die Beschneidung aufrecht erhalten und mußte der Taufe vorangehen, wie auch der Sabbat gefeiert wurde, — von den Heidenchristen aber der Sonntag. Der Taufe der Neuaufgenommenen folgte die Mittheilung des heiligen Geistes durch Händeauflegen. Ein Priestertum gab es bei den ersten Christen noch nicht. Der Gottesdienst bestand in Vorträgen aus dem Alten Testament und Gebet, wozu Jeder berechtigt war. Den Frauen dagegen war in der Kirche Schweigen geboten. Die Ehe gab Anlaß zu verschiedenartigen Ansichten unter den ersten Christen. Während es Lehrer und Sekten gab, welche einerseits die schrankenloseste Unzucht gestatteten, damit der Leib sich aufreibe und den Geist sich selbst überlasse, im andern Extrem aber alle geschlechtliche Gemeinschaft verpönten, wollten wieder Andere nur eine Ehe gestatten, nicht nur zu gleicher Zeit, sondern im ganzen Leben, aus welcher Anschauung sich die spätere Ehelosigkeit der Priester entwickelte. In der Regel aber wurde die Ehe als ein religiöses und heiliges Verhältniß betrachtet, und die Frau nahm dem Manne gegenüber eine weit freiere Stellung ein als bei den Heiden. Am Abend des Sabbats oder Sonntags feierte man das Liebesmal (Agape), das spätere Abendmal (Eucharistie), anfangs ein wirkliches Nachtessen, später immer mehr eine symbolische und mystische Handlung, welche sich auf das den Schluß des frühern Nachtmales bildende Brechen und Genießen des heiligen Brotes beschränkte und bei welcher sich, wie bereits angedeutet, die Idee vom Opfertode Jesu mit dem jüdischen Passahmal vermengte. Die dabei gebräuchliche Formel vom Essen des Leibes und Trinken des Blutes, über welche unter den Christen so viel Streit und Krieg geführt worden, ist gewiß die von den früheren und damaligen Juden bei ihren Passahmalen gebrauchte und hängt offenbar mit alten mysteriösen Gebräuchen zusammen, über deren Ursprung und Zusammenhang uns Nachweise fehlen. Ihre Verwandtschaft mit der Bedeutung der Gottheiten des Mysterienkultes von Eleusis (oben S. 163) ist auffallend. Unwillkürlich ruft sie aber auch den Gedanken wach, daß sie von anthropophagischen Menschenopfern uralter Zeiten stamme, welche später durch Opfer von Brot und Wein statt Fleisch und Blut ersetzt worden sind; denn die Vorstellung, daß sich Jesus absichtlich habe

opfern wollen und nicht vielmehr an das Gelingen seines Strebens, als Messias aufzutreten, geglaubt habe, muß bei unbefangener Betrachtung der Umstände wegfallen.

Manigfach war der Aberglaube der ersten Christen. Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz und es war eine förmliche Manie, in allen irgendwie außergewöhnlichen (oder sogar gewöhnlichen) Vorfällen Wunder zu erblicken. Das größte Wunder aber wurde noch erwartet, — die Wiederkunft Christi; sie wurde stets auf die nächste Zeit verkündet und für das Nichteintreffen war man um Gründe nicht verlegen. Erst als das Christentum Staatsreligion wurde, trat jener Wahn zurück. Ein anderer solcher Zukunftswahn war die Auferstehung des Fleisches, in welchen von den Farisäern überkommenen Glaubenssatz die ersten Christen so verrannt waren, daß sie den Körper kasteieten und so durch die Askese für die künftige Welt tauglich zu machen glaubten.

Ebenso stark war der Dämonenglaube, der an die Engel mit ihrer himmlischen Hierarchie, wie der an die Teufel, zu denen ohne weiteres auch die heidnischen Götter gerechnet wurden. Ja man nahm besondere Engel für alle möglichen Verrichtungen (z. B. Beten), für Gattungen von Thieren, für die Elemente u. s. w. in Anspruch. Noch barocker war die Teufelslehre, welche bereits als Vorstufe derjenigen des Mittelalters gelten kann. Mit dem Kreuze und dem Namen Jesu glaubte man Dämonen bannen, beschwören und vertreiben zu können. Profezeien („weissagen") wurde allgemein geübt; selbst Frauen traten in den Versammlungen als Profetinnen auf, bis es ihnen Paulus untersagte. Das „in Zungen reden", d. h. auf angeblich göttlichen Antrieb ausgestoßenes unverständliches Geschwätz wurde bis zum wahnsinnigen Toben getrieben, ja nicht selten von Vielen oder gar der ganzen Gemeinde zugleich, wie noch jetzt in gewissen verrückten Sekten. Paulus verlangte von den Zungenrednern die Auslegung ihres Gallimathias in verständlicher Rede, womit er wol das erstere zu verbannen den geheimen Plan hatte. Unter solchen Umständen ist die einstimmige Abneigung aller gebildeten Heiden und Juden gegen das Christentum nur allzu begreiflich, und wäre dasselbe nicht später zur Staatsreligion erhoben worden, so wäre es auch sicherlich, wenigstens so lange jene Auswüchse fortdauerten, eine verachtete Sekte geblieben. Die gebildeten Heiden berücksichtigten nur die schwachen Äußerlichkeiten des Christentums und drangen nicht tiefer; sie erkannten die tiefe sittliche Überzeugung, von welcher die Christen in der Mehrheit erfüllt waren, meist nicht, und wenn sie sie auch in einzelnen Fällen erkannten, so sahen sie nichts besonderes darin; denn es gab ja auch eine heidnische Moralität; auch die griechischen Philosophen waren große Tugendlehrer und die griechische wie die römische Geschichte konnten bewundernswerte Beispiele

von sittlicher Seelengröße aufweisen. Im Ganzen aber hatte die griechisch-römische Tugend einen politisch-philosophischen Grund, die christliche aber einen religiösen, und weil der Mensch, so lange er unselbständig ist, also der großen Masse nach, sich aus Sorge für sein Seelenheil immer mehr von der Religion leiten läßt, als von anderen Verhältnissen, so war auch die christliche Tugend tiefer, folgerichtiger und dauerhafter als die heidnische. Das zeigte die Abneigung der Christen gegen die Sklaverei, gegen die so furchtbare Parteiungen hervorrufenden Circusrennen und die blutigen Fechterspiele, in welchen die tugendhaftesten Heiden nichts unrechtes zu erblicken vermochten, sowie gegen die sittenlosen Bühnenstücke (Pantomimen), welche sogar zur heidnischen Religion gehörten. Die öffentliche Schaustellung war den Christen ein Greuel, und das war Denen nicht zu verargen, die dabei oft genug den wilden Thieren vorgeworfen wurden. Diese Opposition machte die Christen indessen den Heiden, die dies nicht zu begreifen vermochten, verächtlich, und dieselbe Wirkung hatte die Abneigung der Christen gegen das politische Leben. Durch diese Eigentümlichkeiten wurde man namentlich aufmerksam auf die Christen und so entwickelte sich ein Riß zwischen beiden Parteien, der sich nicht mehr schließen konnte, bis eine von beiden vernichtet war.

Dritter Abschnitt.

Der Kampf zwischen Heiden- und Christentum.

A. Aufstreben und Sieg des Kreuzes.

Das Christentum hatte ein beinahe gleiches Alter mit dem römischen Kaisertum, und dies war den ersten Christen wol bewußt, wie die Mahnung des Bischofs Meliton von Sardes an Marcus Aurelius beweist. Beide geschichtliche Erscheinungen waren nach ihrer Überzeugung zur Vereinigung bestimmt, das Reich als der Leib, die Kirche als dessen Seele, von welcher seine Wolfahrt abhange, und ohne welche es untergehen müsse. Die Heiden mochten bei Zeiten ahnen, daß die Christen nach der Weltherrschaft strebten; darum weihten sie ihnen auch ihren bittersten Haß. Die Christen wurden als Gottesleugner (ἄθεοι, d. h. Götterleugner), Menschenfresser und Wollüstlinge verschrieen; den Gebildeten galten sie wenigstens als Verächter der Künste, Wissenschaften und alles Schönen und Wahren, als „inhuman“. Als in der

Folge die Standhaftigkeit der Christen im Leiden die Bewunderung ihrer gebildeteren Gegner herausforderte, da wurde die Sache freilich anders und die Beitritte Solcher waren bald keine Seltenheit mehr. Wie es dazu kam, zeigt am besten die Reihenfolge der bedeutendsten Köpfe, welche ihrer Abneigung gegen das Christentum nachdrückliche Worte liehen. Der platonische Philosoph Celsus in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, von dessen Person zwar nichts bekannt ist und dessen (griechische) Schrift nur in der Widerlegung durch Origenes fortlebt, anatomisirte das Christentum mit allen seinen Lehren in gründlichster Weise, wobei er die Schwächen der christlichen Mythen trefflich auszunutzen verstand. Die dem heidnischen Geiste entnommene Vergötterung Jesu war begreiflicher Weise eine gefährliche Waffe für einen Feind der neuen Lehre, und dasselbe gilt von dem ekelhaften Glaubenssatze der Auferstehung des Fleisches. Wenn Celsus aber das Kind mit dem Bade ausschüttete und in den Christen nur von Jesus und seinen Jüngern Betrogene sah, so erklärt sich das eben daraus, daß das Schöne und Eigentümliche des Christentums, die herrliche ethische Auffassung Jesu, damals bereits von heidenartigen Wundergeschichten und Glaubenssätzen überwuchert war und nicht mehr beachtet wurde. Weniger gründlich als Celsus zerzauste Lucian (oben S. 520), namentlich in der Geschichte des Peregrinus, das Christentum aus bloser Spottlust, während Philostratos (ebendas.) bereits einlenkte und das Christentum nicht mehr zu befehden wagte, sondern dem Stifter desselben in seinem Idealhelden Apollonios von Tyana nur ein heidnisches Spiegelbild entgegen hielt. Auch Porphyrios griff nicht mehr das Christentum als solches, sondern ausdrücklich nur dessen Schwächen und unchristliche (heidnisch- und jüdisch-mythische) Bestandtheile an, und noch milder, ruhig und kritisch, verfuhren die übrigen Neuplatoniker, welche Jesus (den „Betrüger" des Celsus!) bereits unter die verdienstvollen und weisen Männer rechneten.

Mit ganz anderen Waffen als von den heidnischen Schriftstellern wurde das Christentum vom Staate, d. h. vom römischen Reiche bekämpft. Dort Gleich gegen Gleich, — hier der Wolf gegen das Lamm, der Bewaffnete gegen den Wehrlosen! Verschieden waren die Beweggründe, welche die Kaiser hatten, gegen die Christen einzuschreiten. Es war unter dem blutigen Nero, als der neuen Sekte (Jahr 64) die erste offizielle Berücksichtigung zu theil wurde. Die bubenhafte Brandstiftung in Rom gab dazu das furchtbar lodernde Feuerzeichen. Um die Schandthat des Cäsars zu verdecken, machte man die Christen zu Sündenböcken, nähte sie in Felle wilder Thiere, so daß sie von Hunden zerrissen wurden, und benutzte sie als Pechfackeln. Einen Grund dazu gab es noch keinen andern als ihre allgemeine Verhaßtheit. Dieses Ereigniß machte einen furchtbaren Eindruck auf die Christen. Die

wenige Jahre nachher geschriebene Apokalypse (angeblich vom Apostel Johannes) war der Racheschrei, welcher Rom als die babylonische Hetäre, Nero als den Antichristen in racheschnaubenden, dämonisch fesselnden Bildern hinstellte, welche bis auf die neueste Zeit eher alles Andere als ihren wahren Zweck vermuten ließen. Eine weitere Verfolgung soll unter Domitian stattgefunden haben; doch ist dies nicht sicher, und von jetzt an ergibt sich die sonderbare Anomalie, daß meist die besten Kaiser die Christen verfolgten und die schlechtesten sie gewähren ließen oder gar begünstigten! Trajan sprach zuerst den Grundsatz aus, daß die Christen zu bestrafen seien, wenn sie sich als Solche bekennen, und zwar wegen einer mit der Staatsreligion im Widerspruche stehenden Schwärmerei. Apostaten sollten freigelassen werden. Die eifrigen Beamten, vom allgemeinen Hasse hingerissen, gingen jedoch weiter und ließen Christen um des blosen Namens willen hinrichten. Auch unter Antoninus und noch mehr unter Marcus Aurelius wurden die Christen hart verfolgt. Statt einzelner Straffälle erscheinen jetzt Massenprocesse. Fiel auch die Hauptschuld auf die Beamten, so billigte doch der stoische Philosoph auf dem Trone das Verfahren gegen gemeingefährliche religiöse Schwärmerei. Septimius Severus, obschon kein Römer, verfolgte die nämliche Bahn; Heliogabal jedoch, der dem römischen Nationalkult fremde Baalspfaffe, that das Gegentheil und sein besserer Vetter, Alexander Severus, stellte sogar Jesus in seinem Lararium neben heidnische und jüdische Größen. Nun folgte lange Ruhe, theilweise selbst Begünstigung der Christen, bis Decius, ohne mehr von dem duldsamer gewordenen Volke aufgestachelt zu sein, 250 Trajans Dekrete auffrischte, Maßregeln traf, das Christentum geradezu zu unterdrücken und Alle hinzurichten befahl, welche sich nicht der römischen Nationalreligion ergaben. Unter Valerian (257) wurden nicht die Christen überhaupt, sondern nur ihre Geistlichen, sowie die ihnen anhängenden Staatswürdenträger verfolgt; Gallienus, sein Sohn, duldete dagegen die Christen. Die letzte Verfolgung setzte Diokletian zu einer Zeit ins Werk, da bereits Christen in hohen Staatsämtern standen und ihr Kult am kaiserlichen Hofe ausgeübt wurde. Persönlich widerstrebend, ließ er sich zu dieser Maßregel drängen, um zu verhindern, daß das rastlos wachsende Christentum im Staate die Oberhand gewinne und die Nationalreligion verdränge (303 und 304). Die Kirchen wurden niedergerissen, die heiligen Bücher ins Feuer geworfen, die Christen mit Gewalt zum Opfern gezwungen; aber es waren ihrer so Viele, daß die Schergen oft nicht wagten, sie zu ergreifen. Auf Seite der Verfolgten gab sich sehr verschiedenes Benehmen kund. Viele erlitten den Martyrertod mit der bewundernswertesten Seelengröße; Andere, und zwar (namentlich in Afrika) ganze Gemeinden zeigten sich so feig, daß sie ohne Aufforderung den Göttern opferten,

um der Strafe zu entgehen (Cyprianus und Eusebios erzählen Beispiele letzterer Art in Menge). Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese Katastrophen an Grausamkeit und Gemeinschädlichkeit die spanische Inquisition und andere unter Christen selbst um des Glaubens willen in Scene gesetzte Scheußlichkeiten nicht von ferne erreichten. Der Hauptanstifter der Verfolgung unter Diokletian, Galerius, sah indessen selbst die Nutzlosigkeit der Maßregel ein und erließ daher (311) mit Konstantin und Licinius das erste jener Religionsedikte, welche den Christenverfolgungen ein Ende machten. Das genannte Edikt tadelte die Christen ob ihres Abfalls vom nationalen Glauben, gewährte ihnen aber, d. h. der alten Form ihres Glaubens (nicht den Sekten) Religionsfreiheit, damit sie wenigstens überhaupt eine Religion bekennen, statt sich von allen solchen fernzuhalten, wie sie während der Verfolgung gethan, und schrieb ihnen vor, für das Wol des Kaisers und des Staates zu beten. Das zweite und das dritte Edikt von Konstantin und Licinius (312 und 313) gingen noch weiter, und selbst die Bedingungen, durch welche das zweite noch die volle Religionsfreiheit beschränkt hatte, hob das dritte völlig auf. Erst jetzt war auch der Übertritt zum Christentum erlaubt, und es zeigt dies die Verbreitung und den Einfluß, welche dasselbe bereits gewonnen hatte, so daß eine Verfolgung seiner Bekenner gar nicht mehr gewagt werden durfte. Auch die Kirchengüter wurden den Christen zurückgegeben und die christlichen Geistlichen von allen öffentlichen Dienstleistungen freigesprochen. Alle diese Vergünstigungen galten jedoch nur der „katholischen Kirche“ und nicht den Sekten und bereiteten deutlich die Erhebung der erstern zur Staatsreligion vor. Konstantin war ein staatskluger Herrscher; er sah wol ein, daß die religiöse Zerrissenheit eines Reiches ein schweres Hinderniß für dessen Regirung ist, und da der Zerfall des Heidentums ebenso unverkennbar war wie die Zunahme des Christentums, so zog er es vor, mit der Religion der Zukunft sich zu vertragen, als mit derjenigen der Vergangenheit. Bereits griff er daher in den Sektenstreit innerhalb des Christentums ein, um denselben zu beseitigen und die Einheit der Kirche herzustellen. Ein herzloser Blutmensch wie er konnte sich nicht aus Überzeugung zu der einfachen Tugendlehre des Rabbi von Nazaret hingezogen fühlen; aber ein Heer von unter dem Volke einflußreichen Klerikern zu seinen Füßen zu sehen, das entsprach seiner Neigung. Allerdings erblickte er in den Erfolgen des Christentums eine Begünstigung desselben durch die Gottheit, und dies, aber nicht eine Vision nach Art derjenigen des Paulus war es, was ihn bewog, dem stolzen Gebäude durch seine eigene Taufe, wenn auch erst auf dem Sterbelager, die Krone aufzusetzen. Die Folge war, daß nun die Sache umgekehrt und die Heiden, namentlich unter Konstantins Söhnen, verfolgt wurden wie vorher die Christen.

Konstantins Gegenbild war sein Neffe und einer seiner Nachfolger, der Schwärmer Julian (geb. 331). Als Grieche und Christ zugleich erzogen, konnte sein idealistischer Hang in der Wahl zwischen der Religion der Natur und Schönheit und derjenigen der düstern Tugend und des unselbständigen Glaubens nicht zweifelhaft sein. Die Zukunft, die im Christentum lag, war ihm verhüllt und er wähnte, den Zeiger der Geschichte rückwärts drehen zu können. In seinem Hasse gegen die „Galiläer", die er Atheisten nannte, ging er auf den Standpunkt des Celsus und Porphyrios zurück und erklärte das Christentum für Betrug. Die griechische Religion war ihm die des Lebens, die christliche eine solche des Todes und der Gräber. Den Christen gegenüber erhob er selbst die Juden, so sehr er sie sonst verachtete. Noch einmal, zum letzten Male, lebte unter ihm die antike Religionsform auf, mit ihren Tempeln und Mysterien, Opfern und Orakeln, mit ihrer Kunst und ihren Philosophenschulen, und als oberster Pontifex suchte er eine Einheit von Staat und Glauben auf anderm Wege als Konstantin, aber auf einem durchaus hoffnungslosen herbeizuführen. Indessen war es nicht der reine anthropomorphe Polytheismus der Blütezeit des klassischen Altertums, den er zu verwirklichen trachtete, sondern ein von ihm selbst nach euemeristischen Ideen geformtes Göttersystem mit dem mächtigen Sonnengotte (Helios) an der Spitze. Dagegen anerkannte er die wolthätigen Anstalten der Christen so sehr, daß er sie auch in seinen heidnischen Idealstaat einzufügen trachtete, um selben zu festigen. Die Christen selbst verfolgte er nicht, untersagte ihnen aber in komischer Weise das Lesen der heidnischen Schriftsteller und sorgte somit selbst für das „Seelenheil" Derer, deren Religion er verachtete. Dies bedeckte sein Werk mit dem Fluche der Lächerlichkeit, auch wenn dasselbe nicht an sich schon naiv und kindisch gewesen wäre. Sein Fall im Kriege gegen die Perser, welche den eifrigen Christen „Engel" waren, vereitelte seine Bestrebungen und begrub seine mit großem Aufwande von Retorik verfaßten (griechischen) Schriften. Nach ihm traten die konstantinischen Anordnungen wieder in Kraft.

In seiner innern Entwickelung zeigte das Christentum in der Zeit der Verfolgungen und auch geraume Zeit nachher noch manigfache Verquickungen mit den antiken und selbst mit heidnisch-orientalischen Religionsformen und hatte sich daher immer noch nicht auf eigene Füße gestellt.

Die erste Erscheinung dieser Art ist die Gnosis, welche das Christentum den Ideen der griechischen, besonders platonischen Philosophie dienstbar zu machen suchte. Die Gnostiker vermischten diese beiden Elemente überdies mit jüdischer Theologie und orientalischer Theosophie zu einem allegorischen System. Der Grundcharakter der Gnosis

ist dualistisch*). Geist und Materie stehen im vollsten Gegensatze; ersterer ist das Princip des Lichtes und des Guten, letztere der Finsterniß und des Bösen. Auch wird der höchste Gott von dem Weltschöpfer, Demiurgos getrennt. Letztern vermengten die Gnostiker mit dem jüdischen Gotte und gaben ihm als Wirkungskreis das zwischen dem Geist und der Materie stehende und beide verbindende psychische Princip und als Umgebung die Dämonen. Der oberste Gott dagegen war ihnen Der, welcher als Christus auf und in Jesus, der als reiner Mensch galt, herabstieg. Des Letztern Tod führten der Demiurg und die Dämonen aus Eifersucht herbei. Die namhaftesten Gnostiker waren: der Judenchrist Kerinthos, dann am Anfange des zweiten Jahrhunderts Basilides und Valentin aus Alexandria und Markion aus Sinope. Unter den verschiedenen Sekten, in welche sich die Gnostiker theilten, ist die der Ophiten (Schlangenbrüder) bemerkenswert, denen die Schlange der Sündenfallsage als Sinnbild ihres höhern Wissens galt und an die Stelle des Logos oder Sohnes trat. Eine andere Sekte, die der Doketen, behauptete, daß Christus überhaupt nicht in leiblicher Gestalt erschienen und der Leib Jesu blos eine Vorstellung gewesen. In dieser barocken Weise bewegten sich auch die übrigen gnostischen Sekten und verirrten sich in die abgeschmacktesten Wahngebilde, die sich bald mehr dem Heiden-, Juden- oder Christentum näherten, bald alle möglichen Standpunkte durcheinander warfen.

Wie die Gnosis ihre Aufmerksamkeit mehr dem Ursprung, so widmete der Montanismus die seinige mehr dem Ende der Dinge und beschränkte sich auf die jüdische Messiasidee, statt sich in philosophische Fernen zu verlieren. Die Montanisten, die um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, unbekannt von wem gegründet, in Phrygien auftauchten, glaubten an die Wiederkunft Jesu und wußten den Ort, wo das himmlische Jerusalem herabkommen werde. Auch ergaben sie sich ekstatischen und profetischen Überschwenglichkeiten, worin sie der heilige Geist, bei ihnen Paraklet genannt, leitete und sie auf die letzten Dinge vorbereitete.

Abstrakter jüdischer Monotheismus beseelte die Sekte der Monarchianer, welche daher den Sohn als absolut Eines mit dem Vater, nicht als von ihm ausgehend erklärten. Praxeas, ihr bedeutendster Lehrer, unterschied das Göttliche und Menschliche in Christus nur wie Geist und Fleisch. Noetos aus Smyrna näherte sich mehr einer pantheistischen Richtung, und Sabellius bereitete in seiner Lehre von der Trias: Vater, Logos und Sohn die Trinitätslehre vor.

Zur Zeit Kaiser Julians versuchte Synesios von Kyrene wieder eine Verbindung von Platonismus und Christentum, indem er als

*) Baur, Gesch. der christl. Kirche I. S. 183.

Bischof sich nicht scheute, dieselbe Sonne als Quell des Lichtes zu preisen, welche der „apostatische" Imperator an die Spitze seiner Götterwelt gestellt hatte. Ähnliches versuchte Dionysios der Areopagit.

Noch eigentümlicher als die sich durch die Entstehungsgeschichte des Christentums von selbst darbietende Verknüpfung desselben mit Juden- oder Heidentum war diejenige mit der zoroastrischen Lehre im Manichäismus. Derselbe beruhte auf dem parsischen Dualismus, erhob seinen Stifter Mani oder Manes (aus Hamadan stammend, geb. 214 bei Ktesiphon, 274 auf Befehl des Sassaniden Bahram hingerichtet) über Christus und erblickte in ihm den Paraklet. Entschieden verworfen wurde alles Jüdische, wie auch die objektive Wahrheit der evangelischen Geschichte; der Lichtgeist Christus hatte seinen Sitz in Sonne und Mond, den reinsten Lichtwesen. Diese Lehre verbreitete sich aus Vorderasien fast über das gesammte römische Reich; je weiter sie jedoch nach Westen vordrang, um so mehr näherte sie sich dem wirklichen Christentum. In Mitte des fünften Jahrhunderts wurden die Manichäer in Italien durch Kaiser und Papst unterdrückt und verschwanden nach einigen Versuchen des Wiederauflebens. Verwandt mit dieser Sekte und zugleich mit den Gnostikern waren die Priscillianisten; sie verwarfen die Ehe und den Fleischgenuß und ihnen wie den Manichäern wurden obscöne Mysterien schuld gegeben. Aus diesen Richtungen entwickelte sich von da an mächtig die Lehre vom Teufel und wurde durch sie großgezogen.

Den Sekten gegenüber bildete sich die höhere Einheit der „katholischen Kirche" aus. Nur nach und nach stärkte sie sich durch Ausstoßen der dem Christentum fremden Elemente. Bald im Kampfe mit den Sekten, bald mit ihnen in Berührung tretend, nahm sie manches an, was den Stiftern der Kirche unbekannt gewesen; das nachherige kirchliche Dogma rekrutirte sich in eklektischer Weise aus den Zeughäusern der Sekten. Die ersten Kirchenväter, Clemens von Alexandria (190 dort Presbyter) und sein Schüler Origenes (geb. 185 zu Alexandria, unter Decius gemartert, gest. 254 zu Tyros) standen der Gnosis noch ziemlich nahe, wandten sich aber vom dogmatischen mehr dem ethischen Gebiete zu. Polemisch stellten sich dagegen zur Gnosis die abendländischen Kirchenväter Irenäus (177 Bischof von Lyon) und Tertullian (aus Karthago, gest. 220), indem sie ihr heidnischen Ursprung vorwarfen, mit Eifer für die materielle Wirklichkeit Jesu eintraten und den Demiurg zum Satan machten. Folgerichtig sagten sie sich von der Philosophie los, erklärten sie als unvereinbar mit dem Christentum und seither erhielten alle von der „rechtgläubigen" Ansicht abweichenden Lehren den Namen, welchen bei den Griechen die philosophischen Schulen führten: Häresien (αἵρεσις, d. h. Lehrart). Um nun entscheiden zu können, was orthodox und was häretisch war, mußte

die Autorität festgestellt werden, nach welcher sich diese Unterscheidung richtete. Tertullian stellte folgende drei die Rechtgläubigkeit der Meinungen beweisende Momente auf: 1. Ursprung von Christus, 2. Vermittlung durch die Apostel und 3. Übereinstimmung der Gemeinden. Diese Momente zu überwachen und über sie zu entscheiden, mußte es aber bestimmte Organe geben, und das wurden die Bischöfe (ἐπίσκοποι, d. h. Aufseher), früher gleich den Ältesten (πρεσβύτεροι), höhere Beamte der unabhängigen Gemeinden, wie die Helfer (διάκονοι), niedere solche. Nach und nach wurden die Bischöfe die Ersten unter den Presbytern und damit war seit dem vierten Jahrhundert die Entwickelung eines abgesonderten Rangstufensystems (κλῆρος) von geistlichen Personen begonnen, welche Hand in Hand mit dem Verluste der Gemeinde-Autonomie ging und die Grundlage der christlichen Hierarchie wurde, die nicht mehr dem hier zu schildernden Kulturkreise angehört.

Soweit hatte sich die christliche Kirche im Kampfe mit nichtchristlichen Elementen (jüdischen, griechisch-heidnischen und parsischen) entwickelt, bis sie endlich, zu der Zeit, wo die Verfolgungen von Seite heidnischer Staatsgewalt aufhörten und ihr Glaube Staatsreligion wurde, auf das Christentum, d. h. auf das, was nach der Schrift und Überlieferung des Neuen Bundes als christlich galt, allein gestellt war. Das war neben dem Verfall der antiken Kunst und Wissenschaft (oben S. 505 und 529) und dem Aufhören der Einheit wie des alten Sitzes des römischen Reiches (S. 470) ein weiteres Anzeichen, daß die eigentümliche Kultur Griechenlands und Roms ihrem Untergange nahe war. Nur ein Moment derselben fristete noch in schwächlicher Weise das Leben und hatte sogar, wie wir gesehen, dem Christentum von seinen zweifelhaften Schätzen mitgetheilt, die Philosophie der neuplatonischen Schule. Es war die letzte Äußerung des antiken Geistes, der letzte mißlungene Versuch, mit der neuen Glaubensgemeinschaft der Christen zu wetteifern oder gar ihr den Rang abzulaufen. Die unselbständige, von angeblicher göttlicher Offenbarung abhängige Richtung dieser letzten Phase griechisch-antiken Forschens war jedoch der gegnerischen Seite im Charakter der Methode zu ähnlich, als daß ein niedergehender Stern mit einem kräftig aufstrebenden erfolgreich hätte kämpfen können.

B. Ausatmen des antiken Geistes.

Die Eklektiker und neuen Skeptiker (oben S. 533 ff.) hatten keinen neuen Weg in der Forschung nach dem Wahren gefunden, sondern sich an früheren Systemen festgehalten; die ihnen folgenden Neupythagoreer sammt den jüdisch-griechischen Philosophen suchten ihren Halt, welchen bei dem religiös-sehnsüchtigen Charakter der Zeit die Natur und der

Mensch nicht mehr boten, in göttlicher Offenbarung, doch ohne eines selbständigen Gedankensystems fähig zu sein. Ein solches in der angegebenen neuen Richtung war bezeichnender Weise einer Zeit vorbehalten, wo die antike Welt bereits mit einer neuen, sie schließlich überwindenden kämpfte und keine andere Parole mehr auszugeben hatte als gleich der letztern eine religiöse. Es war dies das neuplatonische System, das letzte der griechischen Philosophie, zeitgenössisch mit den christlichen Gnostikern, mit denen es in manigfache Beziehungen trat; es war der Versuch, die griechische Kultur, die durch christliche Religiosität bedroht wurde, durch heidnische Gläubigkeit zu retten. Als Stifter der Schule gilt Ammonios Sakkas aus Alexandria, geborener Christ, aber zum Heidentum zurückgetreten, dem die Vereinigung der Lehren des Aristoteles und Platon zugeschrieben wird, worauf die neue Schule hauptsächlich beruhte. Mehr spricht jedoch dafür, daß des Ammonios Schüler Plotinos der Vater der Schule ist. Derselbe lebte 205—270, war aus Lykopolis in Ägypten, studirte in Alexandria und begab sich, nachdem sein Versuch, Persien und Indien zu sehen, mißglückt war, in seinem vierzigsten Jahre nach Rom, wo er als Lehrer wirkte, von Kaisern und Kaiserinnen bewundert wurde und sich zuletzt auf einen Landsitz in Campanien zurückzog.

Plotin's Lehre geht gleich den Mysterien von der Sehnsucht nach Vereinigung mit der Gottheit aus. Von vorne herein nimmt sie, ohne dies nur beweisen zu wollen, die völlige Trennung der übersinnlichen und der erscheinenden Welt an. Die übersinnliche Welt zerfällt wieder in drei Stufen, das Urwesen oder die Gottheit, das Denken (νοῦς) mit den Gedanken, in die es sich zerlegt, und die Seele oder Weltseele. Die Gottheit ist unbegrenzt, unendlich und gestaltlos, ohne andere Eigenschaften, ohne Willen, Thätigkeit und Selbstbewußtsein. Sie ist das Erste und das Gute, die erste Ursache aller Dinge und das Ziel ihres Strebens. Zwischen ihr und dem Endlichen besteht eine Stufenreihe von Zuständen, unter denen immer die höhere Stufe auf die niedere wirkt und für sie die Gegenwart des Göttlichen vermittelt. In der Weltseele sind die besonderen Seelen enthalten. Die Körperwelt aber ist nicht wirklich, sondern nur möglich, ein schwaches Scheinbild des wahren Seins; sie ist überdies das Böse und durch Verbindung seelischer Kräfte mit ihr entsteht die Erscheinungswelt, ein Abbild der übersinnlichen. Entstanden ist die Welt nicht durch bewußte Schöpfung, sondern durch Naturnotwendigkeit, indem die Seelen nicht anders konnten, als den bildungsbedürftigen Stoff gestalten. Das Ganze der Welt preist Plotin begeistert als vollkommen und schön, namentlich im Gegensatze zu der Weltverachtung der Gnostiker; denn was von Gott hervorgebracht ist, muß vollkommen sein. Besonderes Gewicht legt er auch auf den Glauben, daß Alles in der Welt von der Vorsehung der Gottheit geleitet

werde, jedoch nur mit Bezug auf die Stufenfolge der Wesen, nicht auf die einzelnen Angelegenheiten derselben. Er rechtfertigt auch das Übel und behauptet dessen Notwendigkeit. Die Gestirne sind wie bei Platon sichtbare Götter und bestimmen das Schicksal der Menschen, womit er die Astrologie rechtfertigt; nach ihnen kommen im Range die Dämonen. Auch die Erde, Pflanzen und Thiere haben Seelen. Die Menschenseelen bestehen schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper; in letzterm sind sie die wirkende Kraft; nach dem Tode kehren sie in die übersinnliche Welt zurück, wandern aber, wenn sie sich von der Anhänglichkeit an die Sinnenwelt nicht befreit haben, in andere Körper, durchmessen so die ganze Welt und werden, wenn sie schlecht sind, auch in Thier- und Pflanzenleiber gebannt. Ausgezeichnete Seelen dagegen werden in den Himmel aufgenommen und auf die Gestirne versetzt, je nach ihren Lebensrichtungen. Ähnlich wie Philon sieht Plotin das letzte Ziel der Philosophie in Anschauung des Göttlichen, was die Seele in der Ekstase erreicht, wo sie erkennt, „daß sie Gott ist". Plotinos litt selbst an Ekstasen und konnte daher aus eigener Erfahrung sprechen. Obschon er indessen nur eine Gottheit (Uranos) als Urwesen annimmt, so gibt es für ihn doch eine Mehrheit von Göttern, wozu der absolute Gedanke (Kronos), die Weltseele (Zeus), die Gestirne u. s. w. gehören. Nach denselben deutet er die griechische Mythologie mit großer Freiheit um. Eine große Rolle spielt bei ihm auch die Magie, zu welcher er die ganze Kette des Naturzusammenhangs, sowie aller Seelenthätigkeit rechnet, auch das Gebet, die Kunst, die Sympathien, die Triebe u. s. w., und ebenso die Weissagung, so daß er den abergläubigen Neigungen seiner Zeit einen gehörigen Tribut bezahlte.

Die bekanntesten Schüler Plotins sind der Römer Amelius und der Christenfeind Porphyrios (oben S. 560) aus Tyros (232 oder 233 bis um 300), der in Rom, besonders aber in Sicilien lebte; er verwarf den Fleischgenuß und alle Affekte; auf den Kult gab er nicht viel, sondern erklärte das fromme Leben für den besten solchen; von den Dämonen stellte er eine völlige Hierarchie auf.

Des Porphyrios bedeutendster Schüler war Jamblichos aus Chalkis in Koilesyrien (lebte meist in Syrien und starb 330). In der Schule hieß er „der Göttliche"; denn er trieb die religiöse Richtung noch mehr auf die Spitze als seine Vorgänger und beschäftigte sich vorzüglich mit der Eintheilung der Götter, Dämonen und Seelen, Deutung der Mythen, Symbolik der Zahlen, Seelenwanderung u. s. w. Aus seiner Schule stammt die Schrift „von den Mysterien", welche die heidnische Mystik jener Zeit in ein den menschlichen Geist wenig ehrendes System bringt. Unter vielen Anderen zählte auch der Kaiser Julian der „Apostat" zu des Jamblichos Anhängern. In der neuplatonischen Schule zu Alexandria erregte die geistvolle Hypatia Aufsehen, von

deren Lehren wir weniger wissen, als von dem traurigen Schicksal, das ihr 415 wegen ihres Wirkens für die Sache griechischer Philosophie ein sich christlich nennender Pöbelhaufe bereitete, der sie, aufgehetzt durch den fanatischen Bischof Kyrillos, auf der Straße überfiel, in eine Kirche schleppte und da lebendig zerriß. Der Bischof Synesios dagegen (oben S. 564) verehrte sie als Mutter, Schwester und Lehrerin.

Seit Julians Tod war für die Philosophie nichts mehr zu hoffen, auch wenn sie noch lebensfähig und nicht bereits in Aberglauben und Mystik versunken gewesen wäre. Athen war noch einer ihrer letzten Zufluchtorte, und zwar ein sehr unsicherer, namentlich seit Kaiser Theodosios fanatisch gegen alle Reste griechischer Kultur wütete. Dort lehrte der Neuplatoniker Proklos, aus Xanthos in Lykien stammend, geb. 410 in Konstantinopel, gest. 485 in Athen. Ein eifriger Verfechter des altgriechischen Glaubens, was damals bereits großen Mutes bedurfte, ein Mystiker, der alle Mysterien durchmachte, ein Asket, der sich der Ehe und des Fleisches enthielt, ein Dichter, der die nahezu abgeschafften Götter besang, auch Ekstatiker, Mantiker und Magier, ist er ein merkwürdiger Vertreter der sterbenden griechischen Philosophie, und zwar ihres letzten Stadiums, das nur noch christlich zu werden brauchte, um vollständig in der mittelalterlichen Scholastik aufzugehen. Unter seinen Schülern ist zu erwähnen Damaskios aus Damask, Lehrer in Athen, von wo er nach Schließung der Schule unter Justinian (529), der das Vermögen der platonischen Schule einzog, mit den übrigen letzten heidnischen Philosophen nach Persien ging, wo ihnen der Sassanide Khosru Nuschirwan, ein Freund griechischer Bildung, eine Zuflucht öffnete. Doch hielten sie es unter den Barbaren nicht lange aus und kehrten unter Zusicherung der Gewissensfreiheit nach Athen zurück; doch die Schule blieb geschlossen. Noch in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebten in Athen und Alexandria heidnische Philosophen; im Westen war der letzte Vertreter dieser Richtung (wenn auch vielleicht dem Namen nach Christ) Severinus Boethius, geb. 480 zu Rom, Inhaber hoher Ämter unter Theodorich, bei diesem aber von Feinden verleumdet und 524 oder 525 hingerichtet. Sein System war eine Verbindung des platonischen und aristotelischen und seine im Kerker verfaßte Schrift „von der Tröstung der Philosophie“ ein würdigerer Schlußstein der antiken Weisheit als die Mystik der Neuplatoniker.

So hatte die antike oder klassische Kultur, die der Hellenen und Römer, ihren Untergang gefunden. Aus kleinen Anfängen in Hellas dies- und jenseit des ägeischen Meeres haben wir ihren unwiderstehlichen Fortschritt verfolgt, erst über das zerstreute Reich der griechischen Kolonien, dann mit Hilfe der Waffen Alexanders und seiner Nachfolger über das Morgenland und bis zum indischen Ocean, wo ihr die alten Civilisationen dortiger Reiche das Feld räumen mußten, und endlich mit

Hilfe der römischen Waffen über das ungeheure Gebiet rings um das Mittelmeer, ja bis zum atlantischen Ocean. Wir haben gesehen, wie das Mittel, das ihre Verbreitung beförderte, die Eroberungssucht, zugleich auch die Keime zu ihrem Zerfall enthielt, indem Unterdrückung den Charakter sowol der Herrschenden als der Beherrschten verschlechtert und daher auch die Anlagen zum geistigen Schaffen untergräbt. Es ist uns endlich bekannt geworden, wie die trostlosen politischen Zustände eine religiöse Sehnsucht wachrufen mußten und wie unter den verschiedenen Versuchen einer Befriedigung dieser Sehnsucht nicht diejenigen zur Wiederbelebung der alten Volksreligionen, sondern ausschließlich derjenige einer Vereinigung heidnischer und jüdischer Elemente der Frömmigkeit mit dem Streben nach Besserung des Loses der Unterdrückten sich eines Erfolges erfreuen konnte. Das Christentum, als neue Religion das Werk des griechisch gebildeten Juden Paulus, hatte das verlorene Zauberwort gefunden, welches die zerfallende gebildete Menschheit wieder zusammenführte und die wirkungslos gewordene antike Kultur vollends beseitigte. Wie in diese neue Gestaltung der Verhältnisse menschlicher Bildung Völker thätig und wirksam eingriffen, die vorher als Barbaren gegolten, und wie in Folge dieser Verknüpfung die Erziehung der Menschheit gleichsam von vorne wieder beginnen mußte, wie zugleich neue Gelüste nach Weltherrschaft von verschiedener Seite das begonnene Werk einer Befreiung der Unterdrückten vereitelten und neue Fesseln und Bande schufen, und wie am Ende zur Erreichung jenes hohen Zweckes kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als die zu Grabe getragene antike Kultur wieder zu Hilfe zu rufen, — das wird der nächste Band unseres Werkes, der die Kulturgeschichte des sog. Mittelalters erzählt, zu zeigen haben.

Stammtafel der Ptolemaier in Ägypten.

Lagos

Pt. Soter I.
306 † 284

Pt. Keraunos, Kön. v. Thrake u. Makedonien. | Pt. Philadelphos
285 † 247

Pt. Euergetes I.
247 † 222

Pt. Philopator
222 † 205

Pt. Epiphanes
205 † 181

Pt. Philometor 181 † 146 | Pt. Euergetes II. Physkon 146 † 117

Pt. Apion, letzter Kön. v. Kyrene † 97 | Pt. Soter II. Lathuros 117—107 u. 89 † 82 | Pt. Alexandros I. 106 † 89

Pt. Auletes 55 † 52 | Pt., letzter Kön. v. Kypros † 57 | Pt. Alexandros II. 82 † 81

Pt. Dionysos † 48 | Pt. Neoteros † 44 | Kleopatra † 30

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.







